Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

University Library
064054495

Digitized by Google

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUE REVUE

ERSTER JAHR-GANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ZWEITES NOVEMBERHEFT

B

1902

1907

Digitized by Google

Bezugsbedingungen:

Das einzelne Heft	M. 1.00.	(Kr. 1.2
Abonnement für November und Dezember 1907 (4 Hefte) . .	M. 3.75.	(Kr. 4.4
Quartalsabonnement (6 Hefte) Januar 1908 beginnend . . .	M. 5.50.	(Kr. 6.

Manuskriptsendungen

an die Redaktion der „NEUEN REVUE", Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 3

Ostende * Belgien

Die Königin der Seebäder.

Der schönste Kursaal der Welt. Symphonie-Kapelle ersten Ranges (150 Künstler).

Täglich **zwei Symphoniekonzerte** unter Mitwirkung von Sängerinnen und Sängern der ersten Bühnen Europas.

Orgel-Konzerte. **Soirées dansantes.**

Im Kgl. Theater — großartiger Neubau — gibt eine Truppe ausgewählter Künstler I. Ranges allabendlich Vorstellungen auf dem Gebiete der Oper, Operette, großen Ausstattungsstücke, Lustspiele etc.

Jeder Sport hat in Ostende seine Heimstätte:

Pferde-Rennen (800000 Frcs. an Preisen), Taubenschießen, Polo, Golf, Lawn-Tennis, Segel-, Ruder- und Motorbootregatten, Automobil-Rennen etc. etc.

Jährlich eine Million Besucher. Vom 1. Oktober ab Wintersaison.

Eine neue epochemachende wissenschaftliche Errungenschaft, ein Vorbeugungsmittel gegen infektiöse Krankheiten bei Epidemien u. s. w. ist

Formamint

Es gewährleistet sicheren Schutz

gegen

gegen Ansteckung, indem es die Krankheitserreger, die

Bakterien

vernichtet. Von hervorragenden Aerzten glänzend begutachtet und erprobt, insbesondere auch bei Hals- und Rachenerkrankungen. Bequemer in der Anwendung und zuverlässiger in der Wirkung als Gurgelwasser. — Erhältl. in den Apotheken à Fl. von 30 Tabletten 1,75 M. — Broschüre gratis von BAUER & CIE., BERLIN SW. 48.

Digitized by Google

(1 00)

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES NOVEMBERHEFT. 1907.

INHALT:

Seite

Ein deutscher Kaufmann in Südwest-Afrika 90

Heinrich Friedjung, Die Jugend Kaiser Franz Josefs 94

Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne, Der Niedergang von Frankreichs Wehrmacht (Schluß) 99

Graf E. zu Reventlow, Was muß und was kann der Küstenschutz? 105

Heinrich Mann, Die Branzilla (Schluß) 114

Wilhelm Cremer, Das Menschenmaterial der Fremdenlegion 125

Paul Wiegler, Walpole 130

Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte, Roman. Fortsetzung) . 139

Richard Batka, Der lustige Mozart 152

Rundschau:

Pluto, Finanzpolitische Rundschau 156

Zwei Briefe des Freiherrn vom Stein 159

Eduard Goldbeck, Politische Glossen 160

Hans Landsberg, „Das Büchlein von Goethe“ 161

Egon Friedell, Was man unter populärer Naturwissenschaft versteht 162

Generalmajor C. v. Zepelin über Kentaro Kaneko 163

Revue der Revuen 164

Neue Bücher 167

Ein unbekanntes Quartett von W. A. Mozart, Notenbeilage 169

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue

Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.

Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung.

Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange.

London W. C. 16 John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

Digitized by Google

Ein deutscher Kaufmann in Südwest-Afrika.

Wir veröffentlichen hier einen Brief, den uns ein Kaufmann aus Deutsch-Südwest-Afrika geschrieben hat, ein tatkräftiger Kolonist, der seit $2^1/_2$ Jahren in der Kolonie lebt und sich dort durch fleißige Arbeit auf gesunder Grundlage eine Existenz geschaffen hat. Er hat das Land lieb gewonnen und will jetzt auch seine Familie dort dauernd ansiedeln. Dieser Kaufmann, der oft Reisen in die einzelnen Orte und ins Innere des Landes unternehmen muß, der von früherem Aufenthalt auch das englische Südafrika kennt, und den sein Beruf in regelmäßigen Verkehr mit den Behörden, mit den anderen Kolonisten und mit den Eingeborenen bringt, hat in seiner schlichten Art manches Beachtenswerte zu sagen.

Lüderitzbucht, Ende September 1907.

Wie ganz anders sieht es hier heute aus, als noch vor zwei Jahren! Als ich im April 1905 hier ankam, gab es hier etwa 50 Ansiedler, die in 10 Häusern lebten, heute gibt es hier mehrere tausend Ansiedler in wohl über 150 Häusern. Die Soldaten zähle ich dabei nicht mit. Auch die andern Siedlungen, Swakopmund, Windhuk, Ketmanshoop, sind während des Aufstandes außerordentlich gewachsen. Seitdem der Krieg beendet ist, finden sich auch auf dem Lande die Ansiedler nach und nach wieder ein. Interessant ist es zu beobachten, wie auf der neuen Bahnstrecke Lüderitzbucht—Aus (Kubub)—Ketmanshoop neue Orte entstehen, wo immer der Bahnbau die Ingenieure und Arbeiter längere Zeit in Anspruch nimmt und überall, wo Stationen errichtet werden. So ist z. B. Aus, die Endstation der zuerst vom Reichstag bewilligten Strecke, heute beinahe so groß und bevölkert wie Lüderitzbucht, wird aber wohl wieder sehr zusammenschmelzen, sobald die Baugesellschaft (Lenz & Co.) ihren Betrieb weiter verlegen wird.

Die Lebensweise der Kolonisten ist ihrer Beschäftigung und ihrem Berufe entsprechend eine sehr verschiedenartige. Nachdem an den meisten Orten bessere Verbindungen geschaffen und der Dampferverkehr nach Hamburg einerseits und nach der Kapkolonie anderseits viel lebhafter geworden ist, kann man an Lebensmitteln beinahe alles bekommen, was man will. Im Norden wächst ja alles — Gemüse, Früchte, Kartoffeln — der Süden wird ausgiebig von der Kapkolonie mit dem Nötigen versorgt. Während wir vor zwei Jahren noch fast ausschließlich und bis zum Überdruß von Konserven leben mußten, braucht man jetzt zu diesen nur noch in geringem Maße seine Zuflucht zu nehmen. Nichts steht im Wege, europäische Familien hier anzusiedeln. Natürlich müssen diese ihre Lebensweise den neuen Verhältnissen anpassen und auf manchen Komfort, leider auch fast gänzlich auf künstlerische Anregungen verzichten lernen. Man könnte ihnen nach vielen Richtungen den Aufenthalt behaglicher machen, durch Verbesserung der Wege, Straßenbeleuchtung, Errichtung von Schulen, Kranken-

Digitized by Google

häusern usw. Aber dazu gehört Geld, und dieses müßte vorderhand von drüben, von der Heimat gewährt werden.

Erst seit einiger Zeit sehen die Behörden darauf, daß möglichst massive Häuser gebaut werden und erteilen billige Ländereien, Lizenzen usw. nur unter dieser Bedingung; bisher hatte man bloß Wellblechhäuser, größtenteils innen mit Holz verschalt, die natürlich billiger und leichter transportabel sind. Bei den hier herrschenden noch unklaren Verhältnissen hatte bisher jeder die wohlfeilere Bauart vorgezogen. Hier in Lüderitzbucht hatten nur die Woermann-Linie, die Deutsche Afrika-Bank und vier bis fünf Privatleute massive Gebäude. Doch gewähren auch Wellblechhäuser genügenden Schutz gegen die Unbilden der Witterung.

Der allgemeine Gesundheitszustand hat sich bedeutend gebessert, es wird im allgemeinen sehr auf Reinlichkeit — auch unter den Eingeborenen — gehalten. Um eine Vorstellung davon zu geben, welche Opfer das vom Einzelnen erheischt, führe ich an, daß mich z. B. bloß die Abfuhr jährlich ungefähr achthundert Mark kostet, und dabei ist mein Hausstand nur klein! In der englischen Kapkolonie hilft sich in sanitären Angelegenheiten jeder selbst und wartet nicht so zuversichtlich auf die Regierung. Der Deutsche ist nun einmal ein viel folgsamerer Untertan als der Engländer und verläßt sich darum auch mehr auf die Behörden.

Bisher gibt es, soviel ich weiß, noch keine kommunalen Einrichtungen; allerdings sind solche geplant. Vorläufig gebietet in jedem Bezirk ein sogenannter Bezirkschef, — Regierungsassessoren usw. — der oberste Polizeigewalt hat. Während des Aufstandes war das Militärkommando eine Art Nebenregierung, doch ist dieser Zustand glücklicherweise nun zu Ende. In größeren Plätzen existieren Bürgervereine, welche die Wünsche der Bevölkerung den Behörden gegenüber zum Ausdruck bringen und gleichzeitig die Begründung einer Kommune vorbereiten. Aus eigener Initiative könnten ja die Kolonisten viel tun. Aber es herrscht hier fast überall wenig Einigkeit und noch weniger Opferfreudigkeit, im wesentlichen lebt jeder nur für seine eigenen Interessen, und es gibt herzlich wenig Leute, die eine Mark zu einer Laterne beisteuern würden, damit der Nachbar etwas besser sehen kann und nachts nicht über eine Klippe stolpert. Das Einvernehmen unter den Kolonisten in den größeren Ansiedlungen läßt überhaupt viel zu wünschen übrig. Das erklärt sich schon aus dem Zusammenströmen zweifelhafter Elemente, das in den größeren Ortschaften kaum zu verhindern ist. Dagegen herrscht unter den Farmern nach meinen Beobachtungen große Einigkeit und ein lebhaftes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Sehr unangenehm empfindet man das Fehlen eines praktischen Arztes. Man ist hier nur auf Militärärzte angewiesen und muß zusehen, ob sie gerade für einen kranken Zivilisten Zeit haben. Die Bevölkerung ist ihnen zu Dank verpflichtet und hat im allgemeinen keinen Grund, sich über sie zu beklagen. Aber die Ärztenot hat traurige Zustände zur Folge gehabt. Gar mancher könnte noch leben, der keine rechtzeitige oder

DT12
.G7835
(RECAP)
ANNEX A
Digitized by Google

keine genügende ärztliche Behandlung gefunden hat. Ich kann es gar nicht begreifen, daß z. B. nach Lüderitzbucht noch kein deutscher Arzt gezogen ist, der hier sicher ein nach europäischen Begriffen glänzendes Einkommen haben würde.

Das Entgegenkommen der Behörden gegenüber den Ansiedlern muß ich als gering bezeichnen. Dagegen sei es mit Dank hervorgehoben, daß die Behörden jetzt der deutschen Kolonialgesellschaft entgegenarbeiten, die nach meiner Überzeugung einen Nachteil für die Kolonie bedeutet. Die Tätigkeit dieser Gesellschaft bedürfte einer scharfen Beleuchtung. Die Rechtsverhältnisse sind jetzt befriedigend. Nur sind in einzelnen Fällen die Beamten sehr überlastet, wodurch Streitigkeiten oft ungebührlich in die Länge gezogen werden. Um die öffentliche Sicherheit ist es gut bestellt, natürlich darf man auf unsere afrikanischen Zustände nicht den Maßstab der Heimat anwenden. So sicher wie in einer wohlgeordneten deutschen Stadt kann man hier begreiflicherweise nicht leben. Während des Aufstands hat sich hier — wie immer in ähnlichen Fällen — ein buntes Gesindel zusammengefunden, dessen Treiben nicht eben sehr erfreulich war. Seitdem wieder normale Verhältnisse eingetreten sind, schwindet diese internationale Horde von Desperados, von Engländern, Italienern, Portugiesen und auch deutschen Landsleuten, die daheim gescheitert waren, immer mehr. Eine Beschwerde möchte ich nicht unterdrücken: Zu rügen ist der Leichtsinn, mit dem hier Dynamitsprengungen vorgenommen werden. In früherer Zeit wurden wenigstens die nächsten Anwohner rechtzeitig gewarnt. Jetzt aber sprengt man ohne vorherige Ankündigung immerwährend und überall drauf los, so daß Steine und ganze Klippen hin- und herfliegen. Es ist ein Wunder, daß nicht öfter ein schweres Unglück passiert.

Die Schiffsverbindungen sind entsprechend gut, und ich kann in das Geschimpfe gegen die Woermann-Linie nicht miteinstimmen. Hat sie in der Zeit, da sie ohne Konkurrenz war, wie jeder Kaufmann die Konjunktur ausgenützt und hohe Preise diktiert, so sucht sie jetzt Schritt zu halten und kommt den Kaufleuten entgegen. Auch die Leistungsfähigkeit der Post ist anzuerkennen, doch fehlt es auch hier wie beim Gericht an ausreichenden Arbeitskräften, und wir haben es so manches Mal erlebt, daß Postschluß für ausgehende Einschreibsendungen und Ähnliches zu einer Stunde angesagt war, wo das Postbureau wegen der Sortierung der neu angekommenen Post geschlossen war. Treu und Glauben im kaufmännischen Verkehr sind unter der deutschen Bevölkerung tadellos, dagegen sehr im argen bei den Buren und namentlich bei den eingewanderten russischen Juden, die geradezu als ein Unheil für die geschäftliche Entwicklung der Kolonie zu bezeichnen sind. Ich unterstreiche das Wort „russisch", um dieser Bemerkung jedes konfessionelle Nebenmotiv zu nehmen. Nie wird einer der russischen Juden hier ansässig werden und dem Lande Nutzen bringen; sobald sie das gewünschte Quantum zusammengerafft oder erspart haben, ziehen sie weiter. Die Kapkolonie hat uns fast keine englischen Ansiedler geliefert, wohl aber einen ganzen Schwarm dieser lästigen russischen Emigranten.

Digitized by Google

Über die Eingeborenen kann man wohl erst nach langem, eingehendem Studium ein abschließendes Urteil abgeben, zumal die einzelnen Stämme an Intelligenz und Charakter sehr verschieden sind. Am intelligentesten sind entschieden die Capeboys aus der Kapkolonie, also Kaffern; am stumpfsten sind die Hereros. Sie sind aber fleißig, während die geistig etwas regeren Hottentotten erzfaul sind. Sehr verwendbar sind die Kruboys aus der Republik Liberia, denen man hier oft begegnet und die als Koch- und Waschjungen sehr begehrt sind. Von den Eingeborenen unserer Kolonie habe ich bisher im unmittelbaren Verkehr nur Hottentotten, Hereros, Klippkaffern und auch einige Ovambos kennen gelernt. Die Frage, wie man die Eingeborenen behandeln und erziehen soll, ist am schwersten zu lösen. Auf keinen Fall kann man ihr mit Hilfe irgendeines bureaukratischen Schemas beikommen. Der Europäer, der mit ihnen, sei es als Vorgesetzter, als Arbeitgeber oder im Handelsverkehr zu tun hat, muß jeden Einzelnen individuell behandeln. Gerade wie man ein Kind nicht erziehen kann wie das andere, so ist es auch mit den Eingeborenen. Dem einen ein gutes Wort, dem andern den Stock. Leider aber wird vielfach beides falsch angewendet, und namentlich der letztere. Ebensowenig wie ich glaube, daß ein Wilder irgendwelches Verständnis für den Psalm hat, den er auswendig lernt, oder für das Vaterunser — dazu werden noch viele weitere Generationen gehören — ebensowenig wird er fortgebildet durch Schläge. Nach meinen wenigen Erfahrungen kommt man mit ihm am besten aus, wenn man dem Eingeborenen stets den Beweis liefert, daß wir ihm überlegen sind, daß es andere Lebenszwecke gibt als essen, trinken und sich herauszuputzen, und daß ihm durch Annehmen unserer Sitten und Gebräuche große Vorteile erwachsen. Die besten Kolonisatoren sind die Eisenbahn, der Telegraph und das Telephon — viel wirksamer als der Stock oder die Mission.

Musikalisch veranlagt sind fast alle Eingeborenen. Es ist eine wahre Freude für den Musikfreund, zu sehen, wie ein Kaffer eine Harmonika, Konzertina, Gitarre usw. behandelt, wie ein Hottentott die Mundharmonika spielt, und wie er beim Einkauf seines Instrumentes ganz genau weiß, was er will, und es auch zu beurteilen versteht. Der Händler, der einem Eingeborenen eine Harmonika verkaufen könnte, an der auch nur eine Stimme unrichtig ist, oder eine Gitarre, an der auch nur eine falsche Saite ist, müßte erst geboren werden.

Ebenso ausgeprägt ist der Schönheitssinn der Neger, natürlich entsprechend ihrer besonderen Geschmacksrichtung! Man versuche es einmal, einer Hottentottin oder einer Hererodame ein Stück bedruckten Stoffs zu verkaufen, an dem auch nur ein Pünktchen anders ist als das ihr vorschwebende Muster, oder ein Kopftuch, das einen Schein heller oder dunkler in der Farbe ist, oder gar eine ganz andere Farbe hat, als sie will! Moi kack (schön, nein) sagt sie immer wieder, bis sie das Richtige gefunden hat — oder sie läuft weg! Das zeugt doch von einem überaus lebendigen Farbensinn — sie kauft und trägt eben nur, was sie wirklich für schön hält. Die Neger kaufen die Ware für bares Geld, dessen Wert sie genau kennen, und kommen zu mir oft auch

Digitized by Google

weither aus dem Innern des Landes. Tauschhandel gibt es hier in Südwestafrika fast gar nicht; nur Vieh kommt als Tauschobjekt in Betracht.

Was die wirtschaftliche Zukunft Südwestafrikas betrifft, so ist zunächst vom Norden und vom Süden der Kolonie Gutes zu erwarten. Besonders der Norden mit seinem allerdings sehr schlechten Hafeneingang — Swakopmund — eröffnet der Landwirtschaft und Viehzucht günstige Aussichten, während der Süden sich wohl nur dann als rentabel erweisen wird, wenn die dort wahrscheinlich vorhandenen Mineralschätze gehoben werden können. Der Hafen des Südens — Lüderitzbucht — ist unvergleichlich besser als Swakopmund und wird jedenfalls später eine große Rolle spielen, wenn die Bahn nach Ketmanshoop, beziehungsweise von dort nach Warmbad fertig ist, und somit die Verbindung mit Rhodesien, Transvaal usw. hergestellt sein wird; im übrigen dürfte der Süden nur an vereinzelten Stellen für Schafzucht geeignet sein. Straußenzucht wäre wohl auch mit Erfolg zu betreiben, aber dazu gehört mehr Kapital und Geduld als vorläufig hier zu erwarten ist. Zur wirtschaftlichen Hebung des Schutzgebietes ist in erster Reihe erforderlich, daß ein größerer Zuzug kapitalkräftiger Farmer kommt, und daß man ferner nicht durch zu große Lasten, durch Zölle, Steuern usw. gleich zu Beginn die Kolonisten an ihrem Emporkommen hindert und ihren Tatendrang lähmt.

Sonst aber sind wir hier nicht zimperlich, vertragen manchen Stoß und setzen uns gern über manches Ungemach hinweg, denn wir glauben fest an die Zukunft dieses jungen und an hoffnungsvollen Keimen reichen deutschen Bodens und sehen mit Freuden, wie hier jeder neue Tag neues Wachstum fördert.

Die Jugend Kaiser Franz Josefs.

Von

Heinrich Friedjung.*)

Alle Güte der Erzherzogin Sophie, der Mutter Kaiser Franz Josefs, ihr ganzer Ehrgeiz strahlte in ihrer Fürsorge für die Erziehung und die Zukunft ihrer vier Söhne aus; die Liebe, die sie dafür von ihren Kindern, nicht zum wenigsten von Kaiser Franz Josef, erntete, waren der wohlverdiente Lohn. Ihr Ältester, geboren am 18. August 1830, ihr geliebter Franzi, war der Erbe des österreichischen Thrones, aber auch für ihren

*) Dr. Heinrich Friedjung, der berühmte Verfasser des „Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland", stellt uns folgenden Abschnitt aus seinem neuen Werke zur Verfügung, das die Geschichte der österreichischen Revolution und der ersten Regierungsjahre Kaiser Franz Josefs behandeln wird. Das Werk erscheint im Verlage von J. G. Cotta, Stuttgart.

Digitized by Google

Zweitgeborenen, Ferdinand Max, wünschte sie eine Krone, und sie stimmte lebhaft zu, als er sich zur Annahme der mexikanischen Kaiserkrone entschloß — trotz der Bedenken Kaiser Franz Josefs und entgegen den Ratschlägen des Ministers des Äußern, Grafen Rechberg. Seit dessen unglücklichem Ende lag der Schatten tiefer Trauer über dem Dasein seiner Mutter, die fünf Jahre später, 1872, aus dem Leben schied.

Die oberste Leitung der Erziehung des künftigen Kaisers von Österreich wie seiner zwei nächsten Brüder wurde dem Grafen Heinrich Bombelles anvertraut. Die Wahl des Ajo, so lautet sein altherkömmlicher Titel, ist aus mehreren Gründen auffallend; schon deshalb, weil er Franzose von Geburt war, wenn er auch schon in zarter Kindheit von seiner vor der Revolution flüchtenden Familie nach Österreich gebracht wurde. Sein Vater, der im königlichen Frankreich Gesandter in Lissabon und zuletzt in Venedig war, ging freiwillig in die Verbannung und war auch danach längere Zeit im Interesse der Bourbonen diplomatisch tätig, so in Petersburg. Dann lebte er mit seiner Familie in Österreich, wo seine treffliche Gattin 1800 starb, nachdem sie ihm fünf Söhne und eine Tochter geschenkt hatte. Darauf trat er in ein Kloster, wohin ihn nicht bloß sein inniger katholischer Sinn trieb, sondern auch die Sorge um das materielle Wohl seiner Familie; so konnte sein wenn auch geringes Vermögen ganz für die Erziehung seiner Kinder verwendet werden. Er erhielt bald darauf eine Pfarre in Preußisch-Schlesien; später kehrte er mit den Bourbonen nach Frankreich zurück, wurde zum Bischof von Amiens erhoben und starb als solcher im Jahre 1822. Seine Söhne traten alle in österreichische Dienste, der älteste, Louis Philipp, wurde Gesandter in Kopenhagen, der zweite fiel als Offizier im Kriege von 1805. Den beiden jüngeren wurden dank der Freundschaft der Familie mit dem Fürsten Metternich einflußreiche Stellungen am Hofe zuteil. Besonders merkwürdig war das Schicksal des Marquis Karl v. Bombelles, denn auf ihn fiel die Wahl Metternichs für eine der zartesten Missionen. Maria Louise hatte sich, wie man weiß, in zweiter Ehe mit dem Grafen Adam Neipperg vermählt, dem sie schon zu Lebzeiten Napoleons einen Sohn geboren hatte. Die zweite glückliche Ehe wurde 1829 durch den Tod des Gatten gelöst, der ihr ursprünglich als Obersthofmeister beigegeben worden war. Maria Louise war leicht bestimmbar, und am Hofe zu Wien mußte man dafür sorgen, daß die Witwe Napoleons wieder einen zuverlässigen Ratgeber und Lenker erhalte. Karl Bombelles schien dazu der richtige Mann, er wurde Obersthofmeister der Herzogin von Parma und damit der leitende Minister. Aber auch er gewann ihr Herz, und sie vermählte sich mit ihm 1834 in dritter geheimer Ehe. Er, der Sohn des Bischofs, gewann seine Gemahlin für den strengen Katholizismus, der auch ihn beseelte. Nach ihrem 1847 eingetretenen Tode lebte er bald zu Wien, bald zu Versailles und starb 1855.*)

*) Über die Familie Bombelles handeln die beiden Bücher des Grafen Fleury: „Angélique de Mackau et la cour de Madame Elisabeth" (Paris 1905) und „Les dernières années du marquis et de la marquise de Bombelles" (Paris 1906). Angélique von Mackau ist die spätere Marquise von Bombelles. Interessante Mitteilungen finden sich auch in dem Buche „Souvenirs de la baronne du Montet 1785—1866" (Paris 1904).

Digitized by Google

Dieser Familie nun gehörte Heinrich v. Bombelles an, der das uneingeschränkte Vertrauen Metternichs genoß und diesem Umstande seine Ernennung zum Erzieher des künftigen Herrschers verdankte. Als Bombelles 1850 starb, glaubte der Staatskanzler außer vielem anderen Rühmlichen nichts Höheres zu seinem Lobe sagen zu können als den Satz: „Ich rechne den Grafen Bombelles zu jener kleinen Anzahl von Menschen, die infolge ihrer angeborenen Meinung dachten, was ich dachte, sahen, was ich sah, und wollten, was ich wollte." Wenn sich dies wirklich so verhielt, woran kaum zu zweifeln ist, so muß Bombelles bloß ein Schatten des Staatskanzlers und ohne selbständige Meinung gewesen sein. Ungünstig lautet das Urteil Wessenbergs über ihn, der von ihm sagt, er sei durch nichts bemerkenswert gewesen als durch seine zur Schau getragene Frömmigkeit und durch seine Leidenschaft für die Jesuiten. An seiner religiösen Gesinnung nahm Erzherzogin Sophie gewiß keinen Anstoß; aber da auch sie nach Wessenbergs Zeugnis der Ansicht war, Bombelles wäre geistig der Aufgabe eines Prinzenerziehers nicht gewachsen, so widersetzte sie sich der von Metternich getroffenen Wahl, konnte aber gegen den Staatskanzler nicht durchdringen. Angesichts dieser gewichtigen Urteile wird man dem Lobe gegenüber, das Bombelles mitunter gezollt wird, recht vorsichtig sein müssen. So nennt ihn Helfert einen Mann „von ebenso vornehmer Gesinnung als feinen Formen, von vielseitigen Kenntnissen, von gereifter Einsicht und Erfahrung". Aber derselbe Historiker erzählt auch, daß bei der Auswahl der ersten Lehrer des Thronfolgers vielfach fehlgegriffen wurde; und hierfür war doch in erster Linie Bombelles verantwortlich. Bombelles begleitete die kaiserliche Familie auf ihrer Flucht nach Innsbruck und spielte hier eine wenig glückliche Rolle. Damals schrieb Metternich aus London an Kaiser Ferdinand einen Brief, in dem er ihm dringend empfahl, keine weiteren Konzessionen zu machen und sich ganz nach dem Rate des Grafen Bombelles zu richten. Dieser ging so vollständig auf die Ideen seines Meisters ein, daß er den Hof in bedenklichem Sinne beeinflußte; Wessenberg behauptet, er trage die Verantwortung für die leidenschaftliche Ansprache der Erzherzogin Sophie an die Wiener Deputation, durch die sie zu der sie verfolgenden Unpopularität den ersten Anstoß gab. Wessenberg, der um diese Zeit nach Innsbruck berufen wurde, um den Vorsitz in dem zu bildenden Ministerium zu übernehmen, setzte darauf auch die Entfernung des Grafen Bombelles vom Hofe durch, der seit dieser Zeit in den Hintergrund getreten ist.

Es ist das Verdienst der Erzherzogin Sophie, daß sie, allgemach bestimmter eingreifend, ihrerseits eine bessere Auswahl unter den zum Unterrichte des Thronfolgers berufenen Männern traf. Jeder ihrer Söhne hatte unter dem Ajo Grafen Bombelles einen Erzieher; der des Erzherzogs Franz Josef war Graf Coronini, ein ernster, pflichttreuer Offizier, der eher zur Strenge als zur Nachsicht neigte. Den Unterricht in den militärischen Fächern leitete Oberst v. Hauslab, ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, wie er nicht würdiger für diesen Beruf ausgesucht werden konnte, ein gründlicher Kenner und Sammler auf dem Felde der Geschichte und der Geographie des Krieges. Der tüchtige, praktische

Digitized by Google

Unterricht in allen Waffengattungen, der dem Erzherzog vom 13. Jahre an zuteil wurde, legte den Grund zu seiner Sachkenntnis auf diesem Gebiete. Ebenso gediegen war die Unterweisung in den naturgeschichtlichen und technologischen Fächern, die drei Professoren der Wiener Technik anvertraut wurde; ihr Bemühen war, ihrem Zögling Einblick in die Entwicklung der Industrie zu eröffnen.

Mit dem 16. Jahre kam der Zeitpunkt, in dem für den philosophischen und staatswissenschaftlichen Unterricht des Thronfolgers Sorge getragen werden mußte. Die Philosophie übernahm Abt Rauscher, von der Erzherzogin hierzu berufen, damals Direktor der Wiener orientalischen Akademie, später Erzbischof von Wien, wohl der hervorragendste unter allen Lehrern des Kaisers. Seine Grundsätze waren streng kirchlich, aber seine tiefe Kenntnis der philosophischen und theologischen Literatur, seine eindrucksvolle Rednergabe befruchteten den Geist seines Zöglings, der seinem Lehrer bis an dessen Tod hohe Schätzung bewahrte.

Wichtiger noch für den künftigen Herrscher war der Lehrgang in den Rechts- und politischen Wissenschaften. Es entsprach dem Geiste des Freundespaares Metternich und Bombelles, daß sie für diese Fächer den Hofrat Jarcke heranzogen, der an Stelle Gentz' in die Staatskanzlei berufen worden war; der Geist und die politische Beredsamkeit Gentz' waren jedoch auf diesen Westpreußen nicht übergegangen, wohl aber war er ein streitbarer Kämpe für Absolutismus und für die Herrschaft der Kirche, zumal seit seinem Übertritte zum Katholizismus. Schon hatte Jarcke den Lehrplan entworfen und der Unterricht war begonnen, als sich Bedenken gegen ihn geltend machten; insbesondere scheint Graf Coronini Einspruch erhoben zu haben, dessen geradem soldatischen Sinne der ultramontane Eiferer unsympathisch sein mochte. An Stelle Jarckes wurde der Staatsrat Pilgram zu Rate gezogen, ein erfahrener Beamter aus altösterreichischer Schule, der den Unterrichtsplan entwarf und die Lehrer auswählte. Es war schon bezeichnend, daß nicht Rauscher zum Lehrer des Kirchenrechts berufen wurde, obwohl das sein eigentliches Gebiet war, sondern der gemäßigtere Domherr Josef Columbus; von Rauscher war eben zu erwarten, daß er die damals in Österreich geltenden kirchenpolitischen Gesetze als beklagenswerte Verirrung hinstellen werde. Dafür hielt Rauscher seinem Zögling noch im Herbste vor seiner Thronbesteigung Vorträge über englische Verfassungsgeschichte. Zivil- und Strafrecht übernahm Lichtenfels, später Präsident des Staatsrates, ein Mann von hohem Verdienste; Fränzl und Leopold Neumann teilten sich in die politischen Wissenschaften.

Überblickt man diese Verhältnisse, so erhält man den Eindruck, daß von zwei Weltanschauungen der Kampf um die Seele des künftigen Herrschers geführt wurde. Metternich, Bombelles, Rauscher suchten ihn für ihr politisch-kirchliches System zu gewinnen, während die Beamten und Soldaten Pilgram und Lichtenfels, Coronini und Hauslab ihn auf die Würdigung moderner Lebensverhältnisse verwiesen. Keiner dieser letzteren gab sich als Anhänger der liberalen Doktrin; sie standen auf dem Boden des

Digitized by Google

alten Österreich, teils wie Lichtenfels mehr zu Josef II., oder wie Pilgram zu Franz II. neigend, vor allem bemüht, den Thronfolger nicht in Widerspruch mit den herrschenden Ideen der Zeit zu bringen. Es sind dies die Gegensätze, die das ganze Leben Kaiser Franz Josefs durchzogen und beherrschten. In seiner frühen Jugend drängte der Einfluß Metternichs jeden anderen zurück; später kamen indessen freiere Auffassungen zur Geltung. Diese letzteren haben auch in dem Herrscher dauernd überwogen.

Ein Bild Amerlings zeigt uns den Erzherzog Franz als ungewöhnlich schönen, blonden Knaben von sechs Jahren; gewinnend sind auch die Bilder des schlanken Jüngling aus der Zeit seiner Thronbesteigung. Früh zeigten sich die vorwaltenden Züge seines Charakters. Er war über seine Jahre ernst und gemessen, voll Pflichtgefühl in der Erfüllung dessen, was Eltern und Lehrer von ihm verlangten; im ganzen nüchtern und auf praktische Tätigkeit gerichtet; ohne lebhaftere Neigungen für wissenschaftliche oder künstlerische Ziele, wenn er auch in der Jugend ein gewandter Zeichner war; verständig und mit guter Auffassung wie mit glücklichem Gedächtnis ausgestattet, doch ohne ausgesprochene stärkere Eigenart. Als Oberst v. Hauslab den Unterricht des 13-jährigen Knaben übernahm, erschien er ihm in sich gekehrt, schweigsam, verschlossen. Das stach von der phantasievollen Art seines jüngeren Bruders Ferdinand Max ab, eines lebhaften, begabten, doch etwas zerfahrenen Naturells. Bei Erzherzog Franz löste sich bald die Verschlossenheit, die vielleicht nur der Herbheit seines Erziehers Coronini entsprach. Zum Jüngling herangewachsen gewann er etwas Freies, Frisches, er saß vortrefflich zu Pferde und zeigte bald die Sicherheit im Verkehr, die ihn immer auszeichnen sollte. Zum ersten Male erwies sich das, als er, noch nicht 17 Jahre alt, bei der Einsetzung des Erzherzogs Stephan zum Obergespan des Preßburger Komitats, diese Versammlung zu begrüßen hatte; auch im Lager Radetzkys, in dem er einige Wochen weilte, wobei er im Kampfe von St. Lucia stand, machte er einen gewinnenden Eindruck. Er erreichte früh die ihm beschiedene Reife, ohne sich in seinem Wesen später wesentlich zu ändern. Der ihm angeborene ruhige Takt und eine mit den Jahren steigende Würde waren eine glückliche Mitgift für den ihm durch das Schicksal vorgezeichneten Beruf.

Seine frühzeitige Erhebung auf den Thron war ebenso das Werk seiner Mutter wie der Gemahlin Kaiser Ferdinands, denen der Verzicht auf den Thron leichter fiel als ihren Gatten. Fürst Schwarzenberg teilte zwar schon Mitte November seinen Ministerkollegen mit, Kaiser Ferdinand sei endgültig zur Abdankung entschlossen; aber selbst diesem gutmütigen und dürftigen Menschenkinde auf dem Throne wurde es schwer, sich von dem Schattenbild der Macht zu trennen; während einiger Wochen, selbst noch am Tage vor der förmlichen Entsagung, schwankte er und sprach den Wunsch aus, zu bleiben. Größere Schwierigkeiten noch machte sein Bruder, und diesmal schien selbst der sonst nie versagende Einfluß seiner Gattin eine Grenze zu haben; Erzherzog Franz

Digitized by Google

Karl behauptete, er hege das große Bedenken, daß sein Vater mit seinem Verzichte nicht einverstanden wäre; mehrere Tage lang dauerte in seinem Innern der Kampf, bis er einmal die Vision zu haben glaubte, Kaiser Franz lege die Hand segnend auf das Haupt seines Enkels — dann erst wich er den Vorstellungen seiner Umgebung.

Der Niedergang von Frankreichs Wehrmacht.

Von

Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne.

(Schluß.)

Ich komme zu dem schwierigen Kapitel von dem moralischen Wert und der Disziplin im Heere. Da es sich hierbei um nicht meßbare Dinge handelt, so ist es schwer, das Fazit zu ziehen; immerhin liegen Tatsachen vor, an die man sich halten kann.

Daß der Franzose im allgemeinen vortreffliche militärische Eigenschaften besitzt, ist bekannt, dagegen muß entschieden der Legende von der höheren Intelligenz des französischen Soldaten entgegengetreten werden. Wer die französischen Bauern in den Norddepartements, in der Normandie und der Bretagne bei Gelegenheit des Feldzuges gesehen hat, wie sie in ihren Sabots stumpfsinnig vor den erkalteten Kaminen in ihren schlecht ausgestatteten oft unsauberen Häusern ohne Schmuck und Garten hinträumten, wird diesen Leuten, unter denen es noch jetzt nicht wenig Analphabeten gibt,*) eine besondere Intelligenz nicht zugestehen. Der Südfranzose ist lebhafter, gestikuliert und schwatzt viel. Wie in Frankreich, so gibt es auch in Deutschland Gegenden, deren Bevölkerung eine höhere Intelligenz besitzt und solche, wo der Gedankengang der Menschen schwerfälliger ist.

Daß die äußeren Formen der Unterordnung unter den Vorgesetzten in Frankreich weniger hervortreten als im deutschen Heere, soll als traditionelle Eigentümlichkeit nicht als ein die kriegerische Brauchbarkeit beeinträchtigender Mangel angesehen werden, aber die sich häufenden Vergehen gegen die Disziplin, ja die wiederholten Meutereien ganzer Truppenteile, von denen wir hören, können doch nicht, wie es der

---

*) Offiziell wird die Zahl der Analphabeten in Frankreich bei den Männern auf 4,3 %, bei den Frauen auf 6,3 % angegeben. — Dieser Feststellung liegt die Fähigkeit der Eheleute zugrunde, bei der Trauung ihren Namen zu schreiben, und der Rekruten, bei der Aushebung zu lesen. — Nach einer öffentlichen Erklärung des Ministers Briand beträgt aber die Zahl der „Unwissenden" 25—30 %. Das Gesetz über die allgemeine Schulpflicht steht, wie Georges Goyau in „L'École d'aujourdhui", Paris, Perrin nachweist, im wesentlichen auf dem Papier. — Nur in 14000 von 36000 Gemeinden bestehen die vorgeschriebenen Schulkommissionen. — Strafen wegen Schulversäumnissen wagt man — wieder aus Angst vor den Wählern — nicht zu verfügen. — Die Zahlen der fehlenden angemeldeten Schüler — zahlreiche Kinder werden nie angemeldet — schwankten bei einer Revision in den einzelnen Departements zwischen 16 und 49 %. (Nach der Kölnischen Volkszeitung.)

Digitized by Google

Verfasser des interessanten Buches „Frankreichs Schlachtschwert schartig zwar, doch scharf" tut, mit der Erklärung abgetan werden, daß es sich dabei nur um einige Wortführer handelt, denen sich in der leichten Erregbarkeit des französischen Temperaments hunderte von Soldaten anstandslos anschließen. Man kann doch auch nicht, wie wohl einzelne deutsche und auch französische Blätter es tun, ohne weiteres annehmen, daß, wenn es gegen den äußeren Feind ginge, derartige Dinge sich nicht ereignen würden, Rückschlüsse aus diesen Vorgängen auf die Kriegstüchtigkeit des Heeres also nicht ohne weiteres zu ziehen seien. Major Driant, der das Buch „Einem neuen Sedan entgegen" geschrieben hat und den Charakter seines Volkes doch kennen muß, kommt entgegengesetzt zu dem Schluß, daß die Verhetzungen des Heeres durch die Antimilitaristen, auf die die meisten Vergehen gegen die Disziplin zurückzuführen sind, unbedingt ihre Wirkung auf das Verhalten der Mannschaften, besonders in kritischen Lagen, üben werden. Die Achtung vor den Vorgesetzten wird systematisch untergraben, sie werden als Menschenschinder und Lumpen hingestellt, ja in dem Gesang der Internationale, den die meuternden Soldaten und häufig eingezogene Reservisten anstimmen, wird neben der Beschimpfung der französischen Fahne zur Ermordung der Vorgesetzten aufgefordert; mußte doch kürzlich selbst ein als Korporal zur Fahne berufener Lehrer wegen derartiger Beschimpfungen zur Rechenschaft gezogen werden, wobei er indessen seinen Rang behielt.

Wenn man schon im Feldzuge von 1870/71 nach unglücklichen Kämpfen in den Reihen des französischen Heeres sehr geneigt war, die Generale zu Verrätern zu stempeln, wie viel mehr wird nach Major Driant dies unter den jetzigen Verhältnissen zu erwarten sein, wo der Boden hierfür von der Internationale so sorgsam vorbereitet wurde.

In dem letzten Bande der Loebellschen Jahresberichte wurde die Bilanz der zahlreichen Fälle von Indisziplin und Meuterei des Jahres 1906 im französischen Heere gezogen. Das Spiegelbild, das dies sehr geachtete Werk unseren Nachbarn vorhielt, erregte natürlich in Frankreich peinliches Aufsehen. Der schon erwähnte Abgeordnete Humbert, der einen Artikel darüber zur Abschwächung des Eindrucks veröffentlichte, konnte die angeführten Tatsachen natürlich nicht ableugnen, meinte nur, die Sachen dürften nicht so schwer genommen werden. Wie aber hat sich im laufenden Jahre die Lage verschlimmert! Wir haben die Meuterei eines ganzen Regiments erlebt, wobei der Einfluß der Offiziere ganz ausgeschaltet war, diese beschimpft und tätlich angegriffen wurden. Daran, daß Gruppen von eingezogenen Reservisten die Internationale singen, hat man sich so zu sagen schon fast gewöhnt.

Bei diesen Vorgängen treten zwei Dinge in besonders übler Weise in die Erscheinung. Zunächst der Mangel an Fühlung, den die Offiziere mit den Mannschaften vielfach haben, daraus folgend Einflußlosigkeit, wie z. B. die gänzliche Abwesenheit von Offizieren in der Kaserne des 17. Infanterie-Regiments, als die Meuterei ausbrach, auffallen muß, so daß der Versuch, diese zu unterdrücken, Unteroffizieren zufiel. Ferner

Digitized by Google

der Mangel an Energie, ja an Mut, den die Offiziere bei solchen Eingriffen meist zeigten, wobei sie anstatt ihre Waffe zu gebrauchen, mit den Meuterern zu kapitulieren suchten. Und schließlich die aus der gleichen Ursache stammende, entweder gänzlich ausbleibende, oder unter Nichtachtung der bestehenden an sich sehr strengen Strafgesetze, ganz willkürlich milde Bestrafung. So hatte ein General, der mit den aufrührerischen Soldaten des 17. Regiments verhandelte, diesen, wenn sie nur in die Kasernen zurückkehren wollten, Straflosigkeit zugesichert, ein Versprechen, das die höhere Instanz achtete, so daß das Regiment nur einen kurzen Ausflug in eine angenehme afrikanische Oase zu machen hat.*)

Man wagt nicht zu strafen,**) zahlreich sind die Fälle, wo Strafen, die aus disziplinaren Gründen verfügt worden waren, von den höheren Vorgesetzten unter Bloßstellung desjenigen, der die Strafe verfügt hatte, aufgehoben wurden, teils sogar unter Ansprachen an die Bestraften, die den Eindruck eines Einschmeicheins bei diesen erwecken, und bei ihnen ein: „vive le général" auslösten. Driant erzählte einen besonders drastischen Fall, wo 300—400 Reservisten meuterten und den führenden Leutnant beschimpften. Der General, dem eine Liste der Hauptschuldigen übergeben wurde, zerriß sie vor den Augen der Leute, worauf diese brüllten: „Hoch der General! Nieder mit dem Leutnant, nieder mit dem Kamel!"***)

Und der Geist der Offiziere? Der „Deutsche Stabsoffizier", dessen Schrift wir schon erwähnten, urteilt über den Diensteifer, die Tüchtigkeit, die Intelligenz der Offiziere sehr günstig, und es wird ihm hierin durchaus zuzustimmen sein. Die Fortschritte, die das Offizierkorps, verglichen mit den Zeiten des III. Napoleon gemacht hat, sind unzweifelhaft sehr große. Aber andere Schäden sind erwachsen, die die Dienstfreudigkeit des französischen Offiziers herabstimmen, dessen moralischen Wert ungünstig beeinflussen müssen. Die Schäden der Protektionswirtschaft haben wir bereits hervorgehoben, wie sollten diese nicht Neid und Mißgunst der Zurückgesetzten gegen die ungerecht Bevorzugten auslösen. Dazu kommt das bekannte Spionagesystem, das unter General André gang und gäbe war und das, da man an der absoluten Demokratisierung des Offizierkorps aus politischen Gründen festhält, nie ganz aufgegeben werden kann. Da wurden Offiziere, die nach Ansicht von Mitgliedern des Freimaurerordens konservative oder gar monarchische Gesinnungen hegen sollten, ja auch nur religiöse Überzeugungen bekundeten oder es wagten, die Messe zu besuchen, grundsätzlich von der Beförderung aus-

---

*) So charakterisiert auch die France militaire diese Versetzung. —

**) Nach Driant sind verschiedene Regimentskommandeure vor Bestrafungen zurückgewichen, weil ihnen die Soldaten die Drohung ins Gesicht warfen: „Wenn Sie mich bestrafen, schreibe ich an meinen Deputierten." —

***) In dem Buche des „Deutschen Stabsoffiziers" wird der Vorgang nach Driant erwähnt, doch gewissermaßen als Gerücht — es „sollen". — Driant aber erzählt eine volle Tatsache, und ist bereit, den Namen des Generals zu nennen. —

Digitized by Google

geschlossen. Daß sich dabei Offiziere hergaben, Spiondienste gegen ihre Kameraden zu üben, ist offenkundig. Wo soll ein Gefühl der Solidarität und der Kameradschaft herkommen, wo solche Dinge möglich sind, ein Offizier den andern mit Mißtrauen betrachten muß. Es mag nicht in allen Regimentern so schlimm gewesen sein, die Vorgänge aber stehen fest.

Dazu kommt der Spalt, der durch das französische Offizierkorps wegen der Verschiedenheit des Ursprunges geht, ein Übelstand, den auch der im allgemeinen günstig über dasselbe urteilende „Deutsche Stabsoffizier" scharf hervorhebt. Der aus dem Unteroffizierstande und der Schule von St. Maixen hervorgegangene Offizier wird nicht nur in den besseren Gesellschaftskreisen, sondern auch von den aus höheren Schulen hervorgegangenen Kameraden mit Widerwillen betrachtet. Ihm steht aber im allgemeinen die größere Diensterfahrung zur Seite, er kennt seinen Wert für die Truppe und ein Gefühl des Neides wird sich auslösen, wenn er dennoch den aus höheren Schulen hervorgegangenen Kameraden bevorzugt sieht. Daß diese Dinge nicht geeignet sind, das einträchtige Zusammenwirken im französischen Offizierkorps zu fördern, liegt auf der Hand. Dazu kommen noch die diametral verschiedenen politischen Anschauungen, die sich im französischen Offizierkorps finden. Wie sollen die meist aus höheren Schulen hervorgegangenen, klerikal-monarchisch gesinnten Offiziere mit den meist niederen Ständen angehörigen, republikanischen oder — noch weiter links stehenden Kameraden sympatisieren? Der eine wird zum Märtyrer seiner religiösen Überzeugung und verletzt die Disziplin, indem er seine Mithilfe bei Unterdrückung von Kirchenunruhen weigert, ein anderer kann es, wie wir es erlebt haben, wagen, umstürzende internationale Lehren in einer Volksversammlung zu verkünden, ohne seinen Rang einzubüßen. Glaubt man wohl, daß zwei so verschieden geartete Männer im Ernstfall treu Schulter an Schulter kämpfen werden? Qu'il se débrouille! wird nicht selten wieder die Losung sein, wenn es sich darum handeln sollte, auf den Kanonendonner zu marschieren.*)

Daß man in Frankreich auch in bürgerlichen Kreisen nach den krassen Vorgängen von Indisziplin im Heere in Sorge ist, ob man noch mit dem alten Vertrauen auf dieses blicken kann, läßt die Presse erkennen. Da kam zur rechten Zeit Casablanca und nun heißt es „seht, unser herrliches Heer ist noch das alte".

Liegt in den dortigen Vorgängen ein Anlaß zu diesem Vertrauen? Ich glaube kaum. Man kämpft gegen einen tapferen fanatisierten Feind, dessen Taktik die reine Donquichoterie ist. Wie der Edle von La Mancha gegen Windmühlen, so stürzen sich diese tapferen Reiter auf befestigte Städte und die Geschütze verankerter Schiffe. Kann dieses wahnsinnige Unterfangen glücken, selbst wenn, wie der Figaro so schön schreibt, „der Himmel schwarz von Reitern" ist? Die Ärmsten werden aus sicherer Stellung nieder-

*) Vergl. die Vorgänge auf französischer Seite 1870 bei Spichern.

Digitized by Google

kartätscht, ein riesiger Munitionsaufwand ist das Mittel, man spricht von der glorreichen „bataille", wo es sich, wie schon die minimalen Verluste, auf 7000 Mann höchstens ein Dutzend Tote und Verwundete, ersehen lassen, nur um Scharmützel handelt,*) aber General Drude bezeichnet der Korrespondent des Figaro bereits als „erstklassigen Strategen", wahrscheinlich ohne von der Bedeutung dieses Wortes einen Begriff zu haben.

Was sind die Mauren und selbst der rote Kadi, dessen Mantel man sogar gefunden hat, gegen unsere Gegner in Südwestafrika unter einem Witboi, Morenga, Cornelius, wo deutsche Truppen Verluste von 33 bis 50 von 100 ertragen haben, ohne zu wanken?

Also als Probe militärischer Tüchtigkeit, an der ich übrigens nicht zweifle, können jene Schießereien von Casablanca nicht gelten. Wie steht es mit der Disziplin? Da haben die Ereignisse nur bestätigt, wie wenig gut es mit dieser bestellt ist. Authentische Nachrichten ergeben,**) daß bei dem Eindringen in Casablanca nicht nur marokkanisches Eigentum von französischen Soldaten verwüstet und geplündert worden ist, sondern auch Eigentum von Europäern, die man zu schützen gekommen war, darunter von Deutschen. Als ein Geschäftsinhaber einen Offizier aufforderte, dem Plündern der Soldaten Einhalt zu tun, weigerte sich dieser und wohnte dem Schauspiel bei. Ein Protest bei der Militärbehörde verlief ergebnislos. Wie bei den Meutereien in Frankreich hatte man auch hier keine Gewalt über die Leute, bzw. fehlte der Mut einzuschreiten. Die französischen Soldaten stahlen Waren aller Art, veräußerten Geschmeide und sogar aus dem deutschen Postamt geraubte Briefmarken. Einen Geschäftsmann, der alles eingebüßt hatte, zwangen französische Soldaten, die sein Magazin plünderten, zur Flucht, indem sie die Gewehre auf ihn anlegten.

Doch der Figaro vom 3. September schreibt, „plündern und brennen sei nicht französische Art". Alle sind natürlich Helden und von unvergleichlichem Edelmut.***) Daß Melas die Pfalz verbrannte, ist so lange her, daß man es nicht zu wissen braucht.

Die Vorgänge in Casablanca bilden also den Beweis, wie schlecht es mit der Disziplin und der Autorität der Offiziere in Frankreich bestellt ist.

Mit der Marine haben sich die vorstehenden Ausführungen nicht befaßt, aber Vorgänge verschiedener Art und Äußerungen in der französischen Presse lassen erkennen, daß dort die Dinge nicht günstiger als im Heere liegen. Ich verweise nur auf den an den Senat nach der Untersuchung über die Katastrophe auf der „Jena" durch M. Monis erstatteten Bericht, der ähnliche arge Schäden des Systems bloßlegt, wie solche in der Armee bestehen, und auf einen Artikel des „Standart" vom 30. August

*) Die entscheidende „bataille" von Taddert kostete den Franzosen 1 Toten und 6 Leichtverwundete, ein Beweis, daß die Mauren nach dem Überfall einfach davongelaufen sind.

**) Vgl. die Kreuz-Zeitung vom 4. September.

***) Anders denkt der doch gewiß nicht des Antimilitarismus verdächtige „Matin", der in einem Artikel vom 11. September „Die Kolonialbanditen" — Apaches coloniaux — die Kolonialtruppen, die man gegen Casablanca losgelassen hat, als den Schrecken ihrer Garnisonen Brest, Toulon, Cherbourg, Rochefort bezeichnet und auf die entsetzlichen Schandtaten hinweist, die diese Truppen in Frankreich wie in den Kolonien gewohnheitsmäßig verüben.

Digitized by Google

„Die Lage der französischen Flotte", jenes englischen, Frankreich besonders wohlgesinnten Blattes, in dem nachgewiesen wird, daß die Übelstände in der französischen Marine noch viel tiefer gehende und schwerere sind als jener Bericht erkennen läßt. Auch hier Schwäche der Zentralgewalt, Schuld der Deputierten mit dem Hintergrund — Angst vor den Wählern. — Daß unter den Mannschaften der Marine die Opiumpest weite Verbreitung gefunden hat, beunruhigt die Öffentlichkeit schon längere Zeit.

Nach diesen Darlegungen muß ich zu einem ungünstigeren Urteil über das französische Heerwesen kommen, als der Verfasser der Schrift „Frankreichs Schlachtschwert schartig zwar, doch scharf". Es ist mir allerdings nicht wie dem Verfasser der Vorzug geworden, persönliche Beobachtungen über das französische Heer zu machen, ich habe nicht afrikanische Garnisonen besucht, Truppenteile auf dem Marsch und bei Paraden beobachtet oder Unterhaltungen mit Offizieren gepflogen. Der Verfasser jener Schrift hat dabei stets günstige Eindrücke empfangen. Solche Beobachtungen sind gewiß wertvoll, sind aber nicht dazu angetan, die Bedeutung der von mir angeführten Tatsachen, die der Verfasser nur in beschränkter Weise in Rücksicht zieht, abzuschwächen. Einerseits haben sich jene Beobachtungen naturgemäß nur auf eine kleine Zahl von Truppenkörpern erstrecken können, andererseits liegt es auf der Hand, daß die zweifellos vorhandene innere Fäulnis des Heerkörpers noch nicht überall nach außen hin bemerklich wird.

Ich kann in Bezug auf den Ernst der Lage mich wiederum auf die Ansicht eines französischen Offiziers, des Obersten Septans, beziehen, der in einem Artikel „La Crise de l'armée, appréciations de la presse militaire anglaise" die von der „Army and Navy Gazette" geäußerten Ansichten in zustimmender Form wiedergibt, und schreibt: „Wenn nicht Maßregeln ergriffen werden, dem Einhalt zu tun, was sich vorbereitet, so ist der Niedergang des französischen Heeres mindestens in einigen Jahren besiegelt, und die Arbeit so vieler Jahre wird verloren sein."

Ich komme daher zu dem Ergebnis, daß „Frankreichs Schlachtschwert nicht nur schartig ist, sondern auch stumpf zu werden beginnt".

Es ist diese Erscheinung beruhigend zwar für den europäischen Frieden, aber enthebt uns durchaus nicht der Pflicht, unser Schwert schneidig zu erhalten, unser Heerwesen weiter auszubauen. Denn ohne Verbündeten uns mit Krieg zu überziehen, daran hat Frankreich nie gedacht, erst war es Rußland, das uns den Krieg nach zwei Fronten bringen sollte. Dies ist bis auf weiteres ausgefallen, da hatte man England, das den Köder seiner Unterstützung hinwarf. Gern hätte man darauf angebissen, wenn man auf eine wirksame Unterstützung durch ein englisches Landheer hätte rechnen können. Doch man überzeugte sich, daß dies hierzu auch nach der sogenannten Reorganisation durch

Digitized by Google

Minister Haldane durchaus nicht geeignet sei, und man die Lasten des Landkrieges so ziemlich allein zu tragen haben würde. So ließ man die Finger davon.

Aber findet man einen leistungsfähigen Alliierten, so kann der Revanchegedanke noch leicht Wirklichkeit werden, und das französische Heer, auch wenn es im Niedergange ist, repräsentiert noch immer eine respektable Macht, deren Schwächen sich vielleicht nicht einmal sehr bemerklich machen würden, wenn das Glück den Franzosen gleich anfangs einige Erfolge zuwenden wollte.

Darum heißt es nach wie vor für uns:

„Toujours en vedette".

Was muß und was kann der Küstenschutz.

Von

Graf E. zu Reventlow.

Unter Küstenverteidigung verstand man vor noch gar nicht langer Zeit generell die direkte Verteidigung der Küste als solcher. Darin war begriffen die Abwehr feindlicher Landungen und das Unmöglichmachen für feindliche Schiffe, in Häfen oder Flußmündungen einzudringen. In Deutschland dachte man so noch zu den Zeiten, als Caprivi Chef der Admiralität war, an den maßgebenden Stellen, und in der breiteren Öffentlichkeit bis in die zweite Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein. Unzählige Male ist ausgesprochen worden, Deutschland, der Kontinentalstaat mit ausgedehnten Landgrenzen, mit der gewaltigen Armee, mit den kurzen Küstenlinien bedürfe zwar einer Marine, aber die Art und Größe der sich daraus ergebenden Flotte werde mit dem Attribut „Küstenverteidigung" ganz naturgemäß in einen bestimmten und engen Rahmen eingeschlossen. Allerdings: eine Blockade sollte durch diese Küstenverteidigungsflotte ausgeschlossen sein; diese Forderung war auch für die aus der Armee hervorgegangenen Leiter der Marine selbstverständlich. Im dänischen Kriege 1864 hatte man schmerzlich das Nichtvorhandensein entsprechender Seestreitkräfte empfunden, und im deutsch-französischen herrschte sogar eine allgemeine Enttäuschung über die Passivität der norddeutschen Bundesflotte, deren Panzergeschwader gezwungen tatenlos in der Jade lag. Diese Enttäuschung war in ursächlichem Zusammenhang mit einer Geringschätzung für den Wert einer Flotte für Deutschland überhaupt, die beiläufig ihre Entwicklung lange sehr nachteilig beeinflußt hat. —

Ging schon, rein militärisch betrachtet, die Forderung, eine Blockade deutscher

Digitized by Google

Häfen und Meerstraßen müsse durch die Flotte ausgeschlossen werden, über den eigentlichen Begriff der Küstenverteidigung hinaus, so war das noch viel mehr der Fall, als angesichts des schnell und gewaltig zunehmenden deutschen Überseehandels immer größere Schichten des deutschen Volks dessen Schutz und Erhaltung für eine selbstverständliche, ja die hauptsächliche Aufgabe der deutschen Flotte zu erachten begannen. „Die Kreuzer im Auslande müssen den Handel schützen," wurde für einige Zeit zum Schlagwort, und die Erkenntnis, daß Auslandskreuzer das nicht können, daß überhaupt alles nichts hilft, wenn nicht eine auf die heimischen Häfen gestützte starke Hochseeflotte die Häfen und Meereszugänge offen hält, bricht sich heute langsam Bahn, nachdem der Begriff der Seeherrschaft seinen Einzug in unsere Literatur, Presse und Sprache gehalten hat.

Was ist denn nun heute Küstenverteidigung? Die englische Admiralität stellte schon vor hundert Jahren den Grundsatz auf und führte ihn in der Praxis des Krieges mit Frankreich eisern konsequent durch: die britischen Küsten können nur wirksam verteidigt werden, wenn die Verteidigungslinie an die Küsten des Gegners gelegt wird. — Nur dann, und das ist vollkommen richtig, ist volle Beherrschung und damit die Freiheit der See für den eigenen Gebrauch gewährleistet. Notwendigerweise schließt dieser Gedankengang die militärische und die Handelsblockade dem Gegner gegenüber ein.

Wir wollen hier keine akademische Betrachtung „im reinen Äther unpersönlicher Betrachtung" — wie der Reichskanzler sagt — anstellen, sondern ausschließlich vom deutschen Standpunkt eine wichtige Frage unserer Wehrkraft behandeln. Es ist lediglich eine Konsequenz der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung, daß heute unsere maritime Wehrfrage nur in Beziehung auf England geprüft werden kann, wenn sie realpolitisch geprüft werden soll. Von europäischen Marinen kommt als überlegener Feind einzig die englische in Betracht, sie ist bekanntlich überhaupt die stärkste der Welt; mit der der Vereinigten Staaten brauchen wir uns in diesem Zusammenhang nicht zu beschäftigen. Die Frage wäre also jetzt präzise so zu stellen: was bedeutet im Hinblick auf einen deutsch-englischen Krieg für uns der Begriff der Küstenverteidigung? Diese Frage hat die deutsche Regierung bezw. die Marineverwaltung zuerst im Jahre 1897/98, dann 1899/1900 aufgeworfen, in Gestalt der beiden kurz hintereinander eingebrachten und bewilligten Flottengesetze. Das erste verlangte eine Flotte von 17 Hochseeschlachtschiffen und einer Anzahl Küstenpanzern, das zweite verdoppelte die Zahl der Hochseeschlachtschiffe und strich den Küstenpanzer überhaupt aus den für einen von Deutschland zu führenden Seekrieg brauchbaren Schiffsklassen. Es hieß in der Begründung zum zweiten Flottengesetz: Deutschland müsse eine Flotte und zwar eine ausschließliche Hochseeflotte von solcher Stärke besitzen, daß auch die größte Seemacht uns nicht angreifen könne, ohne ihre Weltstellung aufs Spiel zu setzen. — Hatten innerhalb jener zwei Jahre die Anschauungen gewechselt, wollte man eine Flotte zu offensiven Zwecken bauen? Nein. Das erste Gesetz war eine erste Stufe der Entwicklung, sollte t a t s ä c h l i c h auch nichts andres sein, es stand unter dem Druck der Furcht vor dem Reichstag

Digitized by Google

und konnte deswegen die maßgebenden militärischen Anschauungen nicht annähernd rein verkörpern. Erst das zweite ließ sie mit einiger Deutlichkeit durchscheinen: als politische Auflehnung gegen den angeführten, heute mehr als je in Kraft stehenden englischen Grundsatz. Mit dem zweiten Flottengesetz sagte Deutschland: für uns bedeutet das Wort „Küstenverteidigung" nicht nur die Abwehr von Landungen, Eindringen in Flußmündungen und Häfen, nicht nur den Schutz von Hafen- und Küstenstädten, sondern den Schutz alles dessen, was von den deutschen Häfen ausgeht, in sie zurückkehrt und von ihnen abhängt, also des überseeischen Handels im weitesten Sinne. — Es kann und soll hier nicht erörtert werden, inwieweit dies Ziel durch die Durchführung des Flottengesetzes tatsächlich angebahnt worden ist und erreicht werden kann; der schöpfende Gedanke war ebendieser.

Für ein Land mit so großem Überseehandel — ganz abgesehen vom Kolonialbesitz — wie Deutschland, wo niedrig gerechnet 15—16 Millionen Menschen unmittelbar und mittelbar davon leben, wo Handel und Handelsflotte nach Milliarden Mark gezählt werden, da ist für den einfachen Menschenverstand nur natürlich, daß der „Küstenschutz" diese Güter einbegreift. Rückt auch im Falle, daß die genügende Waffe geschaffen wird, der Schauplatz der kriegerischen Operationen von der Küste ab und auf die hohe See hinaus, so bleibt es doch darum Küstenverteidigung. Ein seefahrendes Volk, welches Kraft und Geld besitzt, welches mit Erfolg nach oben strebt und eine Großmacht ist, begeht Selbstverstümmelung, wenn es sich kampflos und ergebungsvoll die Verteidigungslinie des Gegners an die eigene Küste legen läßt. Heute mehren sich die Stimmen, welche sagen, das sei fata morgana, nie könnte Deutschland soweit in der Verteidigungsfähigkeit kommen; man müsse trachten, den Weltfrieden zu erhalten, und sich für den Kriegsfall in die grausame Notwendigkeit fügen, dann die deutsche Flagge von den Weltmeeren verschwinden zu sehen. — Gewiß ist das Ziel hoch gesteckt und noch weit entfernt, aber es kann erreicht werden, wenn der Wille und die Furchtlosigkeit vorhanden sind. Das zu beweisen ist nicht schwer und mag einer späteren Abhandlung vorbehalten bleiben. Nur die Tatsache muß hier festgestellt werden, daß heute und, wenn der Ausbau der Hochseeflotte nicht energischer gefördert wird, in einem Kriege mit England von vornherein auf direkten wie indirekten Schutz des deutschen Seehandels und auf die Freiheit unserer Meere verzichtet werden muß. Dazu liegen die Dinge so, daß seit einem Jahrzehnt über dem Ausbau der Hochseeflotte der direkte Küstenschutz zu ihren Gunsten stark vernachlässigt worden ist. Das geschah mit Bewußtsein und Absicht, wäre auch bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen gewesen, w e n n man mit der Hochseeflotte wenigstens ganze Arbeit gemacht hätte. Unter der Bedingung konnte man den parlamentarischen Verhältnissen die Konzession machen, bis die Zukunft der Flotte völlig unter Dach war, und darauf in beschleunigtem Tempo die Unterlassungssünden an den Küsten und Hafenzugängen wieder gut machen. Anstatt dessen wurde drüben halbe Arbeit gemacht, — wir stehen heute wieder vor der brennenden Notwendigkeit einer neuen Flottenvor-

Digitized by Google

lage — und hüben noch viel weniger. Die Kriegstechnik geht rastlos und schnell vorwärts und so sind heute Küstenwerke, die vor zehn Jahren schon den Anforderungen nach Zahl und Stärke nicht entsprachen, völlig unzureichend. Seit Jahren wächst im deutschen aktiven Seeoffizierkorps — das doch ganz naturgemäß von vornherein mehr für die Berücksichtigung der Hochseeflotte eingenommen sein muß — eine Strömung für schleunige Ausgestaltung der lokalen Küstenbefestigung. Ja, was in Deutschland wohl noch nie vorgekommen ist: die Bevölkerungen der Küstenstädte und ihrer Umgebungen verlangen in ihrer Lokalpresse nach Befestigungen oder Verstärkung und Modernisierung des Vorhandenen.

Wir sind in unserer Untersuchung vom Küstenschutz im engsten Sinne ausgehend auf das hohe Meer durch den Gedanken an alles, was wir schützen müßten, hinausgelangt, jetzt sehen wir uns wieder an die Küste zurückgeführt durch ein schreiendes Mißverhältnis zwischen Schutzbedürfnis und tatsächlich vorhandenen Schutz. Was kann der lokale Küstenschutz leisten und wo sind seine Grenzen? Man rechnet unter diesen Begriff: feste Küstenwerke (Batterien, Panzertürme, Forts), schwimmende verankerte Minen, mechanische Sperren von Einfahrten und engen Passagen überhaupt; ferner Torpedobatterien, fest stationierte Torpedoboote, Unterseeboote. Der Küstenpanzer bildete nach früheren Anschauungen ebenfalls ein wichtiges Glied in der direkten Küstenverteidigung. Vom Hochseepanzerschiff unterscheidet er sich durch seine Kleinheit und deshalb minderwertigere Gefechtseigenschaften. Der große Rechenfehler in der Küstenpanzertheorie war, daß im Kriege diese Schiffe nicht mit ihresgleichen kämpfen werden, sondern mit den Hochseepanzerschiffen der feindlichen Flotte, die überlegen genug ist, um an unsre Küsten vorzudringen. Mit dieser einfachen Überlegung ist die Zwecklosigkeit des Küstenpanzers als solchen klar genug: er ist von vornherein verloren und kann auf irgend welche nennenswerte Erfolge nicht rechnen, da ihm nur weit überlegene Panzerschiffe entgegentreten und andrerseits ihn seine niedrige Geschwindigkeit und Kohlenausdauer außerstand läßt, schnellen, leichten Schiffen gegenüber seine vielleicht stärkeren Offensivwaffen zur Geltung zu bringen. Diese Fahrzeuge werden innerhalb eines Jahrzehnts spätestens aus den größeren Marinen verschwunden sein, denn neue baut man nicht mehr. Als sogenannte Küstentorpedoboote werden vielfach ältere Fahrzeuge verwandt, deren Eigenschaften nicht oder nicht mehr genügen, um den Anforderungen des Hochseedienstes gewachsen zu sein. Im Kriege beschränkte sich ihr Wirkungskreis auf die unmittelbare Nähe der Küste und ihrer Basisstationen. Man darf als sicher annehmen, daß, sobald die Zahl unserer neueren Boote entsprechend gesteigert ist — wir legen seit 1906 jährlich 12 Boote auf Stapel — im Kriege auch ein erheblicher Teil des wirklich guten Materials unabhängig von den Operationen einer etwa seegehenden Hochseeflotte der direkten Küstenverteidigung zugewiesen wird. Solange die Hochseeflotte darauf beschränkt ist, in den Flußmündungen liegend günstige Gelegenheiten zu Vorstößen abzuwarten, wird naturgemäß fast das ganze Torpedobootskontingent der

Digitized by Google

Küstenverteidigung dienen. Hinsichtlich der Unterseeboote können wir uns kurz fassen, denn das Deutsche Reich besitzt erst ein einziges dieser billigen und nützlichen Fahrzeuge. Das heutige Unterseeboot ist, wie zahlreiche englische und französische Übungen bewiesen haben, eine gute Defensiv- und Küstenwaffe; das „Hochsee-Unterseeboot" wird überall angestrebt, ist aber noch nicht vorhanden, und man kann kaum annehmen, daß es b a l d auf der Bildfläche erscheint. Die übrigen oben aufgezählten Mittel der Küstenverteidigung sind durchaus „lokal"; sie haben keine Bewegungsfähigkeit und ihre Wirkung reicht im besten Fall soweit wie die Tragweite der Küstenkanonen; über die Verwendung der Minen im Seekriege der Zukunft sollen nachher noch einige Worte gesagt werden.

Es bedarf keines ausführlichen Beweises, daß diese Verteidigungsmittel nicht fehlen dürfen. Die Japaner hätten ihrer gegen die Russen entraten können, weil sie von vornherein die Seeherrschaft in die Hand bekamen und mit leichter Mühe aufrecht hielten. Deutschland würde in einem Zukunftskriege mit Frankreich auch kaum in hohem Maße auf seine lokalen Küstenbefestigungen angewiesen sein, wenn nicht inzwischen die französische Flotte einen ganz unerwartet großen Aufschwung zu nehmen sich fähig zeigen sollte. Auf der andern Seite wird, wie das meerbeherrschende England trotz seiner unbestrittenen Überlegenheit jeder europäischen Kombination gegenüber, ständig und eifrig an der Ausgestaltung seines direkten Küstenverteidigung arbeiten. Großbritannien, die maritime Offensivmacht par excellence, ist aufs lebhafteste darum besorgt, den Defensivschutz auf der Höhe zu halten. In Deutschland verachtete noch vor wenigen Jahren die maßgebende Behörde das Unterseeboot aufs tiefste (tut es vielleicht noch heute), und man wies auf England hin, wo man solche kindische Spielereien dem der Experimente beflissenen Gallier überließe. Solange das Unterseeboot keine Hochseewaffe sei, käme es nicht in Betracht. — Nun es ist keine, und doch besitzen die Engländer heute solche Fahrzeuge und legen Jahr für Jahr eine neue vervollkommnete Serie auf Stapel. Warum? Weil die großbritannischen Inseln eine sehr große Küstenausdehnung haben, und auch eine Flotte, welche die See im wesentlichen beherrscht, nicht gewährleisten kann, daß sich kein Feind für kurze Zeit der Küste nähert. Die besonderen Verhältnisse des britischen Kolonialreiches spielen mit. Es hat auf allen Teilen des Erdballs Angriffsflächen und mögliche Zukunftsgefahren. The sea is all one and the fleet must be all one, sagte Lord Selborne; es kann der Fall eintreten, theoretisch jedenfalls, wo die Flotte auf dem Ozean, und die großbritannischen Küsten gefährdet sein können. Für die kurze Zeit, welche bis zum Eintreffen der Flotte vergeht, sollen die Küsten an sich nicht schutz- und wehrlos sein. Oder eine fernere theoretische Möglichkeit: die englischen Hochseeflotten sind vielleicht gerade durch eine Hauptaktion oder die Vorbereitungen zu dieser beschäftigt; es ist also denkbar, daß leichte feindliche Streitkräfte sie umgangen haben und einen Handstreich auf irgend welche Häfen etc. versuchen; das englische Agitationsmittel gegen Deutschland: die Invasion auf englischen Boden, ist zu grotesk, um ernsthaft erörtert zu werden.

Digitized by Google

So sieht also ein Land die Wichtigkeit der lokalen Küstenverteidigung an, welches im Hochseekriege weder einen einzelnen Feind noch irgend eine europäische Kombination mehrerer Mächte zu fürchten braucht, wenn man eben lediglich den maritimen Teil eines solchen Krieges betrachtet. Eine Kombination wäre denkbar, die bei schnellem Ausbau der deutschen Hochseeflotte England schon in absehbarer Zeit fürchten müßte: die amerikanisch-deutsche; einmal wegen der dadurch bedingten, ungeheuren räumlichen Ausdehnung des Krieges, ferner in Ansehung der weltpolitischen mittelbaren und unmittelbaren Folgen und Wirkungen; das sei beiläufig bemerkt. —

Betrachten wir nun die Lage Deutschlands. Wie gesagt, kann angesichts der politischen Verhältnisse nur der eine Krieg gegen jene weit stärkere Seemacht als Beispiel genommen werden, und das müßte auch dann geschehen, wenn die politische Lage eine andere, also günstigere wäre. Um Rüstungen zu bemessen, können, will man sachgemäß verfahren, nur die denkbar ungünstigsten Verhältnisse und Konstellationen in Betracht gezogen werden.

Führt England einen Krieg gegen Deutschland, so kann es ihm nicht genügen, in weiter Entfernung von den deutschen Küsten unsern Handel zu vernichten und unsere Kolonien an sich zu reißen. Endziel muß vielmehr sein, unsere militärischen schwimmenden Machtmittel zu vernichten und deren Kraftquellen zu verstopfen. Eine Blockade der deutschen Meere läßt unsere Flotte an und für sich unversehrt und kann Deutschland nicht hindern, selbst während des Krieges mit Aufgebot aller Kräfte neue Schiffe zu bauen, auszurüsten und Personal heranzubilden. Die Abschneidung unserer überseeischen Zufuhr kann Deutschland nicht auf die Knie, nicht zum Friedenschluß zwingen, wenn sie auch eine furchtbare Schädigung wirtschaftlich bedeuten würde. Soll also der Krieg nicht unendlich lange dauern und damit auch die Kräfte Englands progressiv in Anspruch nehmen, auch es den größten Gefahren hinsichtlich seines Kolonialbesitzes und überhaupt weltpolitisch aussetzen, so muß es alles daran setzen, um den Krieg, und sei es mit Aufbietung aller seiner Kräfte, rasch und gründlich bis zum Ende zu führen. Deutschland seinerseits muß natürlich — immer in Ansehung der für absehbare Zeit in Betracht kommenden Machtmittel — trachten, den Krieg in die Länge zu ziehen und alle denkbaren Schutz- und Hinderungsmittel anwenden, damit der Feind seine letzten Ziele nicht erreicht. —

Eine wegen ihrer Schwäche auf die Häfen und Flußmündungen angewiesene Flotte kann dort ihre Kräfte nicht zur Entfaltung bringen, dazu bedarf sie der freien Bewegung, der Möglichkeit des Manövrierens in geschlossenen Verbänden. Sie kann deshalb und aus andren Gründen nie annähernd Küstenbefestigungen ersetzen, wie vielleicht jemand auf den ersten Blick annehmen möchte. So örtlich und in ganz enge Gewässer gebundene Schiffe sind natürlich, der Zahl und Leistungsfähigkeit ihrer Geschütze entsprechend, imstande, den letzten Widerstand zu erhöhen und für einige Zeit zu verlängern, aber sie bedeuten kostenmäßig wie militärisch einen im Verhältnis zum Nutzen ganz riesigen

Digitized by Google

Einsatz. Einige an günstigen Plätzen aufgestellte moderne Panzertürme mit mächtigen Kanonen leisten da mehr als ein ganzes Geschwader. Es kommt die Erwägung hinzu, daß gerade in einem solchen Kriege des Hinhaltens man die eignen schwimmenden Streitkräfte möglichst nicht opfern, sondern bei günstigen Gelegenheiten erfolgreich einsetzen will. Je länger der Krieg dauert, desto mehr wächst die Wahrscheinlichkeit des Eintritts günstiger Gelegenheiten.

Tatsächlich liegen heute die Dinge so, daß unsere Küsten infolge der eingangs erwähnten Ursachen nicht den nötigen Schutz besitzen. Die Mündungen der Elbe, Jade, Weser und Ems enthalten die großen Hafenstädte, die Mündung des Nord-Ostseekanals und damit diesen selbst, ferner unsre Kriegsarsenale und große private Bauwerften. Was damit und sonst durch Eindringen des Feindes verloren geht oder aufs Spiel gesetzt wird, mag man sich im einzelnen ausmalen; alles in allem würde Deutschland wirtschaftliche Wunden erhalten, deren Heilung gar nicht abzusehen wäre, und als militärische Seemacht tot sein.

Man steht angesichts dieser recht einfachen und klaren Perspektive vor einem Rätsel, wenn leitende Stellen die Frage der Küstenverteidigung als nebensächlich behandeln und beiseite liegen lassen.

Selbst wenn — was ja nicht der Fall ist — in absehbarer Zeit eine deutsche Hochseeflotte auf dem Wasser schwämme, die unter Berücksichtigung aller, auch der weltpolitischen Momente unsern Verteidigungsnotwendigkeiten im weitern Sinne genügte, so liegt doch recht nahe, daß in den diesem Zeitpunkt vorhergehenden Jahren ein Krieg ausbrechen kann, ja daß für eine große See- und Handelsmacht, die in uns ihren gefährlichen Nebenbuhler sieht, der Gedanke eines Präventivkrieges geradezu etwas Verlockendes haben könnte, wenn im übrigen die Stunde für sie günstig ist. Es gibt viele in Deutschland, die sagen: man habe bis jetzt möglich gemacht, den Krieg zu vermeiden, es werde auch fernerhin gelingen; gerade die letzten Jahre hätten wie noch nie gezeigt, daß alle europäischen Staaten den Frieden wünschten, daß vor dem Kriege eine allgemeine Scheu bestände. — Gewiß, möglich ist es vielleicht, und auch in Zukunft. Aber um welchen Preis ist der Friede bis jetzt erhalten geblieben? Nur Deutschland hat ihn durch unaufhörliches Zurückweichen erkauft und erkauft ihn auch heute tagtäglich damit. Wir sind ein Volk, das vorwärts will und deshalb vorwärts muß, wir sind erst spät auf den Plan getreten und müssen die Ellbogen gebrauchen, um uns den Raum zu schaffen, dessen wir bedürfen; andre hatten das früher nicht nötig. — Jedes Manko an Wehrkraft, auch wenn es sich nur auf die strikte Verteidigung beschränkt, muß ganz naturgemäß eine gewisse Wirkung auf Diplomatie und Politik ausüben, wenn nicht letztere in sehr festen Händen liegt.

Die Anlage von Küstenbefestigungen ist verhältnismäßig billig, ihre Lebensdauer lang und die Wirkungfähigkeit moderner schwerer Geschütze in eben solchen Türmen eine außerordentlich große. Die Platz- und Gewichtfrage legt hier nicht wie an Bord

Digitized by Google

Beschränkungen auf; diese Panzertürme haben auch keine verwundbaren Stellen wie Kriegschiffe, sie können nicht sinken und sind in ihrer Wirkung nicht von der Intaktheit eines sie tragenden Schwimmkörpers abhängig. Wer sich für Einzelheiten dieses Gebiets interessiert, lese die ausgezeichnete kleine Broschüre des Vizeadmirals a. D. Galster „Genügt unser Küstenschutz?" (Wilhelmshaven).

Die deutschen Küsten sind nur kurz, die wichtigen Nordseehäfen liegen in der tief einspringenden Deutschen Bucht zusammengedrängt, die deutsche Ostsee ist von der Nordsee her nur durch ganz schmale und navigatorisch schwierige Passagen zu erreichen; die gesamte Nordseeküste wird durch veränderliche Fahrwasser, starke Gezeitenströmung, vorgelagerte Watten und Inseln gleichfalls nicht ganz leicht zugänglich, nachdem die Seezeichen fortgenommen sind, und wenn überall die Gefahr in Gestalt von Minen, Untersee- und Torpedobooten lauert. Die Natur hat uns einen starken Schutz unserer Küsten sehr leicht gemacht, aber es ist ein Irrtum, zu glauben, wir brauchten sie überhaupt nicht zu schützen, sie „schützten sich selbst", wie ein früherer Staatssekretär des Reichsmarineamts sagte. Die Engländer sind ausgezeichnete Seeleute, auch Verräter finden sich immer, also navigatorische Schwierigkeiten können wohl verzögern, aber nicht hindern, und auch Minensperren lassen sich wegräumen, wenn man Zeit und Ruhe dazu hat; dafür lieferte auch der russisch-japanische Krieg einen Beweis. Zur Wirksamkeit von Minensperren in Einfahrten usw. gehört aber eine kräftige Küstenartillerie, die dem andringenden Feinde den Aufenthalt vor und an der Sperre doppelt gefährlich macht und Fahrzeuge, die sie aufräumen wollen, verjagt oder vernichtet. Freilich gibt es noch eine Lösung, und sie würde in einem deutsch-englischen Kriege die ultima ratio für Deutschland darstellen: die Massenverwendung von Minen an der ganzen Küste entlang, ohne Rücksicht auf die völlig veraltete Dreiseemeilengrenze der sogenannten Küstenhoheit. Wendete man dazu tausende von Minen auf, so wäre wohl denkbar, daß eine Gefahrzone von solcher Breite entstände, daß dem Gegner das Risiko zu groß erschiene. In den Verhandlungen der Haager Konferenz hat Deutschland mit erfreulicher Festigkeit sich gegen die von England gewünschte Einschränkung des Minengebrauchs gewehrt und recht Erfreuliches erreicht. Für England bedeutet eine derartige Verwendung der Minen in Masse eine schwere Beeinträchtigung seiner Chancen, eine Beeinträchtigung ferner des Wertes der Seeherrschaft; außerdem wird es immer einigen schnellen deutschen Fahrzeugen gelingen, vor englischen Häfen Minen zu legen und damit den überseeischen Handel zu beunruhigen. Unserm Seehandel kann der Minengürtel der deutschen Küsten nichts mehr schaden, denn er hat ja schon kurz nach Beginnen des Krieges aufgehört zu existieren. Aber es ist trotzdem eine ultima ratio, eine Maßnahme nur der äußersten Not; allerdings wiederum: sie kann nicht von heute auf morgen ausgeführt werden, und der Feind kann, ist er erst an unseren Küsten, auch bis zu einem gewissen Grade die Ausführung beeinträchtigen; also rechtzeitig muß begonnen, und in Friedenszeiten alles vorbereitet werden. Zu bedenken ist andrerseits

Digitized by Google

nur, daß man durch die eignen Minen auch den eignen Seestreitkräften die Bewegungsfähigkeit beeinträchtigt, denn bei solcher Massenverwendung wird es schwer für die Schiffe sein, über die Lage der Minen und etwaige Durchfahrtlücken stets orientiert zu bleiben. Man wird also natürlich je nach dem Gesamtstande der Verhältnisse vor Beginn des Krieges sich zum einen oder andern zu entschließen haben, oder auch einen Zwischenweg wählen. Immerhin wissen wir, daß die neuzeitliche Entwicklung uns dies durch den Krieg im fernen Osten als wirksam erhärtete Mittel in die Hand gelegt hat, und haben alle Ursache, damit zufrieden zu sein. Zu merken bleibt, daß wir in der Entscheidung um so freier sind, je vollkommener und stärker die Küstenverteidigung im übrigen (feste Werke, Untersee- und Torpedoboote) ausgestaltet ist.

Wir gelangen also zum Ergebnis, daß unbeschadet der Hochseeflottenidee, Deutschland starken Küstenschutzes bedarf.

Es hat ihn nicht, also schaffe man ihn tunlichst schnell.

Aber: unbeschadet d e r Hochseeflotte, welche die das Flottengesetz 1900 begründenden Worte für notwendig erklären, nicht des Gesetzes selbst, denn es ist durch die Entwicklung der Verhältnisse überholt worden. Beides zu betonen, ist gerade in dieser Verbindung besonders notwendig, da neuerdings sich Stimmen für eine Bevorzugung des Küstenschutzes und des Kleinkrieges a u f K o s t e n der Hochseeflotte erheben.

Der vollkommenste und stärkste Küstenschutz kann unsern Handel nicht vor Vernichtung, unsre Kolonien nicht vor Wegnahme bewahren. Selbst wenn wir über Massen von Unterseebooten verfügten, so könnten sie die Handelsblockade nicht verhindern. Es ist ja, um diese herzustellen und aufrechtzuhalten, keineswegs erforderlich, wie man heute noch vielfach glaubt, Ketten von Kreuzern etc. dicht vor die in Betracht kommenden Häfen oder Flußmündungen zu legen. Die Verbindungsstraßen der Nordsee mit dem Atlantischen Ozean zu sperren genügt vollkommen, und Kreuzer, die das patrouillierender Weise tun, sind weit außerhalb des Bereichs aller Mittel heimischer Küstenverteidigung. Die Kosten einer viel größeren Hochseeflotte, als die, deren wir bedürfen, sind immer noch eine Bagatelle im Vergleich zum Wert unsres Überseehandels und von allem, was an ihm hängt, von ihm geschaffen wird; und dieser Wert wächst, wie die Statistik beweist, mit jedem Jahre erheblich.

Die vorzüglichste Küstenverteidigung ferner bleibt stets eine nur lokal wirksame Waffe, die auch nicht in großem Maßstab zur taktischen Offensive fähig ist; kleinere wohl, soweit ihre schwimmenden Mittel in Frage kommen. Sie kann niemals als Mittel der Politik in die Wagschale geworfen werden, sie schafft keine Bundesgenossen, sie macht auch zeitweiliges Zusammengehen einer andern Macht nicht wünschenswert, denn der Schutz der eigenen Küsten kann dem andern keine Hilfe und nur in sehr unwahrscheinlichen Fällen Entlastung geben. Eine aktive Politik, sei es auch nur auf rein wirtschaftlichem Gebiete und ohne Aneignungswünsche, kann heute, wo überall die See dazwischen

Digitized by Google

liegt, ohne Hochseeflotte nicht getrieben werden, und Deutschland muß sie treiben. Je später es geschieht, desto vehementer wird die Entladung, auch wenn sie eine gewollt kriegerische keineswegs zu sein braucht.

In diesem Sinne möchte man sagen, daß die Flagge dem Handel folgen muß; tut sie es nicht, so werden furchtbare Rückschläge eintreten. — Die gern gebrauchte Behauptung, es hülfe uns doch nichts, England könne durch gesteigerte Bautätigkeit immer die unsrige paralysieren, beruht auf mehreren falschen Schlüssen, und heute wie gestern und morgen bleibt wahr, daß jedes vollwertige Schlachtschiff unsre Machtstellung militärisch nur hebt und unsern Einfluß im friedlichen Kampf um Wirtschaftsgebiete stärkt; denn auch dieser Kampf ist letzten Endes Machtfrage.

Küstenschutz und Hochseemacht können einander nicht ersetzen oder ablösen, wenn sie auch beide der Verteidigung nationalen Eigentums dienen. Wir müssen sie beide haben und wir können es, sowie der Wille da ist.

Die Branzilla.

Von

Heinrich Mann.

(Schluß.)

V.

„Du hast getrunken. Laß doch endlich das Trinken! Es ist deiner nicht würdig, und es wird dich zerstören.“

„Höre auf, mich zu quälen! Ich trinke, weil es mir schmeckt.“

„Weil es dir schmeckt. Und wenn es nun deiner Kunst nicht schmeckt? Wer ist wichtiger: deine Kunst oder du?“

„Ich . . . Und dann, meine Kunst tut, was ich will. Ich trinke, und sie läßt mich singen. Du hast eine andere Art, um gut zu singen. Du kasteist dich, du fliehst die Menschen, du bist schlechter Laune. Jeder treibt es, wie er mag.“

„Nur eine Art gibt es, der Kunst zu dienen. Wählst du eine falsche, wird sie dich strafen. Ich werde dich noch gestraft sehen. Wehe dir!“

„Du sprichst, als wünschtest du es. Du bist eifersüchtig, weil ich genieße.“

„Eifersüchtig auf Genüsse, die ich verachte?“

„Dir tut das Trinken nicht gut, mich aber begeistert es.“

„Begeisterung aus einem Faß! Sich selbst einen Feind in den Leib zu gießen!“

Digitized by Google

„Zum Glück fühle ich mich gesund, meine Stimme ist größer geworden, ich bin sehr beliebt.“

„Auch ich; und seit kurzem sind wir es beide noch mehr als sonst. Du, der du eine Geliebte in der großen Welt hattest, bist es so sehr wie ich, die in die Loge deiner Geliebten hinaufschoß. Wie wagst du, davon zu sprechen, im Augenblick, da wir von der Kunst reden?“

„Verzeih! — und entschuldige mich: ich gehe zu Freunden. Morgen abend bin ich Theseus — und du Ariadne. Lege dich also ins Dunkel und bete! Ich gehe zu Freunden.“

„Nicht zu Freunden: zu Weibern! Ich will dir deine Schande ins Gesicht schreien. Morgen abend sollst du an Götter streifen, und heute nacht willst du bei Dirnen liegen. Du bist der Gatte der Branzilla, und hast nicht Stolz genug, ihr treu zu sein. Wie du mich herabgezerrt hast! In welchen Schmutz du mich gestürzt hast! Du bist verächtlich wie die andern, und kein Künstler. Blind war ich, als ich mich mit dir belud!“

„Ich verdanke dir viel, das ist wahr, und bin deiner wohl nicht würdig. Aber ein Künstler bin ich, und du weißt es. Vielleicht hab ich dich sogar überholt. Deine Clelia gestern war ein wenig matt. Und doch kam ich betrunken auf die Bühne, und du hattest gefastet. Rege dich nicht auf! Es würde dich ermatten. Ich wünsche von Herzen, daß du morgen eine sehr gute Ariadne seist. Ich bin nicht eifersüchtig, ich nicht.“

„Du bist morgen ein kraftloser Theseus. Seine Kraft wird in Schenken und bei Weibern geblieben sein.“

„Ich bin, noch wenn ich auf der Bühne stehe und singe, immer mitten im Leben: heraus aus den Brettern, in denen du dich einsargst.“

„Einen Sarg nennst du die Bühne! Dies Heiligtum, worin wir uns selbst haben!“

„Mir ist es zu heilig. Deine Kunst scheint mir so heilig, wie der Tod. Ich singe den Leuten; mir ist, als sänge ich auf der Straße; meine Stimme sei eine unter vielen und verwehe in sonniger Luft.“

„Du singst auf der Straße!“

„Ich singe, wo man will. Ich darf freigebig sein: was kostet's mich! Da, in meiner Kehle, nimmt das Kapital nie ab. Heute auf dem Pincio winkte mich der Fürst Torlonia an seinen Wagen und wünschte drei Takte aus „Ihr Sterne, ihr Tränen“ zu hören. Drei Takte: dann wisse er selbst weiter. Ich sang, ihm gefällig zu sein, das Ganze vor allen Spaziergängern; — und hier ist der Beutel, den er mir dafür gab. Willst du ein freundliches Gesicht machen? Du bekommst die Hälfte.“

„Gib her! Die Dukaten werden nicht vom Torlonia sein, sondern von einer Frau. Gib immerhin her! Ich will sie aufheben, für die Zeit, da du dich zugrunde gerichtet hast, und ich dich erhalten muß.“

Digitized by Google

Sie hatte hinter ihm die Tür verriegelt, gierig das Geld gezählt und es in die Truhe gesenkt. Sie lag im Zimmer, worin kein Licht mehr brannte, und zog sich angestrengt ganz auf ihr Innerstes zusammen.

„Morgen bin ich Ariadne: welche Wichtigkeit hat alles andere? Morgen werde ich leben. Es wäre falsch, zu sagen, daß ich gut singen werde. Ich werde einfach aus diesem Tode aufwachen in meinem eigenen Himmel. Jetzt ist Dunkel und Tod: plötzlich entbrennen alle Lichter. Ich werde leben! . . Nun bin ich ruhig und gefeit. Nun will ich arbeiten. Ich will in meinem Geist das Gebäude von Tönen errichten; will lautlos singen . . .“

Aber sie fühlte alles mißlingen und eine geheime Zerstreuung ihrer Kraft.

„Es ist nichts: es ist nur der Körper. Er ist krank, er sträubt sich. Ich habe ihn noch immer besiegt. Ruhe! Ich bin eine Schülerin und habe singen zu lernen. Denn der Geist erwächst aus der Technik.“

Sie stand auf und machte sich an Übungen.

„Alle Kraft muß in der Lippe sein, der Hals ganz weich, wie tot . . .“

In der verstreichenden Nacht versteifte sie sich und hielt kaum noch Stand. Dieser Druck um die Mitte des Körpers begann, der sie niederzog; diese Angst des Herzens. Sie lag, das erschlaffte Gesicht in den Händen, über dem Flügel und betete. Draußen entstand Poltern; etwas Weiches fiel gegen die Tür. Sie öffnete und empfing den taumelnden Körper des Trunkenen schwer gegen ihre Brust. Heftig warf sie ihn hin. Nun stand sie über ihm, atmete kurz und schüttelte die Hände.

„Mich ekelt's, ihn anzufassen: und ich habe mit ihm geschlafen! und habe ein Kind von ihm! Rom weiß es. Jetzt kommt er von anderen Weibern: Rom weiß auch das. Unser beider Unehre ist der Welt geläufig, wie unser gemeinsames Vergnügen. Und ich bin die Branzilla! Wie ich ihnen fern war, einst! Wie ich bei mir selbst war, allein und rein! Das soll nie wieder kommen? Allein und rein sein! . . Du möchtest trinken, Lieber? Da, ich mische dir etwas: es wird dich ganz zufrieden stellen. Nimm! .. Nein! Gib her! Ich kann nicht. Gott will nicht, daß ich's tue. Ich verstehe Gott nicht.“

Das Glas, das sie hinsetzte, funkelte böse im Mondlicht. Sie raffte einen Vorhang über ihr Gesicht. Grabdunkel war's und still. Nur der sorglose Atem des Schläfers.

„Ihm ist wohl. Ihm war wohl, als er trank, als er Frauen umarmte; ihm wird wohl sein, wenn er morgen den Theseus singt, — den er nicht gelernt hat. Mich sprengt das Klopfen dieses Herzens, das der Kampf um Ariadne toll und ohnmächtig gemacht hat. Ich habe Martern gehabt, indes er Vergnügen hatte. Und er soll mich auch noch einholen, mir vorauskommen? Ich war matt als Clelia. Ich werde eine kranke Ariadne sein. Wer anders als er macht mich krank! Lauter Unwürdiges legt er mir auf, hundert weltliche Gedanken, die mich dem Heiligen entfremden und mich verbrauchen. Meine Ermüdungen nähren ihn. Er fühlt sich schwellen, je blasser ich neben ihm werde. Nach meinem Untergang wird er ins Unermeßliche wachsen. Das ist nicht zu ertragen! Er,

Digitized by Google

den ich zu mir heraufzog! In dessen Hände ich meine Einsamkeit abdankte! Dem ich meine erarbeiteten Schätze verriet! Er, mein Geschöpf! Nie ward einem menschlichen Wesen so schlimmes erdacht. Nicht von dir, mein Gott: von deinem Widersacher! Du wolltest mich groß; du befiehlst mir, zu verderben, was mich anficht!"

Sie legte das Glas an den Spalt in den Lippen des Schläfers.

„ . . . Er ist ein Künstler. Ich töte einen Künstler! Nicht ein Geschöpf, das dem Vollkommenen Feind ist, wie jene Amati; keins, das Gott aufhält: nein, den Freund des Vollkommenen, den Gott höher vielleicht weihte als mich. Ich diene, töte ich ihn, nicht mehr Gott: nur einem Götzen, nur mir. Dann verwirft er mich, dann ist's aus mit mir, und nie mehr ersing' ich mir den Himmel."

Es dämmerte; schaudernd schob sie das erblindete Glas fort.

„Also nichts. Ich vermag gegen ihn nichts. Ich muß ansehen, daß er das Leben hat und die Kunst obendrein, — der ich mich opfere; daß er spielt, wo ich mich zerquäle, und dennoch groß wird. Wie ich ihn hasse! Wie ich ihn zerstören, ihn in mich hineinraffen möchte, daß ich all seins zu meinem hinzu hätte! Das wäre Reichtum: mein innerer Herd und das, was diesem die Welt gibt. Nun aber muß er vom Leben, dem ich nicht gewachsen bin, immer reicher werden, und ich muß in mir selbst verkohlen und langsam erkalten. Gott! ich beuge mich. Du! ich bitte dir ab. Ich bin nicht groß genug, dich zu verachten: ich beneide dich nur. Ich sehne mich aus meiner Heiligkeit nach deinem gemeinen Wandel, nach deiner Gutherzigkeit und Niedrigkeit, nach deinem Schmutz, nach deinem gewöhnlichen Schmutz. Ich liebe dich! Immer liebte ich dich aus Sehnsucht nach Erniedrigung! guter, warmer Erniedrigung."

Sie ließ, die Arme in die Luft gebreitet, ihr Gesicht auf seines sinken, vermischte ihre Lippen mit seinem Fleisch, — und in seinen Mund, der das Gift hatte empfangen sollen, flossen ihre Tränen.

„Ich liebe dich! Ich will dir dienen, ich danke ab, ich bin nicht mehr die Branzilla! Hörst du mich? Küsse mich! Ein Kuß von dir ist mehr, als alle Herrschaft, alle Himmel!"

Da gingen seine Lider auf; sie riß sich zurück. Sie wich, und bekreuzte sich, bis an die Wand, erwartete atemlos, daß er wieder schlafe, — und brach in die Knie und schlug die Stirn gegen den Fußboden.

„Nun verstehe ich dich, Herr. Du hast mich versucht und schwach gefunden. Ich war dir zu hoch gestiegen: da schicktest du mir diesen. Ich muß ihn lieben, er verdirbt mich und ist unantastbar. Dein Wille geschehe."

Aber sie schnellte auf aus dem Staube.

„Gib mir ein Zeichen, daß die Prüfung nicht immer dauern soll! Daß ich des Feindes Herr werden soll! Wo nicht, laß mich sterben! Auch du, Herr —"

Sie ging auf den Knien bis unter den Kruzifixus.

Digitized by Google

„Auch du ersehntest das Ende deiner Marter. Und von deinen Wunden hast du keine mehr vor mir voraus. Sage, daß du ihn zu deiner Zeit schlagen wirst und verderben, und mich erhöhen! Gib mir das Zeichen!“

Fahler Morgen traf sie in die Augen; sie schloß sie. Ihre Stirn war kalt von Schweiß. Ihr Mund krümmte sich zuckend nach unten. Ihre erhobenen Hände waren ineinander gekrampft und zitterten. Plötzlich ein Schrei: gellend, entsetzensvoll.

„Du hast mich geküßt! Mit meiner Stirn habe ich deine Leichenlippen gefühlt!“ Und sie sank zusammen und weinte.

VI.

„Neigt Euer Ohr, Vater! Ja, ich komme spät; dahinten im dämmerigen Schiff kniet höchstens noch ein Bettler; aber wir können nicht leise genug flüstern. Wißt Ihr, von welcher Sünde Ihr mich freisprechen sollt? Von derselben, die Sankt Petrus an unserm Herrn beging. An seinem Vertreter auf Erden begehe nun ich selbst sie: ja, ich will unsern Herrn Papst verraten! Ich will vor seinem Henker, dem König, die Aida singen . . . Ich dürfe es nicht, sagt Ihr; um meiner selbst willen nicht; denn alle Ehre in Rom komme mir von Seiner Heiligkeit, die mich so oft in ihrem Vorzimmer singen läßt, die mir Gnadengeschenke und Orden gibt, ja, die mit ihrer heiligen Person mein Haus beglückt? Das ist noch nicht alles, Vater; Ihr wißt nicht alles. Ehre habe ich auch draußen, wo nicht Seine Heiligkeit befiehlt. Ich bin die Branzilla, auch draußen. Aber ich habe einen Schwur auf mir, einen Glauben, eine Pflicht. Hört mich! Dies ist eine Sache um Leben und Tod.

Ihr seid nicht jünger als ich. Ihr werdet wissen, daß an dem Tage, als die Branzilla zum erstenmal vor Rom hintrat, Rom in Revolution war. Die Liberalen wollten mich hindern, zu singen. Ich glaube, daß Gott die Revolution nur darum zugelassen hat, daß mein Weg dorniger, meine Ankunft glänzender und ihm gefälliger sei. Sie hatten verbreitet, daß ich im Hause des Fürsten Rupa meine Stimme erhebe, um ihre Verschwörung zu übertönen. Ich war in höchster Gefahr, in den Kerker geworfen zu werden: an eben dem Abend, da ich zuerst mich hören lassen sollte! Aber ich entging ihren Netzen und ließ sie statt meiner den Rupa fangen. Wie sie dann im Theater gewütet haben! Wie ich kämpfen mußte, sie zu erobern, ihnen ihre Kraft zu nehmen: diesen tausend Geliebten! Denn ja: ich liebte sie, wie Dalila den Simson! . . Damals, Vater, während jenes Ringens, habe ich mich für immer der Partei des Papstes versprochen. Ihr seid wenige, und ihr liebt die Menschen nicht. Aber auch ich liebe sie nicht und will nicht ihre Gemeinschaft. Ich war euer, ich war des Papstes. Ich hatte das Glück, ihm nützen zu können. An den Höfen da und dort konnte ich einige Worte sprechen, die sein Geschäft besorgten; konnte mehrere schwärmerische Seelen zu

Digitized by Google

seinem Vorteil stimmen. Und jedesmal nachher sang ich besser. Immer, wenn Seine Heiligkeit oben war, fühlte auch ich mich oben. Ich zitterte, sang ich in London, um den Kirchenstaat, und daß die Italiener, noch ehe mein Gastspiel zu Ende sei, in Rom einbrächen . . . Nun sind sie eingebrochen. Ihr versteht mich kaum, so widerlich gellen draußen die Hörner ihrer Bersaglieri . . . Sie sind vorbeigelaufen, mit ihren Fahnen, mit dem dummen Jubel des Volkes. Was nun, Vater? Ich hatte alles auf die Sache des Papstes gesetzt, und er ist geschlagen. Ich werde also vor seinem Sieger singen. Sprecht mich frei!

Ihr wollt nicht? Ihr sagt, mein Verrat sei Todsünde? Unser Herr Papst habe die Seinen nie nötiger gehabt, als jetzt? Laßt! Ich weiß, wieviel ich wage, und wie leicht mich dies in die Hölle führen kann. Ihr waret nicht dabei, als ich kämpfte! Es ist furchtbar, daß diese Brut unsern Herrn überwältigen mußte. Aber ich habe — neigt Euer Ohr! — den Verdacht, daß Gott hiermit eine große Versuchung für mich plant . . . Hört: eine andere Versuchung, nicht weniger schrecklich, hat er soeben beendet. Ihr wißt, daß mein Mann, der Cavazzaro, die Stimme verloren hat. Endlich ist er bestraft dafür, daß er sich selbst und die Kunst verließ und unheilig lebte. Wildes Glück packte mich, als es offenbar ward. Aber ich bezwang es. Denn sorgsam mußte zuvor erprobt werden, ob Gott mir wirklich den Sieg bestimmte. Und ich schickte Ulisse nach Paris, daß sie ihm eine künstliche Stimme machten, wie sie's dort können. Nun ist er zurückgekehrt und krächzt. Gott hat's gewollt. Der, an den ich meine Kunst hätte abdanken wollen; der, den ich gern vergiftet hätte; der, den ich lieben mußte: nun liegt er darnieder. Ich aber singe, wie mit zwanzig Jahren. Alle Versuchungen, zu denen er mir geschickt war, sind gebrochen: ich habe sie überstanden. Jetzt muß ich singen, vor wem immer: ich muß singen und triumphieren. Wozu hätte ich gelebt, wenn ich jetzt nicht sänge? Soll ich's bezahlen, wie Ihr sagt, Vater: gut denn, ich bezahle. Mit dem ewigen Feuer, sagt Ihr? Es sei, mit dem ewigen Feuer. Immerhin: ich flüsterte Euch von meinem Verdacht, daß auch dies nur eine große Versuchung sei: die allergefährlichste; und daß Gott wissen wolle, ob ich so heilig sei, daß ich auch noch der Hölle und all ihren Ängsten trotze, wenn es zu singen gilt. Wer weiß: vielleicht werde ich vor Gottes und unseres Herrn Papstes Feind singen und dafür maßlos erhöht werden . . .

Ihr glaubt es nicht? Ich lästere, sagt Ihr? Ich sei verworfen? Ihr könnt mich nicht freimachen? So bitte ich Euch nur noch: betet für mich, denn ich werde singen. Ich werde vor dem Feinde Gottes, vor dem Schänder seiner Stadt singen und dabei wissen, daß ich auf meinen Tönen nicht mehr zum Himmel, sondern in die Hölle steige. Aber die Kunst, die Gott selbst ist, will es. Er will, daß ich die Verdammnis verdiene, und ich gehorche ihm. Ihr hört, wie mir die Zähne aufeinander schlagen. Ich bin in *kalter Hitze*. Die Gedanken verwirren sich mir. Gelbe Flammen schießen vor mir auf. *Die Hölle! Die Hölle!* Rettet mich! Ihr rettet mich nicht? Dann muß ich in den Flammen steh'n und singen!"

Digitized by Google

VII.

„Wer sagt, daß wir alt sind? Du: ja, du bist's! Da keine Frau dich mehr gebrauchen kann und du zum Wein kein Geld mehr hast! Ich bin noch immer die Branzilla; und sing' ich nicht mehr alle Abende, so sing' ich immer noch jeden Monat einmal, oder doch einmal die Saison. Niemand geht es an, wie ich inzwischen lebe. Du brauchst es mir nicht zu sagen: oft verwirrt sich mein Kopf. Mag sein, daß ich die Menschen oft gequält habe: meine Tochter und auch dich; daß ich mich mit den Wirtinnen herumzanke, nicht bezahlen mag, und daß es Städte gibt, in denen kein Haus mehr mich aufnimmt. Wo bleiben all diese Miseren, wenn ich singe: noch einmal singe. Ich habe vier Wochen lang im Dunkeln gelegen, habe gefastet, mich gereinigt und meine Kraft von Gott zurückerbeten. Nun aber trete ich hervor. Für eine Nacht, für drei Stunden: gleichviel, da stehe ich noch einmal im Glanz und höre das Volk zu meinen Füßen atmen. Ich singe; mein Herz hat wieder die Gewalt eines zwanzigjährigen Herzens; meine Glieder spannen sich; meine Lippen sind fest und jung. Fragt nicht, mit welchen Qualen ich meine Auferstehung bezahle. Klatscht! Schreit! Seht hier den Schatten größerer Zeiten durch eine eurer Nächte streichen! Ihr fühltet nie diese Leidenschaft. Keiner von euch erfuhr, wie das Leben heilig ist. Faßt, bevor euer Scheindasein schwindet, einmal doch Bewunderung für die, der von Gott die volle Wirklichkeit ward! Ja: eine Siebzigjährige, und noch immer die Branzilla!"

„Ich muß wohl gehen? Meine blinden Augen sehen dich nicht; aber deine Stimme klang sehr erregt. Du wirst nun für den Rest des Tages krank sein und nicht wollen, daß wir essen? . . Du antwortest mir nicht. Ich gestehe dir, daß ich Hunger habe."

„So geh' und mäste dich!"

„Ich habe kein Geld, um zu essen."

„Ach! kein Geld. Und die zehn Soldi, die ich dir am Dienstag gab? Wir haben erst Freitag."

„Ein wenig Tabak, einen kleinen Kuchen für die Kinder, die so gut zu mir sind und mich armen Blinden über die Straße führen."

„Ja, ja: Alle sind gut zu dir. Du bist so sympatisch: ein milder Greis mit einem bleichen, edeln Antlitz in ehrwürdiger Locken Zier, der das Augenlicht verlor. Dich bemitleiden sie und nahen dir gern, trösten und helfen gern. Mir sehen sie mißtrauisch und feindlich entgegen. Sie verstehen nicht, warum diese alte Frau so grade vorbeigeht und niemand anspricht. Mein Gesicht finden sie böse. Um mein Leiden sorgen sie sich nicht. Seine Herkunft ist freilich seltener und dunkler, als die Herkunft des deinen. Du hast leicht gelebt und wirst leicht sterben."

„Auch ich habe wohl manches tragen müssen. Meinst du, es sei eine Kleinigkeit gewesen, als ich die Stimme verlor? Vorher saß ich bei den Großen zu Tisch. Ohne dich kränken zu wollen, darf ich sagen, daß vornehme Damen mir ihre Gunst anboten. Wie

Digitized by Google

schön war's, wenn ich in einem Garten stand und den Frauen sang, die um mich her auf dem Rasen saßen. Wie viel Sonne auf ihnen! Weh mir! Die Sonne ging mir unter, noch vor dem Tode. Keine Stimme, keine Augen: mir ist nichts übrig."

„Nichts. Denn du kannst dir nicht denken, wie jemand ohne Stimme, in ewigem Dunkel einen Palast aus Tönen bewohnt. So Großes ahnte dir in deinem Glanze nie: wie sollte es dir als verbrauchtem Lustigmacher noch einfallen! Alle Tage ward bei dir ein Heiliger gefeiert. Nun ist das deine verputzt: Narr, der du einst vom unerschöpflichen Kapital in deiner Kehle prahltest! Nun bekommst du bei mir ein wenig geringeres Essen, als ehedem von den Reichen. Und darum wagst du es, mir von deinem Leiden zu flennen? Mir? deren ganzes Leben einsame Marter war? Ach! laß dich von den Leuten lieb haben, jetzt wie früher. Behalte jeden deiner Freunde und die Erinnerung all deiner Genüsse, — aber mache mich nicht rasend, dadurch, daß du vom Leiden sprichst! Dein Mund ist des Wortes nicht würdig. Er ist zu edel und wohllautend, dein Mund. Ach! ach! du! Du hattest am Ende nur Wert, weil du zu meiner Qual beitragen solltest: zu meinem Schicksal."

„Was habe ich dir getan?"

„Ja ja! Nichts. Du tatest nichts: du warst da. An dir erlebte ich, daß meine ganze qualvolle Größe vergeblich ward. Du hattest ja das Abbild davon. Nichts brauchtest du zu erarbeiten, nichts zu erleiden, und hattest doch das genaue Abbild. Kein Zweifel: du warst ein Künstler. Es war schrecklich. Zum Glück sind wir darüber hinaus. Es war so schrecklich, weil ich selbst dich habe ans Licht ziehen müssen, dich abrichten und herausstaffieren. Was hattest du je, Elender, das dir nicht von mir kam? Zeige mir ein Lorbeerblatt oder einen Dukaten, die nicht eigentlich mir gebührten!"

„Ich war doch ein Künstler! Du beleidigst mich alten Mann, du machst mich krank. Ich war doch ein Künstler! Millionen sind durch diese Hände geflossen. Ich möchte schwören, daß ich mehr verdient habe, als du."

„Aber du ziehst mir mein Geld aus der Tasche!"

„Seit drei Tagen gabst du mir zehn Soldi."

„Ich mäste dich; und anstatt zu sterben und mich von dir zu befreien, ehe mein Geld zu Ende ist, machst du mir Auftritte!"

„Ich bitte dich, ich bitte dich . . ."

„Ach! er weint. Tränen entquellen seinen blinden Augen. Wenn das die Leute sähen, wie sympathisch du ihnen wärest! Aber du hast wohl vergessen, daß du mich, als ich die Celimena sang im Pagliano zu Florenz, um den ganzen Erfolg betrogen hast? Nicht immer warst du so voll Güte und Sanftmut wie heute. Ich singe die Celimena, ich erschöpfe meine Kunst, diese faulen Bäuche zu bewegen: und auf einmal hör' ich sie lachen. Ja: sie lachen, weil hinter mir du stehst und deine Fratzen machst. Sie sehen deinem stummen Spiel zu, und ich singe vergebens."

Digitized by Google

„Ich mußte spielen. Der Pandolfo, du weißt es wohl, trägt den Spiegel herbei. Er fängt den Nacken der Celimena darin auf und küßt ihn. Er hat sich mit anmutiger und etwas possierlicher Traurigkeit zu benehmen.“

„Auch wenn die Branzilla singt? Du bist neidisch und tückisch. Am Abend der Celimena hat man mich vor dir gewarnt. Ich würde dir sagen, wer, wenn ich nicht für ihn, der mir wohl will, deine Rache fürchtete. Du selbst warst als Pandolfo durch Trunk unfähig, zu singen.“

„Das ist nicht wahr. Du befleckst meine Vergangenheit. Ich war ein Pandolfo, von dem der Dichter Rasi sagte, er habe das göttliche Lächeln. Hörst du? das göttliche Lächeln!“

„Das göttliche Lächeln! Da hebst du die Arme und bist außer dir. Alle Milde des blinden Greises ist dahin, nun man an seine Eitelkeit rührt.“

„Ich habe nichts, als zehn Jahre der Erinnerungen: in siebzig Jahren weiter nichts. Ich lebte so rasch. Greifst du meine Erinnerungen an, dann bin ich verloren, dann weiß ich nicht, was geschieht!“

„Ich will nicht, daß du Erinnerungen habest! Wollten doch endlich auch deines Geistes Augen erlöschen! Du warst ein Intrigant, der mir den Weg verstellte. Warst du überhaupt ein Künstler? Ich zweifle, ob ich mich nicht narren ließ.“

„Du bist grauenhaft! Der Teufel erfindet nichts Schwärzeres! Wer rettet mich vor dir!“

Die Branzilla sah, knochig aufgereckt, aus Geieraugen ihrem blinden Gatten nach. Er stieß an die Möbel; seine Hände schwankten klagend über seinem Kopfe: da flog die Tür auf.

„Was schreit ihr schon wieder? Keiner der Tage, die ich hier bin, ist ohne Geschrei vergangen. Die Nachbarn treten auf die Treppen hinaus, so laut schreit ihr. Mama! hast du ihn wieder gequält?“

Die Branzilla sagte mit flötender Stimme:

„Beunruhige dich nicht, Töchterchen! Wir unterhielten uns von der Celimena. Dein Vater hat an dem Abend nicht gehandelt, wie er es mir schuldete.“

„Ich hatte das göttliche Lächeln, sagte der Dichter Rasi!“

„Er hat mir die Rolle verdorben: ich sagte ihm nichts als die Wahrheit.“

„Sie übertrifft den Teufel! Daß du es weißt, Kind, wenn ich nicht mehr leben werde: der Teufel kommt ihr nicht gleich.“

„Werdet ihr mir erklären, um was ihr euch streitet?“

„Um Celimena, Töchterchen: die berühmte Oper des Maestro Tiberini.“

„Ich hörte nie von ihr.“

„Ich war der erste Pandolfo ganz Italiens!“

Digitized by Google

„Wann war die Aufführung, von der ihr sprecht?“

„Laß mich denken! . . . Fünfundfünfzig.“

„Das sind vierzig Jahre! Ihr streitet euch in eurem Alter; du bringst Papa von Sinnen; ihr schreit, daß draußen ein Auflauf steht: und alles um Dinge, die vor vierzig Jahren waren! Von denen keiner außer euch mehr weiß! Die Hände, die euch damals Beifall klatschten, sind bald alle vermodert: wollt ihr nun nicht Ruhe geben? Wahrhaftig: etwas Liebenswertes ist's um die Kunst!“

Die Tochter nahm den Alten am Arm.

„Draußen stehen deine alten Freunde, Papa. Sie getrauen sich nicht herein, aus Furcht vor Mama. Geh' mit ihnen ins Wirtshaus; da ist Geld; — und bleibe nur dort, bis ich dich zurückhole. Wenn ich dich zurückhole, armer Alter, wird der Wein dich lustig gemacht haben.“

„Ich fürchte, Tochter, daß kein Wein mehr mich lustig macht.“

Die Tochter kehrte zurück, die Hände auf den Hüften. Die Branzilla erwartete sie scheu.

„Schön hast du ihn zugerichtet! Hexe! Von deiner Bosheit wird man länger reden, als von deiner Kunst. Jetzt duckst du dich, denn ich bin breit und rot. Den schwachen Alten aber wirst du noch zu Tode quälen. O! Menschlichkeit hast du nie gekannt. Was tatest du mit mir, als ich jung war: wie verdarbst du elend mein Leben! Ich liebte, und ich ward geliebt. Heute könnte ich glücklich sein. Ich könnte Kinder haben. Nun aber lebe ich allein, in Gasthauszimmern, unter Fremden. Das ist dein Werk. Ich sollte nicht heiraten, du wolltest mich nicht wie die anderen Mädchen. Als ein Monstrum wolltest du mich: als ein singendes Monstrum. Ich hasse die Kunst, die du mich lehrtest!“

„Undankbares Töchterchen! Und sie ist die berühmteste Konzertsängerin Europas!“

„Mit vierzig Jahren bin ich's endlich geworden; und ich finde nicht, daß mir mit fünftausend Francs für den Abend meine Entbehrungen bezahlt sind.“

„Mein Kind, ich sterbe zufrieden, da ich dich groß hinterlasse. Mein Name wird, mit deinem verschmolzen, länger dauern.“

„Das ist's nicht; — sondern du mißgönntest mir das gute, einfache Leben. Hattest du selbst es verspielt, sollte auch ich es nicht kennen. Eifersüchtig warst du: das ist's.“

„Ich habe große Laster,“ sagte die Branzilla und senkte schlaf den Kopf. „Ich werde wohl auch dieses haben. Aber glaubst du, Tochter, daß ich böse bin, weil es mir gut geht? Es geht mir nicht gut; es ist mir niemals gut gegangen; und auch mir sind meine Entbehrungen nicht bezahlt worden. Ich denke jetzt manchmal des Fürsten Dario Rupa, eines jungen Mannes, der, als ich selbst ganz jung war, für mich starb. Richtiger wär's vielleicht, zu sagen, daß ich ihn tötete. Soll ich dir etwas Schreckliches gestehen? Ich wünsche mir jetzt oft, ich hätte ihn damals nicht dem Hauptmann verraten, ich wäre

Digitized by Google

mit ihm in den Kerker gegangen . . . Glaubst du, daß ich ihm noch gefallen könnte? Ich habe noch meine Stimme. Nächsten Monat werde ich im Palazzo Doria die Gioconda singen. Wird nicht der Russe dort sein, der dich am Dienstag besuchte? Er gefiel mir; und er behandelte mich, als ob ich ihm gefiele. Wir wollen ausgehen, Töchterchen; ich möchte seidene Strümpfe kaufen."

Da die Tochter ihr den Rücken gewandt hatte:

„Willst du nicht ‚Meine süße Liebe' üben, für dein Konzert? Niemand versteht es zu singen, wie du."

„Gut! Gut!" rief sie dazwischen; und nach der letzten Note:

„Wir mögen böse sein, darben und uns quälen, so haben wir doch die Kunst. Ich habe dafür gesorgt, daß du sie erwarbest, und ich tat wohl daran. Du wirst die letzte sein, die von der Kunst des bel canto weiß. Wir dienten um sie acht Jahre lang. Die Heutigen lernen zwei, — und nach anderen zwei sind sie kaputt. Du wirst, wie ich, noch mit siebzig singen . . . Gut! gut!" rief sie wieder, mit falscher Stimme. Denn sie meinte die Tochter dabei zu überraschen, daß ihr die Töne in den Hals rutschten. Die Branzilla dachte:

„Sie ist nicht mehr wie früher. Auch mit ihr geht's also zu Ende. Ich aber habe noch meine Stimme: ich allein."

. . . „Nimm mich mit! Auch ich will ausgehn."

Aber die Tochter stürzte zurück ins Zimmer: bleich, nach vorn geworfen, mit schlotternden Fäusten. Sie erzwang sich Atem.

„Er hängt dort. Papa hängt dort. Er hat sich erhängt."

Sie schlich über die Schwelle und nebenan die Wand entlang. Die Branzilla schloß die Tür. Sie begann im Zickzack umherzuhasten: aufgescheucht, in die Enge getrieben, mit Blicken, wie nach Verfolgern . . . Plötzlich hielt sie an, hob die Schultern und zog sie, ausatmend, heftig herunter. Sie horchte; dann holte sie einen metallenen Kasten heraus und setzte sich davor. . . Die Tochter fuhr ins Zimmer.

„Ich habe ihn abgeschnitten: er ist tot. Du hast ihn getötet! Ach! wäre das deine letzte Tat! Ich werde nicht zufrieden sein, bevor ich dich im Irrenhaus weiß. Zu allem Segen, den deine große Kunst uns allen gebracht hat, möchte sie dich nun noch ins Irrenhaus führen!"

Die Branzilla zählte das Geld in dem Kasten.

„Ich habe nicht genug, ihn zu begraben. Warum hat er sich erhängt? Es war ihm nur um ein neues Mittel, mir zur Last zu fallen."

„Hexe! Mörderin! Ich werde dich in eine Anstalt sperren!"

„Nächsten Monat singe ich im Palazzo Doria. Ich werde in keine Anstalt gehen. Ich werde nicht durch Aufregung meiner Stimme schaden. Nächsten Monat singe ich im Palazzo Doria."

Digitized by Google

Das Menschenmaterial der Fremdenlegion.

Von

Wilhelm Cremer.

Eine Mobilmachung in Sidi Bel Abbes. Es ist Hochsommer, greil und heiß scheint die Sonne aus dem wolkenlosen Himmel auf die Stadt. Die schattenlosen Straßen liegen verlassen da, an allen Fenstern sind die grünen Läden herunter gelassen und schützen die Häuser vor dem Eindringen der Glut. Nur ein Araber in schmutzig weißem Burnus schreitet majestätisch über die staubige Straße, und ein Negerjunge, der Zeitungen verkauft, jagt vorüber. Sonst ist alles still und tot, die Stadt schläft.

Auch im Quartier der Fremdenlegion regt sich nichts. Die Soldaten liegen in ihren Stuben auf den Betten und halten die vorgeschriebene Siesta. Es ist kühl in den großen, luftigen Kasernen, und da träumt es sich schön von wilden Abenteuern, vielleicht auch von der Heimat. Plötzlich entsteht eine Unruhe in den Bureaux, ein amtliches Telegramm ist eingetroffen mit dem Befehl zur sofortigen Mobilmachung eines kriegsstarken Bataillons. Noch weiß es niemand von den Mannschaften, aber die Unteroffiziere rennen hin und her, Telegramme und Boten gehen fort, Schränke werden aufgerissen, atemlos keucht ein dicker Offizier, den man beim Mittagessen aufgestört hat, ins Regimentsbureau.

Und allmählich dringt die Nachricht auch in die Mannschaftsstuben. Zuerst hat ein Schreiber beim Durchgehen einem Freunde zugerufen, es würde mobil gemacht, Krieg mit Marokko. „Was — Krieg?“ fragen ein paar, die diese Worte gehört haben, und springen auf. „So ein Unsinn!“ ruft ein dicker Badenser. „Immer der alte Schwindel — laßt einen doch schlafen!“ Keiner glaubt es recht, die Legionäre phantasieren so viel, und der Krieg mit Marokko steht schon lange auf der Tagesordnung. „Herrgott, wenn es nur bloß wahr wäre!“ seufzt ein kleines, junges Kerlchen mit ein paar braunen Kinderaugen. „Aber ich erleb' es nicht!“ Und er legt sich wieder hin.

Doch sie sind alle unruhig geworden. Das einfache Wort Krieg hat sie alle in Fieber versetzt, phantastische Bilder und ausschweifende Wünsche jagen durch die Köpfe. Die Legion ist ein Kerker, den sie selbst gewählt haben, der sie festhält, und nun sehen sie plötzlich alle Türen weit offen. Der Krieg ist in solchen Augenblicken die Freiheit.

Jetzt geht ein Franzose hinaus, um sich zu erkundigen. Die andern aber machen Witze und lachen, weil er nicht wiederkommt. „Er ist schon abmarschiert!“ — „Er besetzt die Grenze!“ Aber innerlich lachen sie gar nicht. Wenn es nun aber doch jetzt losginge! Und einige können die Spannung eines solchen Gedankens gar nicht ertragen.

Bis die Tür aufliegt und ein langer Holländer hereinstapft. „Jungens, es ist Krieg — wir fahren morgen schon nach Oran!“ Der ganze Kerl lacht vor Vergnügen über

Digitized by Google

die Mobilmachung, und weil er zuerst die Nachricht melden kann. Er ist ein Prachtexemplar von einem Legionär.

Diesmal glauben sie es alle mit einem Schlag. Es ist, als ob man einen Stein in ein Wespennest geworfen habe. Alles springt auf, und die Törichtsten fangen an zu tanzen. Die meisten verlassen das Zimmer, um draußen Genaueres zu erfahren, und ein paar Praktiker gehen in die Kantine in dem ganz richtigen Gefühl, daß dort bald das Generalstabsquartier für alle Nachrichten und Gerüchte, für Begeisterungsausbrüche und trunkene Verbrüderung sein werde.

Die Legionäre sind im Fieber, in einem Glückstaumel, aber wenn man sie fragte, warum denn, was sie eigentlich erwarteten, sie wüßten keine Antwort zu geben. Sie haben keine patriotische Begeisterung. Was ist ihnen Frankreich, was kümmert sie es, daß die Araber ein paar Franzosen totgeschlagen? Gar nichts! Was ist ihnen sogar die Legion, der sie allesamt jeden Tag den Rücken kehren würden, wenn sie nur könnten? Ihr Vaterland war einmal die Landstraße, auf der sie gewandert; Glaube, Begeisterung, Hingabe, alles das hat ihnen im Grunde das Leben längst zerstört, und wo sie noch in einem Winkel ihres Herzens Glückshoffnungen und Zukunftsträume haben, da liegt das Land ihrer Sehnsucht weit ab von diesem Afrika, auf dessen Boden sie für die Franzosen ihr Blut hingeben sollen.

Und doch jubeln sie, weil es in einen Krieg geht, der vielleicht jahrelang dauert, der nicht einmal richtige Schlachten und Siege bringt, sondern unausgesetzte, aufreibende Märsche auf glühendem Sandboden in der würgenden Sonne. Sie werden gegen einen grausamen, fanatischen, listigen Feind kämpfen, der sich nie fassen läßt, der ihnen aber immer unsichtbar auf den Fersen sitzt, um ihre Nervenkräfte in tausend kleinen Scharmützeln zu erschöpfen. Sie werden kämpfen um einen Schluck schmutzigen, fauligen Wassers, sie werden viele Meilen wandern, und die Zusammenbrechenden werden wissen, daß es noch ein Glück ist, wenn sie nicht lebend in die Hände der lauernden Araber fallen, und das alles, um eine vergiftete Zisterne, eine verbrannte Oase zu erreichen. Dreißig Jahre hat Abdel Kader in der Algerie gegen die Franzosen gekämpft, und in Marokko liegen die Verhältnisse für die Franzosen noch viel ungünstiger.

Aber die Legionäre jubeln, trotzdem die Älteren von ihnen wissen, daß auch so ein Krieg ihnen nichts anderes bringen wird, als größere Anstrengungen und Elend, schlimmere Krankheiten und früheres Sterben. Freilich, der eigentliche Begeisterungsrausch wird bald vorüber sein. In wenigen Wochen sehen sie, daß es in Marokko nicht anders aussieht als in der Algerie, daß sie die Ketten der Sklaverei auch dort herumtragen. Wie Gefangene haben sie ihren Kerker gewechselt, aber die Gefangenschaft selbst bleibt.

Um die Legionäre zu verstehen, muß man zurückgehen in die Zeit der Landsknechte. Auch diese waren gewiß keine blutgierigen Mordbuben, die aus Freude an Kriegs- und Raubzügen sich den Fürsten verkauften. In ihnen stak nur die rastlose Wanderlust der germanischen Völker, die Freude an abenteuerlichen Dingen, die irgendwo in blauer

Digitized by Google

Ferne zu erobern sind. Das riß sie los aus der Armut der Dörfer, aus der Enge der Städte und führte sie über alle Straßen und durch alle Länder Europas.

Die Legionäre sind die modernen Landsknechte. Die fortschreitende Sozialisierung unserer Gesellschaft, die immer mehr den Einzelnen von großen Betrieben, Verbänden und Gruppen abhängig macht und ihn seiner besonderen Freiheit beraubt, stößt alle diejenigen aus, die sich ihren Gesetzen nicht fügen wollen oder können. Diese unsozialen Elemente werden je nach ihren Anlagen und dem Milieu, in dem sie sich befinden, Verbrecher aller Art, Bummler und Trunkenbolde, Bettler und Vagabunden. Was sie fast alle auszeichnet, ist eine innere Rastlosigkeit, ein großer Mangel an Energie und Ausdauer, eine Unfähigkeit, sich gegen äußere Eindrücke zu wehren. Sie sind fast alle Phantasten und Träumer ohne geistiges Rückgrat, die wie Papierfetzen von jedem Winde herumgewirbelt werden.

Die meisten ergeben sich auch bald ihrem Schicksal. Sie bleiben auf dem Kehrichthaufen liegen, auf den sie der Zufall hingeworfen hat. Aber in einem großen Teil steckt ein geheimnisvoller Trieb, der sie in die Ferne lockt und in andere Verhältnisse, die das Glück bringen können. Überall kommen sie hin und alles versuchen sie, aber sie warten keinen Erfolg ab, ihre Willenskraft arbeitet nur für den Augenblick, und schon reizt sie irgend eine neue Idee zu neuen unfruchtbaren Versuchen.

Die Zahl solcher Losgerissenen ist sehr groß. Sie durchwandern die Landstraßen und treiben sich in den Städten umher, sie liegen in den Hospitälern und bevölkern die Arbeitshäuser. Sie wissen kein Warum und kein Wohin, zeitlos schwimmt das Leben um sie herum. Oft machen sie große Reisen. Man findet deutsche Handwerksburschen in Ägypten sowohl wie in Ostasien, und die amerikanischen Tramps durchqueren den Kontinent von einem Ozean zum andern. Von der Poesie, wie sie in den Wanderliedern der Romantiker erklingt, zeigt sich allerdings in ihrem Leben keine Spur. Unterernährt und verfroren, in ewigem Kampf mit Gendarmen und Dorfhunden, ziehen sie ihre Straße, und kein Liebchen will von dem alten, zerlumpten, verlausten Kerl etwas wissen. Es ist die ewige, graue Not des Alltags, die sie vorwärts treibt, bis sie eines Tages irgendwo liegen bleiben, um noch im Sterben ihren alten Feinden, den Behörden, Arbeit und Schreibereien zu machen.

Aus solchen Leuten, wenn sie in jungen Jahren nach Frankreich kommen, rekrutiert sich in der Hauptsache die Fremdenlegion. Es sind die körperlich und seelisch noch am wenigsten verbrauchten Elemente der Straßenvaganten. Willensschwäche, Phantasie und Abenteuerlust sind ihr Wesen, Wandern und Umherschweifen ohne Ziel, ohne Bevormundung, war bisher ihre einzige Lust. Und nun kommen sie plötzlich, einer Laune folgend oder um eine augenblickliche Not zu überwinden, in die Legion. Gedankenlos unterschreiben sie den Schein, der sie auf fünf Jahre verpflichtet. Was geht sie diese Verpflichtung an? Sie wollen ja nur das auch einmal kennen lernen, und wenn es ihnen bei den Franzosen nicht gefällt, nun wofür haben sie ihre Beine — sie können ja immer

Digitized by Google

noch davonlaufen. Voll kindlicher Freude machen sie die Seereise von Marseille nach Oran, stolz laufen sie ein paar Tage in roten Hosen durch die Straßen von Sidi Bel Abbes oder Saida. Aber auf einmal haben sie es satt. Das Leben in der Kaserne und das ewige Exerzieren ist ja langweilig. Draußen ist der Himmel so blau, und am Horizont liegen Berge, über die man noch nie geklettert ist, so zieht nun der junge Legionär eines Tages ohne Abschied von dannen, er geht durch die Lumpen, wie er das nennt. So schön ist er noch nie gewandert. Er sieht keine Gendarmen weit und breit, und auf den spanischen Farmen gibt man ihm gerne zu essen. Aber über die Grenze kommt er doch nicht. Arabische Reiter, die sich ein paar Franken verdienen wollen, jagen ihn auf und bringen ihn zum nächsten Posten. Er muß wieder zurück zur Kaserne, sitzt seine kurze Strafe ab, und merkt nun erst, daß er, indem er Legionär geworden ist, sein letztes Gut verloren hat, seine Freiheit. Er macht vielleicht noch einen Fluchtversuch, aber dann resigniert er. Nur in seinen Träumen und Phantasien denkt er an das ungebundene Wandern, das er verloren hat, und das erst nach Jahren wiederkommt.

Aber wo ihm die Möglichkeit einer Veränderung winkt, da greift er zu. Er meldet sich auf jeden Posten, zu jeder kleinen Expedition, und wenn es gar einen wirklichen Feldzug gibt, dann gerät das ganze Bataillon in Ekstase. Ein Massenrausch kommt über diese Menschen, die so wenig Sinn für die reale Wirklichkeit des Lebens haben, deren Phantasie jetzt wieder die tollsten Möglichkeiten ausschöpft.

Und doch sind diese Legionäre, dieses Gemisch von Verkommenen und Verlorenen aller Art, dieser Abschaum aus allen Völkern Europas, ausgezeichnete Soldaten, die im Ertragen von Strapazen, in todesmutiger Hingabe wohl von keiner anderen Truppe erreicht werden. Sie sind, wenn es gilt, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, von einer Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, wie man sie sonst bei Europäern nicht kennt.

Freilich hat aber auch Frankreich mit diesen fremden Söldnern, um die sich keine Heimatsbehörde kümmert, niemals viele Umstände gemacht. Das Leben der Legionäre ist, wenn es galt ein Ziel zu erreichen, stets in rücksichtsloser Weise eingesetzt worden. Was lag der Regierung daran, wenn die Fiebersümpfe Tonkins, die todbringenden Niederungen Madagaskars, der heiße Sudan, der Sandboden der Algerie Tausende verschlangen — es kamen immer wieder genug neue Freiwillige, die sich anboten, für Frankreich zu sterben. Da machte es nichts aus, wenn, wie in den dreißiger Jahren in Spanien, von viertausend Legionären keine fünfhundert mehr in die Algerie zurückkehrten, wenn in Mexiko Zweitausend fielen, wenn man bei der Belagerung von Sebastopol die Gräben mit toten Legionären füllen mußte.

Die französische Regierung veröffentlicht keine Statistik der Todesfälle in der Legion, und sie weiß auch warum. Die Fremdenlegion verbraucht die Opfer, die sie in sich aufnimmt, fast vollständig. In ganzen Scharen kommen die jungen Menschen jede Woche in Oran an, und zurück kehren nur einzelne müde, fieberkranke Invaliden — Greise von fünfundzwanzig und dreißig Jahren.

Digitized by Google

Freilich haben sich die Verhältnisse in der Legion in den achtzig Jahren, die sie besteht, sehr geändert. Sie sind langsam besser geworden. Verschwunden sind die grausamen Strafen und Mißhandlungen, wie sie jetzt noch in französischen Strafregimentern herrschen. Man hat langsam den Wert des einzelnen Menschenlebens schätzen gelernt und spart kein Geld, um durch ausgezeichnete sanitäre Einrichtungen dem Fieber und anderen Krankheiten entgegenzutreten.

Aber ob damit für den einzelnen so sehr viel gewonnen ist, scheint doch fraglich. Es stirbt sich heute nicht mehr so schnell in der Legion wie früher, aber dafür bleibt auch der Legionär länger in den Tropen. Ausgenützt wird er auf jeden Fall, bis ihn das Lazarett oder das Grab aufnimmt.

Die Romantik des Legionärlebens ist auch verschwunden. Das Räubermäßige konnte sich früher einmal an einzelnen Stellen entwickeln, als es noch jungfräuliche Kolonien gab, als die Legion noch keine Friedenszeiten kannte. Heute ist sie eine reguläre, moderne Infanterietruppe geworden, die allerdings speziell in den Kolonien verwendet wird. Aber sonst ist alles wie in der französischen Linie.

Langsam verwandelt sich auch das Menschenmaterial. Es degeneriert, wenn man so sagen darf, ins Anständige. Längst ist die Legion kein Unterschlupf mehr für schwere Verbrecher, es sind heute nur noch harmlose Leichtverbrecher, die dumm genug sind, dorthin zu gehen. Ein Mörder, der sich in Europa nicht verbergen kann, findet auch dort kein Versteck.

Neben der Abenteuerlust sind es hauptsächlich soziale Gründe, die den einzelnen veranlassen, in die Legion zu gehen. Auch die vielen Deserteure, die aus der deutschen oder italienischen Kaserne direkt in die französische fliehen, würden diesen Schritt nicht tun, wenn sie nicht in Frankreich ohne Geld und ohne Sprachkenntnisse dem Hunger preisgegeben wären. Dazu kommt, daß jetzt immer häufiger Franzosen selbst in die Fremdenlegion eintreten, um dort die Unteroffizierkarriere zu machen und sich nach fünfzehn Jahren pensionieren zu lassen.

Der Nationalität nach überwiegen wohl die Deutschen, die allein mehr als die Hälfte bilden. Es sind hauptsächlich Elsässer, Badenser, Württemberger, Schweizer, deren Dialekte man hört. Sie wandern noch am meisten und kommen auch am leichtesten über die Grenze. Aber auch die andern deutschen Sprachstämme fehlen durchaus nicht, es gibt auch in Norddeutschland keine Stadt und keinen Bezirk, der nicht verlorene Söhne in Afrika hätte.

Die Deutschen haben der ganzen Legion ihre Prägung gegeben, und die Italiener und Franzosen unterliegen diesem Einfluß vollständig. Ein Deutscher kann daher auch fünf Jahre dort zubringen, ohne mehr als ein paar Brocken Französisch zu lernen. Er wird auch sonst immer in Verbindung mit Deutschland bleiben, denn der Zustrom aus Deutschland hört nie auf, und die Ankömmlinge bringen immer neue Erzählungen und neue Lieder mit. Dazu kommt das Heimweh dieser seelisch schwachen Menschen.

Digitized by Google

Es ist interessant zu sehen, wie die Franzosen sich mit deutschem Menschenmaterial ein großes Kolonialreich erobert haben. Wo sie hingekommen sind, da haben sie Straßen angelegt und Eisenbahnen gebaut. Aber Deutsche mußten zuerst den Boden mit ihrem Blute düngen, und ungezählte Namenlose liegen an diesen Wegen begraben.

Auch an der Eroberung von Marokko — wenn es überhaupt erobert wird — werden die Deutschen ihren großen Anteil haben. Die schlimmsten und gefährlichsten Aufgaben fallen ja immer den Legionären zu, und da hat man denn das schöne Schauspiel, daß Deutschland eifersüchtig zusieht, während der Nachbar ihm mit Hilfe deutscher Landsknechte den Bissen wegschnappt.

Man hat die Verhältnisse in der Legion und den Charakter der Legionäre vielfach in einem zu üblen Licht dargestellt, hauptsächlich um junge Leute vor dem Eintritt zu warnen, und man wundert sich jetzt, wie die Franzosen solche Horden auf die armen Araber loslassen können. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß die Legionäre irgend wie wilder und brutaler sind als sonstige europäische Soldaten. Man hört Klagen über brutale Kriegsführung nach jedem Feldzug — wahrscheinlich sind die Klagen fast immer berechtigt, denn das Totschlagen löst schlimme Instinkte aus. Grade in der Geschichte der Fremdenlegion, die so reich ist an Kämpfen mit Feinden allertückischster Art, fehlen aber Beispiele von Grausamkeiten vollständig.

Walpole.

Von

Paul Wiegler.

Horatio nannte ihn der ältere Schlegel, der einen kleinen Band „Historische, literarische und unterhaltende Schriften“ des Lord Oxford verdeutscht hat. Jedoch Horace Walpole, Sohn des Ministers und Inhaber von drei Sinekuren, wollte nicht Hamlets starker Gefährte sein: „Das schmeckt nach Theater und ist nicht englisch.“ Es paßt auch nicht zu seinem Antlitz. Lawrence gibt ihm einen femininen, langen, dünnen Kopf mit langer, dünner Nase und schmalem Mund. Wie Kohlen unter der Asche glimmen die Augen, die, als er noch blondgelockt war, dunkel leuchteten. Seine Füße waren schwach von der Gicht, die seine Hände krümmte. Er trank Eiswasser und Tee, niemals Wein; er war sehr bleich und lächelte delikat und gezwungen. Seine Rolle war, eine Konversation mit dem Zauber von „spanischem Flieder und Nachtigallen“ zu führen. Dieser Rolle hat er genügt, solange seine Gesundheit es zuließ.

Digitized by Google

Mit zehn Jahren wurde er in den Palast von Saint James gebracht und durfte die Hand eines alten Mannes küssen, der braune Kleider hatte und ein blaues Ordensband. Hinter dem Stuhl des Mannes stand ein hageres Weib. Es waren Georg der Erste, der grobe Hannoveraner, und die Herzogin von Kendal, die Schulenburg, seine beförderte Maitresse. Die „Kletterstange" im Gegensatz zu ihrer Amtsschwester, dem „Elefanten", der Kleimannsegge, die einen „Ozean von Busen" getragen hat. Vor dieser zweiten pflegte der Knabe zu erschrecken. Sir Robert Walpole, sein Vater, war der Ruhm der Whigs und der „Leviathan". Als der Hannoveraner starb und der Kendal in Gestalt eines schwarzen Raben erschien, ging Horace mit den Schülern von Eton in der Prozession und weinte. Er selbst ist im Zweifel, ob ihm nicht vor dem Ungemach bangte, das der Familie erst in der „großen Walpoleschlacht", von der Junius spricht, geschah. „Ich bin im Hause eines gestürzten Ministers", klagt des Staatsmanns jüngster, vernachlässigter Sproß, als er dessen Ruhesitz in Houghton besucht. Später, viel später grollte er den Fremden, die Sir Roberts Schlafkammer, die Farbe der Tapeten, einen Hummer in irgend einem Stilleben beschwatzten und dann zu der Herberge eilten, wo ihr Diner verbrannte. „Wo sind die hübschen Bosketts, die reizenden Pfade? Houghton ist nur noch ein Denkmal von Größe und Untergang." Die Galerie des Landhauses hat Walpoles Neffe Georg, nach dessen Tod er die Lordschaft bekam, zu seinem Gram der Zarin verkauft. Innig hing er an seiner Mutter. Es wurde behauptet, sie habe ihn von Lord Hervey, über dessen Sippe eine spitze Zunge sagte, die Welt bestehe aus Männern, Weibern und Herveys. Lady Walpole war schön. Sie strahlte, als die Königin Karoline beim Handkuß des Adels in die vierte Reihe rief: „Dort sehe ich eine Freundin", und die Neiderinnen vor der Frau des fast schon wankenden Premiers zurückwichen. In der Westminsterabtei ist sie begraben.

Belanglos ist, daß Horace Parlamentsmitglied für Carlington war, für Castle-Rising und Kings-Lynn. Sein einziges Erlebnis sind die Reisen nach dem Kontinent. Auf der ersten hielt er Gray frei, den künftigen Dichter der „Elegie auf ländlichem Kirchhof", einen seiner Freunde von Eton her, wie Georges Selwyn. Sie machten „le Grand Tour". „Gestern," schreibt Walpole, „war ich ein Schäfer aus dem Dauphiné; heute ein wilder Älpler; morgen ein Karthäusermönch und Freitag ein kalvinistischer Schweizer." Am Mont Cenis raubte ein Wolf den kleinen Tory, den schwarzen King Charles. Gray versäumte, diesen Schmerz so zu verherrlichen wie nachmals Walpoles Lieblingskatze, die in einem Goldfischbecken ertrank. In Reggio überwarfen sie sich. Von Italiens Städten gefielen den Touristen Bologna und Florenz. Rom war kleiner als ihre Träume. Und mehr als Herculanum hat Walpole die Viscontina, die in der Londoner Oper singen sollte, beachtet.

Frankreich zog ihn an. Er sah die Provinzen und die Kathedralen, die Comédie und Versailles, das ihm ein ärmliches Schloß schien mit einem Garten für ein großes Kind. Zweimal ist er nach Paris zurückgekehrt, „um seine Erziehung zu vollenden." „Alle

Digitized by Google

lachenden Gedanken" seiner Jugend wollte er in sich erneuern, auf die Gefahr hin, als Narr zu gelten. Vor ihm saßen Madame du Barry, wie eine Bürgerin, ohne Rot und ohne Puder, und Ludwig der Fünfzehnte, dieses „Gemisch von Frömmigkeit, Pracht und Wollust". Der Engländer erstickte im Gedräng der Antichambre, wo die schreckliche „Hyäne von Gévaudan" ausgestellt war. Er betrat das Damenkloster von Saint Cyr, die Gemächer der Maintenon, und war über jenes Fräulein von Mailly gerührt, das des Königs Gunst verlor und den Offizieren, die es laut eine Metze schmähten, erwiderte: „Da Sie mich kennen, so bitten Sie Gott für mich!" Er berauschte die blinde Marquise du Deffand, „la femme Voltaire", die mit dem Regenten und dem stumpfen Hénault Verhältnisse hatte und einsam blieb, als ihre Gesellschafterin, das unglückliche Fräulein von Lespinasse, von ihr ging. Schmarotzer umringten sie. Walpole helferte sie auf. Sie wollte bis drei Uhr morgens wachen, um den Kometen zu sehen. Sie verliebte sich in den schmeichlerischen Ton seiner Stimme und offenbarte sich ihm durch die Feder ihres Sekretärs Wiart. Er verlangte von der blinden „Witzschwelgerin", der dringlichen Matrone, Schweigen über ihre Korrespondenz. Er beschuldigte sie der Indiskretion und der Albernheit: „Bin ich dazu geschaffen, der Held eines Briefromans zu werden?" Er spottete, daß er die Antworten auf die „Portugiesischen Briefe" abschreiben wolle. Sie entgegnete, er sei trocken und roh. Sie verwünschte ihre „Feigheit, Schwäche und Lächerlichkeit" und bedeutete ihm, daß sie doch einiges Ansehen in der Gesellschaft genieße. Zuletzt jammerte sie, er habe die Blumen ihres Gartens bis auf die traurige Immortelle zerpflückt. Gern hätte sie ihm alles vererbt; er drohte, daß er Paris nie mehr auszeichnen wolle, und nahm nur ihre Manuskripte und Bücher.

Wohl hat er auf englischem Boden Franzosen bewirtet: Madame de Boufflers, Duclos, den Herzog von Nivernais, Delille und die Genlis. Oder den Abbé Raynal, dem er in Paris Taubheit vorspiegelte, um nicht über die Kolonien mit ihm reden zu müssen. Indes, er vergißt nicht, daß, als der Urheber der „Geschichte der beiden Indien" äußerte, jedes Ding in England könne ihm Frankreich nur empfehlen, Churchill ihn mit den Worten abführte: „Gentlemen, wären die Irokesen hier, so würden sie nur Fischtran essen." Er verleugnete die Lehrmeister seiner Paradoxe. Sie hätten sich von den Briten die zwei langweiligsten Stücke angeeignet, nämlich Whist und Richardsons Romane. Das Lachen sei jetzt in Paris verpönt; die guten Leute müßten zunächst Gott und den König am Boden haben. Nach dem „Grand Tour" waren Albions Menschen für Walpole „Berge von Roastbeef". Dann mochte er sich den alten Göttern und Göttinnen Frankreichs nicht mehr beugen. „Was heiliges Dunkel war, ist jetzt Schmutz und Finsternis. Die Illusion ist weg, wie bei einem Trauerspiele, das von Lampenputzern aufgeführt wird." Der Zögling meint, daß der französische Charakter im einzelnen erträglich, als Gesamtheit verderbt sei. Die Keuschheit ausländischer Frauen taste er an: „Yes, I swear to you by the Sicilian vespers, they can never be of much duration." Er ist außer sich über den Herzog von Chartres, der beim ersten Diner einer Lady seine Knöpfe hinreicht, worauf Pferde

Digitized by Google

und Hunde in obszönen Stellungen eingraviert sind. Ihm rät er, sich durch das Feuer zu läutern.

Auch von Voltaire ist er abgerückt, zu dem Frau du Deffand wie zu einem Überirdischen betete. Zwar mit dem Behagen eines Neuigkeitsträgers der Aufklärung teilt er seinem Freunde Montagu die Geschichte von dem Beamten des Kantons Bern mit, der alle Exemplare des „Esprit" von Helvetius und der „Pucelle" konfiszieren sollte und dem Rat bestellte: „In der ganzen Stadt hat man sehr wenig Esprit und keine Pucelle gefunden." Doch in einem seiner Bücher strafte er die Unfreundlichkeiten des Schloßherrn von Ferney gegen Shakespeare. Arouet gebärdete sich harmlos, schrieb ihm und lobte seine „historischen Zweifel über Richard den Dritten": „Vous pesez toutes les probabilités." Der Baron Holbach ist nach Walpole ein Tropf. Gegen Friedrich den Zweiten richtete er das Epigramm: „Haben Sie die Werke des Philosophen von Sorgenfrei gesehen oder vielmehr des Mannes, der kein Philosoph ist und jetzt mehr Sorgen hat als irgend jemand in Europa? Wie erbärmlich sind sie! Elende Reimerei: kein neuer Gedanke, und kein alter neu ausgedrückt." Am unglimpflichsten verfuhr er mit Rousseau, dem „vice qui raisonne." Ihn opferte er durch eine gefälschte Epistel des preußischen Monarchen dem Hohn der Welt. Dem düstern Sendboten der Natur, der Paris in Armeniertracht durchschlich und in London die Zulassung seiner Haushälterin zu allen Tischen begehrte, verhieß er in Friedrichs Namen Verfolgungen nach Herzenslust. Er freute sich, hierbei d'Alembert seine Geringschätzung bekunden und über Hume's Rechtfertigung schreiben zu können, daß Europa „mit solchen müßigen Streitereien sich die Kehrseite wische."

Daheim wurde er ein selbstsüchtiger Grandseigneur, der seinen Besitz zusperrte. Einmal, als der zweite Jakobitenaufstand loderte und der Prätendent Karl Eduard dräute, fürchtete er bereits, er müsse mit dem König nach Herrenhausen fliehen oder den Prinzen in Kopenhagen Sprachstunden geben. Er war unfähig, den Küraß zu schleppen; doch als der Prinz von Wales im siebenjährigen Krieg einer amerikanischen Schule Bücher schickte, bemerkte er, nur Waffen, Pulver und Blei seien erlaubt. Er war glücklich, wenn der Herzog von York gnädige, zerknirscht, wenn die Prinzessin Emily ungnädige Laune hatte, diente als Kostümier und besichtigte würdevoll mit dem Prinzen Eduard das fromme Magdalenhouse, dessen verirrte Lämmer ohnmächtig niedersanken, weil die feinen Herrschaften sie zu lange prüften. Er hängte das Todesurteil gegen Karl den Ersten über sein Bett, als die „major charta", die wahre Befreiung Englands. Prahlte, seine Schüler würden den Herrschern ihre Entbehrlichkeit vorhalten, und amüsierte sich über den spanischen Gesandten, der die katholische Majestät gefragt hatte, was sie denn anders sei als eine Zeremonie. Er spielte den Kardinal Retz und wollte sich vom Geschrei der „Patrioten" den Schlaf nicht rauben lassen. Macaulay, sein Nachrichter, bemerkt, er habe es als „practical joke" betrachtet, politische Charaktere zusammenzuhetzen. Er ist der Stockbrite, der, seit der Lektüre Fontenelles ungläubig, der „servants" wegen zur

Digitized by Google

Kirche geht und empört ist, daß in Gegenwart eines Bedienten das Alte Testament kritisiert wird. Die „respectability" ist ihm Dogma.

Zwar nicht ganz verlor er die Erinnerung an Mrs. Commyns, die gastliche Gevatterin, deren Bude in der Airstreet demoliert wurde, weil eine Lady in Eifersucht auf die Pensionärinnen dem Mob zehn Guineen schenkte. Er lustwandelte mit geschminkten Damen der Gesellschaft, die frei von Prüderie waren, und fuhr mit ihnen bei Musik auf einer Gondel über die Themse nach Vauxhall. Sie holten Betsy, das Obstmädchen, heran und durchlärmten den Garten bis zum Morgen. Zwölf Jahre drauf vergnügte er sich nur in Bedford House, wo die Tochter Georgs des Zweiten mitten unter jungen Leuten speiste, beim Schall von Jagdhörnern, Klarinetten und Tamburin, oder auf dem Lampionfest der Northumberland. Er vertauschte Arlingtonstreet, wo er in Winternächten gefroren hatte, die Stätte seiner Geburt, mit einem Domizil am Berkeley Square. Dürftig sind die Zwischenfälle. Etwa, daß im Hydepark der Räuber Maclean in seinen Wagen schoß und ihn plünderte, ein Ire, für den vor seiner Hinrichtung die schönsten Besucherinnen von Newgate Tränen hatten. Oder daß Walpole im Theater Drury Lane, wo der Pöbel gegen die Boxer des Direktors Fletwood kämpfte, diesen einen „unverschämten Schurken" nannte und als Heros ausgeschrien ward. Oder sein pudeltreuer und doch befehlshaberischer Schweizer Colomb ist zu erwähnen und die feiste Hündin Rosette, die neben ihm im Sessel schlummerte, ein Geschenk der du Deffand. Walpoles Geliebte war Mrs. Clive, die kluge, rotwangige Schauspielerin, die ihm Anekdoten vom „greenroom", der Garderobe, lieferte. Als „Mrs. Heidelberg" figuriert sie nach ihrem Part in der „Heimlichen Ehe".

Sie ist Walpoles Genossin auch in dem Ort seiner Wahl, im gotischen Landschloß bei Twickenham gewesen. „Strawberry-Hill", „Erdbeerhügel" taufte er es und Cliveden oder Little Strawberry die Villa der Clive, die nach ihrem Tode von der Schauspielerin Jane Pope abgelöst wurde. Da lebte er seinen Neigungen. Mit Hallen, Kammern, Bücherei und Galerie baute er Strawberry, das „Haus von Papier", zu einem Kloster aus. Eine Presse für Amateurdrucke richtete er sich ein. Sein Drucker ist Robinson, der noch mehr als Garrick die Augen Richards des Dritten hatte. Walpoles Zeitvertreib war, für die Ladies süße, im Satz vorbereitete Gelegenheitsverse zu drucken. Er huldigte ihnen mit Narzissen, Tulpen, Lilien, Musik, Eis, Tee, Kaffee und Biskuit, mit Parkszenen nach Watteau, fühlte sich als Harun al Raschid und schmollte, als Strawberry eine Herberge wurde. Er widmete sich der Zucht von Hammeln und Goldfischen, pflanzte chinesische Lebensbäume und Fichten aus Neuengland und bildete die phantasiereiche Gartenkunst von Kent und Temple weiter. Als „connoisseur" hat er über den englischen Garten einen Traktat geschrieben, der bis auf Nero zurückgeht. Er war ein Sammler von sehr verwöhnten Sinnen. Er pilgerte durch die Schlösser. Sein Blick glitt über die Holbeins, über Shakespeares Grab und Fotheringhay, den Kerker der Maria Stuart. In Woburn stöberte er Ahnenbilder auf, in Rowley verschollene, von den Ratten zerfressene Perga-

Digitized by Google

mente, in Hardwicke zerlumpte Goldvorhänge. Er ergötzte sich an Heraldik, Cäsarenmünzen, Gobelins, an Heinrichs des Achten Uhr für Anna Boleyn, an Wolseys rotem Hut, an der Wärmflasche für die Maitressen Karls des Zweiten. Die Altertümer waren ihm vertraut, nicht das Altertum, das er persifliert, nachdem er in Eeton-Neston eine Statue Ciceros in einem Haufen kopfloser Kaiser und Vestalinnen sah. Er hat die „Anekdoten von Malern" bearbeitet, worin er, zu Macaulays Bürgergrimm, sagt, die Malerei müsse verfallen, weil keine Modelle übrig seien, die gemalt zu werden verdienten. „Wie pittoresk", seufzt der Oscar Wilde des achtzehnten Jahrhunderts, „war die Gestalt eines Wiedertäufers!" Hogarth mochte der Genießer, in dessen Zimmer der Duft von Tuberosen, Heliotrop, Orangeblüten und Weihrauch schwebte, nicht leiden. Aber in Strawberry hing das Porträt der Magd Sarah Malcolm, der reinen Mörderin, deren Schicksal Gegenstand einer Novelle von Jakob Wassermann ist.

Vom Dichter Walpole schwärmt Byron in der Vorrede zu „Marino Faliero": „Abgesehen von seinen unvergleichlichen Briefen und vom ‚Schloß Otranto' ist er ‚der letzte Römer'; der Verfasser der ‚Geheimnisvollen Mutter', eines Trauerspiels ersten Ranges, keines empfindsamen Liebesstückes, er ist der Vater des ersten Romans und der letzten Tragödie in unserer Sprache." Im „Castle of Otranto" wird ein starker Ritter hingestellt, „dessen Schwert in einem Weltteil aus der Erde gegraben worden ist, dessen Helm von den Nebeldünsten eines zweiten Weltteils trieft, der lange durch den Roman klappert und rasselt und endlich damit schließt, daß er die Burg mit dem Fuße einstößt." Die Freunde Walpoles, der den Roman zuerst als Übersetzung aus dem Italienischen herausgab, rümpften über so viel Mittelalter und über die sprechenden Wandgemälde die Nasen. Zierlicher ist der Dilettant von Strawberry in seinen burlesken Märchen, einer arabischen Parodie der Schehersad, im Abenteuer der Pissimissi und einem chinesischen „conte de fées." Wildes „Gespenst von Canterville" hat hier seinen Ursprung. Auf Montesquieu weist der „Brief des chinesischen Philosophen Xoho in London an seinen Freund Lien Chi in Peking". Manche Verse Walpoles sind Dryden ähnlich. Er sog Honig aus allen Blumen, drehte Grammatik und Sentenzen nach seinem Geschmack und stickte auf fremde Gewebe eigenen Flitter. Von den „Insekten" besorgte er nichts. Er resignierte sich, daß er im Mumiensaal der Bibliotheken vermorschen würde. Aber der Stil ist ein „Parfüm gegen die Verwesung".

Die „Autoren" sind für Walpole Tagelöhner oder die Brechwurzel Ipecacuanha. Fielding ist ein Plebejer, der mit einem Blinden, drei Iren und einer Dirne auf unsauberem Leinen kaltes Hammelfleisch und einen Schinkenknochen verzehrt. Swift, der bei Sir William Temple am zweiten Tisch saß und mit einer schwarzäugigen Kammerjungfer, seiner Stella, liebäugelte, ist ein undankbarer Streber; bei Sir Robert Walpole selbst gibt er zu, er sei wie Efeu. Richardson schildert die Welt nach den Ideen eines Buchhändlers. Sterne, der seine Mutter verhungern läßt, hat „too much sentiment to have any feeling". Goldsmith, der den vornehmen Albemarle-Club angriff, wird zum Idioten. Ungerecht

Digitized by Google

ist, daß man die Schuld am Selbstmord des jungen Chatterton Walpole zuteilte. Ihn hatte schon der „Fingal" verdrossen: „Ich bin es müde, zu sehen, auf wieviel Arten ein Held der Sonne, dem Mond, einem Felsen, einem Löwen oder dem Meere gleicht." Er ahnte die Ossiankrankheit. Chatterton wollte ihn mit einem Epos täuschen, dessen Dichter ein Mönch Rowley wäre, und gab sich den Tod, als Walpole einer Reise wegen ihm nicht mehr schrieb. Ein Mäcen war der Lord Oxford nie. Er wollte nicht dreiste Gesellen protegieren und vermachte der Wissenschaft nur 100 000 Pfund, nach der Gewohnheit. „Ich bitte Sie, lesen Sie keine Magazine," ist seine hochmütige Lektion an Sir H. Mann, den Gesandten in Florenz, seinen ständigen Hörer neben Montagu. Sein Sport war der „Katalog der königlichen und noblen Verfasser", worin er die literarischen Taten sämtlicher Könige und Grafen aufreiht, die Schriften des prachtvollen Essex und die Schriften der bärtigen Herzogin von Newcastle, die ein Schwein hegte und nachts, wenn sie inspiriert war, ihren schlafenden Kämmerer weckte: „John, ich empfange!" Der „fashionable cabal" entzog Walpole sich nur für die Dauer flüchtiger Sarkasmen. Mit der Seele war er bei Leuten wie dem modischen Denker Lord Chesterfield, zu dessen Episteln an Philipp Stanhope, des Lords natürlichen Sohn, er ein weibliches Pendant ersonnen hat. Den Grazien war er holder als der Dummheit Johnsons.

Die Großmutter seiner Briefkunst ist Unsere liebe Frau von Sévigné. Auf seiner zweiten französischen Reise wallfahrtete er nach Livry, spähte nach ihren alten Bäumen und betrat die kleine Holzbrücke, wo sie den Kurier und die Botschaften ihrer Tochter erwartete. Die du Deffand spendete ihm eine Schnupfdose mit dem Kopf der unermüdlichen Frau. Wie sie plagte er sich nicht mit der Form, wie sie schwärzte er so viel Papier, als er gerade hatte. Von ungefähr begann er. Er plauderte. Wenn er melden wollte, daß das Laub noch winterlich sei, kritzelte er mit Anmut: „Wir haben noch kein Blatt, das breit genug wäre, um einer Eva von zwei Jahren als Schürze zu dienen;" und wenn der Schneesturm das Dach der Lady Raymond abgedeckt hatte: „Lord Robert Bertie, der die Dame heiraten will, kann nun zu ihr niederfliegen wie Jupiter zu Danaë." Seine Berichte sind eine „Chronique de l'oeil-de-boeuf."

Dieselbe Eigenschaft geht durch die Memoiren, die er für zwei Fräulein Berry, den Trost seines Alters, entworfen hat. „Belagerungsmünze" sind sie, vom ersten besten Metall geschlagen, um die Garnison für den Augenblick zu beschwichtigen. Er bucht die Wandlungen unter drei Monarchen. Vom Grafen Königsmarck erzählt er, der zur Gemahlin des nachmaligen Georg des Ersten in die Schlafstube sich stiehlt, und dessen Leiche man nach Jahren unter dem Fußboden findet. Von Georg dem Zweiten, dem feindlichen Sohn, der das Testament seines Vorgängers brutal dem Erzbischof wegreißt und es verbirgt, weshalb Friedrich der Große ihm Zuchthaus wünscht. Von der Königin Karoline, die einen Bruch hat und ihr Hemd wechselt, indes der Kaplan im Vorzimmer unter dem Bild der nackten Venus steht und ihr das Wort Gottes durchs Schlüsselloch pfeift. Von ihren Rivalinnen, der Lady Suffolk, die als Frau Howard im Exil ihr Haar feilgab und dem

Digitized by Google

nachts im Wachraum von Saint James polternden Gatten hoch bezahlt wird. Auf daß sie nicht ganz taub werde, erbittet der Hofwundarzt Gnade für einen Gefangenen, der sich zur Probe einer Operation des Trommelfells unterziehen will. Er wird begnadigt, aber die Sache ist ein Gaunerstreich. Der königliche Liebhaber beehrt die Suffolk, die Uhr in der Hand. Denn er ist genau, und noch gegen Ende dünkt er sich, wenn er mit Lady Yarmouth, der letzten deutschen Kebse, von Richmond durch den Staub kutschiert, der gefährlichste Fürst Europas. Doch ist er Karoline, solange sie lebt, gehorsam, duldet, daß die Howard bei der Frisur gepeinigt wird, und fährt sie an: „Weil Sie selbst einen häßlichen Hals haben, wollen Sie den Hals der Königin verstecken." Alle Fitz der Welt, alle Bastarde, scharen sich um den Hof, in dessen Getriebe bald „Tanzlehrer die Minister ersetzen". Eine trügerische Hoffnung ist der Herzog von Cumberland, der Prinz und Feldherr, der im Jugendtrotz seiner Mutter den Spruch Jesu zitiert: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Da ist der entfernte Schatten von Sir Robert Walpoles erbittertem Feind, dem blühenden, dem eitlen, dem „Satan" Bolingbroke. Da ist der Herzog von Newcastle, Smollets Zerrbild, der stotternde, ekle Minister, der glaubt, Hannover liege im Norden, weinerlich die Pflaster des Herzogs von Grafton küssen will, auf den Mantel des Cumberländers trippelt, um sich in der Grabkapelle nicht zu erkälten, und feig in das wärmende Bett von Frau Pitt schlüpft. Da ist Popes „Atossa", die verrückte Sarah Marlborough, die Witwe des Siegers von Blenheim und Hüterin seines Leichenwagens, die tyrannisch die Königin Anna ihre Handschuhe tragen läßt, sich von ihr abwendet, als ob sie übel röche, und dem „Nachbar Georg" verbietet, durch eine Galerie Marlborough-house zu verdunkeln; ein Feldwebel in Unterröcken, der sogar mit dem Tode rauft. Da ist die Tochter der frechen „Königsmetze" Dorchester, die Herzogin von Buckingham, die in Paris über dem Sarg Jakobs des Zweiten, ihres Erzeugers, schluchzt, doch eine Samtdecke zu bezahlen aus Geiz ablehnt; persönlich ordnet sie ihre Bestattung. Da ist die Herzogin von Queensbury, die mit Weibern im Parlament herumtobt. Da ist der Blaustrumpf Lady Mary Wortley Montagu, Popes Freundin, die in Florenz den Palast beschmutzt, aber den Epiktet verdolmetscht. Ihr Sohn hat eine eiserne Perücke, fällt dem Islam zu und stirbt, bevor er seine Verwandten durch die Ehe mit einem vom Maler Romney geworbenen, bereits schwangeren Mädchen foppen kann. Da ist die Abenteurerin Chudleigh, Herzogin von Kingston, die wegen Bigamie schimpflich verdammt wird und die Zarin wie den Patriarchen von Jerusalem durch ihre Reize besticht. Da ist die zügellose Lady Vane, ist Lady Worseley mit ihren vierunddreißig Ehebrechern, die sie, um den fünfunddreißigsten zu retten, selbst vor Gericht lädt, und das Fräulein Strafford, das zu Crébillon entläuft. Da sind, während ein Stanhope noch prahlt, die ersten Menschen hätten Adam und Eva Stanhope geheißen, die Bündnisse mit Lakaien und Kutschern. Da ist die von Junius verabscheute Nany Parsons, die der Herzog von Grafton durch die Oper führt, und das Glück der armen Schwestern Gunning. Die ältere wird mit einem Ring vom Bettvorhang Herzogin von Hamilton, die jüngere, Lady Coventry, vergiftet

Digitized by Google

sich durch das Bleiweiß der Schminke. Da ist eine britische Manon Lescaut, die Tochter der Butterfrau, die im Park den schönen Tracy fischt und auf entliehenen Tüchern Hochzeit macht.

Es wandern die tollen Pembrokes vorüber, die adligen Filze, Verschwender, Selbstmörder, Duellanten wie der berüchtigte Lord Byron, die Beutelschneider der Spielklubs, die Nabobs aus Indien. Die Führer der Stuartpartei werden hingerichtet. Der alte Lord Balmerino redet durchs Gitter mit dem Volk, setzt auf dem Schafott eine Brille auf und zuckt mit keiner Wimper. Lord Kilmanrock bricht zusammen. Dawsons Herz wird vor seiner Braut ins Feuer geworfen. Lord Cromartie wird geschont; aber seine Frau gebiert ein Kind, das im Nacken ein Beil als Mal zeigt. Walpole sitzt beim Prozeß auf der Galerie neben dem jüdischen Wirt Norsa, dem Vater der Konkubine seines Bruders. Der greise Lovat wird aus einem hohlen Baume Schottlands hervorgezogen. Die protestantischen Katilinarier wüten. Ihr Haupt, der bleiche Lord Gordon, maskiert sich als bärtiger Israelit und verschwindet im Gefängnis. Wilkes taucht auf, der Zeitungsschreiber und Demagog, Wesley, der Erzspitzbube und Apostel der Methodisten, Theodor, der König von Korsika. In Cock-Lane spukt ein Gespenst, die Erde bebt, die Trompete des jüngsten Tages schmettert, Lafayette eilt nach Amerika, während sein Weib im vierten Monat ist, Charles Fox spielt trotz seinen Gläubigern Faro und mit Pitt um die Macht, Lunardi hebt sich mit Katze, Hund und Taube im Ballon zu den Wolken. Und Walpole schauert, als in Paris die Revolution gellt, die er haßt wie die Sünde.

Er überlebte sich. Sein Geist hatte „das Gedächtnis von wenigstens zwei Körpern". Die eine der beiden Berry, seiner „Strawberries", liebte er tief; doch sie liebte den General Ohara. Einmal faselte er von einem Dolch, dann wieder pries er Rabelais. Wie jener Iriänder auf brennendem Schiff beruhigte er sich: „Ich bin ja nur Passagier." Seine Haltlosigkeit war ihm bewußt: „Die Vergangenheit ist Irrtum und Wahn, die Zukunft Alter und Tod." Philosophisch erkannte er: „Die Welt ist eine Komödie für die, welche denken, eine Tragödie für die, welche fühlen." Und 1797 erlosch sein flackerndes Licht.

Digitized by Google

Henriette Jacoby.

Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

„Sie ist bei Jason! Das hab' ich gewußt," schrie Tante Hannchen und brach in Tränen aus. „Solche Schande, immer Jason!"

„Hat man so etwas schon erlebt? Sie heult wie ein Schloßhund," polterte Ferdinand und schlug, da er keinen Tisch in seiner näheren Umgebung sah, an dem er seinen Unmut auslassen konnte, mit der Faust aufs Fensterbrett, daß die gewölbten Scheiben klirrten.

Julius fühlte sich unbehaglich, denn er sah, man nahm nicht seine Partei.

„Jettchen ist krank?" sagte er endlich. „Aber da werd' ich doch gleich zu ihr müssen."

„Es ist für Jettchen besser, Sie lassen es," sagte Salomon sehr förmlich, und Riekchen hörte nur das eine, daß ihr Mann jetzt wieder ‚Sie' zu Julius sagte.

„Gewiß," sagte sie freundlich und drängte sich mit ihrer ganzen Fülle vor Julius, „laß nur Jettchen heute ganz ruhig machen, was s i e will. Sie wird schon wieder zur Vernunft kommen."

Naphtali hatte bisher ganz ruhig zugehört und nur gesummt, wie das wohl so seine Art war, wenn er etwas überlegte.

„Weißt du, Joel," begann er endlich und packte Julius an der Krawattennadel. „Da ist mir ein sehr ähnlicher Fall bekannt, von der Familie Goldstein bei uns in Posen, und sie ist nachher doch zu ihm gegangen, und sie haben sogar sehr gut gelebt miteinander. . . . Sowas kann immer mal vorkommen."

„Die gemeine Person kommt mir nicht mehr über die Schwelle," zeterte Hannchen. „So wahr ich hier stehe, für mich existiert sie nicht mehr."

„Ich verstehe Jettchen auch nicht," wagte sich Jenny hervor, die sich bisher ganz verschüchtert in einen Winkel geduckt hatte, „Julius ist doch so nett."

Pinchen und Rosalie aber weinten immer noch „die Schande, die Schande." Sie erklärten sich mit Julius solidarisch und sagten, daß Jettchen damit ihre ganze Familie beschimpft und beleidigt hätte.

„Na Gott sei Dank," sagte Eli ganz vergnügt, „nun wären wir doch endlich so weit. Ich geh' nach Hause."

Das kleine Tante Minchen aber zupfte und puffte ihren alten Ehegemahl, er solle um Himmels willen nicht so was reden. Aber da kam sie schön an.

Digitized by Google

„Warum nicht?“ rief Eli, der fühlte, daß er, seine Leute und seine Meinung jetzt das Oberwasser hatten. „Warum nicht? Meinst du, ich werde mich hier genieren? Recht, ganz recht hat sie. Sie hätt' es nur eher tun müssen. Das ist der Fehler.“

Und dann ging Eli hinaus und kam gleich darauf mit seinem großen blauen Schirm in der Faust wieder herein, als Zeichen, daß er sich unweigerlich entschlossen habe, seine Zelte hier abzubrechen.

„Nun, Minchen,“ sagte er, „woran liegt's noch?“

Salomon hatte jetzt auch ganz die Würde des Gastgebers wiederbekommen und versicherte jedem, daß er den Zwischenfall von Herzen bedauere. Jettchen hätte wohl in der letzten Zeit durch alle die Vorbereitungen ihren Nerven zu viel zugemutet, und so wäre das zu erklären. Aber es hätte wohl nichts auf sich. . . Und Riekchen unterstützte ihren Gatten darin und gab zugleich einen heimlichen Wink, noch etwas Brötchen herumzureichen, und bat die Leute, doch noch etwas zu verweilen. Sie würde schon morgen alles ins Lot bringen. Aber niemand wollte mehr etwas nehmen, niemand mehr bleiben. Sie sagten, sie wären ja auch so wie so jetzt gegangen. Nur das Fräulein mit den Pudellöckchen huschte noch umher und sah, wo sie sich Kuchen und Näschereien in den perlgeschmückten Strickbeutel — er war so groß wie ein kleiner Fußsack — stecken könnte. Denn sie hatte den Kindern, die bei ihr im Hause wohnten, fest versprochen, ihnen etwas von der Hochzeit mitzubringen.

Julius stand bei alledem mitten zwischen diesen Verabschiedungen und Komplimenten ganz hilf- und ratlos umher; und eigentlich kümmerte sich auch so keiner recht um ihn. Was sollte man ihm auch sagen? Davon hatte nämlich für den guten Vetter Julius aus Benschen nichts im Buch gestanden, und das war für ihn derart überraschend gekommen, daß er noch gar nicht recht fassen konnte, was denn eigentlich geschehen war. Bisher war ihm alles in diesem Leben immer geglückt, alles nach Wunsch und Willen gegangen, stets wenn er sich mit dem einen Chef entzweit hatte, hatte er wieder eine bessere Stelle gefunden. Und jetzt, — kaum daß er nach Berlin gekommen war, so hatte er ein Geschäft, Geld, ein warmes Nest und eine schöne Frau . . . . und was für eine, eine berühmt schöne Frau bekommen. Er war fest davon überzeugt, daß er all das nur seinen ungewöhnlichen Gaben als Mensch und Kaufmann verdanke, und diese Erkenntnis hatte dem guten Vetter Julius seinen felsenfesten Glauben an sich selbst noch gestärkt und gefestigt, so daß dieser ‚Glaube an sich selbst‘ jetzt gleichsam sein ganzes Wesen durchtränkte und ihm, wenn man es so sagen darf, wieder aus allen Poren drang. In jeder Bewegung seiner kurzen, dicken Finger sprach er sich aus; er ließ sein Haar noch starrer und lustiger emporweisen, denn ehedem; er gab seinem Hals und seinem Gesicht die lachende Röte von beleidigender Gesundheit; und seine kleinen, schwarzen Jetknöpfe von Augen machte er endlich blitzen und blinkern, als ob sie jeden Morgen frisch geputzt würden. Ja, dieser Glaube . . . er gab dem Vetter Julius sogar die Überzeugung von der bestechenden Anmut seiner Manieren, — die ihm vordem

Digitized by Google

doch nicht so ganz einwandsfrei erschienen waren — und er pflanzte in ihn die Erkenntnis von der Überlegenheit seiner Bildung und seines Geistes.

Nun hielt er sich für liebenswürdig und gefällig genug, um jedes Erfolges bei den Frauen sicher zu sein; und er pries in seinem Innern eigentlich die, die so glücklich wäre, ihre Gunst an solch einen, wie er es war, auf die Dauer zu verschenken, und sich dadurch zur beneideten Rivalin aller derer zu machen, die sich nur begnügen durften, ihn von fern anzuschauen. Und all das, was er zu bieten hatte, — und war er vielleicht nicht der Mann, eine Frau glücklich zu machen? — das war mißachtet worden, einfach weggeworfen worden, mit Füßen getreten worden. Und zwar war das so plötzlich gekommen, so überraschend, so ganz aus heiler Haut, daß es dem guten Vetter Julius beinahe den Atem versetzt hatte und daß er ordentlich nach Luft schnappen mußte, wie ein Karpfen, den man aus dem Wasser nimmt. Nur das eine sah er bis jetzt ganz deutlich vor sich: Er müßte verzeihen. Auch sagte er sich in ruhigen Augenblicken — und er hatte als gewitzter Kaufmann Erfahrung darin, — es käme ja oft vor, daß ein Käufer oder ein Verkäufer noch im letzten Moment zurückschnappt, und daß dabei das Geschäft trotzdem zustande käme.

Aber selbst diese Gedanken benahmen ihm nicht seine Zweifel und ernstlichen Bedenken; und besonders war da noch das dumpfe Gefühl, daß es sich doch eigentlich für ihn um mehr und um Höheres drehte, nämlich um sein ‚Geschäft'. Und um das würde er kämpfen. — Denn, wenn ihm das Glück endlich einmal einen Schimmel zwischen die Kniee gespielt hätte, dann würde er auch im Sattel bleiben und reiten, und wenn darüber das Vieh an Gurgelschwindsucht verrecken sollte.

Jason sprach noch ein paar Worte mit Salomon und hinkte dann aus dem Saal; er meinte, er wäre müde und hier wäre ja auch seine Mission erledigt.

Von den Gästen hatte eigentlich keiner recht das Wort an Jason gerichtet, denn die Art, wie er auftrat, machte, daß man eine geheime Scheu vor ihm empfand. Und einer nach dem anderen bedankte sich nun bei Salomon und Riekchen und sagte, daß es sehr hübsch gewesen wäre, — was man ja auch, abgesehen von dem einen kleinen Zwischenfall, wohl behaupten konnte. Julius lief dabei auf und ab, wie der große Löwe beim Tierbändiger Martin, und Hannchen ließ keinen Menschen zu Worte kommen, sie überschwemmte alles mit ihrem Reden: sie fand das unerhört; für sie existierte die Person nicht mehr; und für ihren Mann und für ihre Kinder auch nicht. Sie wisse schon, wie das zusammenhinge, wolle aber schweigen, weil ihre Kinder da wären; sonst würde sie mehr sagen.

Riekchen war auch sehr mißgestimmt, ließ sich aber nichts merken, sondern plinkte ihrer Schwester nur zu, sie solle doch stille sein, sie gösse ja Öl ins Feuer. Aber das brave Hannchen ließ sich das nicht anfechten, denn sie hätte eben nicht sie selbst sein sollen, wenn sie diese Gelegenheit, ihre besten Gaben zu zeigen und gleichsam in bengalischer Beleuchtung dazustehen, unbenutzt hätte vorübergehen lassen. Riekchen

Digitized by Google

wußte schon, weswegen sie still war. Sie kannte diese Geberts; — nur nicht aufputschen! Morgen würde das ja alles von selbst anders aussehen.

Und Minchen und Onkel Eli waren gegangen, und Eli hatte Minchen noch ein Shawltuch umgebunden über die schwere graue Enveloppe, „denn Minchen hätte sich echauffiert und könne sich sonst leicht verkühlen.“

Der alte Onkel Naphtali ging mimmelnd auf die letzten Gäste zu, die zwecklos umherstanden und sich nicht so recht klar darüber werden konnten, warum sie eigentlich noch hier waren.

„Weißt du, Julius,“ sagte Naphtali bedächtig, „ich hab mir die Sach' reiflich überlegt. Ich hab doch nu schon die teure Reise gemacht, und das Gasthaus kost't auch e Stange Gold . . . . jetzt hast du doch de große Wohnung für dich ganz solo, mit e Masse Platz drin . . . . allein wirste auch sein . . . . weißte was: da könnt ich doch eigentlich so lange bei dir wohnen.“

Salomon Gebert, der sich ermüdet für einen Augenblick hingesetzt hatte, sprang auf. „Ich geh' nach Hause, Riekchen,“ sagte er ganz kurz und kniff dabei die Lippen zusammen, und dann schlug er die Tür der Garderobe hinter sich zu, daß es wie ein Böllerschuß durch den Saal knallte.

Tante Riekchen eilte ihm nach, so schnell es ihre fette Umfänglichkeit und ihr schweres, taubengraues Moiréekleid, das lang hinschleppte, nur zuließ.

Eine ganze Weile stand der alte Onkel Naphtali, der Senior aller Jacobys, mit offenem Munde da. „Verstehst d u , Joel, was der Mann will?“ meinte er endlich kopfschüttelnd, „ich nicht.“

Hannchen sagte auch, daß man Gäste so nicht behandeln dürfe, und es war niemand da, ihr darin zu widersprechen; — denn ihr Gemahl war auch schon gegangen, wer weiß, wohin. . . Die Jacobys waren also ganz unter sich, keine fremde Nase. Pinchen und Rosalie machten sich um Julius zu schaffen, ihren Bruder, der ihnen eins und alles war, und drangen in ihn, er möchte, er solle, er müsse notwendig noch etwas zu sich nehmen, er könnte sonst Gott behüte krank werden bei all der Aufregung, die er gehabt hätte.

* * *

Auf der Treppe war Jason eingefallen, daß er nun noch einen Weg hätte, aber den wollte er sich auf morgen versparen. Dann jedoch dachte er wieder, es wäre vielleicht richtig und besser, er täte ihn gleich, täte ihn noch heute. Und Jason Gebert lehnte sich wieder in den Wagen zurück und schloß die Augen und folgte den roten und tiefblauen, feuergelben und schwefligen Mustern und Sternen, die ihm das erregte Blut auf den schwarzen Grund seiner Nacht malte, gleich bunten wechselnden Vorhängen, die vor zwei dunkle Höhlen gespannt sind. Gewiß — er hatte ja durchgesetzt, was er wollte; aber wie war er müde, zum Umsinken müde! Und wie war er hoffnungslos!

Digitized by Google

Denn ob das, was er verteidigte und zu seiner Sache gemacht hatte, das Spiel verlöre oder gewänne, er selbst, Jason Gebert, hatte dabei immer verloren. Das fühlte er und das war es, was ihn so traurig stimmte. — Ob er Kößling treffen würde? Spät war's noch nicht; es war kaum neun Uhr. Zu Hause würde er sein. Denn heute wäre ein Tag, wo man zu Hause bliebe, so einer wie er — auch solch Einsamer und Eigenbrödler, ganz allein und knurrig zu Haus, wie ein Hamster in seinem Bau.

* * *

Das waren seltsame Tage für Dektor Kößling gewesen, die drei letzten Tage. Alle Stunden hatten ihre Bedeutung verloren, Lichtzeit und Nachtzeit verkehrte sich, das Wachen war Schlaf, und das Schlafen Wachen geworden. Denn der Tag war Träumen und die Träume waren taghell. Kößling war auf die Bibliothek gegangen, ohne zu wissen, wie er hingelangte, und er hatte dort seine Arbeit getan, ohne daß er ein Buch recht vor Augen gesehen. Er war zurück über die Plätze geirrt, am Wasser entlang, den Blick auf den Schloßbau, über dem die Wolken wie Gespenster jagten, und dann hatte er sich hineinverloren in die Straßen, zweck- und ziellos ihrem Netzwerk folgend. Er ertappte sich, wie er in der Post durch die langen, grauen Labyrinthe der Gänge irrte, ohne daß er sich sagen konnte, was er dort wollte; und er fand sich immer wieder an jenem Ausgang nach der Spandauerstraße, wie er auch seine Wege geführt hatte. Und dann blieb er eine Weile aufatmend stehen, als müßte er Mut sammeln, ehe er in diesem Wirbel von engen Straßen untertauchte, ehe er die alten steinernen Brücken wieder zu sehen wagte, die engen, dampfenden Kanäle, die sich zwischen Häuserzügen plötzlich und rätselhaft verloren. Da irrte er so dahin. — Er wußte es gar nicht, welche Kirche es war, deren Turm in den Wolkendunst ragte, oder ob jener Orgelton, den er empfand, nun von den Baumzweigen herrührte, die in irgend einem Fleck Garten der Wind gegen eine Mauer peitschte, ob er oben aus dem offenen Dach der Gerbereien durch die Luft klang; oder . . . ob es ihm nur so im Blut brauste. Vor irgend einem Fenster stand er dann wieder, bis das Gesicht, das er dort hinter den Scheiben erblühen sah, verschwamm und sich in nichts löste. Und dann sagte er sich, daß es doch unmöglich wäre, daß er mit wachen Augen träumen müsse, da Jettchen sicher nicht hier sei und auch hier nicht wohne. Aber er hätte sie doch soeben deutlich, ganz deutlich erkannt. Denn das, was nur noch über seinem Sein gelegen hatte, so wie der Abendwind im Frühling immer über den Seen liegt, kaum sichtbar, nur daß die blanke Fläche leise zittert und die Helligkeit des Himmels heller spiegelt . . dieses Frühlingserlebnis: Jettchen Gebert, das ihn einmal ganz durchleuchtet und durchglüht hatte, das ihn dann geschmerzt hatte, und das ihn endlich wieder und wieder mit den weichen Händen der Erinnerung gestreichelt hatte, so daß auch der verklingende Schmerz anfing ihm wohlzutun . . . dieses Frühlingserlebnis: ‚Jettchen Gebert' war

Digitized by Google

für ihn nun wiedergekehrt; aber nicht als umschmeichelnder Abendwind, sondern als Herbststurm, der die Wasser aufrührt und brausen macht und die Strudel umherjagt, der keinen Nachen eines Gedankens, einer klaren Empfindung auf ihrem Rücken duldet, sondern ihn sofort mit seinen Wellen überschüttet, überschlägt, anfüllt und zum Sinken bringt. . . . — Nichts ist mehr da, kein Bild des Himmels, kein Ziel, kein Ufer, nur die Seele und der Sturm.

Er wollte — ach, was wollte er nicht! — aber jeder Plan zerrann ihm sofort, quoll auf, wurde zur Wahrheit, zum Erleben, ging ins Unmögliche über. — Und Kößling zitterte dabei vor Hitze und innerer Erregung, während sich doch der Wind in seinen Mantel setzte und die nasse Kälte des Novembers ihm bis auf die Haut drang. Einmal hatte er sich sogar vor Jettchens Haustür gefunden, und er hatte die harte eiserne Klinke in der Hand gefühlt, aber dann rasselte im Hause irgend etwas, als ob eine Kiste umgelegt würde, und er war fortgestürzt, immer weiter — sinnlos und ziellos, so wie Kinder laufen, wenn sie heimlich an einer Klingel gezogen haben.

Und eine Nacht brauste heran, mit schwarzen Flügelschlägen, und sie hob erst spät ihre Schatten von den Straßen und von den Häusern; und ein kurzer Tag folgte, so kurz, so trübe, daß es schien, als ob durch den Tag sich die beiden Nächte, die ihn umschlossen, die Arme entgegenstreckten und einander suchten. Dann aber kam ein Wirbel, ein Taumel über ihn, er wußte nicht, ob er lief, ob er lag oder stand, es war ihm, als ob die Zeit aufgehört hatte, Zeit zu sein. Sie stand fest, als wäre sie gefroren.

Kößling war in die Bibliothek gelaufen, und er war, ohne sich zu entschuldigen, wieder fortgestürzt, mitten aus der Arbeit heraus. Und wie er wieder daheim war, da hat es ihn emporgezwungen und er hatte auf und ab gehen müssen — immer auf und ab, es war ihm, als ob ein Toter irgendwo im Zimmer läge; und er hatte ab und zu ganz heimlich nach seinem Bett herübergeblickt, zu dieser alten, feindlichen Burg von Bett, die da so trotzig und unheimlich mit ihren grünen Gardinen im Zimmer stand und sich seit Jahrzehnten scheinbar nicht gerückt und gerührt hatte. So unbehaglich und trotzig war Kößling all das noch nie erschienen, und doch zwang ihn eine innere Angst, immer wieder in das Zimmer hinein, und jedesmal, wenn er fortstürzen wollte, war es ihm, als ob er heute, gerade heute hier bleiben müsse. Er schmiedete an Plänen für die Zukunft. Wie er sich Jettchen nähern könnte. Und gleich danach beschloß er, sie nie wiederzusehen. Er hatte die Empfindung, als ob eine Riesenhand sich langsam, ganz langsam nach ihm ausstreckte, und sein Herz schlug, wie das eines verängstigten Vogels, der schon den eisernen Griff spürt, und ihm doch nicht entfliehen kann. Die Süße seines Traums hatte sich in Bitterkeit verwandelt; und während ihn erst gegen Jettchen eine nie gekannte Dankbarkeit erfüllte, die ihn warm werden ließ und Tränen in die Augen trieb, wenn er nur ihren Namen vor sich hinsprach, so veränderte sie sich, während er so rastlos einherging, in Zorn, Ungerechtigkeit und Haß. Wofür sollte er Jettchen auch dankbar sein? In seinem Leben hatte noch nie eine Frau eine Rolle gespielt, nicht einmal

Digitized by Google

Mutter und Schwester. Nie hatte eine Frau ihn gefördert. Nie ihn eine vom Ziel abgebracht. Seine ganzen Jahre waren hart und männlich — und einsam gewesen, und er hatte diese Härte und Einsamkeit geliebt, trotz aller Qualen, die sie ihm bereiteten. Und nun zitterte es in ihm von Haß und Ungerechtigkeit gegen die, welche sie gefährdete, und seine Gedanken zu sich zwang. Aber dann kamen doch immer wieder mit Tränen die heißen Wellen seiner Zuneigung und überschütteten und begruben die harten Gedanken.

Und der Tag schwand; die kahlen Wipfel der Rüstern und Pappeln hinten am Graben klagten in der Dämmerung, wenn sie der Wind schüttelte, bis zu Kößling herüber. Heimlich und vorsichtig streckte die Nacht ihre schwarzen Hände nach den Dächern und Schornsteinen, nach den Figuren auf der Kolonnade und wischte alles, eines nach dem anderen aus. Und sie griff zugleich hinein in das Zimmer und breitete schwarze Gazeschleier in den Winkeln aus und hüllte sie um das Bett und den Lehnstuhl, nagelte sie über die paar Bilder, die Lithographie der Sonntag, als Rezia, und über die paar Silhouetten von den längst verschollenen Studienfreunden.... diese schwarzen, dicht gewebten, freudlosen Gazetücher. Und nur jenen Flecken auf der Diele ließ die Nacht noch unberührt, das kurze Stück, auf dem Kößling auf und ab schritt, immer wieder rastlos hin und her. Aber auch hiervon nahm die Nacht Zoll für Zoll und breitete darauf ihre dumpfen Teppiche. — Und mit der Dunkelheit kam über Kößling doch durch das Fröstein im kalten Zimmer die Schwüle sinnlicher Vorstellungen, und der Haß und Ekel gegen den, den er nicht kannte, diesen kleinen, feisten Menschen, an dem er nur einmal auf der Straße vorübergegangen, und der nun das ganz besaß, was ihm das Einzige auf dieser Welt erschien, und der sich den Besitz erzwungen hatte, den er sich nicht einmal in seinen Träumen gönnte. Und das erste Mal tauchten vor Kößling wie rote feurige Kugeln in der Dunkelheit die Gedanken der Selbstvernichtung auf, die gierige Sehnsucht, ein Ende zu machen, Gedanken, die ihn nicht mehr völlig verlassen wollten, die er erst haßte, und mit denen er sich dann aussöhnte, um sie endlich fast lieb zu gewinnen. — Noch waren sie ganz fern, aber schon leuchteten sie grell und schreckhaft, so daß Kößling vor ihrem Glanz sein Gesicht gegen das schwarze, kalte Wachstuch des Lehnstuhls pressen mußte.

Und die Stunden tropften hin, eine zur anderen, müde und nutzlos in frostiger Dunkelheit, schwankend zwischen Klagen, Sehnsucht, Beteuerungen und Vorwürfen; bis Kößling endlich von seinem Stuhl sich hochriß, weil er draußen jemanden sprechen hörte. Jason Geberts Stimme! — Der Schrecken packte Kößling, daß er die Tür aufriß und ihm entgegenschrie, was es gäbe. Denn Jason Gebert, das wußte Doktor Kößling, war nicht der Mann, der ohne Grund zu jemandem ging, und vor allem noch jetzt, nach seiner Krankheit und an einem Tage wie dem heutigen.

Aber Jason Gebert beachtete die Frage nicht.

„Nun," sagte er, „Sie sind im Dunkeln, Doktor."

„Ja," meinte Kößling, „was soll man? Wünschen Sie, daß ich Licht mache?"

„Wie Sie wollen, Doktor," das hieß: ‚Ich bitte'.

Digitized by Google

Kößling tastete an seinem Bett herum und entzündete die Kerze, auf dem hohen glatten Zinnleuchter, die knisterte und sprühte und unruhige Lichter und große Schatten im Zimmer umherjagte.

„Die Lampe kommt gleich," meinte Kößling und seufzte.

„Das ist nicht nötig," sagte Jason. Er war an den Tisch gehinkt, der am Fenster stand und blätterte, wie das seine Art war, in einem der Bücher, aber er konnte den Titel nicht entziffern. Wie kalt das hier war und wie ungemütlich. War denn überhaupt ein Ofen im Zimmer? —

Eine ganze Weile blickte Jason Gebert in das Buch.

„Es sind wohl die Unterhaltungen mit einer Heiligen?" sagte Kößling.

„Ach ja," sagte Jason, als besänne er sich, wo er war und blickte Kößling über den Rand des Buches scharf an mit seinen grauen Augen, die so hart und ernst sein konnten. „Ach ja, aber Sie wollten den Christian Garve für mich suchen, wissen Sie, ‚Gesellschaft und Einsamkeit'."

„Ich bin in diesen Tagen wirklich nicht dazu gekommen," meinte Kößling müde.

„Ja," sagte Jason, „ich verstehe. Meine Nichte Jettchen hat heute geheiratet."

Kößling biß sich auf die Lippen, senkte den Kopf und wiegte ihn ein paarmal. „Ich weiß," sagte er und kämpfte mit Tränen.

Jason war auf Kößling zugehinkt, der da an der kahlen Wand beim flackernden Licht auf einem der dünnbeinigen Stühle saß, ganz weit vorgebeugt und die Hände auf den Knien.

„Mann," schrie er, und schlug Kößling auf die Schulter, „Doktor", schrie er und er schüttelte ihn, „wenn ich Sie wäre — ich wüßte ja nicht, was ich täte!"

Kößling blickte ihn verständnislos an.

„Ich wüßte schon," sagte er. Aber Jason ließ ihn nicht los.

„Mann, wenn ich Sie wäre," schrie er wieder, „so alles noch vor sich haben, aber Sie sind das ja nicht wert! Kein Mensch ist das wert! Wer sind Sie denn, daß man Ihretwegen so etwas tut? Oder wenn es nicht Ihretwegen geschehen ist, auch dann? Wer sind Sie? Doch nur ein ganz netter Junge, wie es Hunderte gibt!"

Kößling sah Jason Gebert an, ohne sich zu rühren. Was hatte Jason Gebert nur, daß er so alles vergaß, sogar seine spöttische Überlegenheit?

„Und seit Stunden bin ich in einer Erregung, ich spiele mit den Fäden wie der Puppenspieler Richter; Herrgott, was habe ich alles getan und für wen?"

Durch Kößlings Gesicht ging ein fragendes Leuchten: „Was ist's?"

„Meine Nichte hat geheiratet."

Kößling sank zusammen.

„Das weiß ich," sagte er.

Aber da schüttelte ihn Jason Gebert, er kam ihm ganz nahe.

„Was, Sie wissen, Doktor? — Gar nichts, gar nichts wissen Sie! Wissen Sie,

Digitized by Google

daß meine Nichte fortgelaufen ist, von der Hochzeitstafel fort? — Ja? — Wissen Sie, daß ich sie gefunden habe? Wissen Sie, daß sie jetzt bei mir ist, in meinem Hause? Oben in meinem Zimmer? Und daß sie nicht zu ihrem Mann gehen wird, nie und nimmer? — Ja? — wissen Sie das?"

Kößling war aufgesprungen, er hätte beinahe Jason Gebert umgerissen. Er wollte das nicht glauben, es wäre nicht wahr! Es wäre unmöglich! Er könnte es gar nicht fassen. Jason Gebert ahnte ja gar nicht, was das für ihn bedeute, er hatte plötzlich das Gefühl von ungeheuren Weiten, so hell, daß das Licht ihn taumeln machte, so hell, daß er fast lichtblind wurde! Er wollte zu ihr, sie sofort sprechen, ihr alles sagen.

„Sie irren, Doktor," sagte Jason und richtete sich steil auf. Jetzt war er wieder ganz er selbst und er mußte lächeln. „Sie irren, Doktor, meine Nichte empfängt jetzt nicht. Ich bitte Sie, wie es in der Diplomatensprache heißt, all diese Mitteilungen diskret zu behandeln. Ich wollte Sie nur ganz vertraulich von den Ereignissen in Kenntnis setzen. Was Sie daraus folgern wollen, ist I h r e Sache. Ich vertrete Ihre Interessen nicht, sondern nur die meiner Nichte, und — doch das können Sie nicht verstehen — auch in gewissem Sinne die der Geberts. Ich kann auch deshalb nicht Ihre Partei ergreifen; ich nehme nur die Partei meiner Nichte. Und, wenn ich Ihnen damit endlich auch nützen sollte, nun gut, mein Freund, so kann ich es eben nicht hindern. Aber, aber, Kößling, das eine sage ich Ihnen schon jetzt, es wird schwer halten, schwer, sehr schwer!"

Und Jason erzählte von allen seinen Zweifeln und Bedenken, wie er alles daran setzen wollte, daß Jettchen nicht zu ihrem Manne ginge, und daß sie, wie sie gerichtlich getraut waren, nun auch gerichtlich getrennt würden, und wie das heute so einfach und klar erscheine und so sicher und so aussichtsreich, wie er aber glaube, daß schon morgen alles ein ganz anderes Gesicht hätte. Jettchen sei dem nicht gewachsen, und er fürchte weiter schlimme Zeiten für sie. Es kämen noch materielle Dinge hinzu, über die er hier nicht reden wollte.

Jason war indessen wieder an den Tisch an das Fenster getreten und sprach und sprach in die Dunkelheit hinaus. Hinten in den Straßenzügen flackerten die Lichtscheine zwischen den Dächern unbestimmt in die Nacht hinein. Die kahlen Baumwipfel drüben hatten sich noch nicht ganz verloren, schwarz hoben sie sich vom schwarzen Himmel. Ein paar tiefe Sterne blinkten durch das Netzwerk ihrer Äste, und über ihnen stieg die ganze, hohe Nacht empor, blank ausgestirnt, kalt und unerbittlich herzlos. Und Jason preßte die Stirn gegen die Scheiben, während er weiter sprach und all seine Bekümmernis in die frostige Dunkelheit hinausredete. Hinter ihm im halberleuchteten Zimmer knisterte und zuckte dabei das Licht der gelben Kerze und zitterte über die kahlen Wände hin, und durch den stillen Raum vernahm Jason Kößlings lange Schritte auf den knarrenden Dielen.

Kößling achtete in seiner Erregung kaum auf das, was Jason Gebert zu ihm sprach. Er wiederholte sich nur immer wieder das eine, daß nun doch nichts, noch gar nichts

Digitized by Google

verloren sei, und daß er sich umsonst abgeängstigt habe, und daß er zu Jettchen müsse, um all das Unrecht, das er ihr in Gedanken angetan, vor ihr wieder gut zu machen. Er war stolz auf sie, aber zugleich peinigte ihn die Furcht, daß sie nun krank sei. Doch was wog diese Furcht gegen die tiefe Lust am Leben, die ihn plötzlich durchflammte, so unerhört und berauschend, daß es ihm in allen Muskeln zuckte, sich auszurasen, bis er vor Müdigkeit niedersänke.

„Nun," wandte sich Jason, — und ergriff seinen Hut — den breiten Spenzer hatte er nicht abgelegt, — „nun, lieber Freund, mein Wagen wartet unten. Vielleicht sehe ich Sie bald einmal bei Drucker, oder treffen wir uns lieber bei Stehely in der Nachmittagsstunde?"

Kößling erschrak. „Und den Christian Garve?"

„Ich hole ihn mir einmal von Ihnen, Doktor," sagte Jason und ging grüßend an Kößling vorüber.

Kößling nahm das Licht, um dem anderen zu leuchten, und schritt hinter ihm her die schmale Stiege hinab. Noch an der Haustür trug er Jason Grüße auf. Morgen früh würde er selbst kommen.

„Lieber Doktor," sagte Jason, während er schon den Wagenschlag in der Hand hielt, „die Grüße werde ich gern ausrichten. Ich vergesse es nicht. Wissen Sie, Doktor, die beiden zartesten Worte, die die Menschheit je ersonnen hat, meine ich immer, sind grüßen und sehnen. Aber — hm — darf ich Sie bitten, mich nicht zu besuchen."

Kößling wurde rot bis in die Haarwurzeln und zitterte, daß das Licht fast verlöschte.

„Nicht, lieber Doktor, daß ich Sie nicht bei mir haben will, aber Sie wissen nicht, wie die Dinge liegen. Frau Jacoby durfte ich bei mir aufnehmen; ihren Liebhaber darf ich nicht bei mir empfangen. Verstehen Sie, . . . wenigstens nicht jetzt; aber wir sehen uns ja so . . ."

Damit lehnte sich Jason in die Polster seines Wagens zurück und schloß müde die Augen. War das ein Tag gewesen! Und langsam und wie verschlafen zogen die Pferde wieder an.

Kößling aber stand einen Augenblick wie betäubt, dann lief er ganz schnell nach oben, seinen Hut und Mantel holen. Er mußte noch Luft haben, sich ausrasen, und wenn er bis zum Morgengrauen durch die Straßen laufen sollte.

. . . Und während nun Jasons Wagen gemächlich die kurze Strecke bis zu seinem Hause weiter schwankte, da ratterte noch ein anderer Wagen durch die Straßen Berlins, von Haus zu Haus; ratterte die Königstraße herauf und die Spandauerstraße vom Molkenmarkt bis zur Garnisonkirche hinab, die Poststraße und die Burgstraße entlang, ja, er vergaß nicht einmal den Hohen Steinweg und den Neuen Markt. Er schwankte um die Marienkirche und kam bis nach der Münzstraße, selbst in der Neuen Roßstraße hatte er zu tun. Und dieser Wagen war nicht aus dem Fuhr- und Wagengeschäft Onkel Ferdinands, war auch kein Break und keine Brischka, war auch kein Char a banc und kein

Digitized by Google

Tandem, sondern ein ganz altmodischer Wagen mit schönen geschweiften Federn war es und mit einem himmelhohen Bock und mit einem Tritt für betreßte Lakaien in Dreimastern und weißen Perücken. Vier schwere, reich behangene Gäule zogen ihn und mit Trompeten ritten Vorreiter voran; und Tuben und Hörner bliesen vom Kutschbock — und kleine bösartige Piccolos und Flageoletts zwitscherten vom Trittbrett. Und drinnen in dem Wagen faul und lügnerisch, in den alten zerschlissenen Seidenpolstern, saß sie selbst, sie, die alte Vettel, Frau Fama. Und von Haus zu Haus wurde sie fetter, breiter, wohlgenährter, runder und lachender. Ihre kleinen Augen verschwanden beinahe in dem feisten Gesicht; immer mehr wuchs sie, und die Fugen ihrer alten Karosse krachten ordentlich unter ihrer Fülle. Und in alle Häuser, bis in die letzten Winkel, bis in die Himmelbetten mit den Mullvorhängen drangen die Tuben und Hörner, die kleinen bösartigen Flöten und Flageoletts unerschöpflich in ihrer zwitschernden Fülle, und immer neue, ungehörte und unerhörte Weisen raunten, zischelten, bliesen und flüsterten sie . . .

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte. Man freute sich auf Frost und klare Tage, aber das Wetter hielt nicht. Am nächsten Morgen, da war schon wieder der Himmel umzogen, und der weiße Reif auf den Dächern der Remisen, auf dem hölzernen Gartenzaun am Lagerhaus, in dem Winkel unter der Königsbrücke, dort, wo im Frühjahr die paar Veilchen standen, und wo jetzt der Wind das welke Laub zusammengetrieben hatte . . . der weiße Reif mit seinen kleinen, weißen, blitzenden Zinken und Zacken, der verging, gerade als wäre er zu fein und zu stolz dazu, sich allen Blicken preiszugeben. Nur ein paar Jungen, die Milch trugen, nur ein paar Bauernwagen, die von draußen zum Gänsemarkt kamen, nur der Barbier, der mit fliegenden Rockschößen beim ersten Morgengrauen von Tür zu Tür lief, der durfte ihn sehen, und er durfte die Nachricht weiter tragen, daß es draußen jetzt wirklich Winter würde. Aber bloß bei den ersten Kunden kam er dazu, hiervon zu sprechen. Nachher gab es Wichtigeres für ihn mitzuteilen. Und die Jungen mit den Milchkannen, die durften sogar mit den Stiefelhacken noch versuchen, ob das Eis auf den Pfützen, das mit seinen langen, blanken Kristallnadeln so schön glatt aussah, sich etwa schon zu einer Schlitterbahn hergebe. Doch ehe sie es noch recht bedauern konnten, daß es das noch nicht tat, ehe sie noch von ihren Stulpenstiefeln die letzten Spuren ihrer vergeblichen Versuche getilgt hatten, da war an Reif und Eis und Winter gar nicht mehr zu denken. Wie ein grauer Rauch zog es von draußen in die Straßen hinein und wandelte den Tag in eine weißliche Dämmerung. Es wischte den Reif fort von den niederen Dächern, Zäunen und stillen Winkeln und überzog dafür alles mit einer glitschigen Nässe. Und nicht ein Bröckelchen Eis duldete es mehr auf den Pfützen, sondern es sorgte dafür, daß sie ihren zähen Schlamm bis an den Bürgersteig schoben, und daß die Kopfsteine und Platten, die sich so schmal dahinzogen, ganz wie in klebriger Feuchtigkeit gebadet waren.

Digitized by Google

Und aus dem Nebel wurde ein Triefen und Sprühen, und aus dem Triefen und Sprühen langsam ein zäher, gleichmäßiger Regen, der aus dem grauen Rauch herabsank und alles überzog mit seiner blanken Feuchtigkeit; der bis in die Häuser und Nischen und Torbogen drang und auf den alten Höfen nicht einmal die Ecken vergaß, an denen — nach Möglichkeit geschützt — die leeren Geschäftskisten zu Pyramiden aufgeschichtet standen.

Aber dieser Regen und die Unfreundlichkeit des Tages machte es gerade heute doch nicht, daß die Straßen deswegen weniger belebt waren . . . die Postwagen natürlich, die mußten kommen mit ihren ganz bespritzten Ledern und über und über grau vom Schmutz der Landstraßen, und die Lastwagen, die hinausgingen nach Frankfurt an der Oder, hochbepackt und von schweren, dampfenden Gäulen mit klirrenden Geschirren gezogen — für die gab es kein schlechtes Wetter, und wenn der Schnee zehn Zoll hoch gelegen hätte. Aber warum dieser oder jener, und mehr noch diese oder jene, die gewiß kein Geschäft auf dieser Welt hatten, nichts versäumten und ruhig auf angenehmere und stillere Tage warten konnten, auf der Straße sein mußten und Besuche machen mußten, bei denen man den Leuten doch nur die gebohnten Stuben vertrat — das, ja das konnte einen schon in Staunen setzen. Soviel Kunden hatte der Tischler Löwenberg noch nie gesehen. Und das Haus, in dem das alte Fräulein mit den Pudellöckchen wohnte, in der Poststraße — es war beinahe so klein und schief wie sie selbst — das wurde rein zur Wallfahrtskapelle. Betagte Damen, die jahrelang nicht mehr aus der Tür gegangen waren, in großen gestickten Umschlagetüchern, erkannten plötzlich, daß sie schon lange sehr ungezogen gewesen wären und Frau Minchen Gebert auf dem Hohen Steinweg nicht ein Mal besucht hätten, und sie meinten, daß Tag und Stunde gerade günstig wären, um das nachzuholen. Und alte Herren, die sich wegen des Reißens vor jedem Windzug und vor jedem Regentropfen hüteten, und vormittags nie weiter gingen als bis zur nächsten Tabagie, zeigten plötzlich hippologisches Interesse und wandelten bedächtig unter ihren großen Regenschirmen die Königstraße hinauf und hinab und betrachteten aufmerksam die ostpreußischen Wallache vor den Prenzlauer Wagen, als müßte diese Anteilnahme den alten Elias Gebert herbeilocken. Vielleicht konnte man von dem etwas erfahren.

Aber sei es, daß der alte Onkel Eli wirklich sein Reißen in der Schulter hatte, sei es, daß ihm ausnahmsweise das Wetter zu schlecht war — die alten Grauköpfe mochten straßauf, straßab gehen, — Onkel Eli war nicht anzutreffen. Und ebensowenig kamen die betagten Damen bei Tante Minchen auf ihre Rechnung, denn wenn Minchens Minna auch ein bißchen taub war, soviel verstand sie doch, daß die alten Herrschaften gerade h e u t e keinen Besuch wünschten. Hannchen hingegen fühlte sich geehrt durch all die Leute, die zu ihr kamen, — es war doch ein Zeichen von Teilnahme, daß sie in diesen schweren Tagen an sie dachten; und Tante Hannchen hatte deshalb, gerade wie zu einem Trauerfall, ein schwarzes Taffetkleid angezogen, und in dem saß sie nun breit in der Mitte vom Sofa, eine Fußbank unter den gestickten Morgenschuhen und ein Kissen im Rücken. Und in einer Stunde sprach sie mehr, als sie in einer Woche verantworten konnte. Wenn

Digitized by Google

Ferdinand dagewesen wäre, so hätte er das wohl nicht geduldet. Aber Ferdinand war nicht da.

Doch während sonst Tante Hannchen klüglich von den Gängen ihres Mannes schwieg und dem Besuch stets sagte, daß ihr Mann in den Remisen oder in der Lackiererei beschäftigt wäre, nahm sie heute kein Blatt vor den Mund darüber, wo er hingegangen war. Ganz früh, sie sei noch gar nicht aufgewesen, sei schon der Lakai vom Prinzen Karl gekommen. Ihr Mann möchte um zehn Uhr ins Palais kommen und Muster vorlegen. Und es sei gut gewesen, daß ihr Mann gerade in dieser Woche die Neuheiten aus Paris bekommen hätte, göttliche Wagen, von einer Eleganz und einem Pli, wie sie das hier gar nicht machen könnten.

Aber trotz Hannchens Beredsamkeit erfuhr doch keiner etwas Rechtes und Befriedigendes über den Fall. Immer wieder hörte man nur die paar Dinge, die man schon längst wußte. Gar keine pikanten Einzelheiten waren in Erfahrung zu bringen. W i e das nun zusammenhing, w i e es sich eigentlich ereignet hatte, — darüber bekam keiner Klarheit. Nichts Derartiges war vorher von ihr geäußert worden, keine Silbe; keiner hatte etwas Ähnliches erwartet, alles war beim Schönsten und Besten, und plötzlich hieß es, die junge Frau sei fort. Herrgott, gab das einen Schrecken! Daß der alte Junggeselle Jason Gebert, dem überhaupt nicht recht zu trauen war, dabei seine Hand im Spiele hatte, und sicherlich in ganz anderer Weise, als er es darstelle, — das sehe jedes Kind.

Und die, die ganz kühn waren und zu Salomon Gebert ins Geschäft gingen, um ihn an irgendwelche Lieferungen zu erinnern, oder um ihm mitzuteilen, daß das offerierte Packpapier um einen Dreier billiger zu beschaffen sei, und die dabei so nebenher und linksherum etwas zu hören hofften, die erfuhren nun schon gar nichts. Denn der Chef, hieß es, wäre nicht da, und der alte Demcke nahm zwar von der Notierung des Packpapiers freudig Kenntnis, knurrte aber, daß ihn die andere Sache nichts anginge, und er nichts davon wüßte.

Und Salomon war wirklich nicht ins Geschäft gekommen, den ganzen lieben langen Tag nicht, trotzdem Weihnachten vor der Tür, und man noch mit der Lieferung und mit dem Versand im Rückstand war. Solange das Geschäft bestand, war Salomon noch nie ohne Grund auch nur eine Stunde fortgeblieben, ganz gleich, was gestern gewesen, ganz gleich, was heute war; immer und allezeit war Salomon Gebert in seinem Geschäft der Erste, der kam, und der Letzte, der ging. Er war dabei, wenn der Hausdiener Gustav aufschloß, und er nahm die Schlüssel ihm beim Weggehen aus der Hand. Er hatte es so getan, als es nötig war, und er tat es noch jetzt, als es schon längst nicht mehr nötig war, gleichsam aus einer abergläubischen Gewöhnung ... Gerade, als ob daran das Geschick seines Hauses hinge. Und heute hatte er das erstemal seit Jahrzehnten diese Gewöhnung durchbrochen; aber hätte er es auch nicht getan, es hätte wohl keiner eine Antwort von ihm erhalten, und vielleicht hätte auch keiner, der ihn gesehen, ihn zu fragen gewagt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der lustige Mozart.

Von

Richard Batka.

„Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, mir immer in allen Dingen das Schlimmste vorzustellen.“ So schrieb Mozart vier Jahre vor seinem Tode an den Vater. Allein dieser Pessimismus war ihm nicht angeboren, er war ihm aufgezwungen worden durch ein mißliches Geschick, das diese kindliche Frohnatur zeitweise zum Fatalisten verdüstern konnte. Aber immer wieder brach die Sonne durchs Gewölke. Man kennt Mozarts Humor und seine Freude an derben Scherzen aus seinen Briefen wie aus seinen Opern. Aber wenig oder gar nicht bekannt sind jene seiner Kompositionen, die er zum Spaß für seine Familie bezw. für die fröhlichen Gesellschaften des befreundeten Jacquinschen Hauses schuf. Es sind vokale Ensembles für drei oder vier Stimmen, rasch hingeworfen, aber con amore komponiert, und in ihrer sprühenden Laune und genialen Narrheit spüren wir Mozarts heiteren Geist unmittelbarer, sozusagen menschlicher und persönlicher, als in seinen für ein Publikum geschriebenen Schöpfungen.

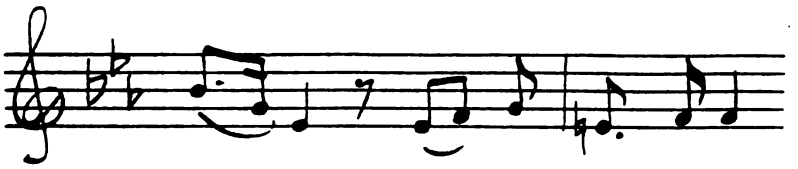
Aus der ganzen Gruppe dieser Kompositionen dürfte den Musikliebhabern kaum mehr als das „Banditerzett“ (Wien 1783) bekannt sein. Mozarts Frau konnte einmal vor einem Spaziergang ein neues Band, das sie geschenkt bekommen hatte, nicht finden und rief ihrem Manne zu: „Liebes Manndl, wo ist's Bandl?“ Mozart half ihr suchen, auch Freund Jacquin, der sie abzuholen kam, suchte mit, fand das Band, wollte es aber nicht hergeben, so daß sich ein fröhlicher Kampf darum entspann, während auch der Hund dem Jacquin bellend zwischen die Beine fuhr. Zum Andenken an diese Szene schrieb Mozart dann sein Banditerzett, das dann auch außerhalb seines Kreises populär wurde und später sogar in die Oper „Der Schauspieldirektor“ Aufnahme fand.

Den Text hat sich Mozart hier wie bei allen seinen humoristischen Sachen selbst verfaßt. Und selten hat er sein Behagen an starken Ausdrücken, welches die gelehrten Herausgeber seiner sämtlichen Werke sonst jeden Augenblick zu punktierten Auslassungen nötigt, so sehr gezügelt wie hier.

Von einem zweiten lustigen Gesangsensemble mit Klavierbegleitung sind uns nur die Singstimmen erhalten. Es war offenbar nur zum Privatvergnügen komponiert, und er pflegte den Klavierpart stets erst am Flügel zu improvisieren. Seine Witwe, als sie eine Veröffentlichung der Notenblätter ins Auge faßte, bat 1799 Beethoven, ihr für diesen Zweck die fehlende Begleitung zu setzen, aber bei näherem Zusehen ergab sich, daß es zur Not auch ohne den Klavierpart gehe. Das Quartett behandelt wieder einen kleinen Vorgang aus dem Leben des Tondichters. Man könnte es fast einen dramatischen Scherz

Digitized by Google

nennen. Personen: Mozart, Constanze, und zwei Freunde F. und H. Schauplatz: Mozarts Wohnung. Die Gatten nehmen vor einer Kunstreise des Familienoberhauptes Abschied. Zunächst klagt Constanze ihr Leid in einer echt italienischen, übertrieben gefühlvollen Kantilene:



Ca - ro mi - o Druck und Schluck
Caro mi - o Schluck und Druck
ti lascio, oh Dio! kugelrund!
che auffani! a Loth is ka Pfund.

Mozart antwortet in derselben Melodie mit einem ähnlichen makkaronischen Sprachmischmasch:

:,: Cara mia, Bagatelleri :,:
io parto, tu resti, Spitzignas,
che pena, che tormento! wenn's regn't is naß.

Da kommen mit einem feurigen Allegro die beiden, vermutlich von der Reise nicht gebührend verständigten fidelen Freunde herzu und beginnen ein komisches Schelten:

Perfidi! Barbari! Belui! Mostri! Tiranni usw.

H. versucht ihn zu beruhigen, das Ehepaar bittet um Pardon:

Quello l'adira
Wir können nix dafüra.

Eine Prise Schnupftabak stellt den Frieden schließlich wieder her. Das ganze, mit seinen Kraftworten ziemlich salonunfähige Ensemble ist voll echt mozartischer, sogar schon Zauberflötenklänge („Mir klingt der Mutter Name süßer") vorweg nehmender Melodik. Denn wir können aus den Anspielungen in einem Briefe Mozarts an seine Frau (Dresden, 13. April 1789) wenigstens das mit Sicherheit ersehen, daß die Komposition in diesem Jahre im Mozartschen Hause schon geläufig war. „Wenn ich dir alles erzählen wollte", plaudert Mozart in jenem Schreiben, „was ich mit deinem Porträt anfange, würdest du wohl oft lachen. Zum Beispiel, wenn ich es herausnehme, so sage ich: „Grüß dich Gott, Stanzerl! grüß dich Gott, Spitzbub, Krallerballer, Spitzignas, Bagatellerl, Schluck und Druck." Das ist ja geradezu ein Zitat.

Digitized by Google

Im Nachlaß des 1855 zu Wien verstorbenen Michael Bartenschlag haben sich ferner die Stimmen eines gemischten Quartetts (2 Soprane, Tenor, Baß) vorgefunden und werden jetzt in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt. Als Tondichter ist Mozart angegeben. Da jedoch von dieser Arbeit sonst gar nichts weiter bekannt ist, hat sie der vorsichtige Röchel in seinem thematischen Mozartkatalog unter die „Zweifelhaften Werke" eingereiht, ohne innere Gründe gegen Mozarts Autorschaft ins Treffen führen zu können. Darum sei das noch ungedruckte, allerliebste Stück in der Notenbeilage*) hier mitgeteilt, und zwar nach einer alten, in meinem Besitz befindlichen Kopie Röchels.

Um 1795 erschien im Verlag J. A. Böhme zu Hamburg ein „Terzett für drei Singstimmen" (2 Tenöre, ein Baß) von Mozart. Die Tenöre wiederholen immerfort die Melodie einer schmachtenden Serenade („Liebes Mädchen, hör mir zu"); nach der ersten Strophe meldet sich im Fenster des Vaters Baß und schilt heftig auf die unentwegten Ständchenbringer ein. Die Musik gemahnt an die dramatischen Finali Mozarts. Wie der Vater nach den ersten kurzen Ausrufen des Unmuts immer mehr in Ärger und Aufregung gerät, bis sich seine höchste Empörung in unaufhaltsamen Sechzehntein ergießt, das ist nicht nur überaus ulkig, sondern auch psychologisch ganz famos entwickelt. An dieser Kralle erkennt man den Löwen der Oper, und es spricht kein innerer Grund dafür, an der Überlieferung zu zweifeln, welche diese Komposition auf das bestimmteste Mozart zuweist.

Jahn führt unter den unterschobenen Werken noch eine dreistimmige „Schulmeistermesse" an, welche auch Haydn zugeschrieben wird, aber nach Carpani von dem Augustinermönch Aumann in St. Florian herrühren soll. Sie ist noch nicht veröffentlicht und nur in Abschriften verbreitet. Hätten die Mozartforscher das Werk selbst in der Hand gehabt, so hätten sie es gleich als eine Travestie des eben erörterten Mozartschen Ständchenterzetts erkennen müssen. Die Musiken stimmen Note für Note überein, nur ein anderer Text steht darunter, und auch die Szene ist eine andere. Zwei Chorknaben singen bei einer feierlichen Messe das Kyrie, der Schulmeister (Baß) rüffelt sie wegen begangener Fehler, hilft ihnen hinein, souffliert ihnen den lateinischen Text usw. Die ursprüngliche Fassung kann diese unmöglich sein: denn in der andern, weltlichen, fügt sich die Musik viel besser und natürlicher dem Texte. Vielleicht will die Überlieferung in Aumann nur denjenigen festhalten, der den musikalischen Serenadenschatz ins kirchliche Milieu verpflanzte.

Jenes Ständchenterzett hat übrigens noch ein Seitenstück, das gleichfalls unter Mozarts Namen umgeht. Die Situation ist ganz ähnlich. Zwei Tenöre singen zu den Fenstern der Schönen hinauf („Mädchen, ich komm mit der Zither"), der Alte aber kehrt diesmal betrunken aus dem Wirtshaus heim, zankt mit seiner ihm öffnenden Frau und mischt seine grobe Stimme mit dem fidelen Wiener Gassenhauer vom Lieben Augustin

*) Siehe Seite 169.

Digitized by Google

in das sanfte Liebeslied . . . Das ist recht lustig mit breitem Österreicher-Humor durchgeführt, zeigt aber doch nicht jene dramatische Meisterschaft wie sein Prototyp. Ich möchte es folglich um so eher als eine Nachbildung von fremder Hand bezeichnen, als sich Ausgaben dieser Burleske aus dem 18. Jahrhundert noch nicht haben nachweisen lassen.

Nicht vergessen sei schließlich eine Anzahl von komischen Kanons, die auch dem geselligen Vergnügen Mozarts dienen sollten. An einem einzigen Tage (2. Sept. 1788) hat er deren nicht weniger als vier zu Papier gebracht. Offenbar gab es damals eine fidele Gesellschaft. Die Texte sind stellenweise von einer kaum zu überbietenden Unanständigkeit und als Zeugnisse für den Ton, der in einem Wiener Bürgerhause am Ende des 18. Jahrhunderts möglich war, kulturhistorisch interessant. Auch hier liebt Mozart die Fiktion, wenn nicht eines dramatischen Vorgangs, so doch eines Dialogs, z. B.:

Grechtelt's eng,*) grechtelt's eng, wir gehn in Prater. In Prater? iatzt laß nach, i laß mi nit stimma. Ei beileib. Ei ja wohl. Mi bringst nit außi. Was piauscht der? iatzt halt's Maul! i gib dir a Tetschen.**)

Und ein anderer dieser Kanons wird von der Tradition geradezu als „Mozart und sein Diener" betitelt.

O du eselhafter Martin,
O du martinischer Esel,
Du bist so faul
Als wie ein Gaul,
Der weder Kopf noch Haxen hat.

Aus dem Weiteren, das sich übrigens der Wiedergabe entzieht, geht noch hervor, daß es sich hier um die Weckung eines Langschläfers handelt.

Der Versuch, die Kanons durch Unterlegung decenter Texte für die deutsche Hausmusik zu retten, mußte leider scheitern, da sie insofern auch „Gesamtkunstwerke" sind, als Wort und Ton aufs engste zusammenhängen. Aber die andern lustigen Singensembles verdienten es, gekannt und mit kleinen Milderungen des Textes zur Unterhaltung daheim gesungen zu werden. Denn selbst aus dem Allzumenschlichen darin können wir noch immer das „heilige Lachen" eines wahrhaft göttlichen Genius hören.

*) Wenn's euch recht ist.
**) Kopfstück.

Digitized by Google

Rundschau.

Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Die Erhöhung des Reichsbank-Diskontos auf den noch nie erlebten Satz von $7^1/_2$ Proz. wird Ruhigdenkende kaum erschrecken, da diese Maßnahme, genau wie die bei der Bank von England, nicht die heimischen, sondern nur die amerikanischen Zustände illustriert. Augenblicklich, wo von New-York aus mit gierigen Händen nach unserm gelben Metall gelangt wird, haben die leitenden Notenbanken Europas als vornehmste Aufgabe den Schutz ihrer Währung anzusehen, so daß der Diskonto statt einer Geldpolitik eine Goldpolitik zum Ausdruck bringt. Natürlich wird unser Kreditwesen hierunter eine Zeitlang leiden, aber gewiß nicht allzu lange, da die Herren in Berlin sicher die erste Gelegenheit ergreifen werden, um Handel und Gewerbe von einem so starken Drucke wieder zu befreien.

Man sollte nicht glauben, daß trotz der starken Erschütterungen der Märkte und der Weltmärkte, die deutsche Industrie fast noch ihre alte Höhe einhalten könnte. Und dennoch ist dies der Fall, wie ein einziger Umstand erweist, daß nämlich Kohle nicht genügend zu haben ist. Damit gewinnen auch die Bemühungen mancher Rheinischen Montangrößen, unsere Konjunktur bereits als sinkend hinzustellen, eine charakteristische Beleuchtung. Vielleicht, daß es im Frühjahr einmal so weit kommt, wenn die bisherigen Aufträge zu Ende gegangen sind und neue dafür nicht einliefen. Einstweilen gibt es aber wichtige Industrien bei uns, welche auch später für eine weitere starke Belebung unserer Hüttenbetriebe schon im eigenen Interesse tätig sein müssen. Das Publikum, besonders in jenen so gewerbreichen Provinzen, würde daher Kohlen- und Eisenaktien wohl kaufen, resp. hinzukaufen, wenn es Geld hätte. Nun kann man zwar, trotz all der Klagen über Knappheit, gerade an der Börse tägliches Geld ziemlich leicht haben, allein solche Aufträge haben doch durch die Hände der Kommissionsbanken zu gehen, die nicht einmal zu den gegenwärtigen teuren Zinsbedingungen einer Erweiterung der bestehenden Engagements irgendwie hilfreich entgegen kommen. Jedenfalls ist es auch aus sozialpolitischen Gründen erfreulich, zu konstatieren, daß der Druck, der auf unserer Börse liegt, — und dies nicht zum wenigsten wegen der Handels-Fallimente — einen Druck auf unserer Industrie alles eher als gleichzeitig darstellt. Es scheint, als ob in dieser Beziehung seit mehreren Monaten sogar in unserer Hochfinanz irrige Voraussetzungen vorgewaltet haben.

* * * *

Gute Beobachter wollen neuerdings beim deutschen Publikum eine Bevorzugung der ungarischen Goldrente gegenüber der österreichischen erblicken, und zwar keineswegs nur wegen des billigeren Kurses, sondern auch aus einem größeren politischen Vertrauen zu dem ungarischen Staate. Mag dies nun richtig oder falsch sein, jedenfalls haben die Cisleithanier kein Recht, über die unbegrenzten Möglichkeiten innerhalb der Verwaltung Transleithaniens zu spotten, solange in ihre eigenen Verhältnisse ab und zu ein grelles Licht fällt. Die jüngste derartige Aufhellung betrifft eine Verhandlung beim Oberlandesgericht in Wien, die eines der ersten Montan-Unternehmen des Landes resp. dessen mächtigen Zentraldirektor in einer mehr als merkwürdigen Situation findet. Bei dem Zentraldirektor Kestranek von der Prager Eisenindustrie (Dividende $42^1/_2$ Prozent, Kurs ca. 2700 Kronen) war vor längerem ein „Fleischkommissionshändler" erschienen, dessen Anerbieten jedoch nicht von Fleisch, sondern von Eisen handelte. Nach seiner Mitteilung beabsichtigte die bosnisch-herzegowinische Landesregierung ihren Besitz an Aktien der Vareser Eisenindustrie zu verkaufen, und er sei in der Lage, durch seine Beziehungen bei der genannten Regierung solches zu vermitteln. Nun sollte die Prager Eisenindustrie

Digitized by Google

der bosnischen Landesregierung einen Kaufpreis von nur drei Millionen Kronen anbieten und weitere vier (!) Millionen Kronen ihm, dem Vermittler, als Provision sofort nach Übernahme der Aktien auszahlen. Wir folgen hier nicht etwa irgend einem kapitalfeindlichen Hetzblatt, sondern dem vornehmsten und gewiß kapitalsmilden Organe der Monarchie, aus dessen Berichte zu entnehmen ist, daß nach mehrfachen Unterhandlungen ein Geschäftsmann ersten Ranges, eben jener Zentraldirektor, dem Fleischkommissionshändler den von diesem gewünschten Provisionsbrief ausstellte, der dann bei einem Prager Notar hinterlegt wurde. Der Tragödie voll Ehrlichkeit und Unbefangenheit folgt jetzt das Satyrspiel, indem die bosnische Regierung mit der Prager Eisenindustrie direkt, vielleicht auch indirekt, gar nicht abgeschlossen hat, während die Gläubiger des Vermittlers auf die Viermillionen-Provision Beschlag gelegt haben. Wer weiß, ob Herr Kestranek, wären es nur 40 000 Kronen, diese lästige Sache nicht lieber der Öffentlichkeit entzogen hätte. Aber bei vier Millionen hört auch eine solche Montangröße auf, das Inkognito zu bewahren. Es mußte eine Feststellungsklage eingereicht werden, wonach jene Transaktion unerfüllt geblieben sei, und dieser Klage verdankt Österreich die dort vielleicht nicht einmal überraschende Enthüllung. Man denke! Ein Mann von dieser Stellung war damit einverstanden, seinem Staate ein Objekt für nur drei Millionen abzukaufen, dessen Provisionsgebühr allein noch vier Millionen für ihn wert war. Welche exzessiven Gewinne müssen da ausgerechnet, aber der Regierung verschwiegen worden sein. Mit Selbstkosten für teure bergmännische Untersuchungen kann doch ein Fleischkommissionshändler sich unmöglich ausreden, und falls derselbe Herr etwa von teuren Sektions-Chefs gesprochen hätte, so durfte ihm dies der Zentraldirektor so einfach gar nicht glauben. Gesetzt aber, der Streich wäre gelungen, in welchen Ziffern würde dann die Prager Gesellschaft ihren Aktionären die neue Erwerbung mitgeteilt haben? — Mit den nach Bosnien wirklich gezahlten drei Millionen konnte sich der betreffende Passus nicht anders denn als eine Bilanzverschleierung darstellen, und dies doppelt, weil doch die weiteren, nach einer anderen Seite abgeschwenkten, vier Millionen eine falsche Buchung dann erfordert hätten. Indessen eine noch ärgere Verwirrung würde die wahre Angabe mit sieben Millionen angerichtet haben, weil doch das dortige Reichsfinanzministerium innerhalb einer parlamentarischen Kontrolle steht, und man sicher in der ersten besten Sitzung nach dem Verbleib jener vier Millionen gefragt hätte, welche der Geschäftsbericht der Verkäuferin mehr aufführt. All diese Für und Wider wird sich einer der gewiegtesten Praktiker unter den Direktoren des Landes notwendig vorher überlegt haben; nur dürfte auch die öffentliche Meinung, und sogar bei uns, an seiner aufrichtigen Mitteilung darüber interessiert sein. Denn bekanntlich hat unter den großen Bergwerks-Gesellschaften beider Länder ein Austausch stattgefunden, derart, daß die Österreicher bei uns, und die Deutschen wiederum in Österreich in Aufsichtsratstellen eingerückt sind.

* * *

In der Gläubigerzusammenkunft der Firma Haller, Söhle in Hamburg hat die Reichsbank wegen ihrer eigenen Forderungen nicht geringe Schwierigkeiten gemacht. Keiner der Anwesenden kam aber auf die Idee, dem Vertreter dieser Bank seinen Weg mit der Frage abzuschneiden, weshalb ein solcher Zusammenbruch eines in sich schon lange morschen Hauses selbst den maßgebendsten Bankkreisen überraschend kommen konnte. Die Diskontierungstätigkeit unseres leitenden Noteninstituts hat nicht nur den Zweck, Handel und Gewerbe mit Geld zu versehen, sondern auch dadurch eine solche Übersicht des Marktes zu gewinnen, daß ungünstige Entwicklungen noch zur rechten Zeit aufzuhalten wären. In Wahrheit ist jedoch die Reichsbank schon in einer ganzen Reihe von Fällen durch schwere Zahlungseinstellungen genau so überrascht worden, wie der letzte kleine Kaufmann. Es sei hier an die Leipziger Bank erinnert, deren Geschäftsgang der öffentlichen Kritik damals schon lange unterworfen war. Ferner wurde erst vor kurzem in dem Städtchen Kreuznach die Bankfirma Gebrüder Sahler mit vielen Millionen bankerott, und die Reichsbank hatte für ebenfalls mehrere Millionen

Digitized by Google

Wechselforderungen. Nun kommt ein bislang so allererstes Haus wie Haller, Söhle hinzu, dessen überaus zahlreiche Akzepte bei genauerer Durchsicht und etwas mehr Skepsis schon auffallen mußten. Indem unsere Großinstitute in ihren Wechsel-Portefeuilles zusammen wohl ebensogroße Summen liegen haben, wie die Reichsbank selbst, wird ja eine Zentralisierung des Diskontmarktes recht erschwert. Dies hindert aber keineswegs, ernsthaft darüber nachzudenken, wie endlich eine wirksame Kontrolle über das deutsche Akzeptwesen hergestellt werden könnte. Vielleicht müßte die Reichsbank in dieser Beziehung mit unseren Großbanken zusammengehen, damit wieder eine mehr einheitliche Handhabung wirksam werden könnte. Wenn die Bank von England den Privatsatz allzu tief unter der offiziellen Rate sieht, so ermäßigt sie möglichst schnell ihren eigenen Zinsfuß, aber nicht, um Wechselgeschäfte zu machen, sondern in erster Linie, um den Markt nicht aus ihrer Hand gleiten zu lassen. Und im allgemeinen hat die Bank von England einen weit sichereren Überblick über die Diskonten ihres Landes, als das bisher bei uns der Fall ist. Möglicherweise trägt zu diesem Mißverhältnis bei der Reichsbank auch die ziemlich persönliche Leitung der Einzeldirektoren bei, die in allen Städten das Geschäft als ihre erste Aufgabe ansehen, während ihnen von der Zentralstelle aus doch auch diejenigen Aufgaben immer wieder vorgehalten werden sollten, welche die Reichsbank gegen die Allgemeinheit hat.

* * *

Gewisse statistische Kreise, die sich erst vor kurzem mit ihrer Rechtfertigung der abnorm hohen Kupferpreise eine so unsterbliche Blamage erworben haben, sind jetzt schon wieder mit andern ebenso völlig wertlosen Darlegungen bei der Hand. In diesen letztern kann nämlich der erstaunte Leser die Ursachen der amerikanischen Krisis mit gründlichster Unwissenheit, aber unter trockener Aufzählung von Warenpreisen aus den verschiedensten Jahrgängen, einfach als eine gewaltige Überspekulation bewiesen sehen. An sich wären diese Dummheiten weniger gefährlich als die damalige Begründung der Kupferhausse, die unsere Großverbraucher ungezählte Millionen gekostet hat, allein es wird dabei wie zufällig etwas Wichtiges verborgen, das auch uns nicht genug vorgeführt werden kann. Es sind dies die Trusts, welche die Union, man kann ruhig sagen, durchseuchten, und mit ihrer Konzentration über alle Gebiete, seien es nun Eisenbahnen, Petroleum oder Kupfer, eine unbedingt betrügerische Geldkrisis schließlich verursacht haben. Es ist zwar auffallend, wie besonders deutsche Montankreise und deren Organe dieses Trustunwesen drüben von dem jetzigen Débacle fern gehalten wissen wollen, aber zwischen den Zeilen hindurch liest man doch die Furcht, daß gewisse deutsche Trusts, welche ihre Tyrannei erst begonnen haben, von nun an seitens der preußischen Behörden schärfer beobachtet werden. Hier an dieser Stelle soll aber immer wieder auf diese Gefahren auch bei uns hingewiesen werden. Bei ihnen handelt es sich nicht nur um die bekannte Unterdrückung der persönlichen Intelligenz, sondern in ungleich drohenderem Maße um die Zusammenballung ungeheurer Geldmittel, die mit dem Aktienmarkte so lange Fangball spielen, bis es wie in New York zum Platzen der Eiterbeule kommt. Es ist auch nicht wahr, daß das Vorhandensein einer staatlichen oder halbstaatlichen Zentralnotenbank jene Krisis verhindert haben würde. Unter der amerikanischen Korruption, die sich höchstens dem schließlichen Volkswillen, aber sonst keiner anderen Macht fügt, wären dann die Wechsel einer solchen Bank fast lauter Schwindeloperationen jener Trustgewaltigen.

* * *

Vor kurzem ging eine seltsame Nachricht ohne Widerspruch durch die Presse, nämlich daß das Kohlensyndikat in Essen M. 200 000 — nicht etwa für einen Arbeiterfonds — sondern: man höre! für die Wiederaufrichtung der Burg bei Altena gespendet habe. Wenigstens hier soll dieser Fall nicht sang- und klanglos begraben werden. Unser Kohlensyndikat, ursprünglich und auch noch später einer der besten Regulatoren unseres größten Arbeitsmarktes, wurde seinerzeit mit einem Aktienkapital von M. 900 000 gegründet. Diese Summe erhöhte sich durch die

Digitized by Google

Aufnahme des Kokskonters, von Reedereien usw. § 2 der Statuten bezeichnet nun ausdrücklich den Zweck der Gesellschaft mit dem An- und Verkauf von Kohlen und Koks, Aufbereitung von Kohle, sowie Beteiligung an allen Unternehmungen, die mit dem Vertriebe jener Produkte zusammenhängen. Wiederaufrichtungen von Burgen sind also, wie ersichtlich, in diesen Statuten nicht vorgesehen. Man darf daher sagen, daß das Syndikat mit solchen Investierungen nur einem Einzigen gefällig zu sein hat — sich selbst. Sollte also die Ansicht vorherrschend geworden sein, daß jene Burg bei Altena die praktischste Lokalität für die Bureaux des Kohlensyndikats abgeben würde, so bliebe natürlich gegen eine geschäftliche Ausgabe solcher Art nichts einzuwenden. Andernfalls aber müßte diese Spende als ein ganz neues Beispiel für die Verwendung von Gesellschaftsgeldern gelten. Eine Aktiengesellschaft hat weder künstlerische, noch antiquarische Neigungen, nicht einmal Liebesdienste außerhalb ihres Rahmens zu betätigen, und die sehr reichen Aufsichtsräte und Direktoren jenes Syndikates würden ebenso wohlgefällig betrachtet worden sein, wenn sie die M. 200 000 aus der eigenen Tasche anstatt aus der Gesellschaftskasse gewährt hätten. Wenn wir dahin kommen, daß unsere großen und übergroßen Geldansammlungen bei den Aktienunternehmen zu allen möglichen Zwecken verwendet werden, so wird damit nicht nur den betreffenden Faktoren allmählich eine schrankenlose Macht verliehen, sondern es dürfte auch schließlich in politischer Beziehung den größten Mißbräuchen Tür und Tor geöffnet werden.

Zwei Briefe des Freiherrn vom Stein.

Als Nachklang zur Gedenkfeier für den Freiherrn vom Stein teilt uns Herr Dr. Adolf Kohut aus der Handschriften-Abteilung der Berliner Königlichen Bibliothek, deren Verwaltung ihm die Abschrift freundlich gewährt hat, folgende bemerkenswerte Briefe des Freiherrn vom Stein mit, die nach der Versicherung des Herrn Einsenders bisher noch nicht abgedruckt worden sind.

Cappenberg, 21. Februar 1828.

Euer Hochwohlgeboren

danke ich auf das Verbindlichste für die Mitteilung Ihrer gehaltreichen Abhandlung über die Städteordnung.

Eine 20 jährige Erfahrung spricht sich nun aus über den Wert der durch jenes Gesetz eingeführten Municipalverfassung und im ganzen auf eine günstige Art. Dieselben Erfahrungen machen aber auch ihr Fehlerhaftes kund, und die verschiedenen Landtagsverhandlungen enthalten sehr gründliche Äußerungen, sowohl des Beyfalls als jener Klagen des Fehlerhaften. Diese Erfahrungen, diese Vorteile sind also eine Quelle, woraus man, jedoch prüfend, die Verbesserungen schöpfen kann. Aber auch ein anderes sollte man benutzen: die Verfassungen der Reichsstädte und die Geschichte derer Bildung. Sie genossen keine unbedingte Freiheit, sondern bewegten und entwickelten sich unter Aufsicht des Kaisers und Reiches und zunächst des Reichs-Hofrates. Ich fand mich daher veranlaßt, mich näher mit der Verfassung der noch jetzt bestehenden freyen Städte bekannt zu machen und hier fand ich die Ergebnisse und Schwierigkeiten des Bürgerrechts, der Zünfte, Verhältnisze zwischen Magistrat und Bürgerschaft, ihre besonderen Befugnisse und Einrichtungen, um die zwischen beiden entstehenden Uneinigkeiten zu beseitigen. Die Hamburger Verfassung, die sich langsam unter 100 jährigem Kampfe entwickelte, besitzt große Vorzüge; sie ward daher 1814 unbedingt und einstimmig von der Bürgerschaft wieder angenommen . .

In der an einen höheren Staatsbeamten vom 9. Dezember vorigen Jahres gerichteten Anlage sprach ich meine Meynung aus über die Grenzen der Rechte des Magistrats und der Stadtverordneten und über eine Anstalt zur Ausgleichung der unter beyden entstandenen Meynungsverschiedenheiten. Ich erlaube mir, mich darauf zu beziehen.

Die Freunde der abstrakten Prinzipien sollten sich ihres Obwalters, des Abbé Sieyès*), des großen

*) Emanuel Joseph Sieyès, geb. 3. Mai 1784 zu Fréjus und gest. 20. Juni 1836 zu Paris, das bekannte Mitglied der Nationalversammlung, des Convents, der 500 und des Direktoriums, der in der großen französischen Revolution für den „dritten Stand“ eintrat und die erste Fassung der Erklärung der „Menschenrechte“ gab.

Digitized by Google

politischen Maschinenbauers, erinnern, der, ein praktischer Soldat, ein Gut zur Abfütterung und einen Orden zur Regierung anwies, und überhaupt bedenken, daß der Staat nicht ein Aggregat von mathematischen Figuren ist, sondern ein Verein von Menschen, daß ein Hauptelement, so bey solchen in Betracht komme, der Nationalcharakter sei, daß für Menschen, so mit denen qualités éminement françaises begabt sind, andere Einrichtungen erfordert worden, als für uns Deutsche, die gesunden Verstand, Besonnenheit, Rechtlichkeit, Frömmigkeit besitzen, freylich mit Neigung zum Schlendrian und zur Philisterey versetzt.

Ich wünschte, Euer Hochwohlgeboren unterwürfen unser ständisches Institut einer ernsten Prüfung.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

H. K. Fr. vom Stein.

An Herrn Friedrich von Raumer*), Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in Berlin.

Cappenberg, den 8. Dezember 1827.

Mit großer Teilnahme erfahre ich, meine verehrteste Freundin, daß Ihr Herr Gemahl zum Gesandten nach Neapel ernannt ist. Werden Sie mit Ihren liebenswürdigen Töchtern die Ufer der Spree mit denen des Parthenopischen Meeres vertauschen, werden Sie sich von uns Nordländern trennen? Ich besorge es, daß die Reize des Landes, wo die Orangen blühn, Sie verleiten, uns zu verlassen.

Ich werde diesen Winter vermutlich nicht nach Berlin kommen, da mancherlei Hindernisse, auch vermindertes Einkommen durch Abgaben an meine Töchter, zur Ermäßigung der Ausgaben nötigen. — Überdies erwartet uns Ende 1828 der Landtag und dann eine dringende Veranlassung zur Berliner Reise.

Meine Einsamkeit wird ausgefüllt durch mancherlei Verwaltungsgeschäfte, die sich wegen vielfacher Veränderungen im Innern des Landes vervielfältigen, durch einige ständische Geschäfte, durch Benutzen der mitgebrachten Bücher, durch Besuche.

In meinem Alter verengert sich täglich der Kreiss, biss er zuletzt ganz verschwindet. Gleim sagt mit Recht: „Der Jungen Zimmer ist die Welt, das Zimmer ist die Welt der Alten."

Ich empfehle Ihrer Aufmerksamkeit Bottos „Histoire de l'Italie depuis 1809—1814". Die Tatsachen, richtig aufgefaßt, in einem bekannten Sinn und Styl vorgetragen. Scotts „Geschichte Napoleons" ist voll lächerlicher, grober Irrtümer, der Stil schleppend und langweilig — hier und da zeigt sich in seinen politischen Ansichten der gesunde mit praktischen Werten genährte Menschenverstand des Engländers. Hat Sie die Schlacht von Navarin nicht gefreut? Nun darf man an die Befreiung von Griechenland glauben. Möchten doch die rohen Osmanen wieder nach Asien geworfen und unser Europa von dieser fremdartigen Nation befreit werden! Verzeihen Sie diese unumwundene Äußerung. Ich vergaß, daß mein Brief an eine Dame des Corps diplomatique gerichtet ist.

Von meinen Töchtern sage ich Ihnen nichts, da sie unmittelbar mit Ihnen in Verbindung stehen.

Ich vernehme die Verbindung des Grafen Fritz von Brühl mit der jungen Gräfin G. und freue mich sehr darüber, daß diese Verbindung zur Zufriedenheit der sehr würdigen Eltern gereichen wird.

Ich bitte, diesen meine sehr lebhafte Teilnahme und fortdauernde Verehrung zu versichern.

Ehrfurchtsvoll,

Gnädige Frau,

Ihr untertänigster

H. K. Fr. v. Stein.

An die Frau Gräfin von Voß, geb. Fräulein von Berg, zu Berlin.

*) Friedrich von Raumer, geb. 14. Mai 1781 zu Wörlitz und gest. 14. Juni 1873, der bekannte Historiker, u. a. Verfasser der „Geschichte der Hohenstaufen" und der „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts."

Politische Glossen.

Von Eduard Goldbeck.

Bei dem Diner im Elysée hat Präsident Fallières zu König Alfons gesagt: „Spanien und Frankreich seien durch ein Werk des Friedens und der Zivilisation vereint." Die weiseste Sibylle könnte nicht enträtseln, daß das Bombardement von

Digitized by Google

Casablanca gemeint war, aber jeder Concierge in Paris verstand den Präsidenten. Nichts erlernt sich so leicht, wie die offizielle Heuchelei.

* * *

Ob Roosevelt ein Cicero oder ein Katilina sei, diese Frage wird in den Vereinigten Staaten unermüdlich erörtert. Schon die Fragestellung ist in ihrem naiven Reinlichkeitsbedürfnis verfehlt. Roosevelt ist ein großer Massenführer, und ein solcher ist nur als Mischung ciceronischer und katilinarischer Elemente möglich.

* * *

Die Engländer nennen Eduard den Siebenten neuerdings den „Friedenskönig". Möchte er nur in so löblichen Bestrebungen nicht allzu weit gehen! Qui veut faire l'ange, fait la bête, sagt Pascal.

„Das Büchlein von Goethe."

Von Hans Landsberg.

In der Bibliothek Varnhagen (Berlin) befindet sich ein sehr seltenes und merkwürdiges Buch, das die vorstehende Überschrift trägt und als „herausgegeben von Mehreren, Penig 1832," bezeichnet wird. Das Buch ist unmittelbar nach Goethes Tode erschienen und scheint aus dem Kreise einer ziemlich gehässigen Goethe-Kritik zu stammen. Die diversen Kapitel werden durch eine Kanzone eingeleitet, in der über Goethes mangelnden patriotischen Sinn abfällig geurteilt wird:

„Denn er hat nimmer für sein Volk gefühlt . . .
Und wehmutsvoll wird einst der Deutsche klagen:
Er, den das Glück so wunderbar begabt,
Den selber wir zum Thron des Ruhmes tragen,
Er hat für unser Volk kein Herz gehabt."

Die ersten Kapitel, die von seiner Kleidung und von dem Urbild seines Gretchen handeln, können wir mit Stillschweigen übergehen. Einiges interessante Material wird vielmehr erst bei dem Thema Christiane Vulpius beigebracht. Wenn man bedenkt, daß gerade die jüngste Goethe-Forschung, vor allem Bielschowsky in seiner bekannten Goethe-biographie, zu einem sehr ungerechten Urteil über Goethes Lebensgefährtin gelangt, — in allerletzter Zeit macht sich eine Reaktion gegen dieses Urteil bemerkbar — so ist gerade „Das Büchlein von Goethe" mit seiner gewiß nicht für den Dichter eintretenden Haltung für eine gerechte Auffassung von Christianes Wesen bemerkenswert. Die Gerüchte über ihre Trunksucht und über ihr indecentes Wesen, die von einer ihr feindlichen weimarischen Gesellschaftsclique, zu der Frau von Stein, Schillers Gattin und Bettina von Arnim gehörten, genährt wurden, sind schlechthin ins Reich der Fabel zu verweisen. Ebenso ist Wielands mehrfach zitiertes Wort über August von Goethe: „Er ist der Sohn der Magd" zum mindesten anzuzweifeln. Im „Büchlein von Goethe" heißt es nun mit Worten, die zugleich ein Schlaglicht auf den Stand des Hauptverfassers unserer Schrift werfen, der jedenfalls in akademischen Kreisen zu suchen ist, von Christiane von Goethe: „Mancher, der wie ich selbst in den Jahren 1809 und ferner zur ‚hoffnungsvollen akademischen Plebs' in Jena gehörte, wird sich seiner Mutter, die damals schon nach allen Rechten, natürlichen wie bürgerlichen, Frau von Goethe war — denn Goethe hatte sich unter dem Kanonendonner der Schlacht mit ihr trauen lassen — noch wohl erinnern. Sie glänzte wie eine Päonie im weiblichen Kranze auf unseren Bällen und war der poetisch gestimmten akademischen Jugend eigentlich ein fatales Rätsel, obgleich die Periode der sogenannten galanten Frauen, durch Tradition fortgepflanzt, in der Erinnerung der Musensöhne noch nicht ganz erloschen war." Ist es Dichtung oder Wahrheit, wenn erzählt wird, daß eine Anzahl von Studenten, über ihr freies Verhalten geärgert, sich einst verabredete, ihr bei der Heimfahrt auf Esseln vorzureiten? In jedem Falle ist aus derartigen Dummenjungenstreichen nichts Ungünstiges auf Christianes Charakter zu schließen. Weiter wird von dem Zerwürfnis Christianes und Bettinas, die im Herbst 1811 in Begleitung ihres Gatten nach Weimar kam, berichtet. Bettina habe sich in einem Streit, in dem Christiane die Ansichten ihres „Geheimerats", wie sie Goethe stets zu nennen pflegte, vertrat, dazu hinreißen lassen, Christiane eine „wahnsinnige Blutwurst" zu schelten. Goethe hat ihr darauf sein Haus verboten, und alle Ver-

Digitized by Google

söhnungsversuche blieben erfolglos. „In ihrer Sprache", heißt es dann weiter von Christiane, „ihrem Wesen war sie ganz thüringisch und blieb es bis an ihr Ende; den Vater ihrer Kinder (die bekanntlich, bis auf August, früh starben) zu pflegen und ihm das körperliche Leben behaglich zu machen, ward die Hauptaufgabe ihres Daseins, die sie mit Eifer zu lösen suchte. In allem übrigen ließ sie sich aber nichts anfechten und verharrte unwandelbar bei ihrer Sitte und ihrem „Treiben". „Sollte man wohl glauben", sagte Goethe einst mit seiner antiken Ruhe zu Freunden, „daß diese Person (?) schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war." Zum Schlusse sei als charakteristisch für das Urteil, das man unmittelbar nach Goethes Tode über den Faustdichter zu fällen wagte, folgende Äußerung zitiert: „Goethe ist eigentlich kein Genie, nicht allein nicht zu nennen, (sic), sondern er ist es wirklich nicht, aber das ausgebildetste Talent, welches die Geschichte der geistigen Fortbildung unter den Menschen aufzuweisen hat. Eine neue Bahn hat er nirgends gebrochen, weder für ganz Neues, noch für schon Bestehendes, das durch ihn eine durchaus und gänzlich neue Richtung erhalten hätte."

Was man unter populärer Naturwissenschaft versteht.

Eine Bölschiade.

Von Egon Friedell.

(Die Welt des Kleinsehers. — Der Casanova im Wassertropfen. — Der widerlegte Misthüpfer. — Von der Moosassel. — Im Boudoir der Königsameise. — Der Roman des Zitterolms. — Von Äonen und Stäubchen. — Die verbotenen Promenaden des Sirius. — Die Missetaten des Schlupflurchs. — Der Kalkschwamm als Charentier.)

Lieber Leser! Den Vorhang lüfte ich dir vor einem seltsamen Märchenreich. Drachen gibt's da und allerlei grauliche Ungeheuer, zierliche, feenhafte Wesen, wie aus superbstem venetianischem Glas geschnitzt, kühne Raubritter und Schnapphähne mit glitzerndem Stachelgepanzer und friedsame Gewerkschaften tätiger Bürgersleute, wo einer mit dem andern Seit' an Seite schafft, zu gemeinsamem Nutz und Frommen. Und Kämpfe wirst du sehen, Geburt und Tod, Ehebruchstragödien, Liebesromane und wundersame Verwandlungen. Und über all dem, in Blut und Wunden das ewige Wunder, uralt und stets in strahlender Jugend, herrlich wie am ersten Tag: Natur! Ja! Wunder sollst du sehen, neben denen die spukigsten Ammenmärchen deiner Kindheit verblassen werden wie nüchternster Alltag. Und all dies siehst du — aber nun erschrick nicht! — im Wassertropfen.

Du schüttelst den Kopf. Aber fasse nur Zutrauen: es ist nicht etwa ein übermütiger Scherz, den ich mir mit dir erlaube. Fasse meine Hand und folge mir an meinen Arbeitstisch. Vor dir steht ein mächtiger Apparat, recht gewichtig und nachdenklich mit seinen vielen Schrauben, Achsen und Röhren, als ob er sagen wollte: ich bin mehr als du! Denn ich kann Dinge sehen, von denen du dir bis heute nichts hast träumen lassen! Dieses schwarze geheimnisvolle Ungetüm ist — vielleicht hast du's schon erraten — ein Mikroskop oder wie wir es lieber mit einem gut deutschen Wort nennen wollen: ein Kleinseher.

Du willst hineinblicken? Gemach! Du würdest nur eine Enttäuschung erleben. Noch bist du ja erst ein armer Laienbruder in unserem Orden der neuen Gläubigen. Drum laß dir zunächst von mir die ersten Weihen geben, auf daß du das Heiligtum mit wissendem Auge betretest. Aber fürchte nichts: Keine Bußen und Meßopfer verlange ich von dir, auf keine Sakramente und Glaubensformeln mußt du mir schwören; nur eines sollst du mir geloben: von nun an nur deinem Auge zu trauen, deinem köstlichsten Besitz.

Und nun, nach diesem frommen Gewerkspruch, an die Arbeit! Ich will dich zunächst nicht mit Begriffen plagen; von dieser trockenen Speise hast du ja in der Schule genugsam zu schmecken bekommen. Drum wollen wir gleich einen herzhaften Griff ins Lebendige tun. Später mögen wir dann sehen, ob etwa Frau Theorie mit ihren scharfen, kalten Augen auch etwas darüber zu sagen hat. Ich hoffe, du bist doch ein Freund von Geschichten?

Digitized by Google

Denke dir ein Wesen, viel viel kleiner als ein Pünktchen. Aber nein: darunter kannst du dir nichts vorstellen. Also denke dir einen Stecknadelkopf, einen von den recht kleinen, feinen. Nun, wenn das Geschöpf, von dem ich dir erzählen will, einen solchen Stecknadelkopf sähe, würde es baß erschrecken. Denn es würde ihn für eine ungeheure Kugel halten, mit einem Durchmesser, höher als der Eiffelturm. Nun darfst du aber ja nicht glauben, daß dieses Wesen, weil es so klein ist, etwa besonders schüchtern und bescheiden sei. Im Gegenteil: es ist ein sehr energisches Bürschchen, das mit dem Leben schon fertig zu werden versteht. Amöben, Wechseltierchen nennt der trockene Forscher diese winzigen Dinger. Zunächst kreucht nun Herr Amöberich in seinem Weltmeer, das du bequem in einem Zug austrinken kannst, recht tüchtig herum. Und da Bewegung Appetit macht, läßt er sich auch bei Tisch nicht spotten. Das Essen ist bei ihm freilich ein einfacherer Vorgang als bei dir. Kommt er an etwas, was ihm schmeckt, so umfließt er es einfach und — hast du nicht gesehen? — ist es schon drin in seinem Leib. Nun beginnt die Verdauung, und in wenigen Sekunden hat er auch schon seine Notdurft verrichtet: das Unverdauliche ist ausgestoßen, an irgend einer beliebigen Stelle seines Leibchens. Damit ist das Diner beendet, und bald siehst du ihn schon wieder auf der Jagd nach neuen Tafelfreuden.

Aber unser Freund ist kein bloßer Freßsack. Bald drängt es ihn nach den geistigeren Freuden der Liebe.

Nun denkst du wohl, er werde auf die Brautschau gehen? Weit gefehlt! Da hast du eine viel zu gute Meinung von ihm. Er ist nämlich ein rechter Wüstling, und eine wäre ihm lange nicht genug. Auch braucht er nicht lange zu suchen, denn — so sonderbar dir dies klingen mag — er macht sich seine Braut selber. Das kommt so: eines Tages fühlt er ein seltsames Liebesdrängen. Seine meist kugelige Gestalt wird plötzlich länglich und beginnt sich in der Mitte zu verdünnen, bis sie ganz die Form jenes süßen Biskuits angenommen hat, das du so gern in den Kaffee stippst. Aber weiter! Die Taille wird immer enger, immer sylphidenhafter, so daß jedes Dämchen vor Neid platzen müßte, wenn sie es sähe. Und nun — oh Wunder —! unser Freund platzt auch, und perdautz! — es sind zweie! So kommt Adam zu seiner Eva. Du siehst, das Märchen von der Rippe ist gar nicht so unwissenschaftlich, wie man denkt.

Nun ist aber einmal der Bann gebrochen, und die Teilungen gehen munter weiter. Oft so zahlreich, daß in wenigen Wochen mehrere Millionen vor sich gehen! Lauter Bräute, die sich unser liebestoller Freund selber gemacht hat! Dir schwindelt? Solche Unmoral macht selbst dir bange? Fasse dich, wir wollen ernsthaft sprechen. Was ich dir hier erzählt habe, ist ein Vorgang, der sich in der ganzen Natur findet. Auch in deinem eigenen Leibe! Dein ganzes Blut ist von solchen kleinen Casanovas erfüllt, und täglich spielen sich in dir selber solche Adamsgeschichten ab. Eine greuliche Vorstellung — nicht wahr?

Darum will ich dir nächstens ein zweites Märlein berichten, das lieblicher und vertrauter ist, das Märlein vom widerlegten Misthüpfer. . . .

Generalmajor C. v. Zepelin über Kentaro Kaneko.

In der „Kreuzzeitung" bespricht Generalmajor C. v. Zepelin den in der ersten Nummer der „Neuen Revue" veröffentlichten Artikel „Japan und die Vereinigten Staaten — Bundesgenossen" von Baron Kentaro Kaneko und sagt u. a.:

So sehr wir die humane Tendenz des früheren japanischen Ministers anerkennen möchten, so glauben wir, daß seine Ausführungen nicht durchweg für die Unmöglichkeit des Krieges sprechen. Im Gegenteil, die Konkurrenz, das Begegnen in Asien und im Stillen Ozean kann leicht zu einer Quelle des Wettkampfes oder des Wettbewerbes werden. Wir entsinnen uns in dieser Hinsicht namentlich der Klage über das Eindringen der japanischen Waren in Gegenden Chinas, die bisher nur dem amerikanischen oder europäischen Handel zugänglich waren, über die Verdrängung europäischer und amerikanischer Lehrer und Angestellter aus ihren Stellungen in China durch Japaner.

Digitized by Google

Nun kommt aber noch ein Umstand hinzu. Die Bevölkerung Japans ist seit der Restauration des Jahres 1868 um mehr als 10 Millionen gestiegen. Hierdurch wird das in großen Teilen gebirgige Land, in dem schon früher jede irgendwie freie Fläche angebaut wurde, in gewissem Sinne übervölkert. Korea und das russische Küstengebiet wurde bereits von Japanern überschwemmt, jedenfalls wächst die Auswanderung dorthin stetig. Neuerdings wendet sich diese Auswanderung nach den Vereinigten Staaten und Australien, sowie nach den Ländern der polynesischen Inselwelt.

Korea ist heute unbestrittenes Kolonisationsland Japans geworden, die Verträge mit Rußland erleichtern ihm die Wege in dem asiatischen fernen Osten. Erst bei dem Vordringen in die Vereinigten Staaten stieß es auf Widerstand, während es in China bisher ungestört — wenn auch freilich nicht zur Freude der europäischen Handelskreise — seinen Einfluß und seinen Handel vermehrte. Nun wäre es wohl eine Täuschung, anzunehmen, als wenn nur die leidige kalifornische Schulfrage, und die hierdurch gereizte nationale Empfindlichkeit der Japaner die Ursache des jetzigen Konfliktes sei. Wir glauben vielmehr, daß es das Zusammentreffen zweier entgegengesetzter Interessen der beiden Nationen ist, das Reibungen herbeiführen muß, welche, wenn man diese nicht mildern oder auf diplomatischem Wege aus der Welt schaffen kann, leicht zu der „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln", d. h. zum Kriege führen kann.

Revue der Revuen.

Frankreich.

Marokko, der Hardenprozeß und die Zustände innerhalb der französischen Armee, das sind die Fragen, mit denen sich die Zeitschriften hauptsächlich beschäftigen. Es ist merkwürdig, daß die französisch denkenden Literaten, die nur in einer gallischen Enklave leben, am schärfsten ihre Geisteseigenheit betonen wollen. So kommt es, daß die französisch-schweizerische „Bibliothèque universelle" wegen der Skandale des Moltke-Hardenprozesses, die sie nur nach den unvollendeten Verhandlungen zu kennen vermochte, tüchtig auf Deutschland hechelt. Dem diplomatischen Beobachter dieser Revue erscheint unser Vaterland überhaupt in trübem Lichte. Er spricht in den Heften des Oktober und November über den Lauf der Welt, und er glaubt, mit einigem Grauen feststellen zu müssen, daß der deutsche Kaiser sich zu eifrig an allen Welthändeln beteilige, daß er mit seiner moralischen Unterstützung der russischen Reaktion den Fortschritt des Zarenreiches indirekt behindere. In der „Revue des deux mondes" hatte der sonst in Tageszeitungen auch viel gehörte General Langlaise die französische Armee gegen ihre Angreifer in Schutz genommen. Er hatte sich insbesondere heftig gegen den ehemaligen Kapitän Humbert gewandt, der in seinem Buche „Sommes nous défendus?" die vollständige Wehrlosigkeit Frankreichs laut ausgeschrien hatte. Die französische Armee ist moralisch zerrüttet, das Menschenmaterial ist ganz unbrauchbar, die Festungen sind aus „Pappe". Als Humbert im Parlament, ohne großen Eindruck zu machen, seine Anklagen erneute, da zieh ihn Langlaise der wildesten Übertreibung, indem er an anderer Stelle ebenfalls die Schwarzseherei zurückwies, die das Urteil unseres militärischen Mitarbeiters, des Generals v. Pélet-Narbonne, über die Dekadenz der französischen Wehrmacht bestimmt hätte. Auch die von dem hochgelehrten Eugène Fournière geleitete Revue Socialiste beschäftigt sich mit militärischen Fragen. Seitdem die französischen Sozialisten durch den revolutionären Fieberkopf Hervé in Streitigkeiten geraten sind, suchen die Gemäßigten unter ihnen, die man bei uns Revisionisten tauft, engeren Anschluß an ihre deutschen Gesinnungsfreunde. Sie betonen in der Revue durch Henri Guerant, daß sie, patriotisch bewegt, jederzeit die Verteidigung des Vaterlandes auf sich nehmen würden; und obwohl der Parteiblock aller Sozialisten noch künstlich zusammengehalten wird, rücken die Prediger der Revue ihren militärfeindlichen Genossen energisch in den Weg. Erwähnenswert werden die Beiträge der Revuen zur Marokkofrage erst nach dem 15. November werden. Denn dann wird die pari-

Digitized by Google

mentarische Aussprache der Kammer über diese Lebensfrage bereits stattgefunden haben. Nach so viel politischer Strenge stimmt ein milder Artikel den Eingeweihten zu ironischer Fröhlichkeit, den Henri Chervet in der „Nouvelle Revue" über den letzten Pariser Herbstsalon geschrieben hat. Da dieser Salon gar nichts bot, der Verfasser der Rundschau aber alles lobt, so ist man erstaunt über so viel absichtliche oder unfreiwillige Blindheit.

England.

Im Vordergrunde des englischen Interesses stehen noch immer Deutschlands Politik und die deutschen Flottenpläne. Doch ist die kriegerische Stimmung der letzten Zeit einer ruhigeren Auffassung der Verhältnisse gewichen, und in den Oktobernummern der Revuen bemüht man sich, den Nachbar gerechter zu beurteilen. Die „Edinburgh Review" bespricht eine Reihe von Büchern und Aufsätzen, die in der letzten Zeit über die Bagdad-Eisenbahn erschienen sind. Sie findet das Mißtrauen, mit dem man von französischer und englischer Seite Deutschlands Pläne im Orient verfolgt hat, unberechtigt. England arbeitet am Nil, Frankreich in der Sahara. Deutschland hat am Tigris vielleicht die schwierigste Aufgabe, und man darf nicht vergessen, daß es dort nicht nur deutsche, sondern vor allem europäische Interessen verficht. Ein Aufsatz von Calchas in der „Fortnightly Review" beschäftigt sich mit dem anglo-russischen Abkommen. Deutschland hat einen falschen Start in der Konstruktion seiner Schiffe gemacht und beginnt jetzt Dreadnoughts zu bauen. Es besitzt 50 000 ausgebildete Seesoldaten und wird in der nächsten Dekade die zweitstärkste Seemacht werden. Das Abkommen mit Rußland stellt nur das diplomatische Gleichgewicht wieder her, auf eine Isolierung Deutschlands sei es durchaus nicht abgesehen. Rußland und England brauchen sich vor allen Dingen in Asien. Rußland kann nie in Indien regieren, es kann dort nur ein Chaos anrichten. Ist aber erst England aus Asien herausgeworfen, dann werden auch die Japaner und Chinesen Sibirien überfluten. Auch der Aufsatz von Dr. E. J. Dillon in der „Contomporary Review" über auswärtige Angelegenheiten beschäftigt sich in der Hauptsache nur mit deutscher Politik und mit der Person des deutschen Kaisers, den er im Mittelpunkt aller Ereignisse der letzten Jahre sieht. In derselben Zeitschrift untersucht der russische Professor Paul Milyucow den Fall der zweiten Duma. Er sagt, daß Rußland im Augenblick nur von einer kleinen Schar großer Landeigentümer regiert wird, die jede wirkliche parlamentarische Arbeit verhindern. In „Nineteenth Century" bespricht das Parlamentsmitglied Harold Cox die Schweizer Milizverhältnisse, die eine englische Kommission kürzlich studiert hat. Er kommt zu dem Resultat, daß England ein Volksheer nicht gebrauchen kann. Es braucht eine immer stärkere Flotte und schlagfertige Berufssoldaten zum Schutz wichtiger Küstenpunkte. In der „Westminster Review" sind zwei Aufsätze über Frauen- und Eheprobleme, die ja jetzt die öffentliche Meinung in England stark erregen. E. C. Wolstenholme Elmy spricht über „die Frauen und das Recht", H. Mc Ilquham über „Einige notwendige Ehereformen."

Amerika.

Die europäische Literatur über Amerika schwillt immer mehr an. In „Atlantic Monthly" vom Oktober bespricht James F. Muirhead einige neuere Bücher von europäischen Besuchern. Er zählt 280 solcher Bände, die seit 1880 erschienen sind, und findet, daß die Franzosen die naivsten Beobachter sind, denen die gröbsten Irrtümer unterlaufen. Die Deutschen und die Engländer haben immer die Verhältnisse schon vorher gründlich studiert. Muirhead wünscht, es möchte einmal ein Humorist vom Schlage eines Shaw einen satirischen Angriff auf amerikanische Sitten und Gewohnheiten unternehmen. Für das beste neue Buch über Amerika hält er „The Future in America" von H. G. Wells. In derselben Zeitschrift beschäftigt sich Eduard Alsworth Roß mit der Syndikatsfrage. Man darf einer Gesellschaft keinen Vorwurf daraus machen, daß sie unmoralisch, gefühllos ist, daß sie die Gesetze übertritt. Die Gesellschaften, die Trusts sind ganz unpersönlich geworden, sie haben darum auch keine menschlichen, sozialen Gefühle, sie wollen nur Geld verdienen.

Digitized by Google

Das einzige Mittel dagegen ist, die Direktoren persönlich verantwortlich zu machen für jede Gesetzesübertretung, die die Trusts begehen. Die „North American Review" bringt einen Aufsatz von J. L. Bashford „Ist Deutschlands Flotte eine Gefahr?" Bashford nennt es einen Nonsens, wenn man im Ernst glaubt, Deutschland wolle eine so große Flotte bauen, daß sie von keiner anderen geschlagen werden könne. Es sei auch nicht der Kaiser, der das Volk in Flottenabenteuer hineintreibe. Heute baue jede Nation Dreadnoughts, das liege eben in der Zeit. Wie die Verhältnisse heute sind, bedroht selbst eine viel stärkere deutsche Flotte weder den englischen noch den Weltfrieden.

Italien.

„La Rassegna Nazionale" druckt einen auf dem umbrischen Kongreß für Kirchenmusik gehaltenen Vortrag A. Ghignonis über das kirchliche Volkslied ab. Italien besitzt keine außergottesdienstlichen, volkstümlichen Weisen mehr, die letzten Reste seines Volksgesanges, auch des weltlichen, lassen im Gegensatze zu dem deutschen Lied jede musikalische Charakteristik vermissen. In derselben Zeitschrift behandelt Silvio Gori die für den deutschen Durchzugsverkehr wichtige Frage eines Splügen-Durchstiches. Der Gedanke dieser Verbindung zwischen West- und Ostalpen reicht bereits Jahrzehnte zurück. Durch die Gotthardbahn und den nun fast vollendeten Ausbau der Simplonstrecke ist die Achse des lombardischen Handelsverkehrs für die Lombardei zweimal in ungünstiger Weise verschoben worden. Frankreich sucht Italien für eine Untertunnelung des Mont-Blanc zu gewinnen, die aber mit der Zeit ohnehin kommen muß; im Gegensatz zu der von der Eidgenossenschaft geplanten innerschweizerischen Greina-Verbindung würde die nicht allzu kostspielige Splügenlinie die beiden Entfernungen zwischen Berlin und München und dem lombardischen Handelszentrum um mehr als ein Zehntel (die beiden Entfernungen: zwischen Berlin und Mailand von gegenwärtig 1285 auf 1150 km und zwischen München und Mailand von gegenwärtig 646 auf 554 km) verringern. In der „Rivista di Sociologia" plaudert Raoul de la Grasserie in recht geistvoller Weise über den Formalismus als einen Grundzug in der menschlichen Gesellschaft. Seine Entwicklung ist nach rückwärts von der „freien" Gesellschaft über Staat und Kirche bis zum Gottesdienst der Naturvölker zu verfolgen; sein Ursprung liegt in der Schwierigkeit jeder Begriffsbildung: der einfache Mann ahmt bei der Wiederkehr äußerer oder innerer Ereignisse sich selbst in seinen früheren Gemütsäußerungen oder andere durch gesprochene oder gestikulierte Formeln nach. Dazu kommt der Wille zur Magie, zur Umzauberung, die man so manchen gesellschaftlichen Formeln noch heute anmerken kann.

Spanien.

Der P. Juvencio Hospital macht in „España y America" interessante Mitteilungen über die religiösen — und naturwissenschaftlichen — Vorstellungen der (ostasiatischen) tao-istischen Einsiedlersekten: durch das Anhalten des Atems bei einer, gleichfalls zur Formel erstarrten, ruhigen Körperhaltung suchen sie die Außenwelt der Luft in alle von dem reinigenden Lebensprinzip des Hauches durchströmten Körperteile zu treiben. In España moderna untersucht Angel Guerra in einem lesenswerten Aufsatz die „Ironie des Figaro", das heißt des in Spanien unter diesem Pseudonym sehr angesehenen Satirikers Larra, eines Dichters aus den Tagen Lord Byrons und Mussets.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Oskar Klein-Hattingen: Napoleon der Erste. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt. Erster Band von 1767—1806. Verlag Ferdinand Dümmler, Berlin. Preis geh. M. 12.

Hippolyte Taine: Napoleon. Deutsch von Luise Wolf. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Landsberg. Pan-Verlag, Berlin.

Dr. Erich Leo: Wahlrecht und Berufsstände. Ein Beitrag zur Reform des preußischen Landtagswahlrechts. Verlag Herm. Walther, Berlin 1907. Preis 60 Pf.

K. Galster: Welche Seekriegsrüstung braucht Deutschland? Verlag Boll & Pickardt, Berlin.

Graf E. Reventlow: Gefahr im Verzug! Betrachtungen über die Beschleunigung des Flottenbaus, ihren Nutzen und ihre Möglichkeit. Verlag Karl Curtius, Berlin. Preis geh. 60 Pf.

Rowland Thirlmere: Der Zusammenprall der Weltmächte (The Clash of Empires). Verlag Karl Curtius, Berlin. Preis geh. M. 2,50.

Graf E. Reventlow: Englische Sorgen. Deutsche Gefahr. Betrachtungen zu Rowland Thirlmere's „The Clash of Empires". Verlag Karl Curtius, Berlin. Preis geh. 50 Pf.

Unser letzter Kampf. Das Vermächtnis eines alten Kaiserlichen Soldaten. Verlag C. W. Stern, Wien und Leipzig. Preis geh. M. 2,50.

G. Lenotre: Das Drama von Varennes (Juni 1791). Nach unveröffentlichten Dokumenten und den Berichten von Augenzeugen. Einzig berechtigte Übersetzung von Alfred Baderle. Verlag A. Hartleben, Wien und Leipzig 1908. Preis geh. M. 5, geb. M. 6.

E. Kalowski und Ed. Fuchs: Richard Wagner in der Karikatur. Mit sieben Beilagen und 223 Text-Illustrationen. Verlag B. Behr, Berlin. Preis geh. M. 7, geb. M. 10.

Dr. Richard Oertel: Francisco de Goya. 89. Band der Sammlung der Künstler-Monographien, herausgegeben von H. Knackfuß. Verlag Velhagen & Klasing, Leipzig. Preis M. 4.

Henning Berger: Ysail. Roman. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Gertrud Ingeborg Klett. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Wilhelm Hegeler: Das Ärgernis. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 4, geb. M. 5.

Gabriele Reuter: Der Amerikaner. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 4, geb. M. 5.

Jacob Schaffner: Die Laterne. Novellen. Verlag S. Fischer, Berlin 1907. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Georg Hirschfeld: Der Wirt von Veladuz. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 5, geb. M. 6.

Otto Julius Bierbaum: Prinz Kuckuck. Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings. In einem Zeitroman. Zwei Bände. Verlag Georg Müller, München. Preis geh. M. 10.

Max Brod. Experimente. Vier Geschichten. Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Max Treu: Bis in das Elend. Ein Kampf um das Deutschtum. Verlag J. J. Weber, Leipzig. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Peter Rosegger: Die Abelsberger Chronik. Den Schriften entnommene Sonderausgabe. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Preis M. 3.

Max Geißler: Inseln im Wind. Ein Halligroman. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage von „Jochen Klähn". Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Heinrich Hansjakob: Ausgewählte Erzählungen. 5 Bände. Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart, Preis für jeden Band geh. M. 1,50, geb. M. 2,40. 1. Band: Waldleute, 2. Band: Erzbauern, 3. Band: Der steinerne Mann von Hasle, 4. Band: Meine Madonna, 5. Band: Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin.

Robert Saudek: Dämon Berlin. Roman. Verlag Concordia Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock, Berlin.

Digitized by Google

Otto Grautoff: Exzentrische Liebes- und Künstlergeschichten. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Preis geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Arthur Achleitner: Mein Herz ist im Hochland. Alpenerzählungen. Verlag B. Elischer Nachfolger, Leipzig. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Richard Voss: Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Verlag J. J. Weber, Leipzig. Preis geh. M. 4, geb. M. 5.

R. Francke: Der eiserne Landgraf. Kulturgeschichtlicher Roman aus dem 14. Jahrhundert. Verlag Emil Roth, Gießen. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Ph. Buxbaum: Der Moosbauer. Roman aus dem Odenwälder Volksleben. Verlag Emil Roth, Gießen. Preis geh. M. 2, geb. M. 3.

Ph. Buxbaum: Hauswirken. Bilder aus dem Odenwälder Volksleben. Verlag Emil Roth, Gießen. Preis geh. M. 1,50, geb. M. 2.

Ph. Buxbaum: Von Jägern und Wildschützen. Bilder aus dem Odenwälder Volksleben. Bd. I: Heckenrose, Bd. II: Der Goldvogel. Verlag von Emil Roth, Gießen. Preis für jeden Band geh. M. 1,50, geb. M. 2.

Kurd Laßwitz: Traumkristalle. Neue Märchen. Verlag B. Elischer Nachfolger, Leipzig. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Kurd Laßwitz: Homchen. Ein Tiermärchen aus der oberen Kreide. Verlag B. Elischer Nachfolger, Leipzig. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

August Strindberg: Historische Miniaturen. Verdeutscht von Emil Schering. Zweite Auflage. Verlag Georg Müller, München und Leipzig. Preis geh. M. 4,50.

Wilhelm von Scholz: Hebbels Dramaturgie. Drama und Bühne betreffende Schriften, Aufsätze, Bemerkungen Hebbels gesammelt und ausgewählt. (Erster Band der von Wilhelm v. Scholz herausgegebenen Sammlung „Deutsche Dramaturgie".) Verlag Georg Müller, München und Leipzig. Preis geh. M. 4,50.

Hanns Floerke: Hygia Hybris. Ein Buch des Zorns und der Weltliebe. Verlag Georg Müller, München und Leipzig. Preis geh. M. 5.

Otto Ernst: Vom geruhigen Leben. Humoristische Plaudereien. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1907. Preis brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Worte Tolstois, gesammelt von Edgar Alfred Regener. (Bd. V. der Breviere ausländischer Denker und Dichter, herausgegeben von Carl Hagemann nnd Edgar Alfred Regener.) Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. Westf. Preis geb. M. 2,50.

Worte Carlyles, gesammelt von Georg Jacob Wolf (Bd. VI der Breviere ausländ. Denker und Dichter.) Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. Westf. Preis geb. M. 2,50.

Wenn die Sonne scheint. Ernste Gedanken eines Lebensflüchtlings. Die Entwicklung einer Seele. Verlag Karl Curtius, Berlin. Preis geh. M. 3, geb. M. 4,50.

Johannes Zerr: Der Jenseitslüge Ende! Verlag Hermann Walther, Berlin. Preis M. 1.

Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre, herausgegeb. von R. H. Francé, München. Verlag des Kosmos in Stuttgart. Heft 1—7. Jährlich 12 Hefte à M. 1,20.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Die Noten zu den in No. 1 veröffentlichten Wagnerszenen werden demnächst in der Neuen Revue erscheinen.

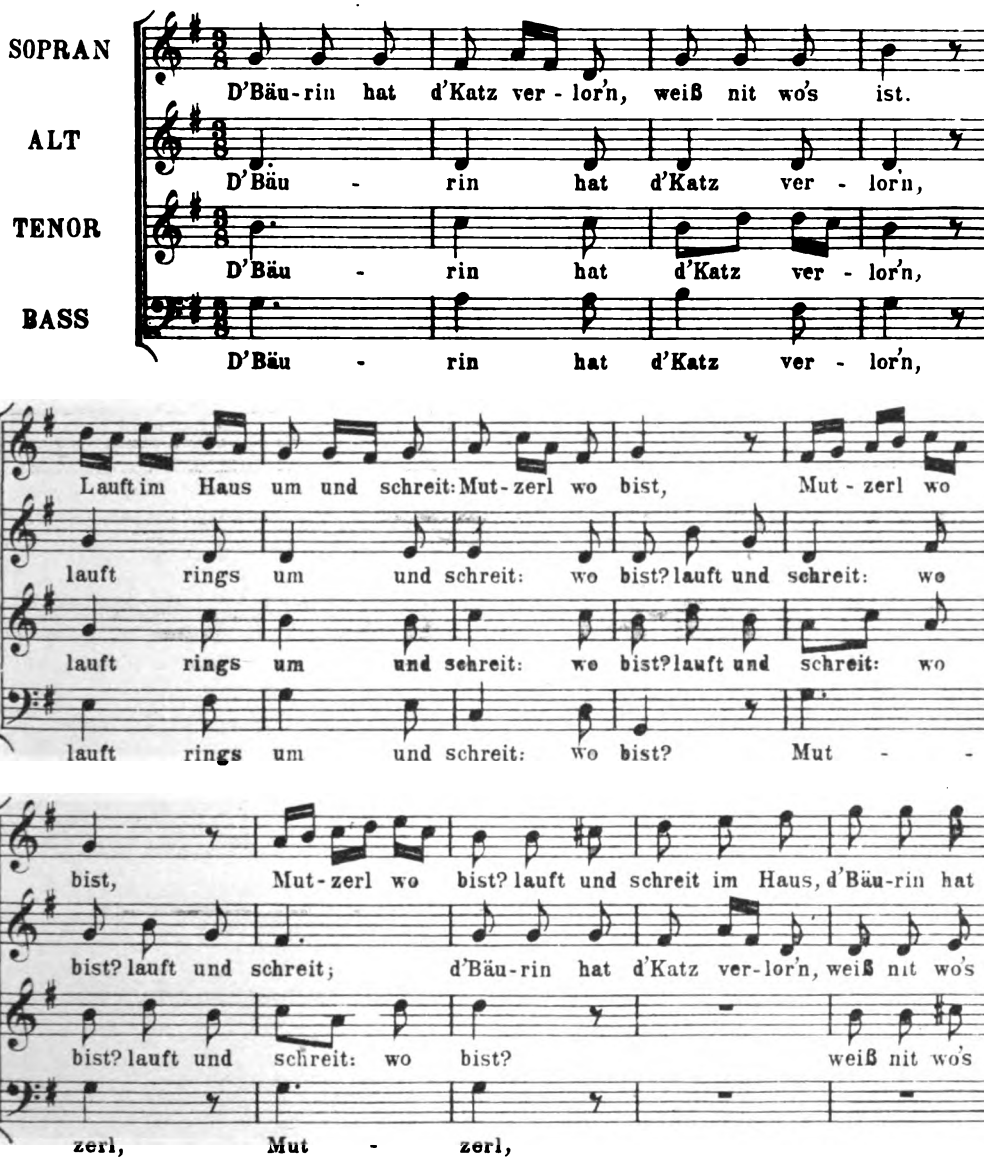
Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 33. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W, Potsdamerstr. 127-128

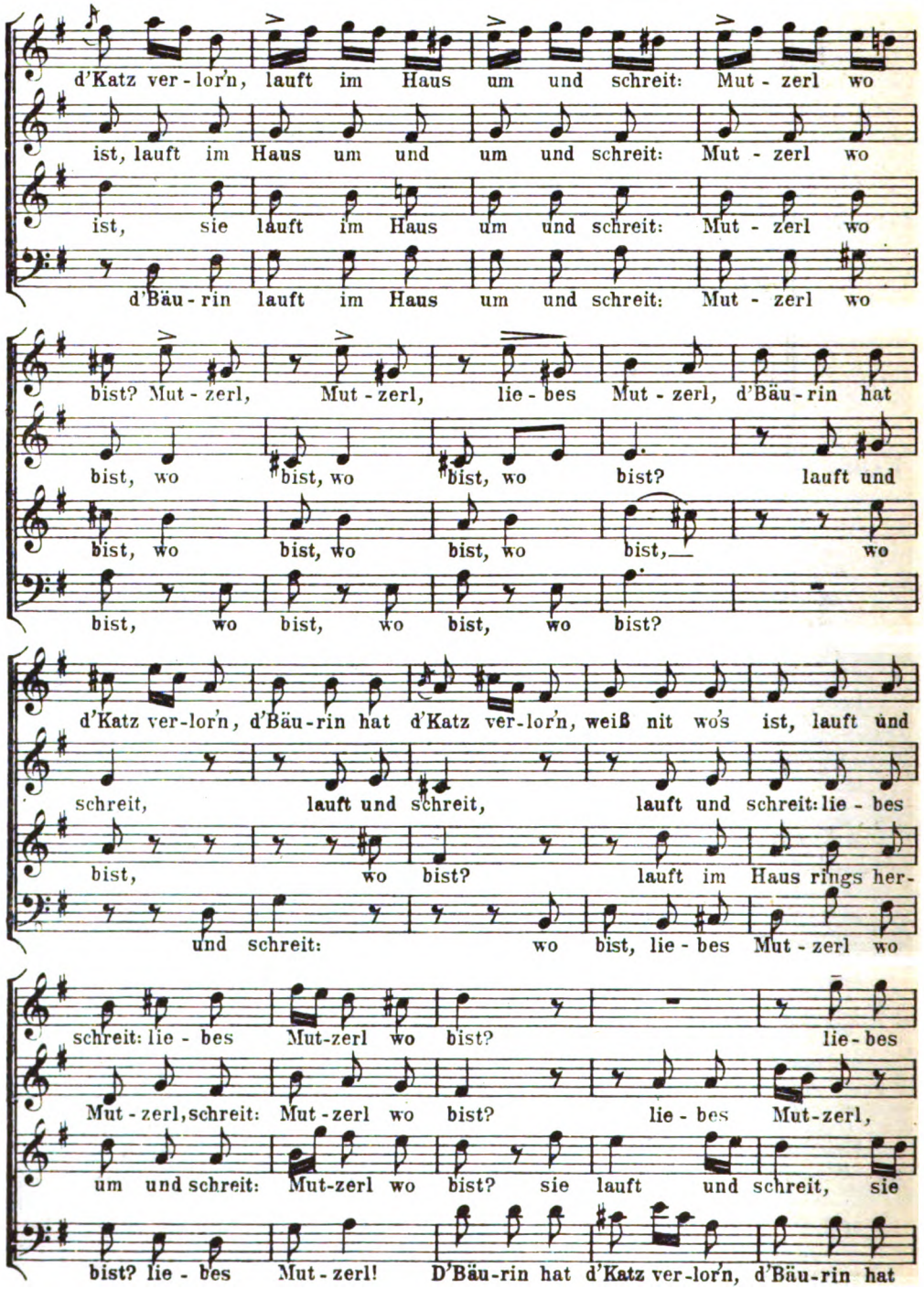
Digitized by Google

Ein unbekanntes Quartett von W. A. Mozart.

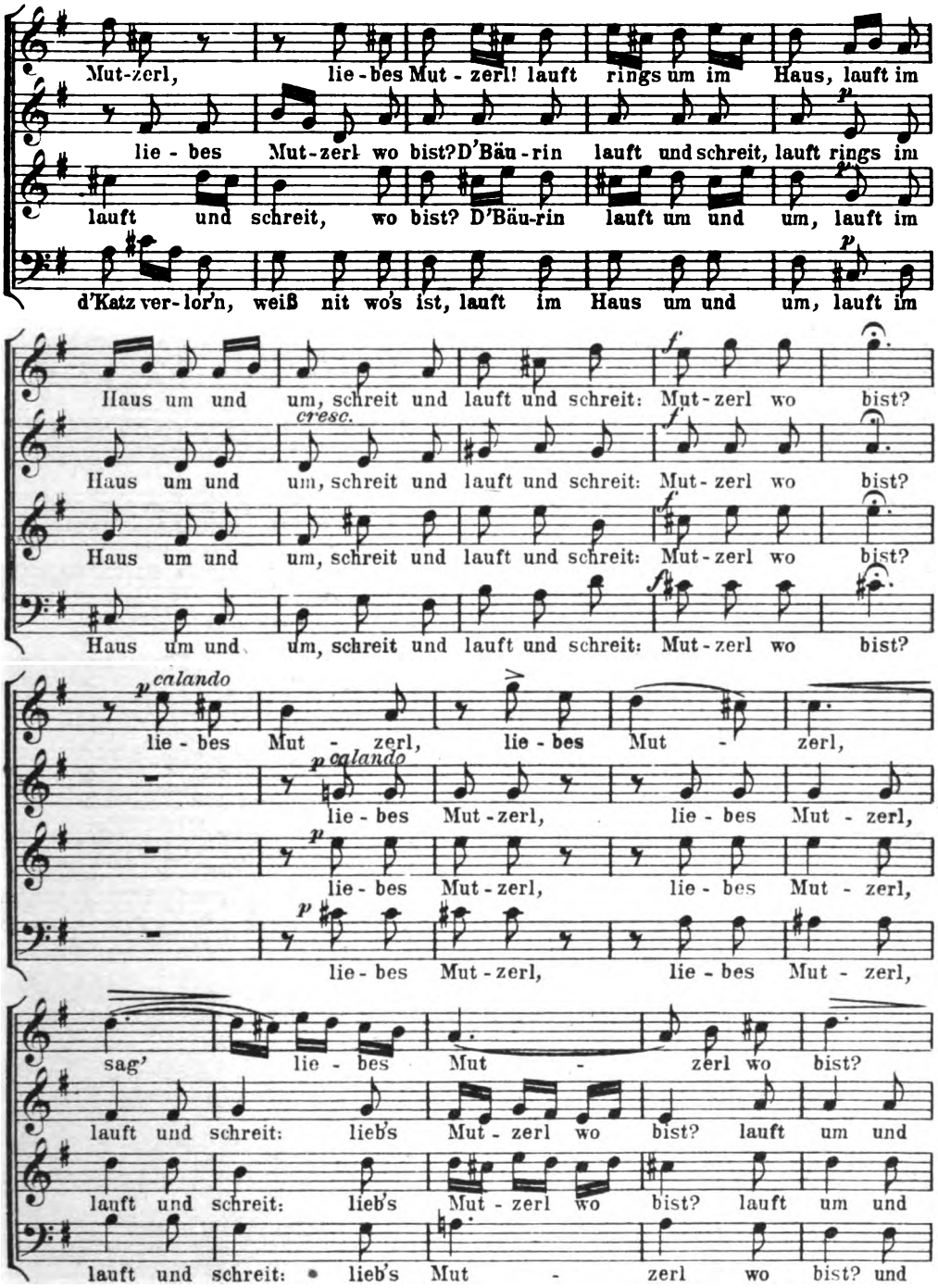
„D'BÄURIN HAT D'KATZ VERLOR'N"
(Gemischtes Quartett)



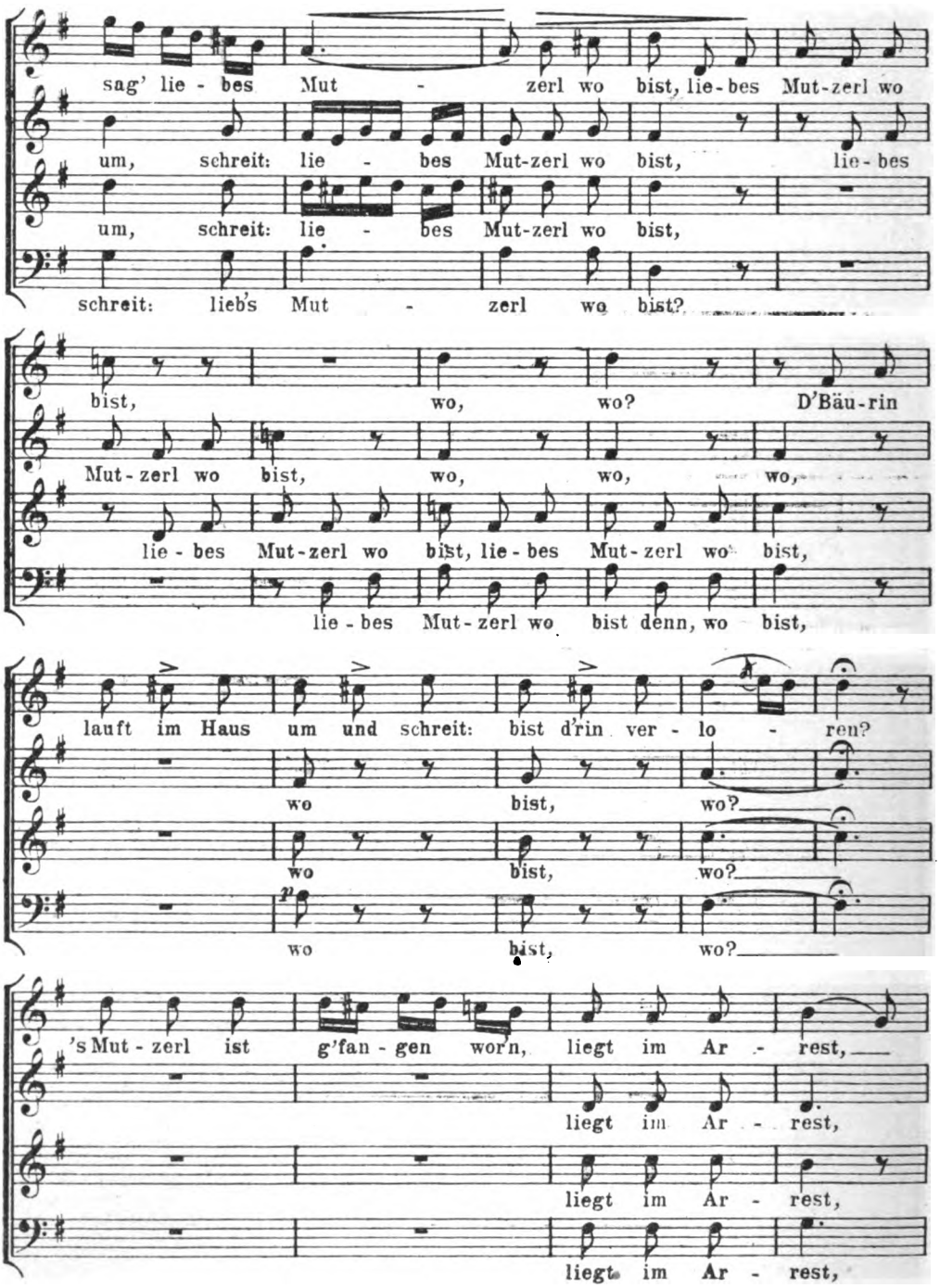
Digitized by Google



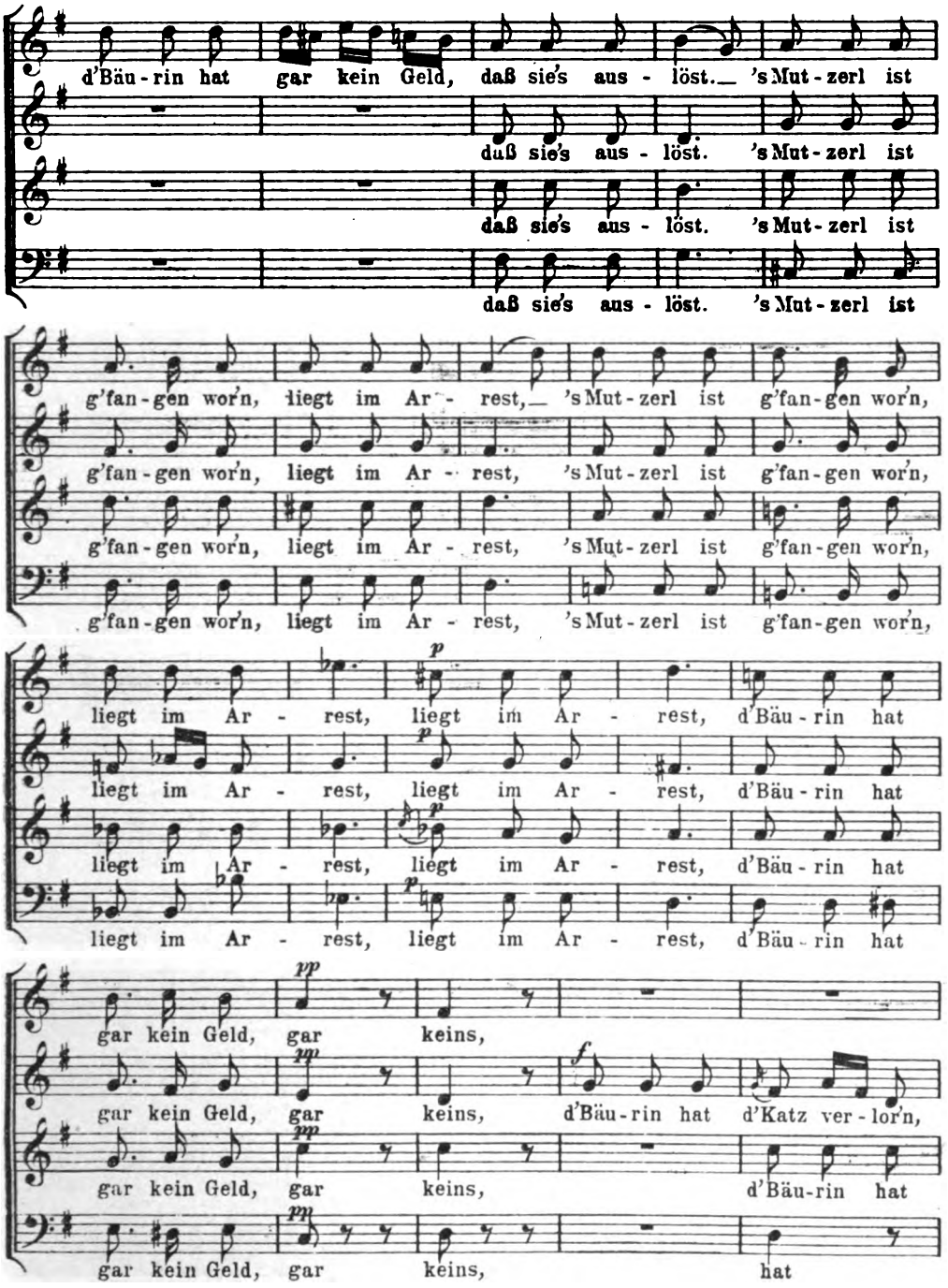
Digitized by Google



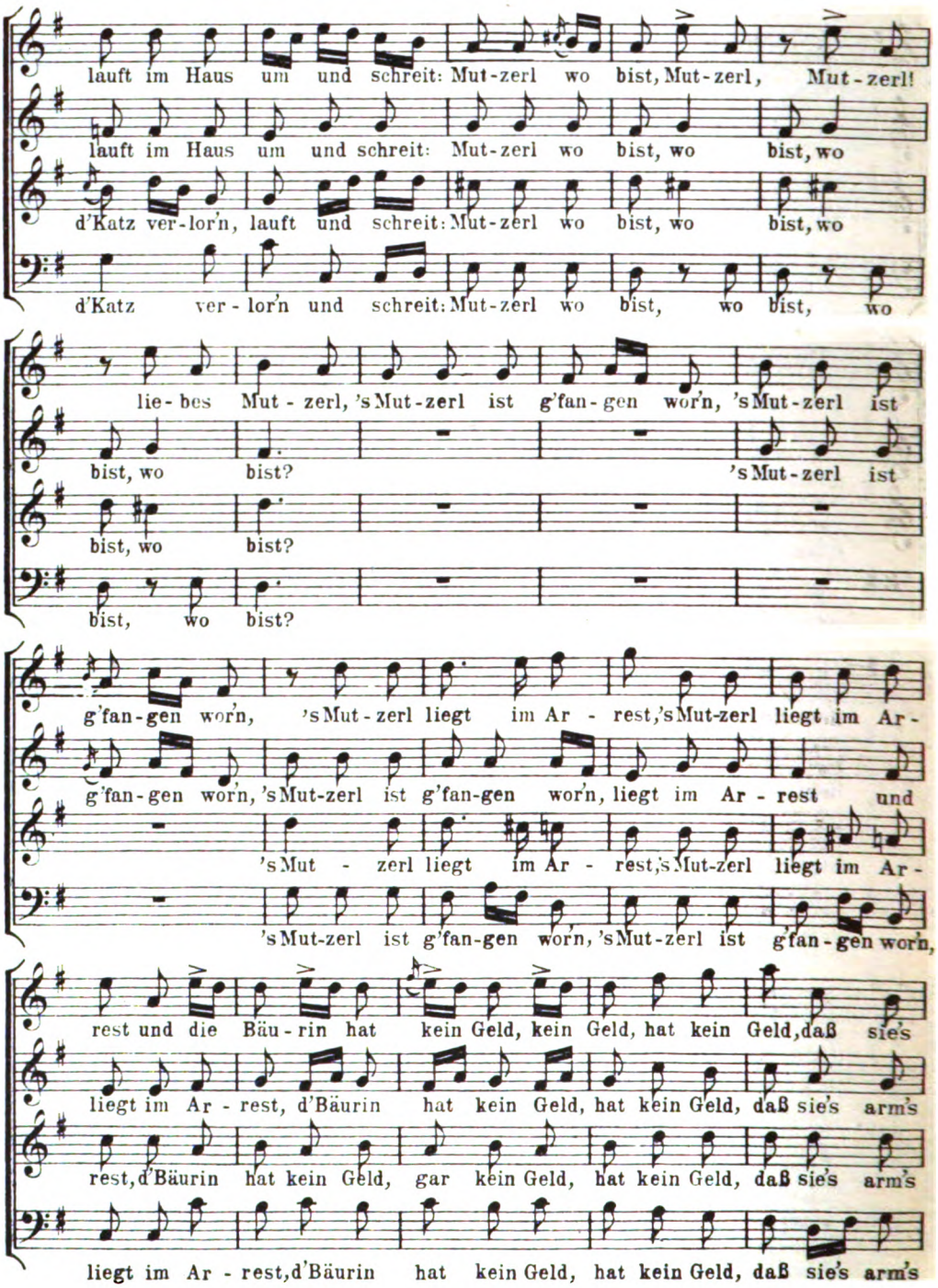
Digitized by Google



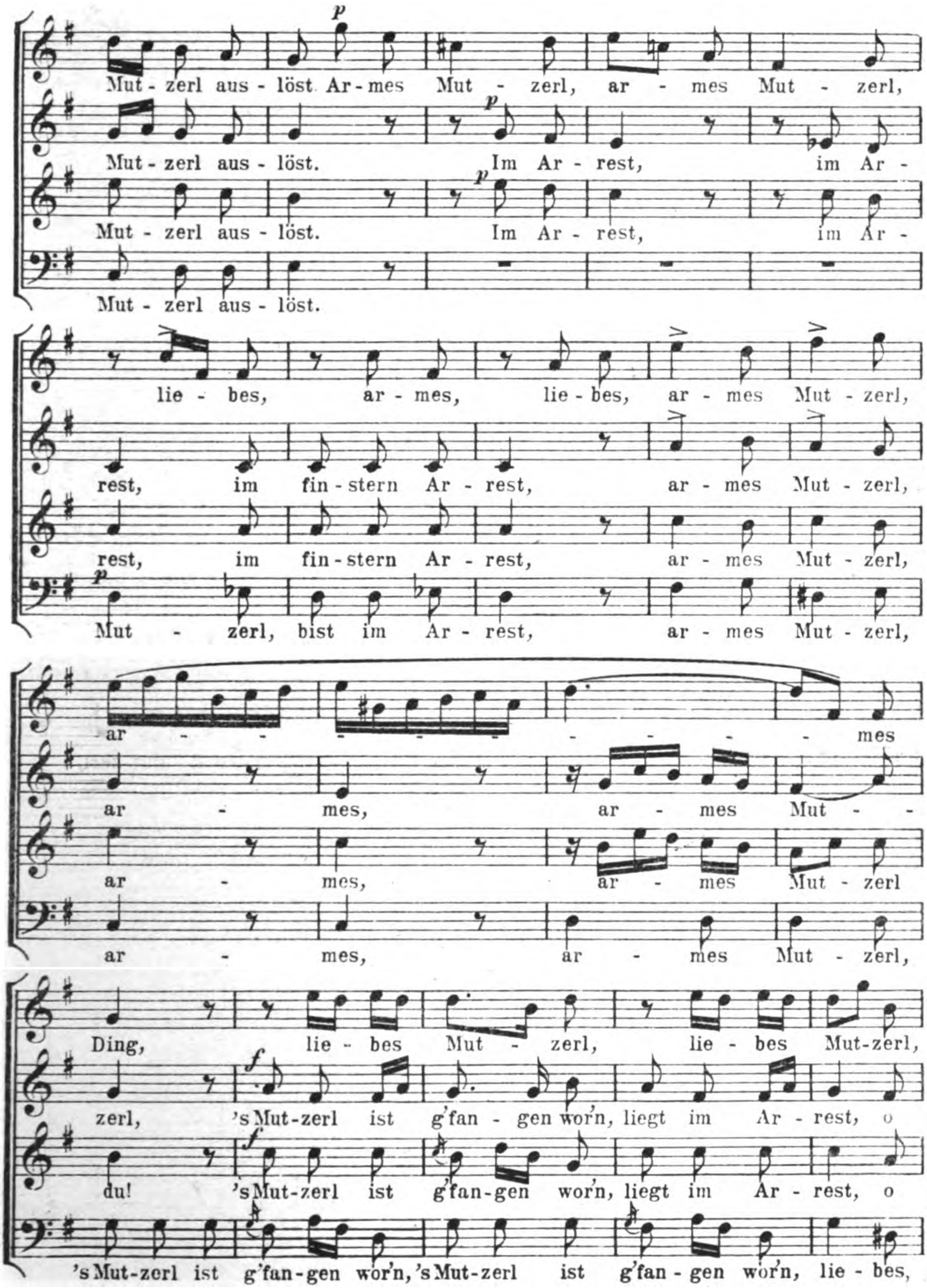
Digitized by Google

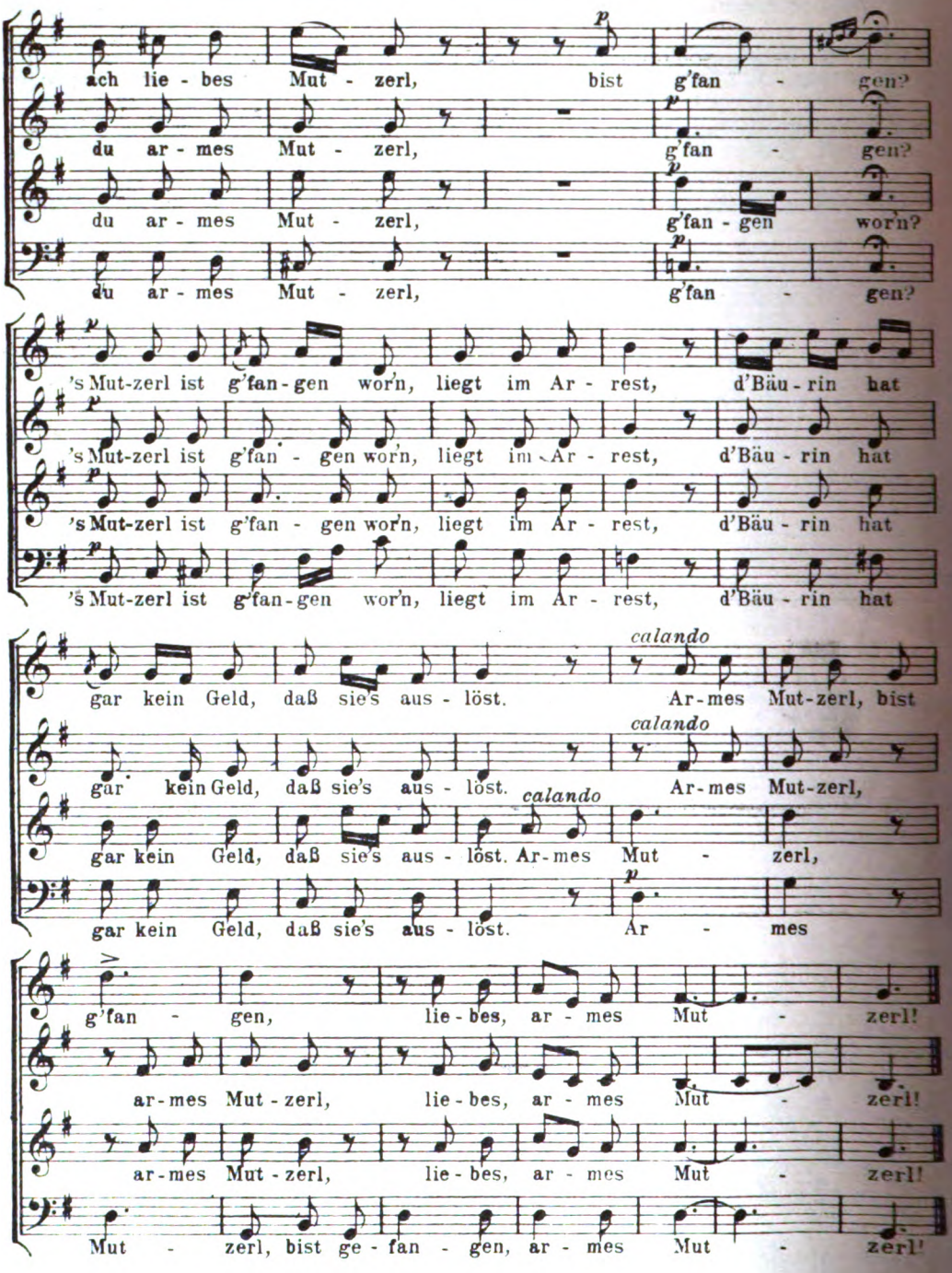


Digitized by Google



Digitized by Google


Mut - zerl aus - löst. Ar - mes Mut - zerl, ar - mes Mut - zerl,
Mut - zerl aus - löst. Im Ar - rest, im Ar -
Mut - zerl aus - löst. Im Ar - rest, im Ar -
Mut - zerl aus - löst.
lie - bes, ar - mes, lie - bes, ar - mes Mut - zerl,
rest, im fin - stern Ar - rest, ar - mes Mut - zerl,
rest, im fin - stern Ar - rest, ar - mes Mut - zerl,
Mut - zerl, bist im Ar - rest, ar - mes Mut - zerl,
ar - - - - - - - mes
ar - mes, ar - mes Mut -
ar - mes, ar - mes Mut - zerl
ar - mes, ar - mes Mut - zerl,
Ding, lie - bes Mut - zerl, lie - bes Mut-zerl,
zerl, 's Mut - zerl ist g'fan - gen worn, liegt im Ar - rest, o
du! 's Mut - zerl ist g'fan - gen worn, liegt im Ar - rest, o
's Mut - zerl ist g'fan - gen worn, 's Mut - zerl ist g'fan - gen worn, lie - bes,



Digitized by Google

NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ERSTES DEZEMBERHEFT

03

1907

Digitized by Google

Ostende * Belgien

Die Königin der Seebäder.

Der schönste Kursaal der Welt. Symphonie-Kapelle ersten Ranges (150 Künstler).

Täglich **zwei Symphoniekonzerte** unter Mitwirkung von Sängerinnen und Sängern der ersten Bühnen Europas.

Orgel-Konzerte. **Soirées dansantes.**

Im Kgl. Theater — großartiger Neubau — gibt eine Truppe ausgewählter Künstler I. Ranges allabendlich Vorstellungen auf dem Gebiete der Oper, Operette, großen Ausstattungsstücke, Lustspiele etc.

Jeder Sport hat in Ostende seine Heimstätte:

Pferde-Rennen (300000 Frcs. an Preisen), Taubenschießen, Polo, Golf, Lawn-Tennis, Segel-, Ruder- und Motorbootregatten, Automobil-Rennen etc. etc.

Jährlich eine Million Besucher. Vom 1. Oktober ab Wintersaison.

Klubsessel

Leder-Stühle

Leder-Fauteuils

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H.
Berlin C. Dircksenstr. 47.
(Bahnhof Börse)

Simplicissimus-Ausstellung

110 ORIGINALE
von REZNICEK, HEILEMANN, THÖNY
EINTRITT 50 PFENNIG.
bei Einkauf volle Rückvergütigung
Wochentags 10—9 Uhr. Sonntag 11—1

Verkauf der Sonderdrucke
HEYSER & RUDOLFF, Kunsthandlung
Potsdamerstr. 20 (vis-à-vis Café Roland)

Digitized by Google

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES DEZEMBERHEFT. 1907.

INHALT:

	Seite
Generalmajor a. D. C. von Zepelin, Aus dem Leben des Grafen Ferdinand von Zeppelin	178
General Bonnal-Paris, Die deutsche Armee	186
Georg Göhler, Richard Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller	193
Vizeadmiral z. D. v. Valois, Das Erstarken Japans und die Stellung Deutschlands im fernen Osten	201
Victor Fuchs, Kolonialpolitik	211
Friedrich Kayßler, Notizen eines Schauspielers	214
Fritz Wolff, Akademie	217
Christian Morgenstern, Monte Testaccio	220
Josef Adolf Bondy, Drei Theaterabende	221
Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)	225
Rundschau:	
Pluto, Finanzpolitische Rundschau	242
Nemo, Blockpolitik in Österreich	246
Ignotus, Langsam-Schnellzüge in Österreich	248
„Man kapituliert." Ein gesuchtes Mißverständnis	251
Revue der Revuen	252

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16 John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

Digitized by Google

Aus dem Leben des Grafen Ferdinand von Zeppelin.

Von

Generalmajor a. D. C. von Zepelin.

Sie haben mir den Wunsch ausgesprochen, Ihnen aus meiner persönlichen Erinnerung über den Grafen Ferdinand von Zeppelin zu berichten. Da ich die selbstlose, allem Heraustreten mit seiner Person abgeneigte Natur des von mir so hoch verehrten Grafen kenne, würde ich bei den nahen Beziehungen, in denen ich zu ihm stehe, hierauf verzichtet haben, wenn nicht die Öffentlichkeit sich schon so lange und so allgemein mit ihm beschäftigt hätte und wenn nicht zuweilen über ihn und seine Verhältnisse, vielleicht in bester Absicht und gutem Glauben, manches nicht Zutreffende geschrieben und gesprochen worden wäre. Habe ich die Stimmen, welche sich in der deutschen Presse aller Parteirichtungen und Lebensanschauungen hören ließen, als im September der Draht in alle Teile unseres Vaterlandes die Kunde trug, daß der Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes über alles Erwarten glänzend gelungen war, richtig verstanden, so war es nicht nur der Stolz und die Freude über den Erfolg deutschen Erfindungsgeistes, die aus ihnen sprachen, sondern auch eine lebhafte Sympathie mit dem Menschen, nicht nur mit dem Erfinder. Woher diese Erscheinung? Persönlich kannten doch wohl nur wenige, die so schrieben, den Grafen. Aber die Kunde seines schweren Ringens, seiner wahrhaft vornehmen Bescheidenheit, seiner ruhigen Haltung denen gegenüber, die in Verkennung seiner Leistungen ihn einen uferlosen Schwärmer nannten, seiner Opferwilligkeit, die nie an sich, nur an die große Sache dachte, der willigen Anerkennung jedes fremden Verdienstes — sie war wohl im Laufe der Jahre in weite Kreise unseres Volkes gedrungen. Und hierzu kam der unerschütterliche Mut, auch in Lagen, da alles verloren schien, ein Mut fast noch höher, als der, welchen der Graf vor dem Feinde bewiesen, und der ihn schon lange, ehe er an sein großes Werk ging, zu einem der volkstümlichsten Soldaten des großen Krieges für Deutschlands Einheit gemacht hatte. Wie der wahre Wert des Mannes sich erst im Unglücke zeigt, so auch der des Feldherrn, des Soldaten auf schier verzweifeltem Posten. Und wie ein solcher Feldherr steht mir der Graf vor Augen in der Schilderung eines Augenzeugen in der „Frankfurter Zeitung", der dem unglücklichen Ausgang der Fahrt vom Januar 1906 beigewohnt hatte und keineswegs für die Zukunft seines Erfolges eintrat. Es hieß da u. a.: „Die Landung war, wenn auch schwierig, so doch ganz glücklich gewesen. Nur das Hinterteil war in einem Baume hängen geblieben und stärker beschädigt worden. Aber am Abend hatte sich ein Wind erhoben und das Luftschiff ein paarmal heftig auf den Boden gestoßen. Da waren die Rippen gebrochen, und es war jetzt unmöglich, das etwa 9000 kg wiegende Schiff vom Flecke zu bringen. So beschloß man, es auseinanderzuschlagen. Es ging schnell: Ge-

Digitized by Google

nau vierundzwanzig Stunden, nachdem das Luftschiff sich stolz und prächtig über den See erhoben hatte, fiel das letzte Rippenpaar unter Hammerschlägen in sich zusammen, und nur Ballen von zerfetztem Ballontuch und Haufen von Aluminium lagen umher auf dem Felde, ein wehmütiger Anblick für jeden, der jahrelang fleißige, hoffnungsvolle Menschen an dem Baue hatte arbeiten sehen. Und inmitten des Werkes der Zerstörung stand der alte Graf Zeppelin selber, aufrecht und ruhig, und erteilte hin und wieder Anordnungen. Wer kann nachfühlen, was dem Erfinder in einer schlaflosen Nacht der Entschluß gekostet haben mag, den Befehl zum Zertrümmern des Werkes zu geben, über das er ein Menschenalter nachgegrübelt, an dem er volle sieben Jahre gebaut hat! Wer ahnt, was jetzt in ihm vorgeht, wo er es rings um sich in Trümmer sinken sieht! Aber, obgleich jeder Axtschlag ihn ins innerste Mark treffen, jedes Knirschen der Sägen ihm das Herz zerreißen muß, steht er in vollkommener Beherrschung gelassen und tapfer da unter den Augen der fremden Menge. Wie groß und stark ist doch das menschliche Herz, das allen Mächten auf Erden Trotz bietet, und wie schwach ist daneben das Menschenwerk, das ein Windhauch vernichten konnte!"

Nicht lange Zeit nach diesem, die Hoffnung für den glücklichen Ausgang seines Werkes in dem großen Publikum auf den Gefriergrad herabdrückenden Ereignis saß ich mit dem Grafen in seinem gewöhnlichen Absteigequartier, dem Palasthotel in Berlin, im Kreise naher Bekannter zusammen. Es war mir schmerzlich, zuerst das Gespräch auf jenen Unglückstag zu bringen. Da ergriff der Graf mit der heitersten Miene von der Welt selbst das Wort und sagte etwa Folgendes: „Es ist mir lieb, daß man so absprechend über meinen Versuch urteilt. Das Ausland wird nun sicher nicht auf den Gedanken kommen, mein Prinzip für das richtige zu halten und es durchzuführen, wenn mir die Mittel fehlen sollten. Und für das Vaterland möchte ich es doch wahren!"

Die Mittel aber, die notwendig, waren sehr bedeutend. Lange bestritt sie der Graf allein. Aber auf die Dauer war dies für ihn nicht möglich, namentlich da der herrliche Besitz seiner Gattin*) in Livland unter den Verwüstungen der lettischen Mordbrenner litt, die auch das schöne väterliche Schloß der Barone Wolff in Alt-Schwaneburg durch Feuer vernichteten. Er wandte sich damals, irre ich nicht, mit einer Lotterie an das deutsche Volk, so schwer ihm dieser Schritt auch werden mochte.

Das Kriegsministerium in Berlin, das heute in so weitsehender Weise sich der Unterstützung der Erfindung annimmt, zeigte sich unter dem Vorgänger des Herrn von Einem sehr skeptisch. Seine Majestät der Kaiser aber hatte persönlich dem Grafen schon früher sein Interesse dadurch bezeugt, daß er ihm nach einem Vortrage in der Philharmonie in Berlin durch den General von Hahnke mit einer äußerst anerkennenden Kabinettsorder den Roten Adlerorden 1. Klasse überreichen ließ. Unwillkürlich sagte Schreiber dieser

*) Freiin Isabella von Wolff aus dem Hause Alt-Schwaneburg, seit 1869 seine Gattin, stand und steht ihm ebenso treu zur Seite wie seine einzige Tochter Hella, meine liebe Pathe.

Digitized by Google

Zeilen bei dieser Gelegenheit dem General: „Ach, wäre nur mit dem Orden eine Anweisung auf einige Hunderttausend Mark verbunden gewesen!“ Doch über die verfügte ja nur der Staat, und dieser konnte kaum auf ihre Bewilligung rechnen, ehe man im Volke nicht zur Erfindung Vertrauen gewonnen hatte.

Doch, ich breche hier ab, Sie wollen ja persönliche Erinnerungen hören, über das wissenschaftliche Prinzip ist ja so viel geschrieben worden. Man hat sich in liebenswürdiger Weise mit der Herkunft und dem Namen des Grafen beschäftigt, ja sogar mit der Aussprache des Namens. In einem sehr launigen Artikel der „Täglichen Rundschau“: „Zéppelin oder Zeppelin?“ war der Streit zwischen den „Breisgauern“ und den „Vorder- und Hinterspreewäldlern“ um die schwäbische oder nicht schwäbische Betonung der Silben des Namens geschildert. Es mußte sogar der Schatten des ‚Meisters‘ Böcklin aus seiner Gruft als Zeuge heraufsteigen, bis endlich jemand auf den allein richtigen Gedanken kam, im „Taschenbuch des deutschen Uradels“ beim sicher zuverlässigen Perthes einzusehen und dort zu finden, daß die Zeppeline gar keine Schwaben sind und im alten Stammlande sich stets Zepelin genannt haben, seitdem sie im dreizehnten Jahrhundert mit andern niedersächsischen Edlen in das damals wendische Mecklenburg einwanderten, um dort vom Orte Zepelin nahe bei Bützow, mit welchem Geschlechte sie eines Wappens*) und Stammes waren, ihren Namen anzunehmen. Wenn aber eine Zuschrift in der „Täglichen Rundschau“, die sich sonst sehr richtig über Aussprache der vielen auf „in“ endenden Namen slavischen Ursprungs in Mecklenburg ausspricht, u. a. sagt: „Die noch in Mecklenburg lebenden Mitglieder der Familie, ebenso wie die der mehrfach vorkommende Ortsname „Zeppelin“ werden in Mecklenburg etwa wie „Zepplihn“ ausgesprochen. Die slavische Endung —in ist immer lang, und trägt den Ton, wie in den Ortsnamen Malchin, Tessin, Fehrbellin, Kröpelin usw.,“ so ist hierzu vor allem zu bemerken, daß der Name „Zeppelin“ in Mecklenburg überhaupt nicht vorkommt, sondern daß es nur einen Ort „Zepelin“ unweit Bützow gibt und daß sich auch keiner der in Mecklenburg lebenden Mitglieder der Familie „Zeppelin“ schreibt, sondern „Zepelin“. Ich würde nicht so ausführlich auf diese Frage eingehen, wenn diese nicht in der Presse mit einer so anerkennenswerten Gründlichkeit behandelt wäre, und es infolgedessen vielleicht erwünscht ist, sie zum richtigen Abschluß zu bringen. Die Verschiedenheit der Schreibweise des Namens seitens der drei Brüder meines Großvaters, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts nach Württemberg kamen, von der der andern im Stammlande gebliebenen oder in dänische und preußische Kriegsdienste getretenen erklärt sich wohl einzig und allein aus dem geringen Werte, den man zu jener Zeit auf die Schreibweise der Namen legte. Unsere Zeit behandelt — nicht immer zum Segen — den Menschen so statistisch und bureaukratisch, daß eine falsche Schreibweise des Namens einem die „größten polizeilichen Unannehmlichkeiten“, wenn nicht gar eine Klage wegen Urkundenfälschung zuziehen kann. In der preußischen

*) Der in der Heraldik seltene „Eselskopf“ im blauen Felde.

Digitized by Google

Rangliste des Jahres 1806 finde ich aber, daß mein Großvater wie seine beiden Brüder sich — ein jeder mit anderer Orthographie schrieben und erst später zur „richtigen" zurückkehrten. Alle drei haben ihr Blut als gute Mecklenburgische Junker für ihr neues Vaterland in den Kriegen vergossen, ohne daß sie sich um die „p" und „e" kümmerten. Und so ist es wohl auch dem Großvater des Grafen Ferdinand ergangen, der in Kaiserlichen Diensten als Rittmeister des Regiments Württemberg-Dragoner bei Marengo schwer verwundet wurde, ehe ihn der spätere König Friedrich von Württemberg als Kommandeur seiner Gardes du Corps in seine Dienste zog, nachdem der ältere Bruder, sein hochbedeutender Minister, gestorben war. Es würde zu weit führen, hier näher auf die Geschichte unserer Vorfahren einzugehen, so interessant sie auch ist. Nur soviel sei gesagt, daß, seitdem unser Ältervater Melchior Dietrich 1704 als dänischer Oberstleutnant von der Kavallerie in der Schlacht bei Höchstädt gefallen, seine Nachkommen, auch wenn sie später andere Laufbahnen einschlugen, fast alle Soldaten gewesen sind, daß aber das im Kampfe erprobte Blut der Mecklenburger Junker sie nicht hinderte, sich auch auf anderen Gebieten zu bewähren, wie auch Graf Ferdinand als Diplomat und als „Doktor-Ingenieur", sein Großvater aber als Minister und späterer Gesandter in Wien.

So gehört Graf Ferdinand seinem Geschlechte nach dem Norden, seiner Geburt nach dem Süden unseres deutschen Vaterlandes an. Seitdem er sich aber aus dem Kriegsdienste zurückzog, verlebte er einen großen Teil des Jahres am Bodensee im Kanton Thurgau auf seinem idyllischen Schlößchen Giersberg, das ihm nach dem Tode seines würdigen Vaters aus der Erbschaft seiner Mutter, die der französischen Réfugiéfamilie der Macaire d'Hogguer angehörte, zugefallen war. Hierdurch ist der Graf und seine Familie eng mit dem herrlichen See verbunden, dessen Geschichts-Verein vor kurzem mit dem heimgegangenen einzigen Bruder des Grafen, Ehrendoktor der Universität Tübingen und Württembergischen Kammerherrn, seinen langjährigen, hochbegabten Vorsitzenden betrauerte. So wurde der Bodensee mit dem stillen Manzell die Geburtsstätte des lenkbaren Luftschiffes! Aber auch mit den Schweizerbergen ist der Graf vertraut wie selten einer. Sein hohes Alter hat ihm weder die körperliche, noch die seelische Kraft — und diese war bei seinem dornenvollen, aufreibenden Lebenswege am meisten gefährdet —, noch die geistige gebrochen. Ich entsinne mich, daß, als ich vor einigen Jahren in dem traulichen Giersberg weilte, eines Tages Professor Hergesell, der bekannte mit der Erforschung des Luftmeeres beschäftigte Gelehrte, dort eintraf. Wie groß war mein Erstaunen, als der Hausherr ihn aufforderte, am andern Morgen den Säntis zu besteigen, um dort Beobachtungen zu machen, als wenn es sich nur um einen Spaziergang handelte.

Nun noch einige Worte von dem Soldaten Zeppelin! Mit 21 Jahren, im Jahre 1859, war er, in seiner Tüchtigkeit früh erkannt, Oberleutnant im Generalquartiermeisterstab der Württembergischen Armee. Um sich vor dem Feinde zu erproben, wurde er von seinem Könige 1863 zur Teilnahme am Nordamerikanischen Sonderbundskriege beur-

Digitized by Google

laubt. Präsident Lincoln erteilte ihm die Erlaubnis zu freier Bewegung innerhalb der Heere der Vereinigten Staaten, die der Graf in so umfangreicher Weise ausnutzte, daß er beinahe, als er ganz allein einen Angriff gegen Stuarts Reiter in der Flanke begleitete, nur wie durch ein Wunder der todbringenden Kugel oder der Gefangenschaft entging. In jenem Kriege hat der Graf seinen ersten Aufstieg im Fesselballon gemacht und die Anregung empfangen, über dessen Verwendung zu militärischen Zwecken nachzudenken. Im Jahre 1866 Flügeladjutant geworden, hatte er in demselben Jahre Gelegenheit, seine hervorragende kriegerische Tüchtigkeit zu erweisen, als er am Tage des Gefechtes bei Aschaffenburg durch eine schwimmend über den Main gebrachte Meldung die Württembergische Division aus einer schwierigen Lage rettete. Die nun folgenden Friedensjahre brachten ihn in enge Beziehungen zur preußischen Armee, nicht nur durch sein Kommando nach Berlin, sondern auch als Begleiter des damaligen Prinzen Wilhelm, jetzigen regierenden Königs von Württemberg, während dessen Kommandierung nach Potsdam zu den Leibgardehusaren. In dieser Zeit war es, wo wir Vettern im Stabe des Generals v. d. Tann bei den bayerischen Manövern im Lechfeld 1867 zusammentrafen. Ich entsinne mich hierbei noch eines gemeinsamen Rittes vom Manöverfelde, auf dem wir an ein sehr breites, tief sumpfiges Gewässer kamen, das der Graf trotz der Warnung eines auf der Wiese beschäftigten Bauern nicht umritt, sondern zu überspringen suchte. Sein Pferd erreichte nur mit den Vorderfüßen den jenseitigen Rand, sein Reiter wäre unfehlbar unter ihm in den Sumpf gedrückt worden, wenn er sich nicht über den Kopf des Pferdes hinweg auf die andere Seite geworfen hätte, die Zügel mit sich gezogen und an ihm das Pferd so lange gehalten, bis Hilfe kam, es herauszuretten, was wunderbarerweise gelang. Als wenn er nicht eben in höchster Gefahr gewesen, ritt er scherzend weiter.

Sein kühner Ritt im Jahre 1870 als Generalstabsoffizier der Württembergischen Kavalleriebrigade hat ihn ja zu einer der volkstümlichsten Gestalten dieser Zeit gemacht. Mit seltener Verwegenheit war er mit den ihm beigegebenen Offizieren und einigen Ordonnanzen am 24. Juli durch Lauterburg bis nach Wörth weit hinter die französischen Vorposten geritten, sein Pferd war beim Zusammentreffen mit einem französischen, von Lanciers begleiteten Gendarmen verwundet, den er gefangen nahm, während er den Lancier, der sein Pferd verwundete, durch einen Hieb außer Gefecht setzte. Auf dem Lancierpferde setzte er, nachdem er eine Meldung zurückgesandt, mit seinen Begleitern den Ritt fort. Ganz erschöpft, haben sie die Nacht schlaflos im Schonenburger Holz zugebracht. „Die Reiter lagen" — so erzählt der Graf — „dicht zusammengeschart am Boden, ihre gesattelten und aufkandarten Pferde am Zügel haltend. Selten nur unterbrach eine leise Rede die Stille der Sommernacht, so als der Leutnant Winsloe der 3. Badischen Dragoner einem Kameraden sein Herz erschloß und ihm flüsternd die Hoffnungen seines Lebens anvertraute. Wie nahe war er seinem Ziel, aber nicht dem geträumten!" — Am andern Tage wurde er bei dem Überfall auf dem Scheuerlenhofe tödlich verwundet. Am Morgen des 25. Juli machte die starke Hitze und die Ermattung der Pferde dringend ein Tränken

Digitized by Google

und Futtern derselben erforderlich. Da kein Wasser zu entdecken war, entschloß man sich, auf dem abgelegenen Scheuerlenhofe zu tränken. Der Graf hatte berechnet, daß eine größere Reiterabteilung, die von der Anwesenheit der Patrouille auch durch einen reitenden Boten benachrichtigt wurde, nicht vor einer Stunde eintreffen konnte. Gegen die bisher beobachteten kleineren Patrouillen war man aber stark genug, und die Rollen verteilt. Allein das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Franzosen hatten mehrere Eskadrons Chasseurs à cheval nach ihnen ausgesandt, gegen die ein Widerstand nicht möglich war. Was nicht tot oder verwundet war, wurde gefangen. Nur dem Grafen gelang es, zu Fuß zu entkommen, sein Pferd war erschossen, aber er riß einer französischen Bauernfrau ein von ihr gehaltenes Pferd eines Chasseurs aus der Hand, schwang sich in den Sattel und gewann durch eine Hinterpforte das Freie, einen Schwarm Franzosen hinter sich. Zum Glück war das Pferd gut. Dem Grafen, der um das Leben ritt, gelang es, ein kleines Dickicht zu erreichen, an dem soeben ein Zug Chasseurs vorbeisprengte. Schnell erkennend, daß jetzt der letzte Einsatz für sein Entkommen das Preisgeben des Pferdes und der Versuch sein müsse, die Grenze zu Fuß zu gewinnen, band er dieses in dem Dickicht fest, lief tiefer in das Holz und erkletterte dort mit seinen letzten Kräften einen hohen Baum, in dessen Krone er sich verbarg. Bald erschienen auch zwei weitere Chasseurs-Züge, umstellten das Gehölz, durchritten es auch nach allen Richtungen, aber fanden weder ihn noch das sich wunderbarerweise still verhaltende Pferd. Der Graf erzählt, daß er dort oben vor Aufregung und Ermattung mehrfach dem Einschlafen nahe war, er hätte sich dann aber immer an das Astholz geklammert, um nicht herunterzustürzen. So verbrachte er drei lange Stunden, bis alles stille war. Dann stieg er herunter, schlich sich in die Umgebung des Gehölzes, oft kriechend umherspähend, ob er nicht noch auf einen Entkommenen seiner Begleitung träfe. Erst, als nichts zu bemerken war, kehrte er in das Holz zurück, das Pferd zu besteigen, nachdem er vorher von einem alten Bauern, der dort mit zwei mageren Kühen vor einem Wägelchen trockenes Laub sammelte, durch Melken dieser Kühe einen halben Schoppen Milch zur Löschung seines Durstes erhalten hatte. Ohne Karten, auf denen er sich über den Rückweg orientieren konnte — sie waren auf dem Tische im Hofe während des Kampfes liegen geblieben, — ohne Menschen nach dem Wege fragen zu dürfen, mußte er sich durch Waldberge hindurchfinden. Dazu kam, daß in der Nacht ein Wolkenbruch herniederging. Am nächsten Morgen war er gezwungen, da die Steilhänge des Lautertales ihn hierzu nötigten, durch Niedersteinbach und dann auf der von feindlichen Patrouillen beobachteten Straße Weißenburg-Bitsch zu reiten, wobei anscheinend der Umstand, daß er ein Pferd mit französischer Ausrüstung ritt und er sehr zuversichtlich auftrat, die Franzosen täuschte. Endlich, nachmittags 5 Uhr, erreichte er bei Schönau die Grenze und bayerische Vorposten. Der damalige badische Generalstabsoffizier von Friedeburg erzählte dem Schreiber dieser Zeilen später, er habe ihn zu sich auf einen Wagen genommen, der Graf sei aber in seinen Armen so fest eingeschlafen, daß er ihn in stundenlanger Fahrt nicht erweckt hätte.

Digitized by Google

Nach dem Feldzuge durchlief der Graf schnell die Chargen bis zum Kommandeur des Ulanenregiments König Karl. Schon in dieser Zeit beschäftigte ihn der Gedanke der Herstellung eines lenkbaren Luftschiffes. Irre ich mich nicht, betonte er mir gegenüber, als ich ihn im November 1870 in seinem Quartier vor Villiers im Zernierungsgürtel vor Paris aufsuchte, welche Vorzüge Paris durch die stete Verbindung mit der Provinz durch die oft über unsere Köpfe schwebenden Ballons habe, daß aber der volle Nutzen dieser Verbindung erst durch lenkbare Ballons erreicht werden könne, die auch Nachrichten von außen in die belagerte Hauptstadt bringen könnten.

Das Jahr 1885 brachte dem Grafen eine Verwendung, zu der seine geistig rege, gesellschaftlich so gewinnende Persönlichkeit ihn besonders geeignet erscheinen ließ. Er wurde Militärbevollmächtigter in Berlin. Hier blieb er, mit kurzer Unterbrechung durch seine Ernennung zum Kommandeur der 27. Kavalleriebrigade, bis zum Jahre 1890, nachdem er 1887 in den diplomatischen Dienst als Württembergischer Außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Berliner Hofe und Bevollmächtigter zum Bundesrat übergetreten war. Ungern gehorchte er dem Rufe seines Königs, den Sattel mit dem Diplomatenstuhl zu vertauschen. Ließ er sich doch an maßgebendster Stelle die Zusicherung geben, daß er, sobald es zum Kriege käme, eine Reiterbrigade übernehmen würde. Sein gastliches Haus in der Voßstraße wurde durch die natürliche Liebenswürdigkeit seiner Bewohner und ihre vornehme Geselligkeit vielen der ersten Kreise Berlins zu einem der beliebtesten des diplomatischen Korps. In die Zeit seines diplomatischen Dienstes fielen die ereignisreichen Tage der beiden Thronwechsel. Noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, trat er in den Reiterdienst zurück, um 1890 das Kommando der 30. Kavalleriebrigade zu übernehmen. Im November dieses Jahres zum Generalleutnant befördert, nahm er schon einen Monat später den Abschied, um sich nun ganz dem großen Werke zu widmen, an dem er unter schweren Kämpfen unentwegt und unermüdlich siebenzehn Jahre arbeitete. In der Keplerstraße in Stuttgart errichtete er sich ein Heim, der größte Teil des Jahres sah ihn aber am Bodensee in seinem Giersberg, wenn er auch freilich immer mehr und mehr in Friedrichshafen weilte, je weiter die Arbeiten in der schwimmenden Werkstatt bei Manzell fortschritten. Hier wohnte er und trieb er seine Studien, hier führte er seine Korrespondenz mit Gelehrten und Technikern aller Völker. Von hier trug ihn die Bahn bald hier, bald dort hin, um in steter Verbindung mit den für sein Fahrzeug wichtigen Industrien und ihren Vertretern, sich jeden Fortschritt der Technik sofort zu eigen zu machen. Es ist nicht meine Aufgabe, hier auf seine wissenschaftlichen Arbeiten und Kämpfe dieser Zeit oder gar auf sein Luftschiff und dessen Geschichte näher einzugehen. Das ist in der letzten Zeit so vielfach von fachmännischer und nichtfachmännischer Seite geschehen.

Nur einer kleinen Episode möchte ich zum Schlusse Erwähnung tun, die so recht die Energie kennzeichnet, ohne die Zeppelin trotz aller Kraft des Geistes nie sein Ziel erreicht hätte. Es war im Jahre 1894, also kurze Zeit nach Beginn seiner ersten Arbeiten,

Digitized by Google

als wir uns in Berlin trafen. Der Graf wohnte mit seinem Ingenieur einige Zeit im Kaiserhofe und verhandelte mit einigen Gelehrten. Man hatte mir schon früher im Generalstabe als ein Kuriosum erzählt, daß er in seiner Muße sich mit dem „phantastischen Gedanken eines lenkbaren Luftschiffes" zu beschäftigen anfange. Daß man hiermit den Ausdruck eines gewissen Mitleids verband, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Nun hatte ich in jener Zeit gerade die hochinteressanten „Lebenserinnerungen" von Ernst von Siemens gelesen. In diesen kommt der große Techniker bekanntlich auch auf das Problem des lenkbaren Luftschiffes zu sprechen, und weist bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß im Laufe der Geschichte der Wunsch, das Luftmeer zu beherrschen, die Köpfe vieler hochbedeutender Männer in Anspruch genommen hätte, die Geld und Nerven diesem Gedanken fruchtlos geopfert. Nun schien ihm die ganze Sache deshalb aussichtslos, weil die Technik nicht die Mittel besäße, welche die Konstruktion des Luftschiffes verlange. Ich sagte dies bei unserm Zusammentreffen in möglichst zarter, aber bestimmter Weise meinem Vetter. Lächelnd erwiderte er mir: „Das habe ich auch gelesen, wie wohl alles, was sich auf mein Problem bezieht und in neuerer Zeit geschrieben ist. Es darf mich dies aber nicht stutzig machen, denn für mich tritt naturgemäß niemand ein, weil keiner den Sprung ins Dunkle wagen will. Aber mein Ziel ist mir klar, und meine Berechnungen sind richtig!" Mich überraschte diese kühne Sicherheit. Vielleicht war er aber doch mit bezug auf seine wissenschaftlichen Kämpfe noch zu pessimistisch gestimmt, denn schon damals hatte er einen ganz hervorragenden Mann der Wissenschaft für sich gewonnen — irre ich nicht — Helmholtz? Aber die Zahl derer, die gegen ihn waren, namentlich auch in den Kreisen des Kriegsministeriums und der Luftschifferabteilung, mag doch recht groß gewesen sein, und auch nicht unberechtigt, denn wer von den Dezernenten konnte seine Berechnungen beurteilen, zumal sie noch nicht der Probe der praktischen Brauchbarkeit unterzogen waren. Und als diese Erprobung gemacht wurde, und meist an kleinen Materialfehlern oder doch mit dem P r i n z i p seiner Erfindung in keinem Zusammenhang stehenden Hemmungen scheiterte, wie schnell war die Kritik bei der Hand, den Stab über die Erfindung zu brechen. Aber auch dies ließ den Mut des Grafen unerschüttert. Er bemerkte nur auf eine hierauf bezügliche Frage, daß man Dampfschiffe bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert in größerer Zahl baue. Danach mache man mit jedem neugebauten eine Probefahrt, auf der das Schiff von in der Bedienung der Maschinen und des Steuers erprobter Mannschaft geführt würde. Keinem Menschen fiele es ein, die ganze Konstruktion zu verdammen, wenn, was doch häufig vorkäme, kleine Fehler entdeckt würden. Sein Luftschiff hätte aber bei den ersten Probefahrten, und teilweise auch später, ganz unerfahrenes Personal, und nicht Tausende von Vorgängern in der Luft gehabt, wie das die Probefahrt machende Dampfschiff auf dem Meere. Und da verlange man, es solle alles tadellos funktionieren. Hierin, in der Unterschätzung dieses Umstandes, lag aber meines Erachtens die schwerwiegendste Ursache zu dem Mangel an Vertrauen, die man seinen ersten praktischen Versuchen entgegenbrachte.

Digitized by Google

Doch diese schwere Zeit liegt, Gott sei Dank, dahinter. Es war ihm beschieden, ungleich manchem andern bahnbrechenden Genie, den Erfolg zu erleben, statt, daß andere, auf seinen Schultern stehend, den Preis errangen. Die ungeteilte Freude und Anerkennung seines Volkes, ja der Welt, ist der wohlverdiente Lohn des so selbstlosen, wahrhaft vornehmen Mannes. Und weil das deutsche Volk so reges Interesse an der Person des Grafen hat, deshalb glaubte ich mich nicht dem Wunsche der Leitung dieser Zeitschrift entziehen zu dürfen, einiges von dem mir so teuren Menschen, nicht von dem Erfinder, sondern von dem deutschen Edelmann und Soldaten zu berichten, dem auch heute noch als „jugendlichem Siebenziger" wie einst Arbeit — Freude und Erholung ist.

Die deutsche Armee.

Von

General Bonnal-Paris.*)

Die deutschen Streitkräfte, die im August 1871 das französische Gebiet mit Krieg überzogen hatten, waren in drei Armeen von sehr ungleicher Zusammensetzung geteilt. Aber jedem einzelnen Korps war seine Rolle für die große Anfangsschlacht zugewiesen worden, als deren Schauplatz Moltke die Ufer der Saar vorausgesehen hatte.

Nach dem Frankfurter Frieden wurde die Zahl der Armeekorps auf achtzehn erhöht. Das Gesetz vom 2. Mai 1874 gab dieser Organisation nur die endgültige Bestätigung. Es sicherte einen Effektivbestand der Friedenstruppen von 402 000 Mann, bei welcher Ziffer Offiziere und Einjährigfreiwillige nicht mitgerechnet wurden. Man beschloß eine siebenjährige Gültigkeit des Gesetzes, das die Organisation und die Truppenziffern der Armee sicherte. Daher stammt der Name des Septennats. Das folgende Gesetz vom Mai 1880 brachte den Effektivbestand von 402 000 Mann auf 427 000 Mann. Ein Ausnahmegesetz vom 11. Februar 1888 erhöhte die Dauer der Militärdienstzeit von 12 auf 19 Jahre: 3 Jahre Aktivität, 4 Jahre Reserve, 5 Jahre Landwehr ersten Aufgebots, 7 Jahre Landwehr zweiten Aufgebots.

Es würde zu weit führen, all die Verstärkungen der Heeresmassen hier einzeln anzuführen, die eine Folge des Septennats und des seit 1883 gültigen Quinquennats gewesen

*) Nachdem Herr Generalleutnant a. D. von Pélet-Narbonne in der „Neuen Revue" einen Artikel über den Niedergang der französischen Wehrmacht veröffentlicht hat, der in der französischen Presse sehr beachtet worden ist, stellt uns Herr General Bonnal diese Darstellung des deutschen Heerwesens zur Verfügung. In Frankreich gilt er als einer der besten Kenner des deutschen Heeres. Und wenn man auch hinter manches seiner Urteile ein Fragezeichen setzen wird, so ist es doch interessant zu wissen, mit welchen Augen dieser bekannte französische General die deutsche Armee betrachtet; um so mehr als Herr General Bonnal den deutschen Manövern mehrmals als Gast des deutschen Kaisers beigewohnt hat. D. Red.

Digitized by Google

sind. Immerhin verdient eines dieser Gesetze, nämlich das vom 15. Juli 1893 datierte, besondere Aufmerksamkeit. Es setzt die Dienstzeit aller Truppen auf zwei Jahre herab, und nur die Kavallerie und reitende Artillerie sind hiervon ausgenommen.

Die Regierung hat aber die ihr gewährte Freiheit, über die gesamte Dienstzeit der Soldaten bestimmen zu können, derart ausgenutzt, daß die nach zweijähriger aktiver Dienstzeit in die Reserve entlassenen Fußtruppen jederzeit zur Verfügung der Militärmacht stehen. Die Motive zum Gesetze von 1893 drücken das so aus: „Der Staat, der über die stärksten Alterskiassen verfügt, hat für den Fall des entscheidenden Kampfes die jüngste Armee.“*) Zur Verjüngung seiner Feldtruppen, anders ausgedrückt zur Verjüngung seines Reservistenmaterials hat Deutschland also die zweijährige Dienstzeit für alle nicht zum berittenen Heere gehörenden Mannschaften angenommen. Und warum ist nun bei zwei feindlich gegenüberstehenden Armeen die aus jüngerem Menschenmaterial bestehende der andern überlegen? General von der Goltz soll hierauf die Antwort geben: „Die Jugend trennt sich leicht vom Leben. — Das Unbekannte zieht sie an und gibt ihr Freude zum Kriegsgewerbe. Das Verlangen nach Ruhe und die Liebe zur Behaglichkeit, diese beiden Wünsche des reifen Alters, sind der Jugend kein Ansporn. Fröhlich marschiert sie in den Kampf und mit leichtem Herzen. Sie ist drum doppelt geeignet zum blutigen Handwerk. „In der Jugend ruht die Macht eines Volkes.“

Ein anderer deutscher Autor hat die Mängel, die bei der Landwehr während des Krieges 1870 festgestellt worden sind, folgendermaßen bezeichnet: „Ungenügende Widerstandskraft gegen Strapazen, eine beträchtliche Anzahl wirklicher und simulierender Kranker, nicht ausreichende Wucht in Angriff und Verteidigung, deprimierter Gemütszustand bei den um ihre Familie besorgten Leuten, die nicht unbestrittene Autorität zahlreicher Offiziere.“ Man hat darum sehr richtig die deutsche Armee, wie sie das Oberkommando schuf, mit einer Lanze verglichen. Die jüngsten, in der Aktivität stehenden Jahreskiassen würden die scharfe Eisenspitze bilden, die Reservisten den lenkenden Schaft. In der eben skizzierten Organisation bildet die deutsche Friedensarmee also heute einen Heereskörper von insgesamt 635 000 Mann, Offiziere und Unteroffiziere mit eingerechnet. Um 200 000 Mann hat sich Deutschlands Wehrmacht demnach seit dem Jahre 1871 vermehrt.

Die Anstrengung ist ungeheuer. Sie erklärt sich aus dem Bestreben der Regierenden, nicht hinter der französischen Armee zurückzubleiben. Denn auch sie wurde nach und nach von 1873 bis 1897 vermehrt; sie wurde in ihrer Entwicklung dann nur aufgehalten durch den Antimilitarismus des Cliquenregiments, das mit Hilfe der Dreyfusagitation zur Macht gelangte.

---

*) General Bonnal hat seine Zitate nach französischen Büchern gegeben, da ihm die deutschen Werke nicht zur Verfügung standen.

Digitized by Google

Aber diese Anstrengung wäre nie möglich gewesen ohne den Reichtum und die unaufhörliche Vermehrung des deutschen Volkes, das eifersüchtig darüber wacht, seine Wehrkraft auf der Höhe zu erhalten, das dem Reich gern die Mittel und die Menschen bewilligt, die nach seinem Urteil notwendig sind, um den Frieden zu stützen, den Frieden dort gewaltsam zu stützen, wo er gebrochen worden ist. — — —

Der deutsche Kaiser und König von Preußen ist der oberste Chef der Armee. Das innere Getriebe der Armee funktioniert nach s e i n e m Willen. Ihm helfen die drei Organe: der Kriegsminister, das Militärkabinett und der Chef des Generalstabs. Dem Militärkabinett des Kaisers ist die Erledigung aller Personalfragen innerhalb des Offizierskorps vorbehalten. So schwebt der „blaue Brief" ständig über vielen hohen Offizieren und Generalen wie das Schwert des Damokles. Und weil nun Deutschland ein monarchisches Land ist, so mischen sich die dynastischen Interessen eng mit denjenigen des Volkes. Der Kaiser gehorcht keinen anderen Eingebungen als denjenigen, die die Macht s e i n e s Volkes angehen. Die Folge von alledem ist eine große Strenge bei der Auswahl der höheren Offiziere und Generale, von denen Erfolg und Nichterfolg im Falle des Krieges abhängt. Man ist oft erstaunt, wie Generale zur Disposition gestellt werden, die sich noch bei voller Gesundheit des Geistes und Körpers befinden. Nehmen wir an, daß man es im Militärkabinett für nötig erachtet, im Interesse der Armee während des Jahres 1907 dreißig auserlesene Oberste, die weder zu alt noch zu jung sind, zu Generälen zu befördern. Dann müßte man aber diesen Offizieren die Generalsposten erschließen, indem man die weniger tüchtigen Generale verabschiedet. Man tut es, damit Tod und Krankheit unter den Oberstkommandierenden nicht zu stark Ernte halten.

Solch System kann aber nur dann günstige Resultate liefern, wenn der Herrscher eine vollkommene Kenntnis von all seinen Obersten und Generalen besitzt, wenn er sich bei seiner Wahl allein durch die Rücksicht auf das Gedeihen der Dienstarbeit bestimmen läßt. Diese Bedingungen scheinen bis zum heutigen Tage dank den guten Traditionen der Hohenzollern erfüllt zu sein. — —

Es gibt nicht bloß e i n e n Kriegsminister in Deutschland, es gibt deren vier; d. h. einen preußischen, einen bayerischen, einen sächsischen und einen württembergischen. Aber der preußische hat ein starkes Übergewicht den drei andern gegenüber. Er läßt sie seine Autorität als Abgesandter des Kaisers sogar manchmal empfinden.

Der große preußische Generalstab in seiner jetzigen Gestaltung geht in seinen Anfängen bis auf das Jahr 1829 zurück; einige Autoren sollen diesen Anfang sogar bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückverlegen. Vor der Schöpfung des Großen Generalstabes besaß Preußen als Mittelpunkt der h o h e n Studien die Militärakademie in Berlin, die heutige Kriegsakademie. Die übrigen Militärbildungsanstalten sind zahlreicher als in allen übrigen Staaten. Aber nicht alle Offiziere gehen aus der gleichen Bildungsschicht hervor.

Digitized by Google

Die meisten wählen den Weg zu ihrer Karriere über den sogenannten „Fahnenjunker". Das ist ein siebzehn- bis achtzehnjähriger Jüngling aus ehrenwerter Familie, der bis zur Sekunda die Schule besucht und sich dann zum Examen meldet. Hat er das Examen bestanden, dann tritt er auf sechs Monate mindestens mit der Einwilligung des Regimentsobersten in dessen Regiment. Hierauf besucht er eine Kriegsschule, deren Kurse acht Monate dauern. Er besteht ein neues Examen und kehrt in sein altes Regiment zurück, um dort einige Monate lang seine Ernennung zum Leutnant abzuwarten. Die Offiziere des Regiments haben aber über die Wahl des Aspiranten abzustimmen. Die letzte Verfügung ist von einschneidender Bedeutung. Denn sie sichert die Einheit des Offizierskorps viel besser als jedes Examen vor dem grünen Tische.

Die Abiturienten der Kadettenanstalten und der dem Gymnasium gleichwertigen Schulen genießen ferner das Recht, weniger lange auf ihre Ernennung zum Leutnant warten zu müssen. Nun ist aber die Allgemeinbildung des jungen Leutnants durchschnittlich sehr schwach. Dagegen sind die Dienstforderungen so groß, daß es ihnen wenigstens in den ersten fünf bis zehn Jahren unmöglich ist, sich weiter zu entwickeln. Später verfügt der Offizier denn wohl als Oberleutnant über einige Muße, sich den Studien zu widmen, und einige bereiten sich dann auf die Kriegsakademie vor in der Hoffnung, nach dreijähriger Arbeit in den Großen Generalstab aufgenommen zu werden.

Seiner ganzen Art nach hegt der junge deutsche Offizier eine sehr hohe Meinung von sich. Er ist von Leidenschaft für seinen Beruf erfüllt, und er trägt dem Zivilisten gegenüber eine schlecht verhüllte Verachtung zur Schau. Aber man soll ihm daraus keinen Vorwurf machen in einem Lande, wo bei öffentlichen Feierlichkeiten der Hauptmann vor dem Abgeordneten rangiert, während in Frankreich der Unterpräfekt*) im Range höher steht als der Oberst.

Die soziale Stellung des deutschen Leutnants ist außerordentlich hoch, aber ihr entspricht durchaus nicht sein materielles Einkommen. Die Familie muß ihm monatliche Zuschüsse zukommen lassen, deren Mindestsätze vom Kaiser festgesetzt worden sind. Aber diese Summen genügen meist nicht, und der junge Offizier, der gezwungen ist, sich an Festen und Empfängen zu beteiligen, muß sich in Schulden stürzen. Wieviel junge, hochbegabte Offiziere haben in der letzten Zeit schuldenhalber den Dienst verlassen müssen! Es ist das ein wunder Punkt, dieser Luxus in der deutschen Armee. Und die finanziellen Hilfskräfte der Familien, denen Deutschland bisher seine besten Offiziere verdankte, nehmen infolge der allgemeinen Lebensverteuerung allmählich ab.

So kommt es, daß die Söhne der durch Handel und Industrie reichgewordenen Familien nach und nach die Stelle derjenigen jungen Leute einnehmen, die aus alten, ruhmreichen, aber geldarmen Familien hervorgegangen sind.

Ein Oberleutnant wird durchschnittlich im Alter von 35 Jahren zum Hauptmann

*) Anm. d. Redaktion: Der Unterpräfekt entspricht etwa unserem Landrat.

Digitized by Google

befördert; vorausgesetzt natürlich, daß er nicht für unfähig befunden wird, eine Schwadron oder eine Batterie zu kommandieren, daß er nicht mit einer ihm gebührenden Pension den Dienst hat verlassen müssen.

Die Arbeit des deutschen Hauptmanns ist sehr aufreibend, und so bietet ein Offizier, der sieben oder acht Jahre hintereinander ohne Ermüdung und zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten diesen Dienst hat erfüllen können, die besten Garantien, wenn er in ein höheres Kommando aufrückt. Majore, Oberstleutnants, Oberste und Generale erreichen also ihren Rang nach der Anciennität, sie werden aber aus den Rangältesten sorgfältig a u s g e w ä h l t. Daher sollten sie alle tüchtige und fähige Offiziere sein. Dennoch sind manche unter ihnen von den Jahren stark mitgenommen, und sie scheinen nicht die Forderungen zu erfüllen, die man an einen höheren Offizier stellen kann. Hat nun die Neigung zum Wohlleben, die im reichgewordenen deutschen Volke so schnelle Fortschritte machen durfte, angefangen, in die hohen Kreise des Heeres zerstörend zu dringen?

Die deutschen Unteroffiziere, die alle kapituliert haben, waren bis vor zwanzig Jahren sehr ausgezeichnete Hilfskräfte, die infolge ihrer soliden Fachkenntnisse den Offizieren ihre Aufgabe außerordentlich erleichterten. Das ist heute nicht mehr in gleichem Maße der Fall. Denn die Entwickelung des deutschen Handels und der deutschen Industrie hat folgerichtig die Armee der tüchtigsten Personen beraubt, die die guten Unteroffiziere abgegeben hatten. Fragt man die eben entlassenen Mannschaften nach ihrem Unteroffizier aus, dann ist die Antwort sehr streng. Man kann wohl mit allem Nachdruck behaupten, daß augenblicklich die deutschen Unteroffiziere zum größten Teil ihrem D i e n s t e n i c h t gewachsen sind. Aber grad in Deutschland muß man den Satz betonen: Dem Werte der Offiziere entspricht auch der Wert der gemeinen Soldaten.

Der unparteiische Beobachter unterscheidet jedoch zwischen einzelnen Armeekorps, indem er zusieht, aus welcher Landesgegend die einzelnen Mannschaften kommen. Die sechs ersten Korps, die vor 1815 schon in Preußen rekrutiert worden sind, wurden ehemals und sind heute noch mustergültig für die jüngeren Truppenkörper. Im allgemeinen glänzt das deutsche Truppenmaterial ja nicht gerade durch Lebhaftigkeit und Initiative, aber es ist gefügig, anstellig, kernig, dauerhaft, und bei Strapazen energisch; die Truppen sind wenig nervös, sie zeigen einen guten Appetit und mäkeln nicht sehr bei der Auswahl des Essens. Sie achten den Offizier, obwohl sie ihn auch manchmal kritisieren. Sie setzen ihr ganzes Vertrauen in ihn. Hat eine deutsche Truppe auf dem Schlachtfeld den Führer verloren, dann sinkt sie sehr unter ihren normalen Wert, bis sie wieder ein neues Oberhaupt gefunden hat.

Die preußische Disziplin, die seit vierzig Jahren auf alle deutschen Truppenkörper ausgedehnt ist, wird während des Dienstes auf die Spitze getrieben; dagegen ist sie außerhalb des Dienstes eher tolerant. Wer hat es nicht mit eigenen Augen gesehen oder wenigstens davon erzählen hören, daß an gewissen Abenden in den Garnisonstädten förm-

Digitized by Google

liche Schlachten zwischen den Soldaten stattgefunden haben? Die Militärbehörden heben sich kaum hiergegen auf, die Bürger noch weniger.

Infolge eines Atavismus, auch infolge des Einflusses seiner Erziehung, besitzt der deutsche Soldat eine innere Disziplin, die ihn treibt, seine Pflicht auch dann zu tun, wenn er sich nicht unter den Augen des Vorgesetzten befindet. Diese für jeglichen Soldaten wesentliche Eigenschaft wird von allen Offizieren mit Sorgfalt gepflegt, besonders von den Hauptleuten. Sie übertragen manchmal unzuverlässigen Soldaten die Erledigung bestimmter, verantwortungsreicher Aufgaben, indem sie die Beauftragten von höheren und genug sicheren Soldaten bewachen lassen. Um alles zusammenzufassen: Der deutsche Soldat ist ein sehr gutes Kriegswerkzeug in den Händen des Offiziers, der für ihn denkt, der imstande ist, ihn in allem und überall zu lenken.

Die deutsche Infanterie, die im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts so kompakt und schwerfällig gewesen war, verdankte dem späteren Kaiser Wilhelm I. ihre Reformierung. Die zerstreuten Kontingente wurden beweglicher und leichter in den Kriegsmanövern. Nach dem Erfolg des Feldzuges von 1866 durfte man das laut feststellen. Bis 1904 hat Deutschland die erste Stelle durch die Vorzüglichkeit seines Reglements behauptet. Erst seit den Infanteriemanövern der drei letzten Jahre kann man die Überlegenheit des deutschen Infanteriereglements über das französische bestreiten, obwohl die deutsche Infanterie im Laufe des letzten Jahres mit einem Reglement versehen worden ist, das den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges Rechnung trägt. Durch dieses Reglement hat die deutsche Armee unter dem Namen des Dienstschrittes den alten „Paradeschritt" beibehalten. Dieser Schritt, den einige Physiologen verurteilt haben, ist der Disziplin aber so günstig, daß seine Beibehaltung als eine sehr kluge Idee angesehen werden muß.

Die deutsche Artillerie, die auf den Schlachtfeldern von 1866 ziemlich mittelmäßig gewesen war, und die sich 1870-71 glänzend bewährt hatte, durfte an ihre Überlegenheit glauben bis zum Jahre 1898, da Frankreich ihr durch die Einführung der Schnellfeuergeschütze den Rang streitig machte. Die Rückständigkeit scheint jetzt aber an Bedeutung verloren zu haben, seitdem die deutschen Batterien mit einem Frankreich gleichwertigen Material ausgestattet worden sind. Deutschland hat letzthin sogar wieder einen Vorteil dadurch errungen, daß es seine Batterien mit sechs Schnellfeuergeschützen versah, während in Frankreich deren Zahl auf vier herabgesetzt worden ist.

Jedes der 23 deutschen Armeekorps umfaßt zwei Divisionen zu zwei oder drei Infanteriebrigaden und einer Artilleriedivision. Die Minderwertigkeit der französischen Artillerie in bezug auf die geringere Zahl seiner Geschütze soll aus der Welt geschafft werden. Es ist das eine Frage des Geldes. Andererseits darf man, ohne in ein Extrem zu verfallen, über die Frage streiten, ob es besser ist, wie Deutschland mehr Geschütze und weniger Munition zu haben oder umgekehrt, wie Frankreich, weniger Kanonen, aber eine größere Menge von Schießmaterial.

Digitized by Google

Über die deutsche Kavallerie kann man nur sagen, daß sie zahlreicher, besser beritten und besser ausgebildet ist als jede andere, und man muß nur bemerken, daß die preußische Kavallerie schon vor Jena und Auerstädt die gleiche Überlegenheit wie heute bewährt hat.

Im Gegensatz zu den meisten Nationen, die durch eine lange Reihe von Erfolgen verweichlicht worden sind, hat Deutschland sich seit dem Kriege von 1870-71 an eine ständige Vervollkommnung seiner Armee gemacht, und seit nunmehr 36 Jahren sind diese Anstrengungen andauernd gesteigert worden. In den einzelnen Truppenkörpern herrschen Tätigkeit und nutzbringende Arbeit. Der Generalstab erfüllt seine Aufgabe nach Wunsch, und die Generale sind mit geringen Ausnahmen ihren hohen Stellungen gewachsen. Bei den Herbstmanövern, und besonders bei den unter den Augen des Kaisers stattfindenden, wetteifern Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten in Ausdauer und Energie. Die Divisionen und die Armeekorps wollen ihre Tüchtigkeit während des Manövers zeigen, sie wollen zeigen, daß sie imstande sind, auch im Ernstfalle die Strapazen des Krieges mit Bravour zu ertragen. An den bedrohten Grenzen sind riesige Festungsarbeiten vorgenommen worden. Andere werden bald vollendet sein. Gegen Angriff und Verteidigung hat man sich gleich stark geschützt. Man hat die gesamten Hilfsmittel des Krieges bis ins äußerste vervollkommnet. Verbindungswege zu Wasser und zu Lande, Telegraphen, Telephon, Ballons, Brieftauben usw. usw. Andererseits garantieren die Menge und die Vortrefflichkeit der mobilisationsfähigen Streitkräfte, soweit man das natürlich voraussehen kann, die Überlegenheit über den vielleicht erstehenden Gegner.

Aber ist ein derartiger Organismus, der furchtbar ist durch die Zahl und die Kraft seiner Glieder, seiner Muskeln, seiner Eingeweide und Nerven, mit dem Hirne ausgestattet, das ihn zur besten Ausnutzung des Kriegsglückes zu bewegen vermag?

Es liegt mir fern, die Person des Oberstkommandierenden der deutschen Armee in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen. Immerhin ein Herrscher, mag er geistig noch so hoch stehen, kann nicht den Anspruch erheben, selbst, wenn er ein Friedrich II. oder Napoleon I. wäre, allein die Operationen während eines Feldzuges zu leiten. Er muß einen Kriegsrat allererster Ordnung haben, wie es der Generalfeldmarschall Hellmuth von Moltke für Kaiser Wilhelm I. gewesen war. Man darf nicht vergessen, daß dieser erlauchte Generalstabschef die Pläne der großen Kriege nicht nur entworfen hat; er hat auch sehr viele Fehler vermieden oder wieder gut gemacht, die im Laufe der Feldzüge begangen worden sind.

Wenn die Deutschen das Recht haben, auf ihre Armee stolz zu sein, so würden sie doch unrecht tun, sich in den Glauben zu wiegen, daß diese Armee nicht geschlagen werden könnte. Die gewaltige Armada von 1588 und die große Armee von 1812 wähnten sich unbesiegbar. Sie sind dennoch unterlegen; die eine wie die andere, trotz ihrer Allmacht. Sie sind unterlegen der Wucht der Fehler, die eine Folge eines großartigen Planes waren; eines Planes, der nicht der gültigen Gegenwart insofern entsprach, als er die materiellen Möglichkeiten seiner Zeit außer acht gelassen hatte.

Digitized by Google

Richard Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller.

Von

Dr. Georg Göhler,

Großherzoglich badischer Hofkapellmeister.

„Die öffentliche Meinung in Deutschland scheint es fast zu verbieten, von den schlimmen und gefährlichen Folgen künstlerischer Moden, zumal der jetzigen Richard Strauß-Mode, zu reden: um so williger werden aber diejenigen Schriftsteller angehört, welche keine wichtigere Meinung als jene öffentliche kennen und deshalb wetteifernd beflissen sind, Richard Strauß zu preisen und den mächtigen Phänomenen seiner Einwirkung auf Sittlichkeit, Kultur und Kunst jubilierend nachzugeben." Noch vor kurzer Zeit wäre mit dieser Variante des ersten Satzes aus dem ersten Stück der Unzeitgemäßen Betrachtungen Nietzsches das Verhältnis der deutschen Kritik zu Richard Strauß ziemlich richtig bezeichnet worden. Da man das eigentliche Wesen dieses Komponisten verkannte und mit dem Eintreten für ihn dem von Wagner und Liszt aufgestellten Zukunfts-Programm zu dienen glaubte, war kein Wort des Preises für diesen sogenannten Fortschrittler zu viel, und den vereinten Anstrengungen einer Menge von Parteigängern gelang es, ihn nicht nur durchzudrücken, sondern mit Unmengen von Reklame-Notizen sogar als „den größten Musiker der Gegenwart" populär zu machen.

Seit einiger Zeit ist der Kurs der Aktien aber gesunken. Die Hauptmakler Straußschen Ruhms notieren zwar noch den alten, aber selbst an den großen Musikbörsen ist man sich dessen bewußt, daß es nur ein künstliches Preisehalten ist und daß die Verleger, die hier viel Kapital angelegt haben, bei neuen Anlagen voraussichtlich vorsichtiger sein werden, da man nicht wissen kann, ob das einmal eingetretene Sinken des Kurses nicht anhalten oder gar zu einem kleinen Sturze ausarten wird. Bis dahin hat's nach meiner Meinung noch Zeit. Strauß ist unbestritten der mächtigste unter denen, die auf dem Musikmarkte Einfluß haben. Trotz der vielen Angriffe, die seinen Freunden Sorge machen, ist er der „bestgehende" Komponist, ist als Vorsitzender des Allgemeinen deutschen Musik-Vereins und der Tantiemen-Genossenschaft die offizielle Spitze der deutschen Musik und hat besonders unter den Kleinen, die nur im Gefolge eines „Großen" leben können, um sich auch etwas zu dünken, viele gutmütige Getreue. Immerhin aber scheint Strauß selbst es für ratsam zu halten, für die Sicherung seiner Richtung gegen feindliche Angriffe zu sorgen und selbst einzugreifen, wo früher seine Anhänger die Hauptarbeit taten.

Bei dem außerordentlichen Sinn, mit dem er für die geschäftliche Ausnutzung künstlerischer Werte begabt ist, darf es nicht Wunder nehmen, daß er als die wichtigste Stütze seiner Stellung die Presse erkannte. Obwohl absolut nicht dazu geboren und befähigt, schriftstellerisch tätig zu sein, stellte er sich in das Getriebe der musikschrift-

Digitized by Google

stellerischen Produktion, erst als Herausgeber einer Monographien-Sammlung, und in jüngster Zeit als Mitherausgeber einer Wochenschrift. Die Art, wie er seine Tätigkeit als Zeitungherausgeber begonnen hat, zwingt zu einer näheren Auseinandersetzung mit Richard Strauß, dem Bekenner und Schriftsteller. Denn obwohl einzelne Männer ihm bereits ihre Meinung gesagt haben, scheint mir das Wesentliche des ganzen Falles in der Öffentlichkeit noch unerörtert zu sein.

Vorausgeschickt seien ein paar kurze Bemerkungen über die Monographien-Sammlung „Die Musik". Herausgeber Richard Strauß. Die Herausgebertätigkeit von Strauß wird darin bestehen, daß er seine reichen Beziehungen zur Gewinnung von Mitarbeitern verwertet. Von irgendwelcher Leitung kann schon deshalb keine Rede sein, weil Strauß weder die Zeit noch die Bildung zur gewissenhaften Prüfung der einzelnen Monographien hat, von einem einheitlichen Plane ebensowenig. Es ist eine Sammlung halb wissenschaftlicher, halb feuilletonistischer Schreibereien über dies und das, mit der Überschrift: Herausgeber Richard Strauß signiert. Da die Heidelberger Fakultät Herrn Richard Strauß zum Doktor promoviert hat, so könnte man eigentlich wenigstens etwas wissenschaftlichen Anstrich verlangen. Der fehlt aber durchaus und damit die tiefere Bedeutung dieses reinen Geschäftsunternehmens, in dem sich einzelne gute Leistungen finden, für das als Ganzes aber ein literarisch und künstlerisch anspruchsvoller Herausgeber nicht zeichnen würde. Wie wenig nicht etwa wissenschaftlichen, sondern nur allgemein literarischen Wert die ganze Publikation hat, beweisen ja übrigens zur Genüge die nichtssagenden Sätze der Vorrede, mit der Strauß die ganze Sammlung tönereich und gedankenarm einleitete. Mit ein paar Redensarten von Kultur und ästhetischem Formalismus ist's heutzutage nicht mehr getan!

Mit Redensarten aber kann Strauß auch als Zeitungsherausgeber nur aufwarten. Und die Redensarten sind derartig, daß es notwendig erscheint, einmal diese Art modernsten Betriebes zu beleuchten. Wenn der große Name von jetzt ab genügen sollte, als Reklameschild zu dienen, dann wäre ja kein Wort über die Sache zu verlieren. Aber es handelt sich offenbar nach Straußens Einleitungsworten darum, ein Organ zur Verteidigung zu gewinnen, da, wie ich in den Einleitungsworten bemerkte, die Stellung der maßgebenden Presse zu Strauß sich sehr geändert hat. Es gibt noch ein paar kleine Musik- und große Tageszeitungen, die sich auf Strauß eingeschworen haben, aber die Hauptpositionen sind bereits verloren.

Um dieser Bedrohung des „Fortschritts" vorzubeugen, war die aktive Beteiligung an einer Zeitschrift das beste Mittel. Kein Mensch kann das einem Musiker verdenken. Wenn Robert Schumann — allerdings mit einem F a c h blatt, an dem Kampfe der Geister um ästhetische Werte sich beteiligte, warum sollte Richard Strauß das nicht tun, wenn auch nur mit Feuilletons, in einer Zeitschrift? Erlaubt aber sein Programm den Vergleich mit der Arbeit Schumanns, mit dem, was Wagner, Liszt, Bülow, Cornelius, Draeseke und jüngere mit ihrer Schriftstellerei beabsichtigten? Er betitelt

Digitized by Google

seinen Aufsatz, der die Tendenz des musikalischen Teils der neugegründeten Zeitschrift kennzeichnen soll: „Gibt es für die Musik eine Fortschrittspartei?“ und antwortet auf diese Frage: Nein.

Seltsam die Antwort, seltsam die Begründung. Von Logik und Sachlichkeit keine Spur. Das Wichtigste gleich vergessen. Was hat es für Sinn, zu fragen: Gibt es eine Fortschrittspartei?, wenn man nicht erst fragt: „Was ist Fortschritt?“ und darauf antwortet.

Strauß sagt nach einleitendem Feuilletongeplauder, das später noch zu kennzeichnen sein wird, ungefähr folgendes: „Träger jeglichen Fortschrittsgedankens ist neben den Schöpfern, von denen er ausgeht, nicht die kleine Zahl von Zunftgenossen, die als Parteigänger dem Führer folgen, sondern die große Masse des Publikums. Diese erkennt instinktmäßig die wirkliche Größe und verschafft ihr Erfolg. Zwar bejubelt das Publikum auch das Banale und Triviale. Aber das schadet nichts. Es hat eben zwei Seelen in seiner Brust. Nur für das Althergebrachte, das Durchschnittsgemäße fehlt ihm das Interesse. Nicht die Parteigenossen, sondern das große Publikum hat Wagner schon 1876 ‚zum endgültigen Siege‘ verholfen. — Es gibt keine Fortschrittspartei und wir brauchen keine. Die Großen siegen selbst mit Hilfe der ihnen zujubelnden Massen! Aber da es immer Reaktionäre gibt, Zopfmenschen, die den großen Neuen das Leben sauer machen, so ist ganz brauchbar eine Partei nicht zur Förderung des Fortschritts — der fördert sich selbst durch die Massen hinter ihm — sondern zur Abwehr der kleinlichen Angriffe der Reaktionäre, zur Bekämpfung der ‚Petrefakt Gewordenen‘. Und diesem Schutze des Fortschritts der großen Neuen gegen die kleinen Alten diene die neue ‚Zeitschrift‘.“

Man sieht, die Sache ist auf den Herausgeber selbst zugeschnitten. Damit sie stimmt, wird drauf los behauptet, alles Tatsächliche ignoriert, alles Unbequeme negiert, und mit einem „fröhlichen Pereat der Reaktionspartei!“ klingt dieses Programm burschikos aus. Der „tiefe, unerschütterliche Ernst“, den Goethe vom Künstler fordert, fehlt ja schon dem Musiker Strauß; wie soll man ihn da vom Schriftsteller verlangen? Aber tiefer hängen muß man einmal alle die Redensarten in diesem Manifest von Fontainebleau, die der deutschen Kritik gewissermaßen vorschreiben wollen, was sie als Sicherheitspolizei des sogenannten Fortschritts zu leisten hat.

Was ist Fortschritt in der Kunst? Für Strauß, der sich nicht zu sachlicher Klarheit verpflichtet glaubt, war's einst das, was Wagner und Liszt wollten, jetzt das, was Richard Strauß und die Modernsten tun. Alles, was über das Vorhergehende hinausschreitet, ist ja Fortschritt. Äußerlich genommen gewiß. Aber wir verbinden mit dem Worte Fortschritt sofort das Werturteil des „Besserseins“ und dies ergibt sich nicht ohne weiteres aus der Tatsache des Weitergehens. Daß Strauß den Fortschritt zurzeit in sich verkörpert sieht, zeigen die Worte: „Zünftige Fachgenossen ‚wagen sich‘ als festgeschlossene ‚Reaktionspartei‘ mehr und mehr wieder an die Öffentlichkeit und sind eifriger denn je am Werke, den weiter Strebenden das Leben sauer zu machen.“ Das geht auf den Wandel

Digitized by Google

der Anschauung, der sich Strauß gegenüber zurzeit vollzieht. Ihm, dem vom Glück fast maßlos Verwöhnten, klingt's natürlich fremd vorm Ohr, daß sich immer lauter und zahlreicher und entschiedener die Stimmen gegen seine Moderichtung erheben, und schnell bereit brandmarkt er, der bisher der Herr im öffentlichen Musikleben war, diese seine Feinde als „zünftige Fachgenossen, die ängstlich besorgt um ihre eigene Wertschätzung, ohne schöpferische Potenz, eigensinnig und ängstlich sich gegen jede Ausdehnung künstlerischer Formgebiete sträuben".

Also: was Strauß ist und in seinem Fahrwasser schwimmt, ist Fortschritt. Was gegen ihn auftritt, ist Reaktion. Es wäre schlimm, wenn's so wäre! Dann wären alle, die nicht mehr mittun, die gegen Strauß kämpfen oder schweigend zur Seite stehen, Reaktionäre? Mottl, Muck, d'Albert, Weingartner, Brecher, alle ernsten Freunde Wagners, Liszts, Wolfs, Bruckners, alle auf einmal Reaktionäre? Nein! So was dekretiert man weder von Fontainebleau noch von Berlin oder aus der Stadt des Herodes! Ich habe am 20. Juli in der „Zukunft" einen Aufsatz über „Richard Strauß" veröffentlicht, und wenn ich mir einbilde, irgend etwas für den Fortschritt in der Kunst getan zu haben, so ist's mit diesem Angriff auf den mächtigsten Mann im öffentlichen Musikleben unserer Zeit.

Nein, Herr Strauß, so durch ein allerhöchstes Dekret lassen wir alle, die wir nach unseren Kräften in ernster Arbeit dem Fortschritt in der Kunst dienen wollen, uns nicht zu „zünftigen Reaktionären" stempeln. W i r sind die Fortschrittlichen! Und Ihre Meyerbeer-Kunst ist das, was überwunden werden muß, damit es auf der Bahn Beethovens, Wagners, Liszts, Brahms' und Bruckners weiter gehen kann. Denn Fortschritt ist für uns „Reaktionäre" untrennbar von jenem jetzt so wenig modernem „tiefen, unerschütterlichen Ernst", von der Achtung vor der Kunst. Fortschritt ist uns die immer größere Durchdringung alles Künstlerischen mit metaphysischen Elementen, die immer reifere und energischere Selbstzucht des Künstlers, die Betätigung großer schöpferischer Phantasie — die fehlt Ihnen auch! — in eroberter Freiheit, nicht in zügelloser Willkür. Fortschritt ist uns die immer peinlichere Übereinstimmung von Inhalt und Form, die immer strengere Besonnenheit in der Wahl künstlerischer Ausdrucksmittel, die immer gewissenhaftere Einhaltung der Grenzen jeder Kunst! Und dieser Fortschritt wird siegen!

Ist man sich nicht jetzt schon klar darüber, daß das, was dem Publikum in den letzten Jahren als neueste, herrlichste Errungenschaft, als Überwindung Wagners angepriesen wurde, in Wahrheit die Zeichen des Verfalls, des Niedergangs trug? Können die technischen Errungenschaften in der Instrumentation darüber hinwegtäuschen, daß die Sinfonia domestica einen Rückschritt weit hinter Liszt bedeutet, daß der klaffende Widerspruch zwischen Inhalt und Formgebung dem Werk alle Berechtigung nimmt, für modern zu gelten? Bedeuten die Äußerlichkeiten und Instrumentationsspielereien des „Don Quixote" einen Fortschritt hinaus über so und so viele sinfonische Werke, die 40, 50 Jahre älter sind? Sind die herausfordernd sein sollenden Kühnheiten oder die

Digitized by Google

seichten Schmachtmelodien in den Straußschen Liedern fortschrittlich gegenüber Liszt, Brahms, Hugo Wolf? Sind nicht die größten Errungenschaften dieser gerade gar nicht vorhanden? Sind Guntram und Feuersnot und Salome — ganz abgesehen von dem zwar modernen, aber doch nicht etwa fortschrittlichen sexuellen Element der beiden letzten — Werke, in denen das von Wagner für die musikalische Bühnenkunst Geforderte auch nur beachtet wäre? Sind's nicht biedere Opern, die, wenn man die musikalische Mache in Abzug bringt, recht ärmliche, rückständige Kunstwerke sind?

Strauß hätte erst mal untersuchen sollen, was denn künstlerischer Fortschritt ist, ehe er seine Frage stellte. Daß er den Fortschrittsgedanken so selbstverständlich auf seiner Seite glaubte und alles, was gegen ihn ist, reaktionär nennt, ist die erste große Ungenaulgkeit des Bekenners und Schriftstellers. Die Musikgeschichte wird sie ihm korrigieren.

Die andere hat sie schon so oft korrigiert, daß eigentlich die ganze fröhliche Pereat-Stimmung eines von vielen Willigen umjubelten Beherrschers der Mode dazu gehört, um sie trotzdem in einem Parteiprogramm auszusprechen. Denn — zart ausgedrückt — ungenau ist's doch, wenn man sagt, aller Fortschritt in der Kunst werde nicht durch eine kleine Zahl von Anhängern, sondern durch die große Masse getragen.

Es gehört eine ganz außerordentlich oberflächliche Auffassung vom Wesen der Kunst und sehr geringe Kenntnis ihrer Entwicklung dazu, um solche Behauptungen aufzustellen. Nicht einmal auf den Fall Strauß, für den sie gemacht sind, passen sie. Ich übergehe Bach, der selbst heutzutage noch lediglich von einer kleinen Anzahl Parteigängern gewürdigt wird, erinnere nur rasch an Mozart und Beethoven, die doch nicht etwa von den Massen sofort verstanden und als Fortschrittler anerkannt wurden. Beethoven brauchte noch zwanzig Jahre nach seinem Tode einen Wagner, um als Komponist der IX. Sinfonie, und brauchte viele andere Interpreten, um noch viel später als Komponist der Missa und der Quartette und Sonaten begriffen zu werden. Richard Wagner hat nach Strauß angeblich 1876 durch den „Enthusiasmus des großen Publikums" gesiegt und ist nur durch die Reaktionäre in der Kritik aufgehalten worden! Was Liszt und Bülow und alle die anderen jahrzehntelang für ihn getan, ist belanglos. Es gab keine Fortschrittspartei, es brauchte keine zu geben! Kann man leichtsinniger mit den Tatsachen der Geschichte umspringen? Ist nicht gerade Wagner bis auf unsere Tage das glänzendste Beispiel dafür, was eine Partei, was überzeugte Anhänger ausmachen? Ist's nicht bodenlos, alles, was die Getreuen seit 1849 für Wagner getan haben — nicht äußerlich mit Unterstützungen, sondern für die Sache als künstlerische Vorkämpfer! —, das alles als bedeutunglos, als nicht vorhanden ableugnen zu wollen und die große Masse als den Träger jeglichen künstlerischen Fortschrittsgedankens hinzustellen?

Ist's bei dem Kreis um Liszt anders? Ist's anders gewesen bei Bruckner, an den ein paar Schüler und Künstler glaubten und für den ein Apostel wie Ferd. Löwe doch gewiß mehr bedeutet als die „große Masse"? War's anders bei Wolf? Ist's anders bei

Digitized by Google

der kleinen Schar Überzeugter, die sich um Hans Pfitzner scharen? Aber Richard Strauß kann solche Tatsachen nicht brauchen. Die Masse ist's, die ihn seit ein paar Jahren trägt. Er will nur sich und der Masse seinen Erfolg danken, also muß die Bedeutung von Fortschrittsparteien bei allen Großen, bei allen Erfolgen geleugnet werden, und der derzeitige Beherrscher des deutschen Musiklebens bietet den Zuschauern das amüsante Schauspiel einer Verbeugung vor der rudis indigestaque moles des Publikums. Da dieses nun aber leider gerade jetzt gleichzeitig um zwei goldene Altäre jauchzt, nämlich um den, auf dem Salome und um den noch goldeneren, auf dem die Lustige Witwe ihre Tanzposen einnimmt, wird ein entschuldigendes: „Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust" hinzugefügt. Denn nur das ganz Große — Strauß — und nur das ganz Banale — Lehar — zwingt die Gefühle der Menschen. Alles Mittelmäßige nur — dazu hätten noch vor wenigen Jahren Hugo Wolf, Brahms und d'Albert gehört, dazu gehören jetzt noch Draeseke, Bruckner, Urspruch, Peter Cornelius, Hans Pfitzner usw. — erweckt keine Teilnahme.

Es ist ungemein charakteristisch für die Proletarisierung der einst so aristokratischen Musik, daß der Herrscher des deutschen Musikmarktes den Erfolg bei den Massen als Anerkennung künstlerischen Fortschritts hinstellt, daß das Verständnis für die naturnotwendige Vereinsamung aller neuen großen Kunst, für die Kluft, die das Genie von der Welt trennt, so völlig abhanden gekommen ist. Alle höchste Kunst — und die muß der von Strauß gepriesene Fortschritt sein, weil er die höchste Kunst der Vorgänger entweder zu überbieten hat oder aber die großmündigen Redensarten von kraftvoller Weiterentwicklung gefälligst unterlassen solle! — alle höchste Kunst und die große zu Sensationen laufende Masse sind Dinge, die sich ausschließen! Wenn man dafür das Gefühl schon verloren hat, sollte man doch wenigstens so viel Beobachtungsgabe haben, um zu begreifen, daß alles Wirken eines Genies zunächst nur einigen verwandten Naturen faßlich sein kann, durch die es dann der großen Menge nach und nach vermittelt wird. Der ins Wasser geworfene Stein zieht anfangs kleine, dann erst große Kreise über die Fläche des Sees.

Das ist aber das Komischste bei der Sache: Auch Strauß, der die Fortschrittspartei leugnet und gern aus eigener Kraft und von plebis Gnaden Haupt und Herr der deutschen Musik geworden sein möchte, ist nur durch „einen engeren fachmännischen Kreis", durch Parteigänger in die Höhe gekommen. Daß sich erst Bülow und Ritter, das Haus Wagner und seine Getreuen seiner annahmen, lasse man meinetwegen außer Spiel. Denn damals war er noch nicht so sehr Fortschrittsmann (in seinem Sinne) aus Prinzip. Aber den geschickten Neuerer in der Orchestertechnik, den sachkundigen, verwegen erscheinenden Experimentierer hat der mit Wort und Tat für ihn eintretende Enthusiasmus einer zunächst beschränkten Anzahl befreundeter Schriftsteller und Künstler beim Publikum durchgesetzt. Die besseren traten für ihn ein in dem guten Glauben, damit dem künstlerischen Fortschritt zu dienen — sie sind fast ausnahmslos inzwischen scharfsichtiger geworden und umgekehrt —, die unbedeutenderen in dem freudigen Gefühl mit dabei zu sein, wo's am lebhaftesten zuging. Weil sich bald eine so zahlreiche Partei

Digitized by Google

unter den Fachgenossen für Strauß bildete, weil Dirigenten und Sänger und Schriftsteller in der nachdrücklichsten Weise für ihn eintraten, kamen dann die großen Massen zu ihm, die obendrein bald immer mehr das fanden, was sie überall suchen, Sensationen, die die „eine" Seele, die in ihrer Brust wohnt, braucht. Denn das Märchen von den zwei Seelen in der Brust des Publikums ist ein Märchen!

Es muß auf das allerentschiedenste betont werden, daß auch der Werdegang des Straußschen Erfolgs die ausschlaggebende Wichtigkeit einer Partei überzeugter Anhänger erweist, seien das nun Schriftsteller oder ausübende Künstler. Was wären z. B. die Opern von Strauß, der mit Unrecht als ausgezeichneter Dirigent gilt, vielmehr eigene und fremde Werke sehr oft wenig gut leitet, ohne die Initiative des Dresdener Generalmusikdirektors von Schuch, dem die meisten Salome-Dirigenten Salome nachzudirigieren versuchen! Wie hätte sich ein Werk von der Schwäche der Sinfonia domestica einführen und jahrelang halten können, wie hätten die schwachen Lieder von Strauß neben denen von Brahms und Wolf sich behaupten können, wenn nicht die gesamte deutsche Kritik eigentlich jahrelang eine einzige große Strauß-Partei gebildet hätte! Alle die Herren, die so jahrelang für Strauß gewirkt haben, merken jetzt wohl mit eigentümlicher Beschämung, daß sie eigentlich ganz überflüssig waren, daß Richard Strauß keine Freunde nötig hatte, keine Dirigenten à la Schuch, keine Broschürenschreiber à la Seidl, Brecher usw., keine Kritiker à la Ludwig Hartmann, keine Sänger wie Gießen und Wüllner, keinen Allgemeinen deutschen Musik-Verein. Er und die große fortschrittfreudige Masse allein haben's gemacht. Aber nun, da auf einmal eine sehr starke Gegnerschaft den Kampf gegen den so groß Gewordenen aufnimmt, sind die Anhänger gut dazu, die Fliegen abzuwehren und „Pereat die Reaktion" zu rufen.

Ich glaube, es wird nicht allzu viel Musiker und Kritiker geben, die sich mit dieser ihnen von allerhöchster Stelle angewiesenen Beschäftigung begnügen werden. Und ich denke, es gibt Besseres zu tun. Wir brauchen eine Fortschrittspartei, allerdings eine andere als die der letzten Jahre! Wir brauchen eine Fortschrittspartei, die nicht bloß im Eintreten für ein paar neue Komponisten ihre Aufgabe sieht, sondern in der rastlosen Arbeit für die Vertiefung der musikalischen Kultur, in dem Kampfe gegen Mode und Geschäftsgeist, der ja gerade unter der Aera Strauß kräftig geworden ist; eine Fortschrittspartei, die sich nicht in einer Sackgasse verrennt, in der Orchesterwitze und Jongleurkunststücke vorgemacht und von der schaulustigen Menge bejubelt werden, sondern die vorwärts schreitet auf Straßen, die in immer reinere Luft und auf immer freiere Höhen führen. Eine solche Fortschrittspartei brauchen wir. Und wenn sich alle die zusammentäten, die den Gipfel der Kunst nicht in der mit Trivialitäten und Raffinements für die große Menge zurecht gemachten Salome oder in der Kindergeschrei-Sinfonie sehen, dann wäre wohl zu hoffen, daß wir rascher aus dem gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Musiklebens herauskämen, der für ein Volk, das Beethoven und Wagner gehabt hat, gewiß bedauerlich genug ist.

Digitized by Google

Es hat zu allen Zeiten Fortschrittsparteien gegeben und alles Echte hat sich stets dadurch Bahn gebrochen, daß sich eine Anzahl begeisterter Vorkämpfer dafür fanden. Daß der Fortschritt in der deutschen Kunst nicht mit dem Namen Richard Strauß verbunden ist, darüber hat er selbst nun die meisten seiner Anhänger in der deutlichsten Weise aufgeklärt, und wenn er jetzt den Sammelruf zum Kampfe gegen die bläst, die in seiner Überwindung den ersten Schritt auf dem Wege zu neuem, wirklich künstlerischen Fortschritt sehen, so wird dieser Ruf wohl etwas zu spät ertönen.

Ich habe schon gesagt, daß es ein Zeichen der Zeit ist, daß er überhaupt den Ruf ertönen ließ. Solange die Schar seiner Anhänger stark genug war, ihn durchzusetzen, hielt er sich von aller schriftstellerischen Tätigkeit fern, solange es kaum eine Zeitung wagte, gegen ihn aufzutreten, brauchte er kein besonderes Organ zum Kampfe gegen die ihn bedrohende Reaktion. Wenn er jetzt jede Woche auf einer neuen Nummer der Zeitschrift „Morgen" als Herausgeber seine Firma hat, sollte man allerdings wenigstens erwarten, daß „Deutschlands erster Musiker" sich nicht auf den Abdruck von ein paar Wagner-Briefen beschränkt und hie und da ein kleines Artikelchen aufnimmt. Für das, was bisher in der Zeitschrift für die musikalische Kultur getan worden ist, scheint mir die Herausgeber-Firma mehr äußerliche Reklame. Und wenn Strauß bereits im zweiten Heft, um einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, einen Aufsatz über Salome abdrucken läßt, der in begeisterten Tönen hymnischen Überschwangs sich eine Güte tut und u. a. den Satz enthält: „Die Klarheit allein, mit der Strauß dieses Ziel verfolgt, trägt schon das Zeichen des Genies", so macht sich's sehr gut, daß er, der als Herausgeber auf dem Umschlag zeichnet, drin im Heft als Genie hingestellt wird.

Aber noch etwas fordert zu einer deutlichen Anmerkung heraus. In seinem Manifest spricht Strauß in wegwerfendstem Tone von den papiernen Kundgebungen, in denen man mit Worten gegen Werke kämpfe, sagt stolz: „Mein Grundsatz ist nun einmal, daß man für sich selbst nur Taten und Werke, aber nicht Worte reden lassen soll" und sieht mit Mitleid auf die herab, die ohne Schlagworte nicht leben können. Also z. B. auf Wagner, Liszt, Schumann, Peter Cornelius, Bülow, eigentlich auf alle, die in dem letzten Halbjahrhundert für den Fortschritt in der Kunst etwas getan haben!

Wenn man nicht die Begabung hat, soll man sich aber nicht betun wie der Fuchs mit den Trauben. Und wenn man eine große Schar Anhänger hat, die Broschüren und Artikel schreiben, braucht man's nicht selbst zu tun. Und wenn man nur gangbare Lieder und dankbare Orchesterwerke und zugkräftige Opern schreibt, keine großen neuen Prinzipien bringt wie Wagner und Liszt, überhaupt nicht im Dienste einer künstlerischen Idee lebt und kämpft, sondern mit der Mode bald dies, bald das aufgreift, dann hat man allerdings nicht nötig, ernsthafte, tiefe Untersuchungen über Grund- und Lebensfragen der Kunst zu schreiben, wie dies Schumann und Wagner und ihre Anhänger taten.

Aber wenn man so eine Verachtung für alle schriftstellerische Tätigkeit, für alles Wirken durchs Wort hat, wenn man seinen eigenen Taten und Werken — und der großen

Digitized by Google

„fortschrittlichen", d. h. sensationslustigen, unkultivierten Masse — alles aus eigener Kraft zutraut, dann soll man auch nicht als Zeitungsherausgeber tätig sein. Denn einerseits über die Fruchtlosigkeit der Musikschriftstellerei und das Unheil, das sie anrichte, zetern, von seiner eigenen unüberwindlichen Abneigung gegen alle derartigen Kundgebungen reden, erklären: „Ich überlasse daher solche Kundgebungen fernerhin allen denen, die ohne Schlagworte nicht leben können", und doch selbst so schöne Schlagworte fabrizieren: „Fort mit allen Gesetzestafeln, die längst schon von großen Meistern zerbrochen worden sind; fort mit allem Hohepriestertum, das sich einer kraftvollen Weiterentwicklung hindernd entgegenstellen will!" und doch allwöchentlich als Herausgeber zu alledem sein Placet geben, was andere im Sinne des aufgestellten Programms schreiben, und doch sich schon in No. 2 seines eigenen Blattes „Genie" nennen lassen, — das stimmt nicht ganz.

Ich habe bereits betont, daß niemand es einem im öffentlichen Leben stehenden Manne verdenken wird, wenn er die große Macht der Presse zur Stütze seiner Stellung benutzt. Wie große Politiker ihre bestimmten Organe in der Presse brauchen, wie Schumann, Wagner, Cornelius, Bülow, Draeseke und andere sich der Zeitungen bedienten und bedienen, so kann ruhig Richard Strauß sein eigenes Blatt haben. Es hat sich nur gezeigt, daß sich dabei recht viele „Unstimmigkeiten" ergaben. Und auf die hinzuweisen schien mir im Interesse des musikalischen Fortschrittes zeitgemäß. Denn auch im öffentlichen Musikleben darf nicht mehr als „unzeitgemäß gelten, was immer an der Zeit war und jetzt mehr als je an der Zeit ist und nottut — die Wahrheit zu sagen!"

Das Erstarken Japans und die Stellung Deutschlands im fernen Osten.*)

Von

Vizeadmiral z. D. v. Valois.

„Ganz Europa wundert sich nicht wenig, welch ein neues Reich entstanden ist," so konnte man nach Mukden und Tsusima mit einiger Berechtigung singen, — denn Europa hatte in seiner Allgemeinheit sich so wenig mit japanischen Verhältnissen beschäftigt, daß die gewaltigen Erfolge der Japaner zu Wasser wie zu Lande der Mehrzahl aller Völker ziemlich unerwartet kamen.

Zunächst äußerte sich das Erstaunen darin, daß man den Japanern aggressive Absichten nach allen Seiten zuschrieb und sich mündlich wie schriftlich mit dem Thema

*) Dieser Artikel ist ein Teil einer eingehenden Untersuchung des Verfassers über „Deutschland als Seemacht".

Digitized by Google

der gelben Gefahr beschäftigte. Als ob Japan, nachdem es durch den Krieg fast an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt war — wie aus dem Verzicht auf eine Kriegsentschädigung angenommen werden darf — nichts Besseres zu tun hätte, als wie an anderer Stelle neue Verwicklungen heraufzubeschwören.

Solchen Vorhaltungen wurde dann erwidert, daß es sich nicht allein um Japan handle, sondern daß China unter Japans Führung sich dereinst vernichtend auf die alte Welt stürzen würde.

Wenn nun auch die Idee einer Völkerwanderung nach dem Vorbilde von Dschengis-Chan in das Gebiet der Hirngespinste zu verweisen ist, so sind wir doch seit etwa 10 Jahren durch Kiautschau an der Entwickelung der Machtverhältnisse im Osten interessiert.

Bei der Einschätzung politischer Faktoren und Machtverhältnisse kann nur vorurteilslose Beurteilung zur richtigen Würdigung der Lage führen. Es wird stets verhängnisvolle Irrtümer zur Folge haben, wenn dem Gefühl oder der Phantasie dabei zu viel Spielraum eingeräumt wird. Im Falle Japan contra Rußland war es vielen sonst klar denkenden Diplomaten durchaus gegen den Strich, daß ein Volk mongolischer Abstammung, gelber Hautfarbe und nichtchristlicher Religion, die Söhne des heiligen Rurik gründlich geschlagen hatte. Diese sentimentalen Anschauungen unterdrückten an manchen Stellen alle politischen Erwägungen darüber, ob die Folgen dieser Umwälzung für uns Vor- oder Nachteile haben könnten. Vielfach war man sich nicht darüber klar, daß — wenn der Bildungsstand der beiden Nationen verglichen werden sollte — sich die Wage ganz entschieden nach der Seite der gelben Heiden senken würde. Daß die auf der Landkarte so klein aussehenden Inseln eine fast ebenso zahlreiche Bevölkerung hatten wie das Deutsche Reich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, war nicht in weiteren Kreisen bekannt, ebensowenig wie die Geschichte der tapferen, ritterlichen japanischen Nation.

Als wir im September 1860 mit Arkona und Thetis (Frauenlob war kurz vorher mit Mann und Maus im Taifun untergegangen) in Japan ankamen, um dort einen Handelsvertrag abzuschließen, wollte unser Staunen über alles, was wir sehen und kennen lernten, kein Ende nehmen. Das Land von wunderbarer Schönheit, imponierend durch den überall sichtbaren Schneegipfel des Fusi Yama. Stadt und Land, Weg und Steg in größter Ordnung und Sauberkeit, die Felder wie Gärten angelegt, die Bevölkerung in den oberen Klassen ernst, aber verbindlich, in den unteren heiter und entgegenkommend, dabei reinlich und sorgfältig gekleidet. Kunst und Gewerbe waren in gewissen Richtungen derartig entwickelt, daß die europäische Industrie neue Anregungen von ihnen erhielt.

Die politischen und sozialen Verhältnisse erinnerten an die Zustände im lieben Vaterlande zu den Zeiten des Rittertums. Panzer, Schwerter, mächtige Bogen und Lanzen waren die Hauptwaffen, Luntenflinten gab es zwar, sie waren aber augen-

Digitized by Google

scheinlich nicht sehr geschätzt. Jeder Fürst hatte ein zahlreiches Gefolge von Vasallen, deren Subordinationsverhältnis vom Vater auf den Sohn überging; die Bevölkerung war in verschiedene soziale Klassen eingeteilt. Das Land zerfiel in mehrere hundert kleinere und größere Staaten, deren Herrscher zwar dem Namen nach einem Kaiser untergeordnet waren, die in Wirklichkeit aber selbständig oder jedenfalls oft unbotmäßig waren.

Wir hatten den Eindruck, in ein Land zu kommen, dessen Verhältnisse sich in guter Ordnung befanden, das in politisch-sozialer Hinsicht aber auf dem Standpunkte des Mittelalters stehen geblieben war. Die Abgeschlossenheit des Landes in früherer Zeit gegen die ganze übrige Welt ist bekannt. Portugiesen hatten kurze Zeit Eingang gefunden und waren durch die Holländer verdrängt worden, die seitdem in Nagasaki auf der kleinen Insel Desima ein Dasein fristeten, wie dereinst die Juden bei uns in den Ghettos. Alle Versuche der Europäer, sich des Handels wegen Eingang zu verschaffen, begegneten unverhohlener Abneigung seitens der Japaner, denn die herrschenden Klassen, — die Daimions und Yakunins — schätzten die Pfeffersäcke nicht höher ein, als es seiner Zeit unsere Ritter getan hatten.

Zwischen China und Japan hatten Perioden des Verkehrs mit solchen der bittersten Feindschaft abgewechselt, denn seit vielen Jahrhunderten hatte die Frage der Vorherrschaft in Korea Veranlassung zu gespannten Beziehungen und schweren Kämpfen gegeben. Als Tributärstaat von China hatte Korea gegen die Raubzüge der Japaner um chinesische Hilfe gebeten, so daß im Jahre 1275 der Kaiser Kublai Chan — ein Nachkomme von Dschengis-Chan — einen Rachezug gegen Japan anordnete. Ein Heer von angeblich 100 000 Mann landete auf Kiusin, doch wurde dasselbe fast völlig vernichtet. Der größte Heereszug von seiten Japans nach Westen wurde im Jahre 1592 unternommen. Unter der Regierung des Regenten Tojotomi Hideyoshi landete ein großes japanisches Heer bei Fusan. Während siebenjähriger Kämpfe wurde ein großer Teil Koreas in eine Wüste verwandelt, so daß die Erinnerung daran in Korea noch nicht erloschen ist. Schließlich mußten die Japaner aber alle Eroberungen aufgeben und sich zurückziehen. In Kioto ruft der Mimizuka (Ohrenhügel) — woselbst die Nasen und Ohren von 185 738 Koreanern und 29 104 Chinesen beigesetzt sein sollen, den Japanern die Erinnerung an die Vergangenheit ins Gedächtnis. Diese äußerlichen Verzierungen des menschlichen Körpers wurden damals als Siegesbeweis in die Heimat gesendet, wie z. B. gegenwärtig in Abessinien andere Körperteile des Feindes; merkwürdig erscheint die Genauigkeit der Buchführung.

Seitdem hatte sich Japan derartig gegen die ganze Welt abgeschlossen, daß sogar durch Sturm ins Ausland vertriebene Japaner nicht mehr in die Heimat zurückkehren durften. Die Holländer kamen in der Abgeschlossenheit auf Desima gar nicht in Betracht. Man schien instinktiv zu fühlen, daß ein Eindringen fremden Einflusses und fremder Anschauungen zum Umsturze der althergebrachten Einrichtungen führen

Digitized by Google

könnte. Bis Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden alle Versuche fremder Nationen kurzerhand abgewiesen und erst 1854/55 gelang es dem amerikanischen Commodore Perry mit einem amerikanischen Geschwader, nachdem Japan eingesehen hatte, daß eine fernere Weigerung zu Feindseligkeiten führen würde, einen Handelsvertrag abzuschließen oder vielmehr zu erzwingen. Damit war Bresche in die Abgeschlossenheit gelegt und andere Nationen erreichten in den nächsten Jahren dieselben Rechte.

Als wir unter Graf Fritz Eulenburgs Leitung im Herbste 1860 mit Japan in Verhandlung traten, waren die ältesten dort angesessenen Diplomaten über die tatsächlichen politischen Verhältnisse nur sehr ungenau orientiert. Man sprach vom Mikado als dem geistlichen Oberhaupte und hielt den Taikun für den Vertreter des japanischen Reiches in politischer Beziehung; für den weltlichen Kaiser. Da die Selbständigkeit zahlreicher anderer japanischer Fürsten bekannt war, glaubte man das ganze Land in ähnlicher Weise organisiert (oder desorganisiert), wie seinerzeit das heilige römische Reich deutscher Nation. Nur daß die Japaner den Vorteil hatten, einen nationalen Papst zu besitzen, der innerhalb des eigenen Landes residierte. Diese Auffassung schien berechtigt, weil die Verträge mit den fremden Mächten stets vom Taikun abgeschlossen wurden. Nach Jahren erklärte sich das dadurch, daß der Taikun die Genehmigung nur für solche Plätze erteilen konnte, welche direkt unter seiner Oberhoheit standen.

Der Taikun oder Shiogun hatte ursprünglich nur die Würde als Reichsfeldherr innegehabt, und diese wurde vom Mikado stets einem der mächtigsten Fürsten verliehen. Als der Umschwung in Japan sich vorbereitete, bekleidete Prinz Hitotsbashi (Stotsbaschi gesprochen) diese Würde. Yeddo war in Wirklichkeit nur die Hauptstadt des Taikun-Besitzes, wurde aber von den ersten Fremden — den Amerikanern unter Commodore Perry — für die Hauptstadt des ganzen Reiches gehalten. Alle anderen Nationen akzeptierten diese Auffassung und der Taikun wurde demzufolge als der wirkliche Herrscher von ganz Japan betrachtet. Die andern Fürsten schlossen ihre Besitzung trotzig gegen jeden Verkehr mit den Ausländern ab, und der Taikun war außerstande, etwas dagegen zu tun. Versuche, in Verkehr mit den andern Fürsten zu treten, führten zu ernsten Kämpfen, die zwar ungünstig für die betreffenden Fürsten ausfielen, aber das Ziel größerer Handelsausdehnung nicht erreichten.

Gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts merkten einige der südlichen Fürsten, daß sich die Hausmacht des Taikuns durch den Handel mit Europa und die Organisation seines Heeres und der Flotte nach europäischen Vorbildern in bedenklicher Weise für ihre Unabhängigkeit verstärkte. Dieselben stellten daher dem Taikun die Alternative: Öffnung aller Häfen Japans für den Handel aller Nationen oder Rückkehr zu der früheren Abgeschlossenheit und Vertreibung aller Fremden. Beides verweigerte der Taikun, in erster Linie wohl, weil er Herr der Lage zu sein glaubte, dann

Digitized by Google

auch, weil der erste Vorschlag eine unabsehbare Kette von Verwicklungen voraussehen ließ und der zweite unausführbar war, da dies zu einem Konflikt mit allen fremden Nationen führen mußte, dem Japan in seiner damaligen Zersplitterung nicht gewachsen war. So kam es denn 1868 zum Kampfe, und da die Hauptgegner des Taikuns ihren Besitz im Süden hatten — Satzuma, Nagato, Tosa und Hizen — so war es ein Kampf des Südens gegen den Norden, denn zahlreiche Fürsten des Nordens schlossen sich der Partei des Taikuns an.

Der Mikado, dessen ursprünglicher Besitz — die als Gokinai benannten fünf Provinzen um Kioto — längst in fremde Hände gefallen war, dessen Macht dementsprechend im wahren Sinne des Wortes nicht von dieser Welt war, schien aber doch in der Gedankenwelt des Volkes eine große Rolle zu spielen. Denn als die südlichen Fürsten sich des Mikados als Panier bemächtigten und erklärten, der Krieg gegen den Taikun würde zur Wiederherstellung der alten Kaisermacht und für die Einheit des Reiches geführt, neigte sich der Erfolg auf die Seite des Südens. Verschiedene Fürsten verließen das Heer des Taikuns und in der blutigen Schlacht bei Fushimi siegte der Süden über den Norden. Der Taikun legte seine Würde nieder und der Kampf war dadurch nahezu beendet, ohne die vielen sonst einen Bürgerkrieg begleitenden häßlichen Folgen. Das Ende des Kampfes spielte sich im hohen Norden unfern Hakodate ab, wohin sich die Schiffe des Taikuns zurückgezogen hatten.

Für uns ist diese Episode deshalb interessant, weil das einst bedeutendste Schiff der preußischen Flotte — die Radkorvette Danzig — unter dem Kommando von Enamotto Kamadiro (später Gesandter in Petersburg) im Kampfe gegen den Stonewall Jackson (ein von Armand gekauftes Schwesterschiff unseres ersten Prinz Adalbert) dort auf den Strand gesetzt und in die Luft gesprengt wurde.

Nachdem ich als Seekadett auf der alten Segelfregatte Thetis (1859—1862) das alte feudale Japan kennen gelernt hatte, war es mir doppelt interessant, als Offizier auf der Vineta (1865—68) das Heranziehen dieses neuen Zeitabschnittes beobachten zu können.

War auch der Taikun gestürzt, so wurde durch die Erhebung des machtlosen Mikado zu seiner früheren Stellung die Lage des Reiches den Fremden gegenüber in keiner Weise gebessert. Viele Fürsten, denen das Schicksal anderer Nationen nicht unbekannt war, hielten eine Zerreißung des Landes durch die Fremden nicht für unmöglich, denn die Existenz der vielen selbständigen Fürsten und der Mangel eines Einverständnisses zwischen Süd und Nord ließen eine einheitliche Leitung ohne starke Zentralgewalt aussichtslos erscheinen. In Erkenntnis dieser Lage einigten sich vier der mächtigsten Fürsten Japans zu einem Entschlusse, der denselben für alle Zeiten ein ehrenvolles Gedächtnis in der Geschichte Japans sogar in derjenigen der ganzen Welt — sichern wird.

Mit dem Manifeste, von dem ein Teil wörtlich lautet: „Nur ein Wille und ein Gesetz darf fortan in Japan gelten. Wenn dann die inneren Angelegenheiten des Reiches auf

Digitized by Google

der richtigen Grundlage geregelt werden, wird dasselbe imstande sein, den ihm gebührenden Platz neben den andern Ländern der Welt einzunehmen" — legten die Fürsten von Satzuma, Choshin (Nagato), Hizen und Tosa die Souveränität ihrer Länder zugunsten des Mikados nieder. Keinem Zwange gaben sie nach, das Motiv dieser Handlung war nur in reinster Vaterlandsliebe und klarer Erkenntnis der politischen Lage zu suchen. Niemals vorher hat die Weltgeschichte einen solchen Akt verzeichnen können, und die stolzen Vertreter der christlichen Nationen (wir Deutsche in erster Linie) mögen sich erinnern, daß ihre Einigkeit zum großen Teil durch Gewalt und harte Kämpfe erreicht worden ist. Dort ist der Beweis erbracht worden, daß vornehme Denkweise und Tapferkeit unabhängig sind von Religion und Abstammung.

Von 276 Fürsten folgten 241 sofort diesem Beispiele, die andern schlossen sich bald an, und die Einheit eines Reiches von damals ca. 35 Millionen war ohne Blutvergießen in der Zeit von einigen Monaten eine vollendete Tatsache. So trat Japan in die Reihe der Mächte ein, und jedes Volk der Erde wird mit ihm als Faktor von Bedeutung zu rechnen haben.

Mit dem durch die Einigkeit gesteigerten Gefühle der Macht erwachte auch die alte Ambition vergangener Zeiten betreffs der blutigen Kämpfe um die Vorherrschaft über Korea. Das führte zu dem Kriege mit China 1894—95, in welchem zwar nicht das erstrebte Ziel — Korea — erreicht wurde, Japan immerhin aber den Besitz von Formosa, der strategisch wichtigen Pescadores, die Liu Chin-Inseln und eine Kriegsentschädigung einbrachte. Die Beschränkungen im Frieden von Simonoseki sowie das spätere Verhalten Rußlands in der Mandschurei und Korea veranlaßten den letzten blutigen Krieg mit den Kulminationspunkten Mukden und Tsusima, und sicherten Japan endlich die seit mehr als 1000 Jahren angestrebte Stellung in Korea.

Das Kaisertum der erwachenden Morgenröte blieb zwar noch bestehen, doch besteht nicht der leiseste Zweifel darüber, daß alle Verhältnisse dort genau nach japanischen Anordnungen geregelt werden und auch der leiseste Widerstand dagegen beseitigt werden wird. Mit diesem Zustand der Dinge im fernen Osten werden wir uns nunmehr zu beschäftigen haben.

Es ist erklärlich, daß man in Peking die Niederlagen der Russen mit Schadenfreude begrüßt hat, der Friede von Portsmouth wird diese Freude sehr beeinträchtigt haben, denn er hat den Chinesen keine Besserung ihrer Lage gebracht. Korea scheint unwiederbringlich verloren, und wie es mit der Mandschurei werden wird, dürfte schwierig sein vorauszusehen. Einstweilen herrscht im Süden noch der japanische Einfluß, und leicht kann dort ein japanisches Ägypten entstehen.

Scheint auch einstweilen die alte Gegnerschaft zwischen Japan und China begraben zu sein, so ist die Genugtuung, daß die gelben Brüder (?) eine Nation der rothaarigen Teufel geschlagen haben, doch recht teuer mit Korea - Liangtung bezahlt. Japan — der uralte Nationalfeind der Chinesen und von denselben bisher mehr verachtet als ge-

Digitized by Google

fürchtet — sendet nun Offiziere und Beamte hinüber, um die militärische Ausbildung zu leiten, hauptsächlich aber, um die Hilfsquellen Chinas dem japanischen Handel zugänglich zu machen. Die Chinesen lassen dies ruhig über sich ergehen, wie schon manche andere Welle ausländischen Einflusses. Nacheinander — ja sogar nebeneinander, da die Provinzen Chinas darin ganz selbständig handeln konnten — haben dort Instrukteure mehrerer Nationen an der Beseitigung des chinesischen Zopfes vergeblich gearbeitet. Die am Jalu von den Japanern besiegte und nachher in Weihaiwei vernichtete chinesische Flotte war von englischen Seeoffizieren organisiert worden. Es muß abgewartet werden, wie lange die japanische Periode anhalten und welche Wirkung dieselbe hinterlassen wird. Vermutlich wird dieselbe nicht viel tiefer eindringen als wie ein leichter Sommerregen in einen guten Regenrock.

Zweifellos ist das Reformbedürfnis in gewissen Kreisen Chinas ernstlich gemeint, obgleich im allgemeinen der gebildete Chinese eine Überlegenheit des Abendlandes in zivilisatorischer Beziehung nicht anerkennen will. Diese Frage mag bezweifelt werden. Bei der ungeheuren Größe des Reiches und der Tatsache seines mehr-tausendjährigen Bestandes (nach chinesischen Angaben) kann eine philosophische Anschauung sich gewöhnt haben, Siege und Niederlagen, Erwerb und Verlust von Territorien nur als vorübergehende Erscheinungen im Wechsel der Zeiten zu betrachten. Es ist daher möglich, daß nach dem Verblassen der durch die letzten Kriege hervorgerufenen Eindrücke, der alte konservative Hochmut der Mandarinen wieder zur Herrschaft kommt und alles wieder in den alten Schlendrian verfällt. Es müßte den Chinesen an gesundem Menschenverstande fehlen, wenn sie glauben sollten, daß Japan im Interesse der gelben Rasse den Krieg geführt hätte. Die einfachste Überlegung wird ihnen sagen, daß Korea, Port Arthur, Formosa und die Pescadores in den Händen einer in unmittelbarer Nachbarschaft liegenden mächtigen Nation für Chinas Unabhängigkeit sehr viel gefährlicher ist, als die unbedeutenden Enklaven von Kiautschau, Hongkong und Makao, deren Besitzer in unendlicher Entfernung von Chinas Küste wohnen.

Vielen chinesischen Patrioten wird es schmerzlich sein, daß Teile des Reiches sich in fremden Händen befinden, ob diese Hände aber gelb oder weiß sind, dürfte dabei nicht ins Gewicht fallen. Einen durch das ganze Land gehenden Patriotismus im Sinne europäischer Nationen kennt der Chinese überhaupt nicht, denn es ist wiederholt vorgekommen, daß, während ein Teil des Landes Krieg führte, in andern Teilen die beiden streitenden Parteien in alter Weise verkehrten. Selbst nicht die zweimalige Eroberung Pekings vermochte die Bevölkerung von Shanghai in lebhafte Erregung zu versetzen, obgleich die örtliche Trennung beider Städte keine sehr bedeutende war. (Wenn man chinesische Verhältnisse in Betracht zieht.) Japan wird schwerlich annehmen, daß China die uralte Gegnerschaft und den Verlust von Korea, Liaotung usw. vergessen wird, und es wäre daher recht unüberlegt, eine Nation, die 7- oder 8mal so zahlreich ist wie das eigene Volk, zur Kriegstüchtigkeit zu erziehen, um dieselbe später bekämpfen zu müssen. Man wird

Digitized by Google

vermutlich in Tokio annehmen, daß die erzieherische Tätigkeit keine andern Erfolge haben wird, als diejenige der Vorgänger, und man wird den Schwerpunkt mehr auf die Erreichung von Einfluß als auf Erziehungsresultate legen. Es ist erklärlich, daß Europäer wie Japaner den Chinesen als Eindringlinge verhaßt sind, den letzteren gegenüber kommt aber noch die Bitterkeit hinzu, von einem bisher als minderwertig betrachteten, verwandten Volksstamm besiegt worden zu sein.

Einer der besten Kenner ostasiatischer Verhältnisse, der — wie sein Vater vor ihm — sein ganzes Leben dort in offiziellen hohen Stellungen zugebracht hat, vertritt die Ansicht, daß ein dereinstiges Erwachen des chinesischen Nationalgefühls sich in erster Linie gegen Japan richten wird. Dann würde die Zukunft in Ostasien die Signatur des Krieges um die Oberherrschaft zwischen China und Japan erhalten und voraussichtlich zur Verdrängung der Japaner aus Korea — wenn auch nicht aus Port Arthur — führen. Da es aber nicht wahrscheinlich ist, daß China sobald aus der alten Lethargie erwachen und in einen Zustand kommen wird, um zu Wasser wie zu Lande als respektabler Gegner Japans in die Schranken treten zu können, wird, soweit die erwähnten Verhältnisse in Betracht kommen, in absehbarer Zeit alles so bleiben, wie es gewesen ist. Es ist nur ein Konkurrent mehr zur Ausbeutung und Aufschließung des chinesischen Reiches aufgetreten, in Wirklichkeit von dem Streben beseelt, so viele Vorteile wie möglich zu erreichen und durch zivilisatorisch instruktive Tätigkeit dem eigenen Lande gewinnbringende Aufträge und Unternehmungen zu sichern.

Auf Grund meiner Eindrücke, die ich im Laufe einer langen Seedienstzeit gewonnen habe — viermal hatte ich Gelegenheit, längere Zeit im Osten zu verleben — halte ich eine Vereinigung Japans und Chinas gegen die alte Welt nicht für wahrscheinlich. Rußlands Pläne sind für lange Zeit nicht zu fürchten und würden auch durch Japan paralysiert werden. Alle andern in Ostasien interessierten Nationen haben keine Veranlassung zu der Annahme gegeben, daß sie weitere Erwerbungen auf Chinas Kosten anstreben.

Es scheint daher wahrscheinlicher, daß China eher gegen den überhandnehmenden Einfluß Japans bei den europäischen Mächten Anlehnung suchen*), als sich mit japanischer Hilfe der kleinen europäischen Enklaven entledigen wird, um dann gänzlich der Vormundschaft seiner gelben Brüder anheimzufallen.

Einige Mächte Europas beeilten sich, nach den großen Erfolgen gegen Rußland mit der aufsteigenden neuen Großmacht Verträge abzuschließen, für welche keine zwingende Notwendigkeit vorlag und die schwerlich dazu beigetragen haben werden, die Achtung vor denselben in Japan zu steigern: England versicherte sich japanischer Hilfe zur Verteidigung seiner indischen Besitzungen, Frankreich läßt sich seinen Besitz in Hinterindien von Japan garantieren. Die beiden andern wegen ihrer Beziehungen zu Ostasien noch in Betracht kommenden Großmächte sind Amerika und Deutschland.

*) Es sind inzwischen bekanntlich schon Differenzen zwischen den Japanern und Chinesen entstanden. —

Digitized by Google

Die Differenzen mit Nordamerika wegen der Verweigerung verschiedener Rechte an japanische Untertanen durch die Kalifornischen Behörden füllen seit Monaten die Zeitungen und haben Gerüchten über Kriegsmöglichkeiten Nahrung gegeben. Inwiefern eine Nation zurzeit berechtigt ist, sich gegen Einwanderung unliebsamer Elemente abzuschließen, wird von den Machtverhältnissen der in Frage stehenden Völker abhängen. Wie lange die Frage darüber zwischen Amerika und Japan in der Schwebe bleiben wird, ist nicht vorauszusehen. Mit absoluter Sicherheit steht zu erwarten, daß Japan auf die Dauer eine solche Behandlung nicht ruhig hinnehmen wird, — welche für sein Selbstgefühl verletzend und mit den berechtigten Ansprüchen einer Großmacht nicht in Einklang zu bringen ist. Auch die Freundschaft mit England kann leicht wegen ähnlicher Vorkommnisse auf die Probe gestellt werden, denn Columbien (Vancouver), Australien und Neuseeland verhalten sich zur Frage der farbigen Einwanderung nicht wesentlich anders als wie Kalifornien.

Die Erwerbung von Kiautschau wird merkwürdigerweise auch von solchen bemängelt, welche anderseits den Erwerb von Flottenstützpunkten für notwendig halten. Einen solchen Punkt in Ostasien zu besitzen, war für uns von größter Wichtigkeit, und daß derselbe zu einem Eingangshafen von Bedeutung geworden ist und gute Aussichten hat, ein Handelszentrum ersten Ranges zu werden, beweist, daß wir mit Glück und Verstand zugegriffen haben. Wo in dortiger Gegend ein anderer, ähnlich günstiger Platz zu haben gewesen wäre, der nicht ebenso wie Kiautschau nach Ansicht einiger Weisen des Abendlandes von der Gnade Englands und Japans abhängig sein würde, haben diese Weisen vergessen, anzuführen. Derartige Besorgnisse entspringen denselben Quellen, aus denen auch die Klagen über unsere Isoliertheit und die Zerfahrenheit unserer Politik herrühren, und bekunden mehr Zweifel an der eigenen Kraft und Mangel an Selbstbewußtsein als richtige Beurteilung der Verhältnisse. Wenn unsere Politik sich von derartigen Zukunftsmöglichkeiten bestimmen lassen sollte, so hätten wir uns die Mühe sparen können, Weltpolitik zu treiben und die Schaffung einer starken Flotte anzustreben.

Japan hat für lange Jahre Aufgaben von höchster Wichtigkeit im eigenen Lande sowie in der Mandschurei und in Korea zu erfüllen. Korea, halb so groß wie ganz Japan, mit nur ca. 6 Millionen Einwohnern gegenüber den 52 Millionen der japanischen Inseln, bietet ein weites Gebiet für Einwanderung und industrielle Betätigung mannigfachster Art. Zieht man die bereits bestehende, und schwerlich leicht zu beseitigende Spannung mit Nordamerika in Betracht, so bedarf es keiner besonderen Voraussicht, um zu behaupten, daß Japans politische Leiter sich nicht unnötigerweise neue Schwierigkeiten schaffen werden.

Wenn die japanische Politik nach Motiven von Max und Moritz geleitet würden, wäre es ja möglich den Versuch zu machen, uns aus Kiautschau herauszugraulen: aus Größenwahn, Don Quixoterie oder Freude am Unfug. Da das Gebiet im Falle des Erfolgs

Digitized by Google

doch wohl an China zurückgegeben werden müßte — unserseits zu anderer Zeit und an anderer Stelle eine Gegenrechnung präsentiert werden könnte — und Japans bisherige Politik nicht die Annahme rechtfertigt, daß es sich zu zwecklosen Torheiten hinreißen lassen wird, besteht zurzeit keine Aussicht, daß unser ostasiatischer Stützpunkt gefährdet werden wird. Für England dürfte die Frage, ob Kiautschau deutsch bleibt oder chinesisch wird, auch nicht so wichtig sein, um die aus einer feindlichen Haltung gegen uns erwachsenden Folgen an andern Stellen der Welt dafür in den Kauf zu nehmen.

Von allen in Ostasien interessierten Großmächten der alten und neuen Welt ist Deutschland diejenige, für welche die geringste Chance einer Kollision, ja selbst nur eines Interessengegensatzes mit Japan vorliegt. Deutschland ist frei von Vorurteilen, wie sie in Kalifornien zum Ausdrucke gekommen sind und in vielen englischen Kolonien vorherrschen. Hüten wir uns, in unsern Kolonien einen ähnlichen Standpunkt in betreff Einwanderung und Gleichberechtigung einzunehmen, und begrüßen wir das Aufblühen des japanischen Reiches mit aufrichtigem Wohlwollen in der Erwartung, daß uns dadurch keine Schwierigkeiten erwachsen können. Wir haben anderen Nationen erfolgreiche Konkurrenz gemacht. Sollte es uns in Ostasien ebenso ergehen, so wird uns dies nur zu erhöhten Anstrengungen, nicht aber zu einer unfreundlichen Haltung gegen Japan veranlassen.

Bei der großen Küstenausdehnung, den vielen ausgezeichneten Häfen und der zahlreichen Küstenbevölkerung erscheint es möglich, daß Japan dereinst im Osten das Dominium Maris anstreben und in bezug auf die Stärke der Flotte mit England konkurrieren wird. Daraus kann eine Rivalität mit England entstehen, und das würde sowohl für die Allgemeinheit als auch für Deutschland vorteilhaft sein.

Japans Erstarkung muß als ein für uns günstiges Ereignis betrachtet werden, welches unserer Politik schon förderlich gewesen ist und fernerhin noch förderlich sein kann. Es erscheint fraglich, ob wir ohne Mukden die Konferenz von Algeciras hätten erzwingen können, und was die Zukunft betrifft, so wird Nordamerika seine Noten in den Fragen der Monroe-Doctrin nicht mehr in der früher beliebten Dur-Tonart abfassen.

Demgegenüber kommt die eingebildete Gefährdung von Kiautschau nicht in Betracht.

Einer geschickten Politik dürfte es gelingen, durch ein aufrichtiges Do ut Des-Verhältnis nicht nur jede Möglichkeit der Spannung auszuschließen, sondern auch ein freundschaftliches Zusammenarbeiten mit Japan zu erreichen.

Digitized by Google

Kolonialpolitik.

Von

Staatsanwalt Dr. Victor Fuchs.

I.

Politik ist die Kunst, das Bedürfnis der Nation als Gesamtheit zu erkennen und seiner Befriedigung die Wege zu ebnen. Erstreckt das Bedürfnis sich auf die Ausnutzung, Angleichung, Beherrschung wesensfremder Völker und Gebiete, so spricht man von Kolonialpolitik.

Kolonialpolitik ist Weltpolitik, Weltgeschichte ist Kolonialgeschichte. Die Geschichte des europäischen Kulturkreises einschließlich Amerikas und Australiens ist durchweg nichts als die Geschichte eines grandiosen Kolonialkampfes: des Kampfes germanischer und romanischer Kolonisation, ausgefochten von den jeweiligen Vormächten, ein Kulturkampf im wahrsten Sinne des Wortes. Rom und sein Erbe, die römische Kirche, deren Schwert, abgesehen von der kurzen von Spanien verschafften Erholungspause, Frankreich führte, fochten auf der einen Seite für die kolonialen Güter und Weltinteressen ihres Völkerzweiges, auf der anderen stritt das alte deutsche Reich und sein politischer Erbe England; das nur eine kurze Zeitspanne hindurch von Holland und Schweden abgelöst wurde. Caesar und Gregor VII. führten für $1^1/_2$ Jahrtausend die romanische Kolonisation zum Sieg und rückten ihre Kulturgrenzen vor bis zum Eismeer. Canossa war die Kapitulation Germaniens. Luther, Elisabeth von England und Bismarck stellten das Gleichgewicht wieder her, entrissen Nordeuropa bis zum Rhein und zur Donau, Nordamerika und Australien sowie das Weltmeer dem Romanentum und gaben dem Germanen sein Erbe zurück. Ein Canossa aber hat das Romanentum bisher nicht erlebt. Mag sein, daß das 20. oder 21. Jahrhundert es ihm bringen und für die ferneren $1^1/_2$ Jahrtausend die Weltkolonisation dem Germanentum ausliefern wird.

Verschwindend gegen jenen weltkolonialen Gegensatz ist der Widerstreit der einzelnen Staaten desselben Völkerzweiges untereinander. Aber auch er ist kolonialer Natur. Er dreht sich um die Hegemonie ihrer Gruppe in jenem Weltenkampfe — immerhin ein Streit des Preises wert! Denn demjenigen, der im Augenblicke der Niederwerfung des gemeinsamen Gegners die Hegemonie innehat, dem fällt auch der Hauptanteil der Beute zu: politischer Welteinfluß, territoriale Errungenschaften, Reichtum und reichliche Versorgung seiner Bürger, Mehrung und Verbreitung aller eignen Kulturwerte. Und weil der Preis danach ist, deshalb ist auch der Kampf um die Hegemonie so unerbittlich und herb. Unter den romanischen Nationen zwar ist er kaum merkbar: hier

Digitized by Google

hält Frankreich nach wie vor den Feldherrnstab, seit Rom ihn an Chlodwig gab. Um so schärfer ist er in der germanischen Welt: England — Deutschland — Nordamerika!

England hatte zuletzt die Oberhand, Deutschland ringt um sie und auch Amerika tritt begehrlich auf den Plan. Zwar das amerikanische Angelsachsentum kann nicht ernsthaft konkurrieren. Eingekeilt zwischen die hochstehenden Kulturwelten des buddhistischen Mongolentums und des südamerikanischen Romanentums, im bitteren Kampf ums Dasein zu nichts geschult als zum Erwerb, ein Volk ohne kriegerische Stoßkraft und ohne überlegene sittliche und ideale Güter, wird es zwischen jenen gleichwertigen und nicht minder starken Welten sich immer behaupten, nie aber sie oder gar die europäische Welt sich in irgend einer geistigen oder körperlichen Form untertan machen können. Zum Weltherrscher ist Nordamerika nicht geboren, solange diese Stellung nicht zu kaufen ist.

Um so ebenbürtiger ist der Kampf um die germanische Hegemonie, die die Weltherrschaft bedeutet, zwischen England und Deutschland. In diesem Wettstreit — nicht in kümmerlicher Handelsrivalität, die nur ein Symptom ist — ist der langsam aber stetig wachsende Gesamtgegensatz dieser beiden Staaten zu suchen. Karthago und Rom! Und Rom hat schließlich Karthago, der Bauer den Händler besiegt! Das ist es, was England schüttelt und den Gegensatz beider Staaten unaufhaltsam schärft, je mehr die Romanengefahr sich mindert, das Kolonisationsgebiet des Germanentums in allen Weltteilen sich ausdehnt und die große Weltbeute näher rückt, die England um die Mitte des 19. Jahrhunderts schon zu halten meinte und die es seit Sedan wieder in Frage gestellt sieht.

Auch Slawentum und Mongolentum melden sich neuerdings zum Wort. Sie sind aber in mehrtausendjähriger Geschichte trotz Attila, Mohammed und Tschengiskhan den Nachweis schuldig geblieben, daß sie Europa geistig etwas zu geben, körperlich ihm etwas zu nehmen vermögen. Ihr Anspruch gleicht auf ein Haar demjenigen des frühmittelalterlichen Arabertums: im Orient überlegen, endet er an den Toren Europas und ist daher von vornherein in seiner Aussicht begrenzt. —

Weltgeschichte ist Kolonialgeschichte. Die Verneinung des kolonialen Gedankens ist der Verzicht auf die fernere Anteilnahme an dem romanisch-germanischen Schicksalskampfe. Sie ist Stillstand, und Stillstand ist Rückschritt. Dem Rückschritt folgt der Zusammenbruch und diesem die Auflösung. Die Verneinung des kolonialen Gedankens ist daher für ein großes Volk nicht mehr und nicht minder als die Verneinung des Willens zum Leben. Sie ist politisches Siechtum und schließlich politischer Tod.

Kolonialmacht ist Weltmacht. Rom und England, Spanien und Holland gewannen und verloren ihre Weltstellung mit dem Steigen und Fallen ihrer Kolonialgeltung. Griechenland, zu schwach zur politischen Weltkolonisation, schuf sich in seinem Lebensdrange wenigstens ein geistiges Weltkolonialreich und die römische Kirche, in ähnlicher Lage, folgte seinem Beispiel. Will Deutschland — geistig und

Digitized by Google

körperlich wohl das stärkste, weil systematischste und organisierteste, aller Völker — seine welthistorische Mission damit beschließen, daß es das Wald- und Sumpfland zwischen Rhein und Weichsel urbar gemacht hat? — „Deutschland versteht nicht zu kolonisieren," sagen die Rivalen — mit so viel Objektivität, als den Qualifikationen von Rivalen stets beizumessen ist. Die Furcht vor Deutschlands Kolonialkraft, die Furcht vor seinem Wettbewerbe im Weltgetriebe dort draußen außerhalb seiner Landesgrenzen, die Hoffnung, ihm durch Lähmung seines Selbstvertrauens den Wettbewerb zu verleiden, ist es, die — mehr oder weniger bewußt — jenes Urteil erzeugt haben und es in allen Welten erschallen lassen. In der Geschichte findet es keine Bestätigung. Deutschlands Werk ist die Kolonisation zwischen Elbe und Weichsel, Donau und Leitha. Holland und England haben nur farbige Völker ohne oder mit weit nachstehender Kultur kolonisiert und ihre Kolonisation war zumeist Vernichtung. An Irland und Frankreich, von dem es einst weite Strecken besaß, ist das kolonialgewaltige England gescheitert und von allen weißen Völkern hat es nur das kleine Schottland sich anzugliedern vermocht. Deutschland aber hat in seinem Osten und Süden Millionen und Abermillionen gleichstehender weißer Menschen sich so angeglichen, daß sie nicht nur untrennbar mit ihm verbunden, sondern nicht einmal mehr zu unterscheiden sind. Und einst gab es sogar eine Zeit, da reichten Deutschlands Grenzen bis zur Theiß und bis zum Atlantischen Ozean, bis zum Sund und bis nach Palermo. Unauslöschliche Erinnerungsmale dieses deutschen Weltalters sind jenen Länderstrecken noch heute aufgeprägt. Ein Volk, das solches geleistet hat, kann nicht unfähig sein, auch unter fremdem Himmelsstrich und unter farbigen Völkern zu kolonisieren. Wo sich Fehler zeigen, da berechtigt die Vergangenheit wohl zu dem Schluß, daß dies Fehler der **Methode**, nicht der **Begabung** sind. Es war sicherlich kurzsichtig, zu glauben, man könne Suaheli und Haussa, Herero und Kanaken auf demselben Wege kolonisieren, wie einstmals Litauer und Polen, Wenden und Böhmen. Die Folge dieser Kurzsichtigkeit war denn auch der unausbleibliche Mißerfolg. Wenn der Deutsche aber erst erkannt hat, daß die Welt des Orients und der Tropen mit anderen Mitteln und unter anderen Bedingungen dienstbar gemacht werden muß, als dereinst das östliche und südöstliche Europa, was berechtigt dann noch anzunehmen, daß ihm geringerer Erfolg beschieden sein werde als den anderen germanischen Völkern, den Goten und Franken, Normannen, Holländern und Angelsachsen? Und das Ringen um den Orient und die Tropen ist — nach dem in Europa selbst vorerst eingetretenen Waffenstillstand — der nächste Inhalt des großen europäischen Kolonialkampfes. **Dort** wird der Boden für die große europäische Entscheidung bereitet, dort die politische, ökonomische und kulturelle Waffe geschmiedet und geschliffen, mit der dereinst in Europa gefochten werden soll. Ägypten, Kongo und Senegal, China, Korea, Persien, Marokko: discite moniti! Die Welt ist **niemals** verteilt für den, der Teil an ihr haben **will**.

Digitized by Google

Notizen eines Schauspielers.

Von

Friedrich Kayßler.

Grenzen einer Rolle.

Der nachdenkende Schauspieler begeht leicht den Fehler, daß er sich in jedem Augenblick allzusehr das ganze Stück oder auch die ganze Rolle des Gegenspielenden vor Augen hält und dadurch seinen Ausdruck unwillkürlich über die Grenzen des Bewußtseins hin erweitert, das er als einzelne Gestalt im Stück haben darf. Immer darf er nur das auf sich und seinen Ausdruck wirken lassen, was er in der betreffenden Szene oder in der voraufgehenden vor den Augen des Zuschauers selbst erlebt hat, es sei denn, daß etwas Bestimmtes von ihm erzählt worden ist, das er nun auch mit zu beobachten hat. Beispiel: Szene zwischen zwei Liebenden. Die Liebe des Mannes ist im Verlöschen, ohne daß er es noch weiß. Der drohende Verlust dieser Liebe ist die Tragik des Mädchens im Drama. Hier läuft der Schauspieler Gefahr, daß das Rührende der vereinsamenden Mädchenseele (desto mehr, je besser sie gespielt wird) Gewalt über ihn bekommt und er, entgegen der Richtung seiner Rolle, von diesem Rührenden, das nur für den Zuschauer existieren soll, selbst gerührt wird, wodurch natürlich die Tragik des Mädchens an Glaubwürdigkeit verliert. — Das klingt sehr selbstverständlich, und doch sind vor diesem Fehler gerade die Besten nicht sicher.

Dramatische Spannung.

Ich konnte mir lange nicht erklären, warum Maeterlinck für den Schauspieler so schwer zu spielen ist. Seine Gestalten nennen ihre Gefühle fast immer rückhaltlos bei Namen, und zwar bei ihrem r i c h t i g e n Namen, was noch viel mehr heißen will. Es ist fast immer restlos das ausgesprochen, was im Innern der Menschen vorgehen soll. Damit ist dem Schauspieler sein inneres unsichtbares Spiel genommen; sein Gefühl, das von innen heraus als eine geheime Lichtquelle seine Gebärde, seinen Ton, seine Worte durchleuchten soll, erübrigt sich, weil die Worte alles sagen. Gerade bei den größten dramatischen Dichtern kontrastieren die gesprochenen Worte meistens mit den Gefühlen, die im Innern der Personen vorgehen; es ist, als wäre das innere Gefühl ein Element, das Wort ein zweites Element, und als entstünde aus dem Kampf oder der Vereinigung beider etwas drittes Stärkeres: die dramatische Spannung. Damit ich mich als Zuschauer für eine Gestalt auf der Bühne interessiere, muß mir hinter den Worten der Gestalt immer etwas verborgen bleiben, ein Gefühl, dessen verschleierte

Digitized by Google

Gegenwart ich fühlen und das ich enträtseln möchte. Hin und wieder tut sich in der Rede des Schauspielers ein verräterisches Wort auf wie ein kleines Fenster, durch das ich die Wesenheit des geheimen Gefühls zu erkennen glaube, aber schon flattern andere unklare oder gleichgültige Worte darüber hin und verwischen das Gesehene, und ich versuche von neuem den auf- und niederwallenden Nebel der Worte zu durchdringen, um der Wahrheit dahinter auf die Spur zu kommen. Dies ist dramatische Spannung. Bei Maeterlinck ist diese Spannung nicht vorhanden, weil nichts verborgen, sondern alles ausgesprochen wird.

Unklare Gestalten.

Der dramatische Dichter muß seine Gestalten gleichsam aus der mit Seelenmaterial geschwängerten Gefühlsdimension herausarbeiten, wie der Bildhauer die Gestalt aus der Gebirgsmasse hervorbildet. Weil die starken Dichter so arbeiten, bleiben oft ihre tiefsten Gestalten „unklar", weil sie noch halb im Block, im ganzen, in der Gefühlssphäre — stecken geblieben sind.

Leontes.

(Versuch einer Rollenskizze.)

Ein riesiger Vorhang wird jäh zurückgeschlagen; eine Musikwelle schwemmt eine Gesellschaft königlicher Gäste in tafelfroher Stimmung herein, von der eine dunkle Gestalt fast widerwillig mitgerissen wird: der Wirt des Hauses, Leontes, König von Sizilien. Alle strahlen vom Widerschein eines klaren Himmels, nur auf seiner Stirn segelt eine kleine schwarze Wolke, von unenträtselbarem Ursprung; man sieht sie wohl, doch keiner beachtet sie; denn wer dächte an einem so klaren Tage an Gewitter — wer dächte angesichts dieser Königin an ehelliches Unheil. So ist Leontes' ganze Eifersucht: ein Gewitter aus klarem Himmel, das allen widersinnig und unerwartet ist, höchstens dem Astronomen erklärlich — eine plötzliche unerklärliche Umnachtung einer vom Lichte reinsten Familienglücks erfüllten Seele, die nur ein Arzt beim Namen nennen könnte. Während alles harmlos in vielen reichen Worten sich ergeht, liegt Leontes' Seele zum Sprunge geduckt. Seine mühsam hervorgestoßenen kargen Worte ersticken in verkrampfter Höflichkeit. Seine Augen wandern unablässig zwischen seinem Weib und dem Freunde hin und her; alles an ihm scheint Augen zu bekommen, aus jedem Wort schielt ein Seitenblick nach der Wirkung des zweideutig Gesprochenen. Wenn nicht die Gesellschaft schnell sich löste, würde er offen ausbrechen. Die Gesellschaft verschwindet, er bleibt allein. Seine finsteren Gedanken schleichen auf den Spuren der Gattin und des Freundes davon. — Ein Märchenkönig. Aber darum

Digitized by Google

ein weniger menschlicher König? Märchen heißt nicht Mangel an seelischer Logik, Märchen heißt nur bis ans Äußerste dehnbare Menschlichkeit, es kann heißen bis ins Übersinnliche gesteigerte seelische Möglichkeiten, aber es heißt niemals glatte, schmucklose Unwahrscheinlichkeit. Das aber wäre es, wenn Leontes fröhlich und unbefangen wie alle hereinträte und plötzlich ohne Grund vor den Augen der Zuschauer von Eifersucht befallen würde. Viele verlangen das; man müsse die Eifersucht entstehen sehen, sonst glaube man sie nicht. Glaubt man sie darum eher, wenn sie einem mit lügenhafter Plötzlichkeit vorgestellt wird? Das erste Gebot des Märchens heißt: Glaube mir oder mach, daß du fortkommst. So spricht Shakespeare zwischen den ersten Zeilen und so spricht er aus der Zwischenrede der „Zeit" mit seinem über und über köstlichen Lächeln unbekümmerter Simplizität, die Manna ist für die Gläubigen der Phantasie und tödliche Langeweile für die armen Zweifler und Wahrscheinlichkeitsjäger.

Pianissimo.

Der Schauspieler versäume nicht, auch bei starken Erkältungen zu spielen, wo das Organ Schleichwege gehen muß, um sich zu schonen. Auf diesen erzwungenen Schleichwegen finden die meisten ihr persönlichstes Pianissimo, das sie bei gesunder Stimme viel schwerer oder nie finden, weil sie im Vollgefühl ihrer Stimmkraft es dann, auch gegen besseren Willen, verschmähen, sich einen ganzen Abend ausschließlich mit der Modulation leiser Stimmlagen zu beschäftigen.

Genealogie des Wortes.

Der Schauspieler überspringt beim Lernen der Rolle meistens die Genealogie des einzelnen Wortes. Jedes Wort hat seine kleine Historie in der Werkstatt des Gehirns erlebt, ehe es auf die Lippen kam. Aber der Mensch ist aus Gewohnheit geneigt, das Sprechen der Worte zu selbstverständlich zu nehmen. Das darf der Schauspieler nicht. Er muß die natürlichen Vorgänge im eigenen Körper gewissermaßen zum Stehen bringen und sie rückwärts bis zum Ursprung verfolgen können. Wie könnte er sonst die richtigen Intervalle einhalten zwischen der Entstehung eines Wortes im Gehirn und seinem Ausgesprochenwerden? Erfahrung aus dem eigenen Leben nützt ihm in dieser Hinsicht für seine Gestaltungen gar nichts. Denn wie jeder Mensch verschieden von allen andern ist, so ist auch jede dichterische Gestalt immer wieder eine neue Aufgabe: ein unbekannter Mensch mit neuen Wortkombinationen und eigenen natürlichen Gesetzen.

Digitized by Google

Gesprochene Worte.

Die Worte eines gut gesprochenen Satzes sollen sich zu einander verhalten wie ebensoviele klare Kristallkugeln in einer Ebenholzschale: so heftig man sie auch durcheinanderschüttelt, jede bleibt für sich, aber jede berührt die andere in einem einzigen Punkt; alle sind durchsichtig und lassen die Grundfarbe der Schale erkennen, welche sie hält.

Akademie.

Von

Fritz Wolff.

Noch vor vier oder fünf Jahren wäre niemandem die Äußerung zu raten gewesen, daß die Berliner königliche Akademie der Künste imstande sei, eine passable Ausstellung zuwege zu bringen. Solch schwarze „Reaktion" hätte getötet. Heute kann man's ganz ungeniert sagen und sogar noch mehr, nämlich daß die Veranstaltungen dieses künstlerischen Seniorenkonvents alle Aussicht haben, bei ruhigem Innehalten der jetzt eingeschlagenen Richtung in ein paar Jahren zu den besten ihrer Art in Deutschland zu zählen. Für diesen Augenblick läßt sich das allerdings noch nicht behaupten. Aber schon jetzt kann vor Andersgläubigen der Beweis als erbracht gelten, daß Kunstübung und Spektakelmachen nicht unbedingt dasselbe sind. Heute, zu einer Zeit, da der Letzte Bekenner ist, ist eine Ausstellung ohne agitatorisches Drum und Dran eine wahre Wohltat. Es gehört seit fünfzehn Jahren zum Glaubensbekenntnis einer Generation, daß der bloße Begriff der Akademie ein Greuel sei. Die Regisseure der großen Kunstkrawalle dürfen sich ruhig sagen, daß an einer etwaigen Zunahme der Bedeutung dieser in ihrem Wesen unjugendlichen, schwerfälligen Institute nichts so starken Anteil hat, als das nun endlich unerträglich gewordene, großtuerische Treiben und Gerede der ewigen Revolutionäre. Oder vielmehr derer, die sich dafür halten.

Einstweilen ist die Ausstellung der Akademie noch lange nicht das, was aus ihr werden könnte. Der größte Nachteil der Veranstaltungen in so ruhiger Atmosphäre gegenüber denen freier Vereinigungen ist das hier unter allen Umständen feststehende und berechtigte Prinzip: Niemanden vor den Kopf stoßen. An Köpfen, vor die man stoßen möchte, wäre kein Mangel. Aber man bezwingt hier den Hang sezessionistischer Kanadier, ihre Greise zu töten und läßt auch diese ans Feuer rücken. Und so wenig angebracht oder erwünscht diese Respektierung des Alters und der oft sehr stockig gewordenen Meinungen an anderer Stelle oder im allgemeinen wäre: hier macht es einmal nichts aus. Schließlich

Digitized by Google

muß ja die bald ein halbes Jahrzehnt betriebene Kunsterziehung das Publikum auf die höchste Stufe der Geschmacksvollkommenheit geführt haben, so daß ihm das Unterscheiden nachgerade kinderleicht werden muß. Man lasse es also unterscheiden.

Ein äußerst anständiges Mittelmaß ist das einstweilige Ergebnis. Unter den diese Linie überragenden Arbeiten behaupten sich die von den Akademiemitgliedern, an Zahl zwar nicht gleich, neben denen der geladenen Gäste. Aber der Eindruck einer eigentlichen Konkurrenz zwischen diesen beiden Gruppen ist sehr glücklich vermieden.

Um mit den Fremden zu beginnen: Es ist allein schon ein Verdienst der Akademie, daß sie die Möglichkeit gibt, John S. Sargent in acht sonst unzugänglichen Werken kennen zu lernen. Wie ich gleich sagen will: Eine Illustrierung seines künstlerischen Wesens, die in Hinsicht auf seine wundervolle Technik bedeutender ist, als für die Einschätzung seiner geistigen Potenz als Porträtist. Eine Unterscheidung, die auch für den bestehen bleibt, der die vier Männerporträts, das des Generalleutnants Sir Jan Hamilton, des früheren Präsidenten des Royal Institute of British Architects, Francis Cramer Penrose, des Lord Ribblesdale und das Josef Joachims hoch über die ausgestellten Frauenporträts stellt.

Man möchte es nicht für möglich halten, daß derselbe Mensch, der in seinen Damenkonterfeis — von der britisch-aristokratischen Vornehmheit der Modelle abgesehen — der äußerlichen Schmeichelhaftigkeit solche Konzessionen macht und gelegentlich bis nahe an den Geschmack des landläufigen photographischen Ateliers geht, noch die ruhige Kraft besitzt, um solche Männerporträts zu schaffen. Der Vergleich des Porträts des englischen Architekten, das es vertrüge, neben Whistlers Carlyle zu hängen, mit dem zwei Zimmer weiter zu findenden des Geheimrats Raschdorff von Scheurenberg sagt es kürzer, als man es mit Worten vermöchte, in welchem Zustand sich das repräsentative Porträt in Deutschland auch heute noch befindet. Man hätte die beiden nebeneinander hängen sollen. Aber das nur nebenbei. Das Wort, das Sargent in diesem Saale ausspricht, lautet: Auch heute noch ist Kunst und subtile, eindringliche Technik, sorgfältige Behandlung der Farbe, Freude an der Mannigfaltigkeit des dargestellten Materials vereinbar. Auch heute noch ist Ruppigkeit nicht untrennbar von ihr, wenn auch eine ganze Ästhetik zum Nachweis dieser Wesenseinheit aufgestellt worden ist. Und es ist ein Programm, das hier ausgesprochen wird: Alle diese von einer zu Ende gehenden Bewegung allzu lange vernachlässigten Dinge, den Reiz des Materials, das Streben über die Skizze hinaus gilt es auch in Deutschland wieder in ihr Recht zu setzen. Immer wieder muß ich hier auf Kalckreuth verweisen, der mit seinem Selbstporträt, das in der Berliner Sezession 1907 ausgestellt war, einen Anfang gemacht hat, der über den Naturalismus und Impressionismus weit hinausführen kann und hoffentlich wird.

Wie wenig damit zu erreichen wäre, solche neuen Ziele auf rein technischer Bahn zu suchen, zeigt etwa Kampfs Frauenporträt, das, bei aller beabsichtigten Diskretion, in den Farben ohne Geschmack, starr und temperamentlos ist, und Lepsius' Gruppenbild der Gräfin York von Wartenburg mit ihren Kindern. Was Kampf an Farbensinn abgeht,

Digitized by Google

fehlt ihm nicht nur an zeichnerischem Können, sondern auch an der Fähigkeit, sein Modell zu beleben. Bei Sargent ist ja vieles Theater, aber doch wenigstens nichts von dieser ehrbaren unausstehlichen Langeweile. Sargents Schwächstes ist wohl das Riesenbild der Schwestern Acheson. Aber wenn der Künstler das Bild einmal zerschnitte, wie Leibl seine Bäuerin, würde man gern ein Stück vom weißen Seidenkleid der Schwester besitzen, die die Orangen pflückt.

Wirkliche Freude hat man an Liebermanns „Straße in Haarlem". Ein Bild, das zeigt, wie er zu seiner besten alten Art immer wieder zurückkann. Eine Art, die die Zeitgenossen ebenso zu respektieren haben, wie das die Späteren sicher tun werden.

Manche von den Gästen waren zu zurückhaltend. Bantzer allerdings mit seinen zwei lebensgroßen Bildern war nicht schüchtern. Das eine, ein Erntearbeiter in prallem, gelbem Sonnenlicht, ganz en face im vordersten Vordergrund stehend, das andere, eine etwas leere Gruppe hessischer Bauern in der schwarzen Sonntagstracht mit dem Dreispitz, ein Motiv, das sich mit einem Zehntel des Aufwands an Leinwand hätte abmachen lassen, und das, wie so vieles, kontrastierend zeigt, wer Leibl war.

Neben Bantzer war Leistikow mit seinen „Alten Lootsenbooten" zu bescheiden. So sehr trocken und temperamentlos ist seine Art sonst doch nicht, und wem er unbekannt ist, der wird ihn zu niedrig einschätzen. Da ist der alte Kuehl anders. Zwar sein Horizont ist nicht größer, aber in dem Zimmer mit dem „Mädchen am grünen Koffer" steckt alles voll Leben, voll Humor in Farbe und Licht.

Ludwig Dettmann ist zu einem ruhigen, einfachen Künstler geworden, der in seinem Porträt der Mutter mit dem Kind zwar kein technisches Feuerwerk abbrennt, aber dafür eine stille Wirkung sucht und erreicht.

An guten Bildern wäre also kein Mangel. Um so trauriger sieht es bei den Bildhauern aus. Es war wohl noch keine Ausstellung da wie diese, auf der sich das Gute einzig aus Tierplastiken rekrutiert — aus dem prachtvollen, riesigen Hirsch von Tuaillon, einer aufgerichteten Fischotter in stumpfer Bronze, die einen goldig schimmernden Fisch im Maul hält und ein paar ruhig weidenden Schafen von Gaul. Taschners Schiller ist nur ein Beweis dafür, daß er seine Grenzen kennt, wenn er sich hauptsächlich auf die dekorative Bildhauerei beschränkt. Bei einem Schillerdenkmal gibt's weder für den Humor, noch für das Groteske einen Anlaß, derlei liegt also außerhalb seiner eigentlichen Begabung. Daß ihm das Vergnügte besser liegt als das Monumentale, zeigt sein fideler Handwerksbursch aus Holz, dem die Verwandtschaft mit älteren Kollegen nichts schadet. Die Verdrießlichkeit der Juryfreiheit kommt aber zu Bewußtsein, wenn man die „Plastiken" von Eberlein, Manzel und Herter sieht. Eberleins Pallas Athene und sein „Großer Pan" sind, rund heraus gesagt, eine Provokation.

In der kleinen Architekturabteilung bilden Reproduktionen und Entwürfe von Ludwig Hoffmann, Christoph Hehl, Theodor Fischer, Karl Hofmann, Johannes Otzen, Otto March und Franz Schwechten, eine sehr gemischte Gruppe. Ist Otzens Evangelische

Digitized by Google

Zentralkirche in Mannheim nur Entwurf oder ausgeführt? Ich gestehe, daß ich es nicht weiß und wage nicht zu fragen, denn ich fürchte die Antwort. Und die beiden kölnischen Rheinbrücken von Schwechten, den sie den Regenerator der romanischen Bauweise nennen? Man liest solche Titulaturen staunend, und es ist nicht leicht, so krumme Behauptungen gerade sein zu lassen.

Monte Testaccio.

Von

Christian Morgenstern.

Auf der Römer Scherbenberg
bin ich stumm gestiegen;
sah Natur und Menschenwerk
weit im Kreise liegen.

Eine Blume pflückt' ich rot
wie im reichsten Garten;
und die weichste Wiese bot
Stätte meinem Warten.

Luft so klar und Licht so mild —
Ferne duftumwoben —:
Ewigjungen Lebens Bild
grüßte mich auch droben.

Und doch, seltsam! unter mir
Scherben, nichts als Scherben.
Und ein Kreuz als rechte Zier
über all dem Sterben.

Schaudernd griff's mich selbst wie Tod
überm Graus der Krüge:
Auge hell und Lippen rot,
wärt auch ihr nur Lüge?

Wär' auch ich nur Scherbenbrast,
glänzend nur verkleidet,
der dem Spaten, der ihn faßt,
bald den Stich verleidet?

Gierig sog ich Luft und Licht.
Nein, Dämonenwerben!
Nein, noch sind wir Scherben nicht,
ging auch viel in Scherben.

Noch ist vieles ganzer Stein,
Urgestein voll Stärke.
Und was blüht auf meinem Rain,
sind nicht Lügenwerke. —

Saß dann lang noch, sank in mich. —
Wär' selbst Schutt dein Leben — —
selbst auf Schutt noch kannst du dich
über die Welt erheben.

Digitized by Google

Drei Theaterabende.

Von Josef Adolf Bondy.

1. Der Aufruhr der Kulissen.

„Was ihr wollt."

Nein, es hat uns nicht gefallen, lieber Narr, und wird uns künftig noch viel weniger behagen. Hop heisa, bei Regen und Wind! Wer Max Reinhardt — schon um seiner Anfänge willen — lieb hat, der warne ihn, so laut er kann. Reinhardts Begabung ist auf dem besten Wege, sich selbst zu zerstören. Man rede ihm nur jetzt nicht wieder ein, er sei ein genialer Bühnen-Reformator. Genial ist der Künstler, der mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel erreicht. Reinhardt aber tut gerade das Umgekehrte. Er zaubert nach allen himmlischen und höllischen Rezepten, und das Resultat ist ein Abgrund von Geistlosigkeit.

Reinhardt als Erzieher des deutschen Theaterpublikums zur Verblödung: das ist die Rolle, die er heute spielt; hoffentlich gegen seinen Willen spielt. Und wenn die Premierengäste und auch einige kindliche Kritiker ganz entzückt davon sind, die Bühne in einen Orbis pictus verwandelt zu sehen, dann muß es ihm erst recht mit aller Klarheit gesagt werden: Schamlos war dieses Zur-Schau-Stellen der Paralyse des Regisseurs. Schamlos war es, Shakespeare zum Vorwand zu nehmen, um den Cäsarenwahnsinn des Dramaturgen austoben zu lassen.

Diese Vorstellung von „Was ihr wollt" im Deutschen Theater sollte sich jeder ansehen. Sie ist zum Erbarmen lehrreich. In jeder Kunst ist es ein Kennzeichen des Verfalls, wenn die dienenden Hilfen die Herrschaft usurpieren und das Virtuosentum mit Schwierigkeiten zu jonglieren beginnt. Haben die Lyriker nichts zu sagen, dann verlieren sie sich in gewundenen Strophenlabyrinthen und in Glöckchenspielen des Reims. Ist das Theater entseelt und entgöttert, dann werden die Prospekte und Maschinen lebendig.

Wir haben hier das Schlimmste mit angesehen; einen Aufstand der sonst so stummen Sklaven, der Kulissen. Sie erdreisteten sich, die Schauspieler zu überschreien, auf der Bühne Quadrille zu tanzen, hintereinander herzulaufen und allerlei Unfug zu treiben. Nicht genug daran, daß man gleichzeitig drei Gemächer und zwei Gärten sah, waren mit erhabener Geschmacklosigkeit noch in alle Ecken und Zwischenräume kleine, lebende Bilder hineinkomponiert. Und in den Gemächern und Gärten, die sich wie bei einem Erdbeben drehten und ineinanderbogen, sah man ängstlich agierende Menschen, die sich in acht nehmen mußten, um von den irrsinnig gewordenen Kulissen nicht erdrückt zu werden. (Nur diesen ordinären Malvolio hätten sie ruhig erschlagen können!)

Digitized by Google

Das war ein wunderlicher Anblick: die Schauspieler in heller Flucht vor den rebellischen Kulissen! Vertrieben von Götzen aus Leinwand und Pappe! Ein trauriges Symbol am Wege Reinhardts, und eine dringende Mahnung zur Umkehr. Und was blieb vom holden Spiele Shakespeares übrig? Wasmanns erschütternd komischer Junker Christof von Bleichenschwang und — die donnernde Drehbühne.

2. Der ewig Unzulängliche.

„Die Getreuen".

Georg Hirschfeld ist wieder einmal aufgetaucht. Diesmal hat er seine Fleißarbeit dem Kleinen Theater geliefert. Er ist noch immer so sympathisch und noch immer so ehrlich, noch immer so flaumweich wie vor elf Jahren, als er mit gut beobachteten Szenen aus dem jüdischen Familienleben sich einfand und verschämt den überlauten Beifall vernahm, der ihm entgegenscholl. Er hat sich seither nicht entwickelt. Nur seine schon damals gut ausgebildeten Tränendrüsen sind noch vollkommener geworden. Man freute sich bei seinem ersten Auftreten seiner feinen, bescheidenen Art, seiner warmen Empfindung und hoffte, die gestaltende Hand werde allmählich stärker werden. Aber sie blieb schwach. Er ist Dichter genug, um zu wittern, wo ein Problem stecken mag; wenn er aber danach tastet, zerrinnt es ihm wie Nebelhauch.

Dieser Georg erlegt aus purer Schüchternheit niemals den Drachen zu seinen Füßen. Will sich das Ungetüm schnaubend erheben, dann reitet er langsam und mit Anstand wieder davon. Seine Tragik ist immer weinerlich, seine Fröhlichkeit immer zaghaft. Und so hat man sich daran gewöhnt, anstatt ihm zu sagen: Hirschfeld, bleib bei deinen Novellen, seine dramatische Unzulänglichkeit mit Geduld hinzunehmen. Er ist der sittsame Waisenknabe unter den neuen Dramatikern, dem jeder wohlwollend die Schulter klopft und ein Almosen an Lob und Liebe spendet.

Ein Unzulänglicher bleibt er auch in diesen neuen drei Einaktern, die er unter dem Namen „Die Getreuen" zusammengefaßt hat. Da ist zunächst „Das tote Leben": In weltabgeschiedener Einsamkeit, die alle Laute dämpft, sprechen zwei vom Sterben, von den Lockungen des Daseins und von den erlösenden Schauern der Kunst. Manchesmal streift Hirschfeld die heiligen Glocken, daß sie leise erbeben, aber gleich darauf verirren sich die Worte wieder in einer tauben Leere.

Kräftigeres Leben — freilich von alten Volks- und Vorstadtstücken erborgt — steckt in dem Drama „Die Aufrechte". Wir kennen das brave Mädchen, das sich aus der Schande wieder hinaufgearbeitet hat und jetzt das Glück genießen könnte, einen bornierten, kleinen Beamten zu heiraten, wenn, ja wenn nur der Vater nicht aus dem Zuchthaus zurückkäme und die Luft des reinen Mansardenstübchens wieder verpestete. Und

Digitized by Google

wir haben sie und ihre kleine, siechе Schwester schon so oft Gift nehmen sehen, daß wir beiden nur einen recht langen, seligen Frieden wünschen können.

Hirschfeld hat fast nichts aus eigener Kraft hinzugetan. Nur den Bräutigam, diesen standesstolzen Sozialdemokraten, der sich einredet, frei von Vorurteilen zu sein, hat er mit einer Sicherheit hingestellt, die er sonst selten erreicht.

Es wurde an diesem Abend im Kleinen Theater nicht übel gespielt, und auch die Regie tat ihre Pflicht. Herr Jensen war als Bräutigam von einer putzigen Naivität und neben Frau Sorma, die die „Aufrechte" gab, fiel als die kleine Schwester Fräulein Sommary durch ihre treuherzige Stimme auf.

Von dem dritten Einakter „Gewißheit" wäre es das Beste, ganz zu schweigen. Diese Frau des Nordpolfahrers, die, solange sie nicht weiß, ob ihr Mann tot ist, nach einem andern schielt, und von dem Augenblicke an, da sie seinen Untergang bestätigt erhält, eine Heldin der Treue wird, ist mit so phrasenhafter Abgeschmacktheit umkleidet, daß Frau Sorma ein gutes Recht dazu hatte, ihren verführerischen Augenaufschlag und andere falsche Posen öfter anzuwenden, als sie sonst für notwendig hält.

3. Ein neues Theater.

„Frau Warrens Gewerbe."

Das war ein guter Anfang. Die Schauspieler des neuen Hebbeltheaters — dessen Bau noch nicht fertig ist — haben sich vorläufig ins Zentraltheater geflüchtet. Und mit einem Schlage haben sie die Ungemütlichkeit dieses alten Kastens, das schon leise keimende Mißtrauen gegen den neuen Wettbewerber und die verworrenen Instinkte eines zusammengewürfelten Publikums überwunden. Sie haben uns Shaws Drama „Frau Warrens Gewerbe"*) mit phantasievoller Lebendigkeit vorgespielt. Über die „Gewagtheit" des künstlerischen Vorwurfs zu streiten, sei den alten Literaturweibern überlassen.

Shaw hat den Kampf dieser reichgewordenen Bordellwirtin um die Liebe ihrer Tochter, die ihr in vornehmen Erziehungsinstituten entfremdet worden ist, mit letztem Ernst und mit ganzer Menschlichkeit erfaßt. Seine klare Begrenztheit ist hier seine Stärke. Die Blendlichter seiner Ironie fallen freilich nur auf das Allzuirdische. Kein Sternenhimmel wölbt sich je über seiner Welt. Die Überzeugung von der Relativität aller Dinge ist die äußerste Höhe, zu der sich dieser skeptische, witzige und im innersten Wesen nüchterne Geist aufschwingen kann, und er besteigt sie immer wieder, um sich als Künster über den Moralisten und Kritiker zu erheben und nicht in Unfruchtbarkeit zu verdorren.

*) Buchausgabe, übersetzt von Siegfried Trebitsch, 2. Auflage bei S. Fischer in Berlin.

Digitized by Google

Dafür hat er — wenn er nicht gerade über sein Fabiertum stolpert — die ganze Kraft der Voraussetzungslosigkeit. Die Schemen vererbter Romantik, die noch durch seine Seele geistern, sind ihm nur gut zu ergötzlichem Spiel. Und während er mit ihnen Zwiesprach zu halten scheint, späht sein Auge umher, und mit einem plötzlichen Griff entwurzelt er ein holdes Vorurteil, dessen betörendem Zauber er eben erst zu unterliegen vorgab. Drum höhnt er die Gefühlsseligen, die aus ihm nicht klug werden können, trotzdem seine Neckereien alle denselben Kreis umschreiben, und wirft den Lesern seiner Dramen so gern das Gerank seiner spöttischen Glossen zwischen die Beine.

Aber er ist ein ehrlicherer Feind, als viele zugestehen wollen. Im Kampf gegen gesellschaftliche Lügen und Sentimentalitäten kennt er keine Schonung. Wenn er dann doch immer wieder die Kehrseite des Problems zeigt und auch die Brille kleinbürgerlicher Ängstlichkeit aufsetzt, ja sogar die lieben Vorurteile mit ihren zarten Fasern wieder einpflanzt und ausblumen läßt, so entspringt das wieder jenem künstlerischen Gerechtigkeitstrieb, der früher in ihm stärker war als heute („Frau Warrens Gewerbe" ist im Jahre 1893 entstanden).

Selten hat Shaw, der gern den unergründlich Geistreichen spielt, so gerade und feste Linien gezogen wie hier, selten Licht und Schatten so brav verteilt. Und die Darsteller des Hebbeltheaters haben die Konturen mit aller Schärfe nachgezeichnet. Es war einer der vergnügtesten Abende seit langer Zeit. Es war ein Genuß, dort die vier nebeneinander zu sehen: Rosa Bertens, die die Kupplerin mit meisterhafter Selbstverständlichkeit erfaßt hat, Maria Mayer als Vivie, Hermann Nissen als der wurmstichige Gentleman mit der „Bulldoggschnauze" und Paul Otto, der den Taugenichts Frank mit Kainzscher Schärfe und doch mit einem ganz eigenen, frischen Ton gab. Besonders plastisch kamen die Auseinandersetzungen zwischen Frau Warren und ihrer Tochter heraus. Hier war eine gesunde Regie am Werk: Man sah, daß es doch keine Hexerei ist, mit guten Schauspielern auch eine gute Vorstellung zu geben. Man darf nur nicht zu genial sein.

Digitized by Google

Henriette Jacoby.

Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

So also war das Neuigkeitsbedürfnis aller näheren und weiteren Freunde und lieben Bekannten der Geberts — und wer zählte sich plötzlich nicht dazu! — keineswegs gestillt worden. Und als gut eine Stunde früher denn sonst der Tag verdämmerte, und gut eine Stunde früher denn sonst in Salomons Kontor der Hausdiener Gustav die hohen Lichte auf den hohen Stehpulten anzündete, vor denen sich die Buchhalter auf den Füßen wiegten wie Pferde vor der Krippe, — da, ja da war zwar die Nachricht von dem Geschehnis wohl sechsmal um die Mauern der Stadt geflogen, hatte jedes Ohr gestreift, gestreift und wieder getroffen, man hatte die vagesten Vermutungen ausgetauscht und für wahr ausgegeben, aber klüger war eigentlich niemand geworden. Niemand wußte mehr als gestern abend, da zuerst die Flageoletts und Piccolos zwitscherten, und die Tubenstöße der Frau Fama bis unter der Himmelbetten Mullvorhänge drangen und diese schwanken und flattern machten. Nun wartete man auf die Zeitungen, ob die etwas geben würden. Der „Beobachter" würde sich das sicher nicht entgehen lassen — und Krauses „Berlin" wohl auch nicht . . . oder Sommerfeld? — Irgendwo würde man schon Sicheres erfahren.

Und während nun so das Geschehnis alle Welt erregte und immer weitere Wellen schlug — denn alle erinnerten sich mit einmal, daß die Geberts doch eigentlich einst recht angesehen waren, und man gönnte es ihnen und freute sich innerlich, ihren Namen und ihren Ruf so recht durch den Mund zu ziehen, vor allem, da ja, — wie man meinte — die Sache eines lustigen Beigeschmacks nicht entbehrte . . . währenddessen waren eigentlich die, die am nächsten betroffen wurden, ziemlich ruhig.

Nun, peinlich war es ja für Julius Jacoby gewesen, denn er hatte etwas anderes erwartet. Aber da sich für ihn ein gutes Gewissen mit manchem Glase guten Weins — vom Champagner ganz zu schweigen — und mit einem guten, neuen Bett vereinten, so konnte er doch am nächsten Morgen von sich sagen, daß er eigentlich nicht gerade schlecht geschlafen hatte. Und als er gar in der Frühe sich in seiner neuen Wohnung — warum hätte er etwa da nicht hingehen sollen, auch ohne Frau? — etwas umtat und sah, wie alles aus dem Vollen geschöpft war und mit Liebe bereitet, gleich einem guten, hausbackenen Butterkuchen, da wurde ihm, bei aller pflichtschuldigen Bekümmernis, auch ohne Frau — ganz warm ums Herz. Doch als nun erst Tante Hannchens Mädchen ihm den Kaffee brachte, der sich an Güte und Ausgiebigkeit — denn sie hatte für zwei Personen

Digitized by Google

gekocht — merklich von dem seiner letzten Zimmerwirtin unterschied, und als sie ihn da so mitten hinein packte in ein ganzes Feldlager von frischen Brötchen, von Butter, Honig, Marmeladen und von silbernen Sahnenkännchen, von bauchigen Zuckerdosen und durchbrochenen Zuckerzangen, da konnte sich der Vetter Julius doch nicht enthalten, das Liedchen zu pfeifen, das man gestern in so vielen Versen bei seiner Hochzeit gesungen hatte, das Liedchen von dem „Ei, was braucht man, um glücklich zu sein". Und er pfiff es immer noch, als er schon aus der Tür trat, um ins Geschäft zu gehen. Denn jetzt, sagte er sich, müsse er im Ernst der Arbeit Vergessenheit suchen.

Tante Riekchen hingegen hatte den ganzen Tag die Tränen in den Augen und ging unruhig von einem Zimmer ins andere, aber gewiß hätte sie auch die Tränen in den Augen gehabt und wäre durch alle Räume gependelt, wenn alles gut und glatt gegangen wäre. Denn ohne davon zu reden, was ihr Jettchen angetan hatte — sie fehlte ihr, und ihre Abwesenheit schmerzte sie. Auf ihre Art nämlich hatte die Tante Riekchen ihre Nichte Jettchen, die solange wie das Kind im Hause gewesen war, ganz lieb gewonnen, und nichts lag ihr ferner, als ihr Böses zu wollen. Eigentlich war Tante Riekchen nur traurig, daß das Gute, das sie bereitet hatte, von Jettchen so mißachtet worden war. Nun, sie würde sich schon fügen. An ihren Mann aber richtete Tante Riekchen heute kaum das Wort, und nicht mit einer Silbe erwähnte sie das Vorgefallene. Und auch er sprach nicht davon. Sie gingen beide umeinander herum wie zwei Räder in einem Uhrwerk, die eng beieinander sich drehen und sich doch nicht berühren und sich doch nicht begegnen. Salomon war matt, hatte gerötete Augen; in Morgenschuhen schlürfte er umher, setzte sich vom Lehnstuhl auf den Korbstuhl, und von da auf das schwarze Ledersofa, und vom Sofa wieder an seinen Fensterplatz, die Ellbogen auf den Knieen und den Kopf zwischen den Händen. Wie war die Wohnung ihm leer und öde! Ihm war es gerade, als ob Jettchen gestorben wäre. Und mehr als einmal war er drauf und dran, zu Jason zu gehen und Jettchen sich zurückzuholen. So sehr fehlte ihm ihre Gegenwart, ihre stille Nähe und die feine, kluge Sorgfalt, mit der sie ihn umgeben hatte. Warum wollte sie denn nicht wiederkommen, hier gehörte sie doch her? Und er würde doch gewiß nicht darauf bestehen, daß sie zu ihrem Manne gehe. Wo hatte er nur die ganze Zeit seine Augen gehabt? Und wie hatte er nur je glauben können, daß das gut würde?! Hin und wieder kam ihm der Gedanke an die Leute draußen, und daß sein Name und der gute und ehrliche Name seiner Familie jetzt schon sicherlich in aller Munde sei, und daß man lächle und tuschle und klatsche und Lügen über sie alle verbreite. Und dann packte ihn ein solcher Zorn, daß er beinahe die roten geschliffenen Gläser vom Büfett herabgerissen und sie auf die Erde geschleudert hätte, nur um an irgendetwas seine Erregung auszulassen. Und als er nach dem Essen, das er, ohne ein Wort zu reden, in sich hineingewürgt hatte, sich nicht zu Tante Riekchen aufs Sofa setzte, um in seiner Ecke mit dem Papagei auf der Schlummerrolle sein Schläfchen zu machen, sondern, noch mit dem letzten Bissen im Mund, aufstand und in sein Zimmer ging, da konnte Tante Riekchen nicht anders, und sie mußte sich in den Lehnstuhl setzen

Digitized by Google

und ihre beiden dicken Hände in die Augen bohren und weinen. Wenn er noch mit ihr geschimpft hätte, wenn er ihr noch Vorwürfe gemacht hätte!

Ferdinand nun hatte die Angelegenheit mit Jettchen, als seine erste Erregung geschwunden war, sich nicht gerade sehr zu Herzen gehen lassen, und das Kopfweh und die Migräne, mit denen er erwacht war, kamen durchaus nicht aus den Gebieten des Seelischen, sondern waren etwas tiefer begründet und beheimatet — ein wenig rechts unter dem Herzen. Aber als der Lakai erschien, und Ferdinand die freudige Botschaft vernahm, da war dieses Mißbefinden wie weggeblasen. So schnell schwand es selbst nicht, wenn Ferdinand Gurkenscheiben auf den Kopf legte, und hiervon hielt er viel. Wie weggepustet war es, dieses Mißbefinden, und aus dem grauen, katzenjämmerlichen Morgen wurde Ferdinand ein Himmel voller Geigen. Richtig, er bekam die Bestellung: Einen Jagdwagen, eine Briska und ein Tandem. Drei Wagen auf einmal — und in allerbester Ausführung. Und dazu noch vom Hofe. Das würden natürlich nicht die einzigen bleiben, und irgendwelche Auszeichnung würde für ihn auch noch abfallen. Wie hatte er immer wieder und wieder seine Angel ausgeworfen danach, seit Jahren! Und jetzt, als er es am wenigsten vermutete, hatte plötzlich der Fisch angebissen. Er hatte ja schwere Zeiten durchgemacht. Denn als das mit der Eisenbahn kam, vor ein paar Jahren, da hatte er fest geglaubt, daß bald niemand mehr einen Reisewagen oder überhaupt eine Chaise sich kaufen oder leihen würde. Und alle hatten das Gleiche prophezeit. Und nun —? Dieser oder jener mochte schon kaputtgegangen sein. Aber er, er stand jetzt größer da als je. Denn der Hof, der preußische Hof — was das bedeutete: der preußische Hof! — Die andern würden dann schon von selbst kommen. Und ganze Marställe sah Ferdinand vor sich, mit endlosen Reihen von rotlackierten Prunkwagen und von himmelblauen Kaleschen, die alle aus seinen Werkstätten gekommen waren. Daß an einem solchen Tag ihn das Ereignis mit seiner Nichte Jettchen nicht allzu sehr beschäftigte, kann man ihm nicht verargen. Und wenn es sich wirklich einmal in seinen Gedanken etwas zu weit nach vorn schob, dann kamen wieder der Hof, der kleine, hochrädrige Jagdwagen, der Prinz selbst, der sogar „Lieber Gebert" gesagt hatte — er war ein Mann ganz nach dem Geschmack Ferdinands — und all das versetzte dem armen Jettchen einen solchen Stoß, daß sie in seinem Kopf, in seinen Gedanken ganz weit nach hinten flog, alldahin, wo sie gut aufgehoben war und sich in keiner Weise unangenehm bemerkbar machte.

Eli und Minchen sprachen viel darüber, und sie hatten Meinungsverschiedenheiten. Dabei saßen jedoch die beiden Alten einträchtig nebeneinander, wie zwei Vögel auf einer Stange. Minchen war mit Jettchen nicht zufrieden. Sie hatte noch nie gehört, daß eine so etwas gewagt hätte, und deshalb mißbilligte sie es. Das heißt recht betrachtet: innerlich mißbilligte sie es gar nicht. Sie wußte nur noch nicht, wie sich die andern dazu stellen würden, und wie man sich, ohne anzustoßen, Jettchen gegenüber zu verhalten habe. Eli hingegen sagte, seit langer Zeit hätte ihn nichts mehr so gefreut wie gerade das. Jetzt, eben jetzt müsse man zeigen, daß man auf Jettchens Seite stehe und sie nicht etwa im

Digitized by Google

Stich lasse. Ja auch für alle etwaigen Nebenseiten des Problems — denn mit ihnen rechneten jetzt auch die Nächsten — zeigte der alte Onkel ein tiefgehendes, zustimmendes und verzeihendes Verständnis. Er verstieg sich sogar dahin, es ganz natürlich zu finden. Aber soweit konnte ihm die kleine Tante Minchen nicht folgen. Ihr weibliches Gemüt, sagte sie, sträubte sich gegen alles Unmoralische. Aber das wollte Onkel Eli nicht gelten lassen, und er versuchte ihr zu erklären, daß es unmöglich wäre, da Unterschiede herauszufinden, wo in der Natur gar keine beständen. Und als seine Argumente nicht überzeugten — denn man kann fünfzig Jahre und über fünfzig Jahre mit einer Frau verheiratet sein, und sie wird den Feinheiten und der Folgerichtigkeit der männlichen Logik ebenso ungläubig und verständnislos gegenüberstehen wie am ersten Tage — da begann er zu poltern und auf die Frauensleute — die Seinige inbegriffen — zu schimpfen; während er doch sonst bei seinen Anwürfen diese auszuschließen beliebte. Und einmal über das andere schrie er mit ganz rotem Kopf: „Kann man so etwas wohl in so ein Frauensmensch reinbringen!“ Minchen schwieg natürlich auch nicht, und es gab das schönste doppelseitige Ärgernis. Bis Minchen doch endlich klein beigab und damit bewirkte, daß der Himmel sich klärte.

Und Minchen tat recht daran. Denn, wie so oft in diesem Leben, Minchen und Eli stritten sich einfach um Worte — im Grunde stimmten sie beide in allem, was sie dachten und sagten, ganz und gar überein.

Also waren — während alle Welt sich in Erregung befand — die, die am nächsten betroffen wurden, ziemlich ruhig.

Ach so, ich vergaß von Jettchen zu erzählen, von Onkel Jason und von Doktor Kößling.

Stosch war am Abend noch dagewesen, aber da Jettchen schlief, sagte er, das wäre besser für sie, er wolle nicht stören. Und als er früh wiederkam, beklopfte und behorchte er sie, und als Jason ihn fragte, sagte er, es fehle der jungen Frau wohl gerade nichts, aber sie sei mit dem Herzen nicht recht in Ordnung.

„Zu dieser Diagnose, Herr Rat,“ sagte Jason, „hätte ich Sie nicht gebraucht“.

Aber der alte Herr war in seinem Beruf nicht für Scherze, und er meinte nur etwas von Schonen, Pflege, keine Aufregungen und etwas Ruhe. Dabei solle sie aber nicht liegen, sondern tun, als ob ihr gar nichts fehle. Darüber, daß er Jettchen bei Jason traf und über alles, was sonst geschehen war, verlor er kein Wort.

Jettchen war früh erwacht, und es hatte eine Weile gedauert, bis ihr alles wiederkam, was sie erlebt hatte. Und jetzt erschien es ihr in ganz anderm Licht. Nicht, daß sie etwa ihre Tat bereut hätte; aber sie wußte nicht ein noch aus und war ganz hoffnungslos. Zu alldem kam auch noch das Lächerliche, daß sie nun einzig ihr weißes Brautkleid besaß und nichts sonst. Keinen von ihren vielen Morgenröcken in allen Farben, für jeden Monat einen, und keins von ihren Gesellschafts- und Straßenkleidern, nicht das von grünem englischen Tuch und nicht das neue fliederfarbene Seidenkleid, ja nicht einmal

Digitized by Google

das alte, silbergraue Taffetkleid oder das mit den goldenen Kornähren, das sie nun für alle Tage auftrug.

Und Onkel Jason machte Jettchen einen Morgenbesuch, nachdem er Fräulein Hörtel zum Parlamentieren vorausgeschickt hatte, ob er auch angenommen würde. „Die Damen des vorigen Jahrhunderts", sagte Jason, „pflegten vor dem Lever ihre Empfänge zu halten, und er für seine Person finde diese Sitte im äußersten Maße nachahmenswert, ja er bedaure aufrichtig, daß sie bei der honorigen Damenwelt leider mehr und mehr im Schwinden begriffen sei." Jason hatte vollkommen seinen alten Ton wiedergefunden, und er plauderte mit Jettchen von hundert Dingen — nur nicht von dem, was gestern gewesen war; nicht einmal von dem, was morgen sein könnte, sprach er. Das schien für ihn nicht zu bestehen. Aber er war Feuer und Flamme für die Einstellung der Jahrbücher; das wäre recht, da zeigte man einmal Mannesmut. Was man wohl oben dazu sagen würde? Das hätte man sicherlich gerade jetzt nicht erwartet; und die besten Leute wären mit dabei. Dann bat er Jettchen, sie sollte morgen mitkommen; er habe einen Platz bei einem Freund in der Breiten Straße, von dem aus sie den Fackelzug der Studenten sehen könnten. Sie solle es nur tun, damit sie wenigstens etwas vom Reformationsfest hätte. Ganz Berlin werde ja auf den Beinen sein. Aber Jettchen sagte, sie werde vorerst nicht ausgehen. Dagegen eiferte Jason. Sie müsse gerade hinaus unter Menschen; sie solle nur nicht glauben, daß sie sich einzuspinnen brauche; sie könne ihren Kopf ebenso hoch tragen wie andere Leute, und sie hätte ihn ja sonst immer so hübsch hoch getragen. Sie würden zusammen ins Theater gehen, und er würde ihr peu à peu alle siebzehn Hohenstaufen-Dramen Raupachs zeigen, die man im Winter geben wollte oder das neue Drama von Herrn Barth aus Neustrelitz, das sie angenommen hätten. Ob sie Herrn Barth aus Neustrelitz kenne? Schon Name und Vaterstadt bürgen für Genialität.

Und während noch Jason vor Jettchens Bett saß, das noch vorgestern sein eigenes gewesen war, ein respektvolles Stück davon, auf einer Ecke der Mahagonibergère mit den großen Bronzerosetten — und nun von da aus eine leichte und etwas gezwungen graziöse Konversation führte, altmodisch und blumenreich, gleichsam als spiele er die Rolle eines galanten Abbé . . . und während Jettchen in all ihrem Kummer doch darüber lächeln mußte, und lächelnd das erstemal die neue Umgebung betrachtete, die ihr jetzt so ganz anders dünkte als früher, in der plötzlich alles ein neues Gesicht hatte, und in der jede Lithographie an der Wand, auf der mattgrünen Seide, jedes Porzellanfigürchen in den Servanten etwas von dem Wesen seines Besitzers angenommen zu haben schien . . . und während also Jettchen so ganz erstaunt und träumerisch in die weiße Helligkeit blickte, die trotz des grauen Tages draußen durch die tiefen Fenster hereinflutete und alles so blank und peinlich sauber machte, den Tisch, die grünen Sessel, die braunen Schränke mit den goldenen Säulenköpfen und den vielen weißen und bunten Porzellanen, alles, alles, bis in den letzten Winkel hinein — da, ja da mochte es v i e l l e i c h t an der Tür gepocht haben, und Jason mochte vielleicht „herein" gesagt haben,

Digitized by Google

denn plötzlich sah Jettchen das Mädchen von Tante Riekchen, ihr Mädchen von zu Haus vor sich stehen, mit einem ganz verquollenen Gesicht und rotgeweinten Augen. Und daneben das kleine Fräulein Hörtel mit Augen wie eine Fledermaus. Und sie sah den großen Wäschekorb zwischen ihnen, der ganz voll lag von Röcken und Matinées, roten, grünen, weißen, blauen und ganz zart pastellfarbigen.

Und das Mädchen schluckte und schluchzte und sagte: Eine schöne Empfehlung von der Madame Gebert, und hier schicke sie der jungen Madame Jacoby ihre Sachen; und die andern Sachen würden auch noch kommen.

Und Jettchen schluckte und schluchzte und sagte: sie ließe sich vielmals bedanken. Ja selbst Jason meinte, daß das doch rührend liebenswürdig von der Tante sei. So viel Takt hätte er ihr gar nicht zugetraut. Aber er vergaß, daß die Tante es nicht mehr selbstlos tat, sondern wohl wußte, daß man mit Speck Mäuse fängt.

Aber nun, sagte Jason nach einer Pause allgemeiner Rührung, nun wolle er sich zurückziehen, da Jettchen für die nächsten Stunden ja hinlänglich Beschäftigung habe. Und er trete ihr noch die Hälfte seines Reiches ab. Dort in dem großen Schrank dürfe sie allen Raum besetzen, der frei wäre. Ihre Sachen würden sich schon miteinander vertragen. Und mit dem andern sonst solle sie sich an Fräulein Hörtel wenden.

Und nach einer Weile schellte draußen Kößling. Er müsse sogleich Herrn Gebert sprechen. Früh am Morgen war er schon einmal dagewesen, um sich zu erkundigen, wie es Jettchen gehe. Aber da schlief noch alles. Und jetzt kam er wieder. Er müsse Herrn Gebert sprechen.

Und Jason ließ ihn bitten, ganz leise hinter zu kommen in das Arbeitszimmer, trotzdem er eigentlich innerlich starke Bedenken gegen diesen Besuch hegte.

Aber ehe noch Jason dazu kam, irgendwie sein Mißfallen zu äußern, da streckte ihm Kößling einen Oktavband mit breitem Lederrücken und schöner Goldpressung entgegen, sowie man dem Cerberus einen Honigkuchen zuwirft, und sagte, jetzt habe er's. Und wie billig er es gekauft habe: kaum zur Hälfte des Preises; nur achtzehn und einen halben Silbergroschen habe er dafür gegeben, und dann sei es noch die erste Ausgabe, und ein purer Zufall habe sie ihm in die Hände gespielt. Was er aber nicht sagte, das war, daß er den ganzen Vormittag umhergelaufen war, von einem Büchertrödler zum andern, bis in die kleinsten und entlegensten Keller in der Neuen Jägerstraße, und daß er endlich nicht achtzehn und einen halben Silbergroschen, sondern einen Taler und fünf gute Groschen gezahlt hatte. Aber das war Kößling der Christian Garwe heute wert. Und dann war es ja auch die beste Ausgabe, und wie neu. Zu teuer, nein zu teuer war es eigentlich nicht.

„Nun," sagte Jason, „da haben Sie ja zufällig, Herr Doktor, einen sehr guten Griff getan. Einen Taler ist das Buch schon unter Brüdern wert."

Aber Kößling versicherte, daß er es so billig erstanden habe, und er hoffe bei dem Mann noch mehr zu finden. Denn er wollte sich doch seinen Vorwand nicht nehmen

Digitized by Google

lassen. Und von allerlei Büchern und seltenen Ausgaben erzählte er, als hätte er die Absicht, ja zu verhüten, daß irgend ein anderes Gesprächsthema aufgenommen würde.

Und trotzdem Jason diese kleine List durchschaute und sich innerlich darüber belustigte, daß die Liebe selbst einen ungelenken Menschen erfinderisch machen kann, so brachte es das Gespräch doch mit sich, daß er bald vergaß, daß es eigentlich doch nur ein Fintenspiel war. Und trotzdem Kößlings Sinn und Herz eigentlich auch ganz wo anders hinstand, so machte es doch der Stoff, daß auch er ganz und gar mitgezogen wurde, und das andere fast aus dem Sinn verlor . . . und daß also bald die beiden miteinander lustwandelten in ihren gemeinsamen Reichen, in die gottlob das Lärmen, die Wirrnis und die Nöte, die das arge Weibervolk den Männern bereitet, nicht hindringen kann.

Und Jason ging auf und nieder an seinen braunen Regalen, zwischen den blanken Lederrücken mit den eingepreßten goldenen Sternchen und den roten und grünen Saffianschildchen. Und einmal bückte er sich, und ein anderes Mal mußte er mit dem anderen Arm ganz hoch hinauflangen, um dies oder jenes vorzuzeigen.

Und gerade war er dabei, seine Goethe-Ausgabe von 1775 Kößling zu zeigen, die von Himburg, und ihn auf die Kupfer aufmerksam zu machen, die er den Rambergschen in der Ausgabe letzter Hand weit vorzöge — trotzdem jene ihnen ja heute viel näher ständen, — als die Tür aufging und ganz leise Jettchen hereintrat. Ganz leise. Denn sie hatte ein paar neue Hausschuhe aus rotem, weichen Leder an, die eigens für ihren Fuß gefertigt waren. Einen von den Morgenröcken trug sie, den man ihr eben gebracht hatte, einen ganz neuen silbergrauen. Den Hals ließ er frei, und auch die weißen Arme bis über die Ellbogen. Und das schwere Haar hatte Jettchen nur aufgesteckt. Eigentlich war sie hintergegangen, um sich Jason zu zeigen und vor allem, um ihm ein freundliches Gesicht zu weisen und ein paar Worte mit ihm zu sprechen, damit er sehe, daß sie nun ganz wieder die Alte sei und sich etwa keine Sorgen um sie mache. Daß Kößling bei ihm war, hatte sie nicht vermutet. Und für ihn war diese neue Morgentracht auch nicht bestimmt.

Und so erschrak sie, und Kößling erschrak gleichfalls. Kößling fühlte, daß er jetzt irgendetwas sagen müsse, ihr danken müsse für das, was sie um ihrer beider willen getan hatte. Aber er brachte kein Wort hervor. Und Jettchen fühlte sich plötzlich beengt und verschüchtert und wußte nicht, wie sie sich verantworten sollte. Hier im Licht des Tages lag die gestrige Nacht so fern, daß Jettchen sie in ihrer Kühnheit kaum noch verstand.

„Nun," sagte Jason und steckte vorsichtig dabei das Buch wieder zwischen die andern an seinen Platz, „den Besuch hast du wohl hier nicht erwartet?"

„Gerade deswegen ist er mir nur desto lieber," meinte Jettchen und hob Kößling langsam die Hand entgegen.

Der war ganz verwirrt und stammelte etwas von Dank, als er sich auf die Hand niederbeugte.

Jason aber bemerkte plötzlich etwas Wunderbares an seinen Büchern, das ihm

Digitized by Google

noch nie vordem aufgefallen war, und das er sich mit höchster Anteilnahme von aller Nähe betrachten mußte, eine ganze Weile lang.

Als er sich aber umwandte, standen die beiden noch an der alten Stelle, und Jason hatte auch nicht gehört, daß sie zueinander gesprochen hätten, und doch war es ihm, als fühlte er deutlich in seiner Hand die beiden Schicksalsfäden, die miteinander verknüpft und verknotet waren, und es war ihm, als wäre es seine Pflicht, sie nur noch fester miteinander zu verschlingen und zu verbinden.

Aber wie so Menschenhände sind — gerade als er glaubte, daß er sie noch dichter und inniger ineinander flechten würde, lockerte er nur ihre Schleifen und Maschen. Denn er selbst fühlte, wie die beiden sich während seiner Worte voneinander entfernten.

„Wissen Sie, Doktor," sagte er und drohte Jettchen lachend mit dem Finger, „sie gefällt mir. Ich liebe solche Menschen, die auf eigenen Wegen wandeln. Und wenn sie auch jetzt alle draußen schreien: Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schlimmen Gang, — passen Sie auf, es ist für das Diesseits wie für das Jenseits nun einmal so eingerichtet, daß die guten Wege zu einem schlechten Ende führen, und die schlechten Wege zu einem guten.

Aber Jettchen schüttelte den Kopf, und Kößling lachte gezwungen.

„Ich habe Ihrem Onkel nur ein Buch gebracht," sagte er, als müsse er seine Anwesenheit entschuldigen.

Und Jason zeigte es, und pries den guten Kauf, während Kößling, froh über seine List, Jettchen zublinzelte, und Jason tat, als merke er es nicht. „Ja," meinte er, „jetzt mache ich es wie Ritter Blaubart und führe dich hier umher durch mein Schloß. Zu allen Zimmern wirst du den Schlüssel bekommen; alle darfst du betreten, soviel und so oft du willst, nur, siehst du, diese eine Kammer hier" — und er wies auf eine Reihe seiner Regale — „hier dieses eine Zimmer meines Schlosses ist dir verboten."

Kößling überflog die Reihe mit einem kurzen Blick, und als er „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" sah, wußte er, warum Jason wünschte, daß dies Zimmer für Jettchen verschlossen bleiben sollte.

Jettchen aber lachte. „Nun," sagte sie, „die andern Zimmer in deinem Schloß, Onkel, sind ja geräumig genug. Aber eigentlich wollte ich dir nur einen kurzen Gegenbesuch für vorhin machen." Und damit hatte Jettchen die Klinke in der Hand.

„Ich muß auch zur Bibliothek," meinte Kößling und griff schnell nach seinem grauen Schlapphut, den er in der Eile auf einen Stuhl gelegt hatte.

„Haben Sie etwas Neues über die Jahrbücher gehört?" fragte Jason im Hinaustreten.

Kößling wußte nichts.

„Nun schade, ich hätte gern einmal etwas darüber aus Universitätskreisen erfahren," sagte Jason. „Also ja, dann kommen Sie nur bald wieder einmal auf einen Augenblick zu mir herauf. Ich werde mich immer über Ihren Besuch freuen. Und jemand anders vielleicht ebenso sehr. — Aber entschuldigen Sie mich jetzt, ich habe ja dem Garwe —

Digitized by Google

ich danke Ihnen noch, Herr Doktor, — ja richtig, dem Garwe noch nicht seinen Platz gegeben."

Und damit hinkte Jason wieder ganz schnell zurück, zog die Tür seines Arbeitszimmers hinter sich zu und ließ die beiden allein auf dem halbhellen Korridor, der sein kümmerliches Licht nur durch ein paar Türfenster bekam, und dämmerig und grau mit seinen paar kleinen goldenen Hockern und seinen paar kleinen goldgerahmten Spiegeln vor den beiden lag.

Eine ganze Weile standen sie einander gegenüber, scheu und verwirrt. Denn das, was bisher ihr beider Geheimgut gewesen war, das war plötzlich eine öffentliche Angelegenheit geworden, und Sehnsucht und Leiden hatten sich über Nacht in Trotz und Kampf gewandelt; und noch hatten sie sich beide nicht dazu gefunden, und wie etwas Fremdes, Trennendes stand es zwischen ihnen.

„Jettchen," sagte Kößling endlich, „du liebes Mädchen du, was hast du alles inzwischen ausgestanden um unsertwillen!"

„Ja," sagte Jettchen, „das habe ich wirklich. Und am Ende da wird doch alles vergeblich sein. Gestern war es noch möglich und klar, aber heute? — Wenn Onkel Jason nicht noch wäre, ich wüßte ja überhaupt nicht, was ich täte."

Kößling sprach ihr Trost zu. Es werde schon alles nach ihrem Wunsch gehen, und zwingen, mit Gewalt zwingen könne sie doch kein Mensch. Sie seien doch auch nicht schlecht zu ihr, und er werde schon zu etwas kommen. Zu alt seien sie ja beide nicht, um nicht auf ihr Glück warten zu können.

Dann nahmen sie Abschied zwischen Tür und Angel und umschlangen sich mit langen Küssen, die die Unersättlichkeit des Feuers in sich trugen, und die immer mit neuem Sehnen aus den Tiefen ihrer Wünsche stiegen. Und kaum, daß sich die Arme voneinander gelöst, so verschlangen sie sich wieder, als ob sie wie Kettenglieder miteinander verschmiedet werden sollten. Erst als Jason hinten laut nach Fräulein Hörtel rief, da huschten sie auseinander, und Jettchen lehnte sich weit übers Geländer draußen und warf Kußhände hinab und lauschte, bis unten die letzten Schritte klangen. Dann schlich sie hinein, müde und zerschlagen. Ihre Füße trugen sie kaum.

Und das Leben zog weiter, dieser unversiegbare Strom, dessen Wellen nie zurückpulsen, trieb weiter, und auf die Erregung kurzer Tage kam Ruhe und stetes Dahingleiten, kam das ermüdende Ineinandergreifen von Stunde in Stunde, von Abend in Morgen, von Morgen in Abend. Und keiner trug etwas in Händen, keiner brachte etwas, und jeder machte, ohne daß man es wußte, nur älter und müder.

Wenn Onkel Salomon nur versucht hätte, Jettchen zurückzuholen, — sie wäre ja gegangen. Denn das fühlte sie: dort war ihr Platz und dort gehörte sie hin. Sie war gewohnt, zu schaffen und in der Wirtschaft Anordnungen zu treffen. Sie liebte ihre kleinen Sorgen, und hier gab es nichts für sie, und sie sehnte sich tagelang nach ihrem einfachen Zimmerchen mit den Birkenmöbeln und nach ihren Büchern, die sie kannte und wieder-

Digitized by Google

las, von dem „Immergrün der Gefühle“ bis hinab zu dem „Vogelbuch“ mit dem marmorierten Deckel und den vielen, vielen Sprachfehlern. Hier hatte sie eine ganze Bibliothek, aber es waren doch nicht ihre Bücher. Sie war nur bei ihnen zu Gast geladen.

Und wenn noch die Tante Riekchen gekommen wäre und ihr Vorwürfe gemacht hätte, sie hätte schon Worte gefunden, sich zu verteidigen. Und Jettchen legte sich in langen Stunden eine wohlklingende Rede zurecht, in der sie von ihren Herzensrechten sprach und von Liebe und Dankbarkeit, und daß sie durchaus alle menschlichen Vorzüge des Vetters Julius anerkenne und gar keinen Haß gegen ihn hege, aber sie könne und könne ihm nun einmal nicht angehören. Und Jettchen war fest der Meinung, daß es ihr gelingen werde, Tante Riekchen auf ihre Seite herüberzuziehen.

Aber Tante Riekchen — sie hatte zwar die Sachen geschickt und freundliche Grüße dazu — aber sie selbst kam nicht und ließ vorerst nichts weiter von sich hören und verlauten. Sie war nämlich nicht dafür, die Speisen allzu warm zu genießen, da die Erfahrung sie gelehrt hatte, daß es besser war, bei allen heißen Dingen abzuwarten.

Und auch Tante Hannchen kam nicht, und keines von den Kindern. Nicht Jenny, die das Brautgedicht gesagt hatte, oder Wolfgang, der in Charlottenburg Wochen bei ihr gewohnt hatte — keine Seele ließ sich blicken. Jeder mied sie.

Nein, das entspricht doch nicht ganz der Wahrheit. Gleich am dritten oder vierten Tage erschien Tante Minchen; wenn auch der Nebel bis auf die Dächer hing und der Regen nicht aufhören wollte. — Es war ja gewiß nicht weit vom Hohen Steinweg nach der Klosterstraße — aber da kam sie gar nicht her, sie war erst noch bei Madame Fournier gewesen. „Unter der Stechbahn“, trotz Wind und Wetter. Und da hatte sie drei schöne, mattgelbe Apfelsinen gekauft, für Jettchen zur Stärkung. Und Apfelsinen waren jetzt nicht billig. Sie hatte lange geschwankt, ob sie ihr nicht statt dessen ein Glas von ihrem Eingemachten mitbringen sollte — vielleicht Quitten oder Hagebutten. Aber das sah so alltäglich aus; Apfelsinen hingegen konnte man nicht alle Tage haben. Und wenn, wie man sagt, sauer lustig macht, so hätte Jettchen nach den Apfelsinen eine Woche lang die lustigste Person von ganz Berlin sein müssen.

Ja, die kleine gute Tante Minchen, die so verschrumpelt wie eine Backbirne war und einen Mund hatte wie ein ausgerissenes Knopfloch, sie hatte sogar eigens zu diesem Besuch ein schwarzes Seidenkleid angezogen, damit Jettchen nicht meinen solle, sie halte nichts auf sie. Leicht fiel ihr dieser Besuch gewiß nicht, denn sie wußte noch gar nicht, wie er bei den andern ausgelegt werden würde — aber sie hatte sich trotz alledem dazu entschlossen. Und es war das nicht allein der Wunsch ihres alten Ehegatten — dem hätte sie wohl ihren eigenen Willen entgegengestellt — es war auch i h r Wunsch. Nur wußte sie nicht recht, was sie mit Jettchen reden sollte. Beschönigen wollte sie nichts, tadeln wollte sie nichts, und umgehen wollte sie die Angelegenheit schon gar nicht.

„Nun, Jettchen,“ sagte Tante Minchen, bevor sie sich noch gesetzt hatte, „ich komm eben ein bißchen hier vorbei. Jason hat neulich auf der Hochzeit gesagt, du wärst nicht ganz wohl, und da wollt ich doch mal zusehn, wie's dir geht.“

Digitized by Google

Jettchen dankte. Es gehe ihr schon besser.

„Nun," meinte Tante Minchen feierlich und wickelte jede der Apfelsinen mit ihren kleinen welken Fingern aus dem Seidenpapier und legte sie fein säuberlich auf die blanke Tischplatte, „nun, Jettchen, da hab ich dir drei Apfelsinen mitgebracht, für deine Gesundheit. Iß sie mit Verstand, was dir ja nicht schwer fallen kann. Sie sind nämlich von der Fournier und kosten fünfzehn Silbergroschen."

Jettchen sagte, daß diese Ausgabe für sie aber wirklich unnötig gewesen sei.

„Nein," meinte Minchen, „ich wollte dir, liebes Jettchen gerade damit zeigen, daß mir für dich nichts teuer und gut genug ist. Nach wie vor. Und wenn sie auch in den Zeitungen über dich schreiben."

Jettchen erschrak.

„Nun, hat dir Jason nichts gesagt?" schwabbelte Minchen ohne böse Absicht. „Im ‚Beobachter an der Spree' stand doch die ganze Sache, das heißt nicht mit richtigen Namen, aber es war ganz deutlich deine Geschichte, weißt du, von Herrn Gimpel, Herrn Schlau und Fräulein Pfiffig hieß es da."

Das hatte Jettchen nicht erwartet, und sie brach in Tränen aus.

Minchen beschwichtigte. „Was brauchst du dir daraus etwas zu machen," sagte sie. „Weißt du, was Eli gesagt hat? — Wenn er noch jünger wäre, als er ist, hat er gesagt, würde er einfach hingegangen sein auf die Zeitung und hätte, ohne ein Wort dabei zu sprechen, dem Mann rechts und links ein paar hinter die Ohren gegeben. . . . Wenn Ferdinand jedoch nur noch etwas auf die Familie hielte, dann müßte er's tun. Und ihr Eli der würde es auch Ferdinand sagen."

Aber selbst dieses Versprechen der Blutrache vermochte nicht Jettchens Tränen zum Versiegen zu bringen, und deshalb beschloß Tante Minchen geschickt, das Gespräch auf ein anderes Thema hinüberzuspielen.

„Lächerlich," sagte sie, „du wirst dich ärgern! Die Meinungen sind doch sehr verschieden darüber. Ich muß ja in Wahrheit dir eingestehen, ich bin eigentlich nicht deiner Ansicht. Man muß sich aneinander zu gewöhnen suchen. Wenn die Angelegenheit mit der Scheidung so leicht wäre, wie die Hochzeit, würde keine Ehe länger wie ein Jahr dauern. Und wir — Eli und ich — sind nächsten Herbst, so Gott will, siebenundvierzig Jahre verheiratet. Aber Eli sagt wieder, du hättest ganz recht gehabt. Und viele andre — weißt du, man spricht ja von nichts weiter — sagen auch, sie begriffen nicht, wie Salomon dich an Julius Jacoby hätte geben können. Aber wirklich, mein Kind, trotzdem und trotzdem — ich versteh dich nicht. Was hast du an den Männern? Sie sind doch alle gleich. Meinst du, du merkst nachher 'n Unterschied?"

„Sage, liebe Tante, kann ich dir irgend etwas anbieten? Ein Glas Wein vielleicht?"

Aber Minchen war nicht abzubringen. Sie schüttelte nur den Kopf und blieb beim Thema. Und um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, beleuchtete sie es einmal von rechts und einmal von links.

Digitized by Google

„Mir," sagte sie, „hat er eigentlich nicht so schlecht gefallen wie Eli. Der nennt'n immer nur 's littauische Pferdchen. Aber das Eine muß er doch zugeben — daß Leder immer noch eine aussichtsreiche Branche ist. Und ein guter Geschäftsmann soll er ja auch sein. Und der andere? Nun ja, hätt er vielleicht damals die Stelle gehabt, die er heute hat, hätt man drüber reden können. Aber damals war er doch garnichts wie ein Doktor. Aber endlich, Jettchen, was geht's mich an? Das ist doch deine Sache. Tu, was du willst. Uns solls gleich sein. Bei uns wirst du nach wie vor immer ein offnes Haus finden. Und Eli fragt schon jeden Tag, warum du nicht eigentlich mal auf ein Viertelstündchen zu uns 'rüberkommst. Er freut sich doch immer so mit dir."

So sprach Tante Minchen. In schöner Regelmäßigkeit des Redeflusses. Und doch wäre es falsch, wenn man annehmen wollte, daß sie es etwa böse meinte. Sie meinte es gut und war Jettchen wirklich zugetan. Aber das hinderte eben nicht, daß sie Jettchen mit ihren Worten das Herz abstieß; wie wir ja auch gemeiniglich denen am meisten wehzutun pflegen, die wir am liebsten haben.

Als Onkel Jason kam, sah er auf den ersten Blick, daß Jettchen traurig und mutlos, noch trauriger und mutloser als sonst war. Aber er tat, als bemerke er es nicht.

„Ach," sagte er, „Jettchen, da ist mir heute vormittag eine merkwürdige Geschichte passiert. Weißt du, hier an der Ecke am Kölnischen Fischmarkt sitzt doch die dicke Bücklingsfrau. Und wie ich vorbeikomme, zählt sie gerade ihre Bücklinge ab. Eine, zweie, dreie, viere — das eine Dutzend stimmt nicht. Sie zählt noch mal. Wieder dreizehn. Na, mich interessiert das, und ich stell mich zu der Frau hin. Mit einmal ruft sie: Herrgott, richtig, richtig, da is mir doch wirklich die olle Tante Minchen mang die Bücklinge mang jekommen."

Jettchen mußte lachen. Und Jason nahm ihre Hand. „Mädel, du mußt nicht immer zu Hause hocken. Du verklöhnst mir dabei ganz. Witz und Schönheit sind gesellige Kräfte. Denn, heißt es, was gewänne ein witziger Einsiedler und eine schöne Einsiedlerin? Wenn du rätst, wer das sagt, nehme ich dich morgen mit ins Schauspielhaus. Oder wollen wir übermorgen in die ‚Schuld' gehen?"

‚Dort ist, oder nirgends Heil,
Dort versöhnt das Henkerbeil
Mich mit mir — vielleicht mit Gott.'

Willst du das hören, Jettchen?"

Aber Jettchen wollte doch lieber noch nicht ins Theater gehen, weil sie dort so viele Leute sehen könnten.

„Dann, Jettchen, wollen wir wenigstens einmal des Abends musizieren. Früher hast du noch manchmal gesagt: ‚Jason, ich weiß ein Lied.' Aber jetzt bist du ganz still geworden."

Für das Musizieren war Jettchen eher zu haben.

Digitized by Google

„Ja, schön," meinte Jason, „dann lade ich dir deinen Freund ein, und er soll uns auf dem alten Tafelklavier eins vorspielen. Wer weiß, wie lange da keiner drauf gespielt hat. Denn mein bißchen Geklimper kann ich ja nicht spielen nennen. Und wenn ihr ganz brav seid, dann zeige ich euch auch Sibirien."

Was Sibirien sei!

Das dürfe er nicht sagen.

Jettchen bat ihn, und Jason freute sich, sie aus ihrer Reserve zu locken.

„Siehst du," sagt er, „Sibirien ist die kleine Zierkommode da" — und Jason zeigte auf ein ganz niedriges, geschweiftes Schränklein, das mit vielen Fächern bescheiden in der Ecke am Fenster stand. Es machte gar nichts von sich her, neben den hohen Servanten mit den vielen bunten und weißen Porzellanen. Aber wenn man es näher ansah, so mußte man eine ganze Zeit bei seiner Betrachtung verweilen. Denn es war über und über eingelegt mit Elfenbein, Buxbaum, Kirschholz und Rosenholz, und jedes Schubfach zeigte eine andere Szene aus dem alten Testament; fein säuberlich in den Raum hineingeschrieben, zwischen die beiden schweifigen Bronzegriffe. Da war die stolze Lea am Brunnen; und Josua und Kaleb, die die große Traube trugen; und Absalom, der mit den Haaren am Ast sich verfangen hatte und nun elendiglich sich verzappelte. Auch Josua als Reitergeneral war da, der der Sonne Vorschriften machte, wie sie sich zu benehmen hätte.

„Du wunderst dich, warum das Schränkchen Sibirien heißt. Das hat noch dein Vater so getauft. Weißt du, es gehörte eigentlich dem alten Onkel Simon. Und wenn der von der Leipziger Messe kam, dann brachte er immer Lebkuchen mit und Bonbons und alles erdenkliche Schöne. Und alles wanderte vor unsern Augen in das Schränkchen hinein. Und nie ist wieder was herausgekommen. Und deswegen hat dein Vater das Schränkchen Sibirien genannt. Und als es nachher keiner haben wollte, habe ich es mir genommen; nun bewahre ich eben meine Heiligtümer darin auf." Und Jason zog ein Fach nach dem andern und wies Jettchen Briefe, Locken und goldene Chatelaines; Büchlein und Bänder; Blumen aus Haar gebastelt; einen Fetzen roter Seide mit den Lilien der Bourbonen aus dem zerstörten Thronzimmer der Tuilerien; eine kleine Alabasterbüste der Sonntag und ein Täßchen mit dem Bild des Studenten Sand; ein Papiermaché-Figürchen mit Saphirs Wollkopf und ein paar Verse von ihm dazu; Uhren und Medaillons aus dem väterlichen Geschäft; silberne Riechbüchslein in Form von Schnecken mit beweglichen Hörnern oder solche wie Muskatnüsse mit vielem Geäder. Und all das lag nicht wirr durcheinander, sondern jedes hatte sein Plätzchen, sein Schächtelchen, sein Zettelchen mit der Lebensgeschichte. Doch Jettchen bemerkte da auch — daran hatte Jason vielleicht nicht gedacht — einen kleinen Fingerhut mit einer roten Granatplatte, der ihr einmal gehört hatte, und den sie wähnte verloren zu haben. Auf dem Blättchen aber standen — das sah sie — ein paar Verszeilen von Jasons steiler und zierlicher Hand. — Und Jettchen wurde über und über rot.

* * *

Digitized by Google

Und der Regen schwand, und es gab wieder sternklare, frische Nächte, und Reif am Morgen auf niedern Dächern, auf Remisen, auf den Holzfassungen der Abwässer. Und es gab klare, mattblaue Winterfrühen, an denen die Sonne so ganz tief stand und die gewölbten Scheiben von Jettchens Zimmer mit roten Strahlen streifte. Das sonderliche Paar, es lebte doch bald besser zusammen, als es sich selbst zugestand. Jettchen lernte sich in die kleinen Eigenheiten Onkel Jasons fügen, kleine Eigenheiten, die Jason außer dem Hause nie zeigte. Wer wußte zum Beispiel, daß er heimlich schnupfte; wer, daß er selbst seine Porzellane und Gläser abstaubte und ihren Platz nach einer geschriebenen Vorlage mit dem Zollstock bestimmte? Wer hätte geglaubt, daß er manchmal den alten, hohen Jägertschako aufstülpte und aus einem abgegriffenen Bändlein alte Lieder sang, mit deren Inhalt seine Anschauungen von heute so gar nicht mehr übereinstimmen wollten; oder daß er einen geheimen Kult mit einer hohen Frau trieb, von der er alles an Bildern und Stichen und Plaketten sammelte, dessen er nur habhaft werden konnte.

An diesen kleinen Eigenheiten lernte Jettchen still vorübergehen, und es war gar nicht nötig, daß Jason sich hin und wieder mit der Sentenz des kleinen buckligen Physikers verteidigte: „Jeder ist in seinen vier Pfählen ein Sonderling", und dann nach einer geheimnisvollen Pause hinzufügte, „das wissen am besten die Eheweiber".

Nein, Jettchen spann sich auch so langsam in die gleichen Kreise wie Jason ein, in denen man die Caprice liebte und dem einfachsten Ding im Leben Bedeutung beimaß, in denen man vom Schnitt eines neuen Rockes sprach, als ob es eine Sache von hochpolitischer Bedeutung wäre, und über eine hochpolitische Tat, wie die Amnestie, witzelte, als ob es sich nur um den Schnitt eines neuen Rockes handelte.

Jason war viel daheim. Nun ja, jeden Nachmittag von vier bis fünf ging er zu Stehely, und alle vierzehn Tage einmal stahl er sich heimlich zur Theerbusch'schen Ressource. Seine alte Gepflogenheit, auf Tage für alle Welt verschollen zu sein, — und man vermutete geheime Wege — schien er jetzt ganz abgelegt zu haben. Ja, ob überhaupt in seinem Leben irgend ein weibliches Wesen Figurantin oder Statistin spielte, oder ob gar mehrere der leicht beschwingten Grazien ihre flatternden Schleier um seine geheimen Stunden woben, davon bemerkte Jettchen nichts. Jason schien jede Stunde in und außer dem Hause nur für Jettchen zu leben. Er brachte ihr immer etwas von seinen Ausgängen heim, und wenn es nur Neuigkeiten waren. Ohne daß Jettchen es äußerte, hatte er herausgefunden, daß man vergessen hatte, Jettchen einen Muff mitzugeben, und er kaufte ihr nun einen ganz kostbaren von Courtin, einen aus grünem Sammet und mit einem breiten Nerzbesatz, lang und groß wie eine Ziehharmonika. Den sollte sie nehmen, wenn sie mit ihm ausginge. Des Abends einmal ins Theater.

Aber Jettchen ging nicht viel vor die Tür. Und des Abends schon gar nicht. Höchstens, daß sie manchmal mit Fräulein Hörtel Einkäufe für den Haushalt machte. Aber dann eilte sie immer wieder, heimzukommen, denn sie fürchtete, Bekannte zu treffen. Und wenn sie wirklich irgend jemand sah, mit dem sie früher wohl ein paar Worte gesprochen

Digitized by Google

hatte, dann beschleunigte sie ihre Schritte und bog hastig in eine Nebenstraße ein. Oder wenn das nicht ging und sie doch an ihm vorüber mußte, dann klopfte ihr das Herz bis in den Hals, während sie leise den Kopf zum Gruß senkte, mit Mienen regios wie eine Statue.

Kößling kam nicht gar oft. Er brachte eine Nachricht oder ein Buch für Jason, blieb am Nachmittag eine Stunde und ging. Und immer wieder war es das Gleiche. Man sprach, man plauderte, Jason zeigte Bücher, Stiche, ja er las auch einmal einen Abschnitt vor, schritt mit langen, klappenden Schritten auf und nieder an seinen Bücherreihen, die ausgerichtet standen wie preußische Soldaten. Und er deklamierte, während er sein Gedächtnis nur manchmal mit einem Blick auf das Büchlein in seiner Rechten stützte, den Schlußchor des Helena-Aktes. Wie schön das sei! Wie griechische Verse. Die ganze Braut von Messina gäbe er dafür, gäbe sie für ein paar Worte, für diese letzten Worte des Euphorion:

Laß mich im finstern Reich,
Mutter, mich nicht allein.

Das seien Worte, über die man Stunden weinen könnte, alle Schauer der ewigen Nacht seien da in einen Schrei gepreßt. So einfach sei es, daß es ein sterbendes Kind lallen könnte, und so gewaltig, daß der markerschütternde Klageruf des Prometheus uns nicht tiefer in den Ohren gellen könnte. Die tiefsten Nöte des Menschen, sie klängen darin wieder. Das angstvolle Sichhineinschmiegen-wollen in zwei weiche Arme, und alle Jubel des Lichts klängen darin wieder, doppelt leuchtend im Augenblick des Abschieds. Schiller, Herrgott, Schiller, alle Welt käme jetzt mit Schiller! Man sollte ihm ein ähnliches Wort bei ihm zeigen. Ob Kößling das könnte?! Er sage Reichtum, er sage Fülle. Ob er das Gastmahl des Trimalchio kenne?! Ob er Heinse kenne?! Das wäre Reichtum, das wäre Gold und Purpur. Im Faß müßte es gären, nicht in den Flaschen.

Und Jettchen fühlte während dieser Gespräche, wie sie beide, Kößling und sie, sich langsam und trotzig voneinander entfernten. Und nur in den Dämmerstunden, wenn Kößling sich an das Spinett setzte, und die Töne der Mozartschen Sonaten über die Bücherreihen hinzogen und zu den Fenstern flüchteten, durch die der wilde, rote Abendhimmel über graublauen Dachrücken hineinsah, — nur dann strebten sie sich entgegen und suchten einander. Dann gingen ihre Blicke nicht aneinander vorüber, sondern sagten sich Schmeichelworte.

Und stets war es dasselbe Spiel. Jason fiel es ein, daß er irgend etwas noch zu tun hätte. Und Kößling erhob sich, er wolle nicht länger stören. Und Jettchen und Jason begleiteten den Besuch bis auf den dämmrigen Flur hinaus. Aber dann mußte Jason zu seinem Bedauern gerade irgendetwas vergessen haben und mußte die beiden gerade jetzt sich selbst überlassen. Und es folgte der Abschied zwischen Tür und Angel, wortlos und stürmisch, ein Aneinanderpressen in dem kaum gelichteten Dunkel, als müsse

Digitized by Google

dem Augenblick die Kraft und die Tiefe von Stunden gegeben werden. Und ein kurzes und schmerzvolles Auseinanderreißen folgte, ein Zusammenstürzen von neuem und ein Sichtrennen mit brennenden Lippen . . . Immer dasselbe unbefriedigte, zerrissene Spiel der Sehnsucht.

Über ihre Lage sprachen sie nicht, und nicht über ihre Aussichten. Sie nahmen nur ohne Besinnung die flüchtigen Sekunden des Beieinanderseins.

Was hätten sie auch groß davon sprechen sollen. Sie standen auf dem alten Punkt, nicht einen Zoll waren sie weiter gekommen die ganzen Wochen. Nicht um einen preußischen Zoll, wenn auch draußen die Frau Fama, die immer noch mit vier Rossen und zwei Vorreitern ihretwegen durch die Stadt kutschierte, sich jeden Tag Neues zu erzählen wußte über sie und ihre Lage.

Was war denn daran wunderbar? Die Anteilnahme der Menge war eben einmal erregt und konnte nicht zur Ruhe kommen. Und da die Wirklichkeit keinen Anhalt bot und allzu langsam dahinfloß, so waren viele Köpfe und Sinne damit beschäftigt, etwas mehr Strömung dem trägen Fluß der Ereignisse zu verleihen, und täglich — je nach Partei — die baldige Rückkehr und Aussöhnung oder die sofortige gerichtliche Scheidung zu proklamieren; oder gar noch andere, lebhafte und freudige Ereignisse in Aussicht zu stellen.

Und was blieb von alldem? Jettchen wußte, daß Onkel Jason ihretwegen Gänge machte, daß er Advokaten aufsuchte. Sie hörte zu, ruhig und widerspruchslos, wenn er ihr Gesetzesparagraphen vorlas, die sie nicht verstand, und die ihr wie eine Verhöhnung der Vernunft und jedes natürlichen Empfindens vorkamen. Ja, Jettchen erfuhr, daß Jason selbst mit dem Onkel Naphtali, dem Senior aller Jacobys, der nun doch den teueren Gasthof mit der billigeren Wohnung seines eheverlassenen Neffen vertauscht hatte, bei Stehely konferiert hatte; . . . daß Onkel Jason zweimal vergeblich versucht hatte, den Vetter Julius in höchsteigener Person im Geschäft zu stellen . . . daß Onkel Jason mit seinem Bruder Salomon ganze Stunden im Kontor hin und her gesprochen hatte, und daß Ferdinand wichtige Wege ihrethalben machte . . . über all das war Jettchen wohl und genau unterrichtet. Aber was eigentlich hinter den Kulissen sich abspielte, auf welchem Punkte man stand, davon hatte sie doch nur ganz vage Vorstellungen.

Soviel erfaßte sie immerhin, daß es nicht um sie allein mehr ging, und daß die ganze Ehesache sich außerordentlich verwickelt und verknotet hatte, daß alles Erdenkliche mit daran hing: Familiendinge, Geldsachen.

Jettchen hörte von großen Summen, die dabei auf dem Spiel standen, und sie sollten von dem braven Vetter Julius mit einer Schnelligkeit ins Treffen geführt worden sein, die selbst der Kriegskunst eines Napoleon alle Ehre gemacht hätte und sofern sie sich nicht in duftende Lederballen gelöst hätten, sollten sie nun bei allen möglichen Unternehmungen mittun, von denen Kaufleute alten Schlages fein säuberlich die Finger ließen . . . Von ganz großen Summen hörte Jettchen, die im Spiel standen, ohne daß sie sich einen rechten

Digitized by Google

Begriff machen konnte, was sie eigentlich zu bedeuten hätten. Denn was Geld war, hatte Jettchen im Hause Onkel Salomons nie erfahren. Man bezahlte das, was man kaufte, und kaufte das, was man brauchte. Und wenn es wirklich mehr war als bei anderen Leuten, so machte man sich auch keine Gedanken; — man hatte den lieben Gott so gewöhnt, und es gehörte nun einmal zum Leben.

Und eines Vormittags kam Jason heim mit nassen Sachen, denn es war draußen ein unfreundlicher Tag. Er bringe eine wichtige Neuigkeit für Jettchen; ob sie es schon wisse, das rate sie gewiß nicht. Und Jettchen wurde es ganz heiß bei Jasons Worten, da sie glaubte, daß das eine Wendung in ihrem Geschick beträfe.

„Ja," meinte Jason, und ließ plötzlich hinter dem Rücken eine Knarre kreisen, „er sei eben da entlang gegangen. Auf dem Schloßplatz schlügen sie schon die Buden auf; und die ganze Breite Straße herunter sei man auch schon an der Arbeit; und auf der Schloßbrücke säßen nun wieder die Kinder mit ihren Dreierschäfchen und riefen: ‚'N Sechser der Bock, 'n Dreier das Schaf!' Vor den Walddeibeljungen aber wüßte man sich gar nicht zu retten. Wenn erst alles im Gange wäre, morgen oder übermorgen oder nächste Woche, da müßten sie einmal beide nachmittags auf den Weihnachtsmarkt gehen. So zwischen vier und fünf, wenn gerade das Licht angezündet würde, und man doch noch etwas sehen könnte. Dann wär's am schönsten: Unten die langen erleuchteten Budenreihen und das Schloß darüber und der farbige Winterhimmel dazu; — — oder, wenn es vielleicht Schnee gäbe, — dann müßten sie hingehen."

Und es gab Schnee — schon am nächsten Tag.

Des Abends hörte Jettchen noch den Ostwind durch die Straßen heulen, wie einen herrenlosen Hund, und als sie an das Fenster trat, sah sie oben auf einem tiefschwarzen Himmel weiße, ganz helle Wolken dahingleiten, wie mächtige weiße Bettücher mit zerschlissenen Rändern. Und wenn für einen Augenblick ein Stern zwischen ihnen in den schwarzen Rissen aufblinkte — schon war er verschwommen, schon war er verschleiert; und kaum, daß er wieder aufzuckte, verlosch er von neuem. Zur Nacht aber ließ der Wind nach und ächzte nur noch manchmal auf in der Ferne; und dann schlief er endlich ganz ein. Und ein jedes Schwarz am Himmel schwand dahin, daß er nur so ganz stumm herniederhing, wie in grauen Wattelasten.

Als jedoch Jettchen in der Frühe erwachte, fand sie das grüne Zimmer so seltsam hell und ruhig. — Kein Laut von der Straße drang herauf. So war es die ganze Zeit über nicht gewesen. Und wie Jettchen darob erstaunt sich umwandte, sah sie durch das Fenster in ein Stück trübgrauen Himmels hinein, und daraus tanzten immerzu kleine, weiße Plättchen und Federchen herab, langsam und sorglos. Und als sie nun aufsprang und an das Fenster eilte, da sah sie, daß drüben schon ganz dicke, weiße Sammetpolster auf allen Dächern lagen und daß drüben schon jeder Vorsprung und schon jede Kante an Fenstern und Giebeln mit einem breiten Streifen von weißem Pelz besetzt war. Ein paar heidnisch nackte Götterfiguren, die sonst drüben auf dem Gesims froren und fröstelten,

Digitized by Google

daß Jettchen oft fast glaubte, sie mit den Zähnen klappern zu hören, hatten schnell aus weißem Zobel dicke Mäntel umgebunden und schienen nun ganz glücklich und zufrieden. Der ganze Straßenzug aber unten war blank und licht, wie ein Leinentuch; . . . kaum daß auf dem Bürgersteig ein paar erste, frische Tapfen durch den lockeren Schnee führten; kaum, daß eine erste breite Wagenspur auf dem Damm ihn niedergepreßt hatte. Doch jeder Zaunpfahl beim Lagerhaus hatte schon eine Großmutterhaube sich umgebunden, und auf das Laubendach war über Nacht ein schweres damastenes Tischtuch gedeckt worden, — so rein, so neu gewebt, wie das keine Bleicherin von der Bleiche bringt. Auch die schweren Äste der Bäume hinten jenseits der Mauer hatte der Schnee weiß nachgezogen und mit jeder Krümmung in Silber nachgezeichnet. Und in die feinsten schwarzen Netze der Zweige und Zweiglein der Büsche und Hecken hatte er noch vorerst wenigstens flockige, lockere Watteballen gesteckt und geheftet. Die Brunnen aber . . . die strohumwickelten Holzbrunnen standen nun ganz und gar eingemummelt da — wie Schneemänner.

Und wenn eine Schneelast sich löste und von dem Gesimse oder den Zweigen herabschwebte, so vermählte sie sich mit dem weißen Boden, und man sah schon im Augenblick nachher nicht mehr die Stelle, wo sie niedergesunken war. Und immer von neuem glitt und flatterte das vom Himmel herab, — leise, müde und gleichmäßig, ohne Aufhören und ohne einen Windhauch, so daß die Fernen vor den weißen rieselnden Schleiern licht verdämmerten. Und dazu diese Stille . . . diese wundervolle Ruhe, die wie mit Katzenpfoten durch die Straßen schlich! Jeder Laut . . . das Zwitschern eines Spatzen, das Knarren einer Wagenachse, der Ruf eines Fuhrmanns, der von unten heraufdrang, verlor sich sofort wieder und machte die weiche Einsamkeit des Schneetages nur noch müder und träumerischer.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Zuerst hielt man die amerikanische Krisis mit dem Eingreifen des Schatzamtes für einigermaßen erledigt. Dann hoffte man auf das französische Golddarlehen, für das an Stelle der Banque de France die Banque de Paris mitzuwirken hatte. Schließlich bleibt aber noch immer das Unkengeschrei der rechnenden Pessimisten vernehmbar, die den weiteren Goldbedarf für drüben mindestens noch so hoch wie die bisherige Deckung einschätzen. Woher nehmen und nicht stehlen? — „Amerika frißt uns auf!“ so rufen jene Erfahrenen aus, die hier ausdrücklich als Pessimisten bezeichnet werden sollen. Diese Geschäftsleute, die Einfluß und Macht genug besitzen, glauben den Geldpreis (allerdings nicht unseren Banksatz) im Januar auch auf 10 % zu sehen. Sicher sei, daß die Finanzwechsel von Bank auf Bank nicht mehr erneuert würden, ebenso die Tratten unserer großen Fabriken auf ihre Banken. In Frankreich und der Schweiz ist es umgekehrt; dort ziehen die Banken auf die Kunden, um auf diese Weise für ihre Vorschüsse Akzeptsicherheit zu haben. In Deutschland jedoch würde ein

Digitized by Google

Reichsbankdirektor sehr ungnädig werden, falls ihm Wechsel von einer Bank auf Waren- oder Fabrikfirmen durch die Hände gingen. Auch unserer Industrie wird von jenen Propheten nichts Gutes vorausgesagt, indem trotz innerer Gesundheit das zu teure Geld die Geschäfte außerordentlich vermindern müßte. Indessen am raschesten würde unser Handel unter all diesen Mißständen leiden, denn die Basis seiner Ausdehnung beruhe auf dem Kredit, und nach den bisherigen Fallimenten sei Mißtrauen unausbleiblich, so daß weitere Zahlungseinstellungen in ziemlich sicherer Aussicht ständen. — Der letztere Punkt bezüglich unseres Handels ist vielleicht der einzige, dem auch ein Nichtpessimist zustimmen könnte. In der Tat! Wir haben bereits so alte und angesehene Häuser neuerdings fallen sehen, daß ein Mißtrauen der großen Kreditgeber nur zu begreiflich wäre. Deshalb sollten es heute unsere Großbanken als ihre vornehmste Aufgabe ansehen, eine Art von Kontrolle, statt wie bisher mit scharf konkurrierenden Kräften, eine Zeitlang mit friedlich geeinten Kräften auszuüben. Werden die Zeiten einmal wieder ruhiger, so bietet sich ja reichlich Gelegenheit dar, daß das eine große Institut dem andern die Kunden zu billigeren Bedingungen wegnimmt. Vorläufig ist aber die Lage zu ernst, als daß die deutsche Finanz es versäumen sollte, mit ganzer Kraft dem immer mehr um sich greifenden Unheil entgegenzutreten. Hier handelt es sich vor allem um ein rücksichtsvolles Eingehen auf die allgemeine Unruhe, die unser Geschäftsleben ergriffen hat und die nicht noch vermehrt werden darf durch ein brüskes Versagen der Kredite aus rein prinzipiellen, anstatt, in jedem einzelnen Falle, aus rein sachlichen Gründen. Nach dieser Richtung hin sind schon recht störende Maßnahmen zutage getreten, und wenn, wie gesagt, weitere Kreditablehnungen jeder einzelnen Firma nur wegen der Allgemeinlage aufoktroyiert werden, so sind die Folgen nicht abzusehen. Selbst der solideste Kaufmann kann modernerweise ohne Geldborgen und Warenverborgen keinen Schritt vorwärts kommen. Dieses ganze System nun, das sich vollkommen organisch entwickelt hat, würde durch allzustrenge Restriktionen einfach durchschnitten werden, und wir würden dann recht gute Firmen in der Mitte aufgehalten und zusammenbrechen sehen. Im Geschäftsleben bedeutet die Geldisposition alles, und so können, wie die Dinge heute liegen, bloße Tagesverlegenheiten über Ruf und Schicksal fleißiger, bewährter Geschäftsleute entscheiden. Unter Kredit ist aber zunächst Wechselkredit zu verstehen, dessen Versagen nicht nur den einen Kaufmann umwirft, sondern im Falle einer Krisis auch solche, die mit irgend einer plötzlich schärfer kontrollierten Firma auch nur in loser Verbindung stehen. Unsere Bankleiter täten gut, die Geschichte der hamburger Krisis aus dem Jahre 1857 zu studieren, die ebenfalls aus amerikanischen Mißverhältnissen hervorging. Denn in so hochgehenden Tagen wie den gegenwärtigen haben Deutschlands Großinstitute, die unser gesamtes Bankwesen in ganz übertriebenem Maße an sich gerissen haben, nicht nur auf ihre Dividendenfähigkeit und ihre stillen Reserven zu achten, sondern in erster Linie auf das Wohl und Wehe der Allgemeinheit. Sie haben sich einmal selbst zu Vormündern unserer gesamten wirtschaftlichen Tätigkeit bestellt, und in diesem Sinne müssen sie jetzt auch ihre Pflicht erfüllen.

* * *

Die Angst vor einem unaufhaltsamen Sinken unserer industriellen Konjunktur ist an dieser Stelle bereits kritisch beurteilt worden. Seitdem hat sich, abgesehen von Sensationsnachrichten, kaum etwas ereignet, was jene Angst rechtfertigen könnte. Tatsächlich erklären die wichtigen Persönlichkeiten in unserer Eisenindustrie, daß nach ihrer maßvollen Produktionseinschränkung ihre geschäftlichen Hoffnungen die besten seien. Auch der Geldstand scheint ihnen bisher keine Sorgen zu machen, wobei freilich in Betracht kommt, daß viele Werke und Fabriken schon seit Jahr und Tag, wie ihre Bilanzen zeigen, sehr große Guthaben bei Banken angesammelt hatten. Ob solche Ansammlungen heute noch bestehen, bleibt eine andere Frage. Jedenfalls ist es interessant, zu beobachten, mit welchem gegenseitigen Mißtrauen augenblicklich Industrielle und Bankdirektoren einander ihre Aufwartung machen. — Der Finanzmann lächelt ungläubig, wenn man ihm von dem guten Fort-

Digitized by Google

gang der Konjunktur berichtet, und wiederum der Industrielle, der ja von jeher übertriebene Begriffe vom Reichtum hatte, bezweifelt die Versicherungen seines Geldgebers von der undurchdringlichen Knappheit an Barmitteln aller Art. Der Wahrheit gemäß muß aber doch bei vielen Gebieten die Andauer des bisherigen flotten Geschäftes begründet werden! Da haben wir vor allem die Elektrotechnik! Im Jahre der höchsten Kupferpreise hat die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft mindestens 20 Prozent netto an ihrem Betriebe verdient, da sie 12 Prozent ausschüttet. Auch Siemens-Schuckert, der allerdings nicht so streng wie die erstgenannte Gesellschaft bilanziert, kann diesmal 11 Prozent verteilen. Um wieviel günstiger stellt sich aber vielleicht das laufende Jahr, bei Kupferpreisen von so erstaunlicher Billigkeit wie heute. Die vielen Konsumenten, denen Anlagen angesichts der Geldteuerung zu kostspielig werden, haben doch fürderhin ungleich weniger zu zahlen. Wenigstens läßt es sich annehmen, daß unsere großen Elektrizitätsunternehmen jene außerordentlichen Preisstürze zu reichlichen Versorgungen benützt haben. Die Kupferlieferungen sind ziemlich einfach zu übersehen, da man es zumeist mit der Amalgamated Co., mit dem Zwischenhändler Phelps Dodge und allenfalls noch mit der Hecla-Mine zu tun hat. Es kommt weniger darauf an, daß diese amerikanischen Faktoren vor der Hand nicht mehr um jeden Preis auszuverkaufen brauchen, als daß sie unfähig geworden sind, durch weitere Produktionseinschließungen, oder auch schwindelhafte Einschließungen den Kupferpreis auf die frühere Höhe emporzuzwingen. Allein innerhalb unserer Bergwerke steht unsere Elektrotechnik vor sehr großen und umfangreichen Aufgaben. — Eine andere Industrie, die durch die Einschränkung unserer Bautätigkeit scheinbar gelitten hatte, steht ebenfalls wieder auf ihrer vollen Höhe — Zement. Die Fernstehenden wissen gar nicht, daß wir in diesem so wichtigen Artikel das größte Exportland der Welt geworden sind, und daß unser Betoneisen sich bei den letzten großen Erdbeben inmitten all der Zerstörung glänzend bewährt hat. Man kann sich denken, wie schwer dies unter anderm bei dem Wiederaufbau St. Franciscos in die Wagschale fällt; wie denn auch die Unionsregierung selbst viel deutschen Zement verwendet, da die von ihr beanspruchte Qualität bei dem amerikanischen Produkt nur selten zu finden ist. Da wo es übrigens bei uns an neuen Bauten fehlt, wird der Zementverbrauch durch anderweitige Verwendung, vor allem neuerdings bei Reparaturen der verschiedensten Art, schadlos gehalten. Eine Überproduktion scheint einstweilen noch nicht gefürchtet zu werden, da die Provinzialkartelle wieder gut funktionieren. Jenes Verhängnis würde aber unfehlbar eintreten, falls mit der Errichtung weiterer Fabriken in gleichem Maße wie bisher fortgefahren wird. Denn jene neuen Etablissements vermögen zweifellos unvergleichlich rationellere Betriebe als die alte Konkurrenz herzustellen. — Am ungestörtesten setzt unsere chemische Industrie ihren Hochgang fort, deren einzelne Zweige sogar in den betreffenden russischen Niederlassungen so glänzend rentieren, als hätten Mord und Totschlag im Zarenreiche längst aufgehört. Es kommt nicht einmal darauf an, daß einzelne deutsche Fabriken in wichtigen Versuchen Millionen verlieren, das alles konnte bisher aus den laufenden Betriebseinnahmen gedeckt werden und war, wie die Fachleute versichern, notwendig zu riskieren. Im ganzen haben chemische Papiere ihr hohes Kursniveau recht gut behaupten können, obgleich vorsichtigere Köpfe unter den Kapitalisten Aktien, die zwischen 300 und 500 Prozent stehen, grundsätzlich mit bedenklichen Blicken ansehen. Gegenüber solchen Gesichtspunkten verlieren sogar die Käufe der den chemischen Unternehmen Näherstehenden oder richtiger von Familienangehörigen doch an Wert. — Selbst unsere Brauereiindustrie, obgleich neuerdings unsere Hopfenhändler recht beweglich klagen, muß sich in gutem Geschäftsgange befinden. Vielfach würden für das abgelaufene Jahr die betreffenden Dividenden noch größer geworden sein, hätten nicht die Direktoren den Aufsichtsräten bestimmt erklärt, daß dies wegen der Wirte (!) unvorsichtig sei. Mit letzteren war man nämlich nach vieler Mühe wegen der Preiserhöhung einig geworden, weshalb man ihnen jetzt keine allzu glänzenden Erträgnisse zeigen wollte. Das Publikum — ob mit Recht oder Un-

Digitized by Google

recht? — hätte heute schon Lust, alle diese ihm als gut erscheinenden Industrieaktien zu kaufen — wenn Geld da wäre.

* * *

Für den deutschen Markt bleibt es ein Glück, daß einstweilen unsere Kapitalskonzentrationen noch nebeneinander- anstatt, wie etwa in Amerika, in einem Punkt zusammen laufen. Geld an der Börse ist nicht Geld in unserem Hypothekenwesen, und somit werden Aufmerksame es schon herausfinden, wie trotz allen Berichten über das völlige Darniederliegen unseres Hypothekenverkehrs die Pfandbriefinstitute dennoch in aller Stille fortfahren, an erster Stelle Beleihungen zu gewähren. Wenn dabei nur 4½ Prozent verlangt werden, freilich mit einer Provision von 1 bis 2 Prozent, so haben jene Darleiher den Vorteil, solche Hypotheken, und zwar für beide Teile bindend, selbst auf 10 Jahre abzuschließen. Und es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß die heutigen hohen Zinssätze noch mehrere Jahre anhalten können. Wie sich aus der gegenwärtigen Baukrisis ergibt, werden natürlich fast alle neueren Hypotheken auf Gebäude in der inneren Stadt gegeben, anstatt auf Bauten in den Vorstädten, wo der Schwindel in der Tat sehr weit gediehen war. Im übrigen wird gewöhnlich übersehen, daß unsere mündelsicheren Pfandbriefbanken eng begrenzte Statuten haben und demgemäß Fabriken, Sanatorien, Hotels etc. etc. keineswegs beleihen. Wenn ihnen das bei Warenhäusern gestattet bleibt, und zwar in allergrößtem Maßstabe, so ist die solide Basis solcher Transaktionen durch die vorzügliche Straßenlage solcher Häuser wie von selbst gegeben. Indessen lassen sich die Zeiten schon voraussehen, wo auch Warenhäuser auf dem betreffenden Index erscheinen werden. Aus diesem Grunde dürfte vielleicht bald die Gründung einer Hypothekenbank an der Zeit sein, die sich gerade mit der Beleihung jener oben erwähnten und von den Pfandbriefbanken exkludierten Unternehmen befassen müßte. Für den Grad der Beleihung gibt es doch bereits jetzt Erfahrungen, indem unsere Kreditbanken seit langem auf diesem Gebiete tätig sind. Die Sünden, welche diese Kreditbanken darin infolge ihrer übertrieben hohen Aktienkapitalien begangen haben, könnten schon allein als Lehre für eine anderweitige, wirklich solide Geschäftsgebarung dienen.

* * *

Wenn in irgend welchen Aktien eine große Abwärtsspekulation börsenfähig wäre, so sind es unsere Bankpapiere. Der Terminhandel darin ist nicht aufgehoben, wie seinerzeit dank der Minierarbeit der rheinischen Zentrumsmitglieder bei unseren Montanaktien. Sodann kann man schon bei einiger Schwarzseherei die Vorteile des hohen Zinsfußes mehr als ausgeglichen ansehen. Von Amerika noch gar nicht zu reden, wo die Verluste vielleicht (?) durch frühere stille Reserven ersetzbar sind. Allein die Verluste an Zahlungseinstellungen sowie solche, die mit dem Schleier der Klugheit bedeckt werden, ferner die Unverkäuflichkeit ganzer Serien von Anlagepapieren, die Kursrückgänge zahlreicher Aktienpakete, die sich zum 31. Dezember sicher nicht gebessert haben werden; all dieses könnte auch außerhalb des Wannsee-Klubs Baissespekulanten aller Art hervorlocken. Demgegenüber ist aber doch daran zu erinnern, daß ebenso wie der Kaufmann beweglicher als der Fabrikant sein kann, wiederum der Bankier der Allerbeweglichste bleibt. Er, falls nicht etwa eine arge Mißwirtschaft eingerissen, vermag sich am leichtesten von dem Wechsel der Konjunktur zu befreien, da seine Ware — Geld, die beliebteste, ja notwendigste ist und immerfort in Nachfrage steht. Wären unsere Großinstitute nur einiger, so hätten sie sich alsdann auch nicht in rücksichtsloser Rivalität mit Kreditgewährungen überholt, die recht oft (s. u. a. Admiralsgartenbad!) eine nur zu ungeschickte Verwendung fanden. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß, wenn unsere Großbanken heute ihren alten reichen Spekulationskunden große Engagements weiter reportieren, sie ihnen nicht mehr als 6 Prozent zu rechnen pflegen, obgleich sie selbst Geld auch mit über 7 Prozent bezahlen.

* * *

Digitized by Google

Viele, viele Wochen hat das Kohlensyndikat gebraucht, um den ärgsten Mißbrauch von Geldern, der einer Aktiengesellschaft nachgesagt werden kann, als unrichtig zu erklären. Die Nachricht von jener 200 000 Mk.-Spende war lange durch die Presse gegangen und sogar im „Kladderadatsch" behandelt worden, bis endlich hier in der „Neuen Revue" auch eine — Kritik dazu erschien. Erst diese letztere scheint die Herren in Essen zu einer Erwiderung aufgerüttelt zu haben, die freilich sofort nach Erscheinen der ersten Nachricht mit dem ganzen Zorne ehrlicher Direktoren hätte kommen müssen.

Blockpolitik in Österreich.

Von Nemo.

Auch in Österreich wird jetzt Blockpolitik gemacht, nach deutschem Muster. Mit dem kleinen Unterschied freilich, daß es nicht gegen das Zentrum geht, sondern daß die seit den letzten Wahlen des allgemeinen Stimmrechts zu einer großen Machtgruppe geeinigten Alt- und Jungklerikalen den Kristallisationsfaden darstellen. Ein neues Ministerium ist gebildet worden, das in der Geschichte die Vignette „Ausgleichsministerium" erhalten wird. Denn die Durchbringung des mit Ungarn geschlossenen Ausgleichs im österreichischen Abgeordnetenhaus ist seine Bestimmung. Darum muß es so kunterbunt sein, damit jeder Partei der Ring durch die Nase gezogen werden kann. Nur die Sozialdemokraten — auch sie gehören zu den großen Parteien — stehen beiseite. Sie sind zwar „Hofgänger" geworden, aber noch nicht ministerreif im Habsburgerstaate, doch werden sie als Aftermieter industrieller Interessenpolitik lammfromm gegenüber dem Ausgleich sein, an dessen Erhaltung vor allem der Industrie und somit auch der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gelegen sein muß. Auch hat ihnen die Regierung manchen Gefallen getan, zu manchem Triumph verholfen, wofür sie mit einiger moralischer Berechtigung Revanche verlangen kann: der Landesverteidigungsminister Latscher wurde — ein in Österreich und wohl erst recht anderwärts unerhörtes Ereignis — geopfert, weil er eine von Schuhmeier eingebrachte Interpellation nicht zu dessen Zufriedenheit beantwortet hatte; der Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta gehorcht bei seinem Vorgehen gegen die Staatseisenbahngesellschaft dem Willen Ellenbogens. Die Revanche besteht darin, daß sie ganz zahm — ohne Obstruktion, ohne Verschleppung — gegen den Ausgleich stimmen werden. Eine dekorative Minorität!

Die anderen großen Parteien hängen an den Frackschößen des Ministerpräsidenten, der das Zauberstück vollbracht hat, aus einem ausgleichsfeindlichen Hause in wenigen Tagen ein ausgleichsfreundliches zu machen. Während der Generaldebatte sah es noch übel aus. Die Agrarier erklärten die Abmachungen mit Ungarn für unannehmbar, die Christlich-Sozialen wollten nicht Farbe bekennen, die Tschechen verlangten nationale Konzessionen, und die Deutschen langten nach dem Schwertgriff, um die tschechischen Aspirationen zurückzuweisen. Heute ist blauer Himmel, und müßte nicht das Zeremoniell der Detailberatung und dritten Lesung eingehalten werden, der Ausgleich wäre in fünf Minuten erledigt.

Eine öffentliche Lizitation von Ministerportefeuilles hat das Wunder bewirkt. Der Führer der tschechischen Agrarier, Prašek, wurde eingeladen, als Ackerbauminister, der der deutschen Agrarier Peschka, als deutscher Landsmannminister im Kabinett Platz zu nehmen. Aber so ging's nicht. Die deutschen Agrarier zeterten, daß ein Tscheche nicht ihr Ressortminister werden dürfe und wollten entweder Auersperg, den bisherigen Ackerbauminister — der, um dem Jungtschechen Fort Platz zu machen, vordem aus dem Handelsministerium ins Ackerbauministerium übersiedelt war und mit der nur einem Beamtenminister eigenen erstaunlichen Wandlungsfähigkeit aus einem Industrieförderer ein krasser Agrarier geworden war — die deutschen Agrarier also wollten entweder diesen Auersperg erhalten oder ihren Führer Peschka als Ackerbauminister sehen. Prašek aber erklärte, daß er nur als Fachminister auf dem ihm durch Erfahrung vertrauten Gebiete für sein Volk wirken und entweder nur als Ackerbauminister oder überhaupt nicht der Regierung angehören könne. Tagelang war die Politik Österreichs von diesem Wider-

Digitized by Google

streit, von der Schicksalsfrage: „Wird Prašek Ackerbauminister?“ beherrscht. Die Lösung war: Prašek verzichtet auf das Ackerbauministerium und nimmt mit dem tschechischen Landsmann-Portefeuille vorlieb. Dafür aber — „und weil keiner wollte leiden . . .“ — wird es auch Peschka nicht, auch der muß sich, um die Parität zwischen deutschen und tschechischen Agrariern nicht zu stören, mit einem Landsmannministerium, dem deutschen, begnügen. So waren die Agrarier eingefangen, und das noch verfügbare Portefeuille des Ackerbaues konnte zur Gewinnung der Klerikalen verwendet werden. Dr. Ebenhoch nimmt es ein, der Führer der altklerikalen Gruppe in der christlichsozialen Partei. Um auch dem Lueger-Flügel der Partei Platz zu schaffen, wird in der Eile ein Arbeitsministerium zusammengezimmert werden, an dessen Spitze der jungklerikale Heißsporn Dr. Geßmann treten wird. Der gute Mann soll aber nicht erst warten müssen; er ist als Minister ohne Portefeuille im Rate der Krone, mit der Anwartschaft auf das Arbeitsministerium. So sind denn auch die Christlich-Sozialen in die Laube gegangen, dieselben Christlich-Sozialen, deren Kampfruf „Los von Ungarn!“ kaum verklungen ist. Dr. Lueger, der Schöpfer und eigentliche Chef der Partei, mußte, widerwillig genug, dieser Schwenkung zustimmen, um die Führung nicht zu verlieren, um die Portefeuillegierigen Ebenhochs und Geßmanns nicht in die Fronde zu treiben. Polen, Jungtschechen und Deutschfreiheitliche waren und bleiben im Kabinett vertreten und sind durch die den Ausgleich deckenden Unterschriften ihrer Minister auf Ja und Amen verpflichtet.

Es wird in Österreich viel Entrüstung zur Schau getragen über diese Art, den Ausgleich durchzupressen. In dieser Entrüstung liegt aber viel Unaufrichtigkeit, zum Teil bewußte und zum Teil unbewußte. Die seit so vielen Jahren ersehnte endliche Regelung unseres Verhältnisses zu Ungarn ist nun einmal die wichtigste Staatsfrage, die es bei uns zu lösen, zu entscheiden gab und gibt, und es versteht sich förmlich von selbst, daß ein Ministerpräsident, der sich bewußt ist, das Erreichbare gegenüber Ungarn durchgesetzt zu haben, alle gesetzlich und moralisch erlaubten Mittel anwendet, um diese Staatsnotwendigkeit den Parteien mundgerecht zu machen. Sieht er nun ein, daß nur eine Parlamentarisierung des Kabinetts ihm den nötigen Rückhalt gibt, so kann ihm nicht verdacht werden, wenn er dieser Konsequenz nicht aus dem Wege geht. Und gerade die streng konstitutionell Gesinnten sollten sich freuen, daß der Ausgleich nicht durch den in Österreich bisher beliebt gewesenen Kuhhandel mit Konzessionen, sondern klipp und klar unter Heranziehung der maßgebenden Parteien und unter deren Verantwortlichkeit gemacht wird. Aber der Portefeuille-Schacher! Du lieber Gott! Es war gewiß kein erbauliches Bild, das tagelange Feilschen und Schnappen. Aber war's früher besser? War's besser, als die Minister aus der Kameraderie der adeligen Schulkollegenschaft, aus dem Freundeskreis der aristokratischen Salons geholt wurden? Vornehmer vielleicht. Es gab auch früher in Österreich Minister, die von ihrem Ressort — und auch sonst — nichts verstanden, die aber nicht einmal eine Partei, sondern nur eine Ahnenreihe hinter sich hatten. Herr Prašek ist ein Bauer, hat nur die Volks- und Bürgerschule besucht und es in seiner militärischen Laufbahn nur bis zum Korporal gebracht. Das ist ihm heftig übelgenommen worden von jenen Liberalen und Demokraten, für die der Mensch erst beim „Dektor“ anfängt. Prašek ist gewiß nicht das Ideal eines Ministers, aber daß er ein selfmade man ist, daß er Lebensklugheit und Welterfahrung nicht auf der Schulbank gelernt hat, sollte ihm gerade in Österreich nicht übelgenommen werden, wo allzu viele Würden und Ämter noch immer nicht nach Fähigkeit und Würdigkeit, sondern nach Abstammung und Zeugnissen vergeben werden.

Regierungskunst und Regierungskünste in Österreich wie in Ungarn arbeiten jetzt nur auf den Ausgleich hin, auf den Augenblick, wo beide Ministerpräsidenten vor den Herrscher treten können: „Majestät, der Ausgleich ist verfassungsmäßig erledigt.“ Nachher wird vieles abfallen. Vielleicht auch manches vom „Ausgleichsministerium“. Schon einmal hatten wir eine ähnliche Blockpolitik in Österreich. „Koalitionsregierung“ hieß sie damals, und das Gymnasium in Cilli bildet ihren Leichenstein. Auch das Ausgleichsministerium wird seinen Ausgleich wohl kaum lange überleben. Ein Fünk-

Digitized by Google

chen in das Pulverfaß des Nationalitätenstreits, und das ganze mühsam konstruierte Kabinett geht in Trümmer. Das Dauernde im Wechsel werden nur die Klerikalen bleiben, die sich in emsiger Agitationsarbeit zur Majorität erst im Wiener Rathaus, dann im niederösterreichischen Landtag und nun zur größten Partei im Abgeordnetenhaus hinaufgearbeitet haben. Wen's verdrießt, der mag am allgemeinen Wahlrecht irre werden!

Langsam-Schnellzüge in Österreich.

Von Ignotus.

Wien, im November 1907.

Das ist eine neue Art des Eisenbahnverkehrs: fahrplanmäßige Schnellzüge, die langsam zu fahren haben und infolgedessen alle Anschlüsse versäumen. Seit einigen Wochen ist diese neue Verkehrsart auf den Linien der österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft eingeführt, von Amts wegen, nämlich auf Anordnung der Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen. Die Verhältnisse auf den einzelnen Strecken der Staatseisenbahngesellschaft gleichen — so erklärt eine an die Regierung gerichtete dringliche Eingabe der Prager Handelskammer — einer vollständigen Anarchie. Die Staatsbahnpassagiere versäumen die Anschlüsse, die Postbeförderung durch die Staatsbahn erfährt Verspätungen von ganzen Tagen, und die Wagennot wird durch die Desorganisation des Fahrplanes in bedauerlichster Weise verschärft; auf gewissen Anschlußbahnen wurden in den letzten Tagen überhaupt keine Wagen beigestellt, so daß sich einzelne Kohlenwerke in Nordböhmen genötigt sahen, den Betrieb einzustellen.

Wie entstand diese von Amts wegen herbeigeführte Verkehrsanarchie? Die Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen hat auf den Linien der Staatsbahngesellschaft an 120 Langsamfahrtsignale aufstellen lassen. Die ersten dieser Signale galten nur den Schnellzügen. So wurde eine neue Art Langsam-Schnellzüge geschaffen. Dann ging der löbliche Eifer der zur Untersuchung des Bauzustandes der Staatsbahngesellschaft entsendeten Beamten der Generalinspektion weiter. Mit der Zahl der konstatierten Oberbaumängel wuchs die Zahl der aufgestellten Langsamfahrt-Signale, und schließlich steckte man solche Signale auch auf Seitenlinien auf, die noch nie von einem Schnellzug befahren worden sind, und gebot auch Personen- und Lastzügen langsamere Fahrt.

Jede Bahn ist stets in gutem, fahrbarem Zustande zu erhalten, so daß sie mit der höchst zulässigen Geschwindigkeit ohne Gefahr befahren werden kann; das Ausmaß der Geschwindigkeit ist zu verringern, wenn es die Verhältnisse der Bahn oder einer Bahnstrecke notwendig machen. Das schreibt die österreichische Betriebsordnung vor. Und Aufgabe der Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen ist es, durch ständige Überwachung sich zu überzeugen, ob der Bauzustand der Bahnen und ihrer Betriebsmittel die Sicherheit und Ordnung des Betriebes gewährleisten, und die Unternehmungen zu zwingen, alle wahrgenommenen, die Sicherheit des Betriebes gefährdenden Mängel schleunig zu beheben; nötigenfalls können die Herstellungsarbeiten auf Kosten der Bahn durch den Staat besorgt werden; und wenn eine Eisenbahnunternehmung ungeachtet wiederholter Ermahnungen die Anordnungen der vorgesetzten Behörde nicht befolgen sollte, kann nach dem österreichischen Eisenbahnkonzessionsgesetz die Regierung die Sequestration der Eisenbahn anordnen.

Man sieht, die Behörde hat ausreichende Befugnisse, die Unternehmungen zur Erhaltung der Bahn in gutem Zustande zu verhalten, und schon der Umstand, daß das abschließende Urteil über die Beschaffenheit des Bauzustandes einer Bahn im freien Ermessen der überwachenden Behörde liegt, muß jede Bahnunternehmung veranlassen, die behördlichen Anordnungen, die den Bauzustand der Bahn betreffen, ohne Verzug zu befolgen. Um so mehr mußte die Öffentlichkeit überrascht sein, als das Abgeordnetenhaus vor kurzem einstimmig einen Dringlichkeitsantrag annahm, mit welchem die Regierung aufgefordert wurde, die Bestimmungen des Eisenbahnkonzessionsgesetzes gegen die Staatsbahngesellschaft anzuwenden, falls

Digitized by Google

sie sich weigern sollte, den Aufträgen der Generalinspektion Folge zu leisten. Der Inhalt und noch mehr die Dringlichkeit des Antrages mußten die Vermutung wecken, daß die Gesellschaft mit der Ausführung behördlicher Anordnungen verschuldeter Weise im Rückstande sei. Tatsächlich hatte aber die Gesellschaft nichts anderes getan, als von dem ihr zustehenden Rechte des Rekurses gegen die Aufträge der Generalinspektion Gebrauch gemacht. Der Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta erklärte denn auch in der über den Antrag geführten Debatte, daß der Umfang der der Gesellschaft aufgetragenen Arbeiten eine sofortige Durchführung ausschließe, daß die Gesellschaft trotz der Überreichung der Rekurse, die seither vom Eisenbahnministerium abgewiesen worden sind, das Programm für die Ausführung der Arbeiten vorgelegt habe, und daß, solange die erteilte Frist zur Wiedervorlage des zur Ergänzung zurückgestellten Programmes nicht abgelaufen sei, nicht behauptet werden könne, daß die Gesellschaft die Aufträge der Regierung zu erfüllen nicht gewillt sei. Lag somit keine tatsächliche Veranlassung vor, das schwere Geschütz des Dringlichkeitsantrages auffahren zu lassen, so mußte die Öffentlichkeit noch mehr von der Nachricht überrascht werden, daß die Generalinspektion, die mit der ständigen Überwachung des Bauzustandes der Bahnen betraut ist, auf einmal derartige Mängel der Staatsbahn konstatieren konnte, daß sie die Aufstellung von Langsamfahrtsignalen für notwendig erachtete. Die der Staatsbahn von der Generalinspektion aufgetragenen Arbeiten betreffen im wesentlichen die Erneuerung von Schienen und Schwellen, Verbesserung und Verstärkung des Ober- und Unterbaues, Ersatz des Grubenschotters durch Schlegelschotter, Erweiterung von Gleisanlagen, Arbeiten, deren Kosten teils die Betriebsrechnung belasten, teils auf Anlagerechnung zu buchen sein werden. Bis Oktober 1908 sind Schienenauswechslungen insgesamt auf einer Strecke von 70 km durchzuführen, für andere Arbeiten ist eine Frist bis 1909 gegeben, die Schotterauswechslung in einer Länge von 500 km muß bis Ende 1910 durchgeführt sein.

Zwei Fragen: Die Mängel, deren Behebung der Staatsbahn aufgetragen wird, sind unmöglich von heute; wie kommt es, daß die Generalinspektion erst jetzt zur Wahrnehmung dieser Mängel kam? Und wenn die Generalinspektion 120 Langsamfahrtsignale aufstellte und damit zum Ausdruck brachte, daß vor Behebung der Mängel größere Geschwindigkeiten mit der Betriebssicherheit unvereinbar sind, wie konnte sie die von der Prager Handelskammer dringend verlangte, sofortige Entfernung der meisten dieser Signale rechtfertigen, da für die Behebung aller Mängel eine Frist von Monaten und Jahren gegeben ist? Aus der Entfernung der Langsamfahrtsignale vor Behebung der gerügten Mängel würde man schließen müssen, daß der Bauzustand der Staatsbahn denn doch nicht so ist, daß er die Betriebssicherheit gefährdet; und daß die Generalinspektion mit der Aufstellung der Langsamfahrtsignale ein wenig zu rasch vorgegangen ist. Die Staatsbahn macht für sich geltend, daß sie zu den best ausgerüsteten österreichischen Bahnen gehört, daß Unfälle durch Mängel des Oberbaues und Schienenbruch sich auf ihren Linien relativ und absolut in weit geringerer Zahl ereignen, als auf anderen österreichischen Bahnen, und daß die Generalinspektion nie vorher Veranlassung zu irgend welchen einschneidenden Bemängelungen des Bauzustandes gefunden habe. Mit einem Male, förmlich über Nacht, findet die Generalinspektion, daß der Bauzustand wesentliche Gebrechen aufweist, deren völlige Behebung Jahre und Millionen erfordern wird. Das läßt nur den Schluß zu: daß die Generalinspektion die Jahre her ihrer Überprüfungspflicht in unzureichender Weise nachgekommen ist, oder daß man sich entschlossen hat, an den Bauzustand einer Bahn einen strengeren Maßstab anzulegen, als es bisher der Fall war.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man letzteres annimmt. Geht wohl auch nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Staatsbahn das Lehrgeld zu ersetzen hat, das die Regierung bei der Verstaatlichung der Ferdinands-Nordbahn zahlen mußte. Man erinnert sich noch, daß der Verkehr auf der Nordbahn, deren Einlösung ein politisches Postulat der Polen war, unmittelbar nach der Verstaatlichung förmlich versagte; erst nach der Übernahme durch den Staat fand man, daß die Bahn ganz unzulänglich ausgerüstet war; vielleicht hätte man es schon früher, vor den Verstaatlichungsverhandlungen oder während derselben, gefunden, wenn

Digitized by Google

eben die Einlösung der Nordbahn nicht ein Politikum gewesen wäre. Der Fall der Nordbahn soll sich bei der Verstaatlichung anderer Bahnen nicht wiederholen, und die Staatsbahn ist längst verstaatlichungsreif.

Sie ist es schon seit September 1902. Und für den Staatssäckel wäre es gut gewesen, wenn sie schon damals verstaatlicht worden wäre. Im Falle der Einlösung hat der Staat das Durchschnittserträgnis der besten 5 von den letzten 7 Jahren als Einlösungsrente zu bezahlen, jedoch mindestens den Reinertrag des letzten Jahres. Die Erträge des gesamten Bahnunternehmens (vor der Amortisation und Verzinsung der Anleihe) betrugen 1902: 27,26 Mill. K., 1903: 27,86 Mill. K., 1904: 28,39 Mill. K., 1905: 30,56 Mill. K., 1906: 33,34 Mill. K. Das ist eine sehr steil aufsteigende Ertragslinie. Im Jahre 1902 war aber Herr Dr. v. Wittek Eisenbahnminister, und dieser hatte die Überzeugung, daß die Verkehrskonjunktur der österreichischen Eisenbahnen den Höhepunkt überschritten habe. Der Staat werde also eine niedrigere Einlösungsrente zu zahlen haben, wenn er mit der Verstaatlichung warte. Es fanden zwischen Herrn v. Wittek und dem Staatsbahnpräsidenten v. Taussig Besprechungen über die Verstaatlichung der Staatsbahn statt, deren Ergebnis den für den Herbst 1902 in Aussicht genommenen Verstaatlichungsverhandlungen zur Grundlage dienen sollte. Zu diesen Verhandlungen ist es aber nicht gekommen. Im Jahre 1905 kündigte der damalige Ministerpräsident Frhr. v. Gautsch die Fortsetzung der Eisenbahnverstaatlichung im Abgeordnetenhause an, und der Leiter des Eisenbahnministeriums forderte die Staatsbahn (und die Nordwestbahn) zur Nominierung gesellschaftlicher Vertreter für im Herbst durchzuführende Verhandlungen auf. Die Verhandlungen sollten den Zweck haben, prinzipielle Differenzen sachlich und ziffermäßig festzustellen und womöglich die Fixierung des Einlösungspreises anzustreben; von dem Ergebnis der Verhandlungen werde es, wie die Regierung damals erklären ließ, abhängen, ob der in Aussicht genommene Weg der Vereinbarung sich als gangbar erweist oder ob, wenn dies nicht der Fall sein sollte, die Regierung genötigt sein werde, die ihr konzessions- und vertragsmäßig zustehenden Ansprüche im Rechtswege geltend zu machen. Die Staatsbahn machte ihre Vertreter sofort namhaft, aber diese warten bis heute vergebens auf eine Einladung zu diesen für den Herbst 1905 in Aussicht genommenen Verhandlungen, trotzdem seither in zahllosen Resolutionen öffentlicher Vertretungskörper die Fortsetzung der Verstaatlichung urgiert und in wiederholten Regierungserklärungen in Aussicht gestellt wurde. Als im Staatseisenbahnrate über die Erlassung eines Einweisungsgesetzes (das den Staat ermächtigen soll, den Besitz einer zu verstaatlichenden Bahn sofort nach bindender Mitteilung des Einlösungspreises an die Gesellschaft anzutreten, und die Gesellschaft mit eventuellen Mehransprüchen auf den Rechtsweg verweisen soll) beraten wurde, da führte der Referent aus, daß die Besitzeinweisung des Staates allen Versuchen ein Ende mache, die Verhandlungen ungebührlich zu verschleppen und die Lage dadurch fortwährend zu ändern; und niemand fiel es ein, zu sagen, daß, bisher wenigstens, von keiner einzigen verstaatlichungsreifen Bahn der Versuch gemacht worden ist, eingeleitete Verhandlungen ungebührlich zu verschleppen.

Auch der jetzige Eisenbahnminister hat wiederholt erklärt, daß die Regierung „nach wie vor" gewillt sei, mit der Verstaatlichung weiter fortzuschreiten, und daß sich die Verstaatlichungsaktion in erster Linie auf die Nordwestbahn und Staatsbahngesellschaft beziehen werde. Und man kann vielleicht das vor der Einbringung stehende Einweisungsgesetz, die Investitionsaufträge und die Langsamfahrtsignale der Generalinspektion der Anlegung der Rüstung vor Beginn der Verhandlungskämpfe vergleichen. Eine eingehende Erörterung der bestehenden Einlösungsdifferenzen würde hier zu weit führen. Es genügt schon, darauf hinzuweisen, daß die Staatsbahn den Standpunkt vertritt, ihr Fahrpark müsse besonders abgelöst werden, während die Regierung der Ansicht ist, daß die Einlösungsrente auch den Fahrpark erfaßt; das allein ist eine Differenz von mehr als 60 Mill. K. Und wenn das vom Eisenbahnministerium aufgestellte Investitionsprogramm sich auf drei Jahre erstreckt und zum großen Teil nicht Mehrausrüstungen, sondern Ausrüstungserneuerungen enthält, so entsteht die Frage: Soll mit der Verstaatlichung ge-

Digitized by Google

wartet werden, bis die Gesellschaft diese Investitionen durchgeführt haben wird? Schon die nächste Betriebsrechnung wird nicht nur mit den Kosten der aufgetragenen Bahnerhaltungsarbeiten, die nächstes Jahr an 4 Mill. K. erfordern werden, sondern auch mit der seit der letzten Resistenzbewegung eingetretenen Erhöhung der Personalausgaben im Betrage von 3—4 Mill. K. belastet sein. Wenn die Einlösung vor der Durchführung der aufgetragenen Arbeiten erfolgt, gehen die Kosten derselben dann auf Rechnung des neuen Besitzers oder hat der Staat ein Recht zu verlangen, daß sie, soweit es sich um Ersatzarbeiten handelt, von der Gesellschaft getragen werden, weil sie verpflichtet war, die Bahn in gutem und fahrbarem Zustande zu erhalten, und die Bahn ohne diese Arbeiten nicht in diesem Zustand ist? Würde die Gesellschaft dem gegenüber nicht erklären können, daß eine solche Rückwirkung schon deshalb unzulässig sei, weil alle Investitionsaufträge der Generalinspektion immer ohne Verzug durchgeführt wurden, und die Generalinspektion die ganzen Jahre her den Bauzustand der Bahn nie bemängelt hatte?

Es gibt der Staatsbahnfragen genug und sie drängen nach dem Versuche einer Lösung im Verhandlungswege. Die Langsamfahrtsignale sind vor kurzem für den Zugsverkehr der Staatsbahn aufgestellt worden. Für Verstaatlichungsverhandlungen scheinen Langsamfahrtsignale von den wechselnden österreichischen Regierungen schon seit langem aufgestellt zu sein; wird sie der jetzige Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta entfernen?

„Man kapituliert."

Ein gesuchtes Mißverständnis.*)

Der Artikel des Generalleutnant von Pelet-Narbonne „Der Niedergang von Frankreichs Wehrmacht" in Heft 1 und 2 der „Neuen Revue" ist in der ganzen französischen Presse beachtet und meist ohne besonderen Kommentar im Auszuge wiedergegeben worden.

Der Aufsatz hatte sich zum Ziel gesetzt, den französischen Kriegshetzern aus den eigenen Darlegungen der französischen militärischen Presse und sonstigen patriotischen Veröffentlichungen ein Spiegelbild des französischen Heeres zusammenzustellen, das dazu dienen sollte, diesen Leuten die Gefährlichkeit ihres Treibens vor die Augen zu führen. — Der Verfasser ist dabei lange nicht so weit gegangen wie z. B. Major Driand in seiner Schrift „Einem neuen Sedan entgegen" oder der Hauptmann und Abgeordnete Humbert in seiner Schrift „Sind wir verteidigt"? An derartige Schlußfolgerungen denkt er gar nicht, und hält sie für falsch. Er hat auch bei weitem nicht eine so scharfe Kritik an dem französischen Heerwesen geübt, als unter dem 30. August das englische Blatt der „Standard" an der französischen Marine, welchen Artikel der Oberst Septans mit zustimmenden Bemerkungen in der France militaire wiedergegeben hat. — Hat doch auch die France militaire in dieser Form aus einem Artikel der „Army and Navy Gazette" den Satz gebracht: „Wenn nicht Maßregeln ergriffen werden, dem Einhalt zu tun, was sich vorbereitet, so ist der Niedergang des französischen Heeres mindestens in einigen Jahren besiegelt, und die Arbeit so vieler Jahre wird verloren sein."

Es ist hiernach natürlich, daß die bürgerliche französische Presse sich über den Artikel nicht besonders erregt hat, namentlich da er in durchaus sachlichem Tone gehalten ist, und sich nirgends eine Animosität des Verfassers gegen das französische Heer oder Volk zeigt, die ihm durchaus fern liegt. So erkennt er auch die guten militärischen Eigenschaften des französischen Soldaten sowie den Diensteifer, die Tüchtigkeit, die Intelligenz der Offiziere ausdrücklich an und hebt die unzweifelhaft großen Fortschritte hervor, die das Offizierkorps verglichen mit den Zeiten Napoleon III. gemacht hat.

Es war dem H.-Korrespondenten der France militaire vorbehalten, den Aufsatz der „Neuen Revue" durch einen wutschnaubenden Artikel „Man kapituliert" zu quittieren, bei dem ihm der gesunde Menschenverstand völlig abhanden gekommen zu sein scheint. — Dies Wort war, wie schon die „Tägliche Rundschau" hervorgehoben hat, in dem Sinne gebraucht worden, daß der be-

*) S. die France militaire vom 12. November.

Digitized by Google

stehende Mangel an Menschenmaterial einer weiteren Heeresvermehrung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt, vor denen man kapituliert. — Herr H. konstruiert sich aber gleich ein neues Sedan und schlägt nun derartige Purzelbäume, daß man ihm nicht folgen kann, und das oben genannte Blatt ihn würdig hält, im Kladderadatsch verarbeitet zu werden.

Aus dem Wust von Unsinn, der den Artikel füllt, soll nur auf den Vorwurf eingegangen werden, General von Pelet habe kritiklos das ihm zugegangene Material verwertet. Da ist denn festzustellen, daß bei der Schilderung der Volksbewegung in Frankreich der französische anerkannte Statistiker Bertillon die Quelle gebildet hat, bei Besprechung der Organisationsfragen Veltzes Armee-Almanach und v. Loebells Jahresberichte, bei der Bemerkung über die Analphabeten im Lande eine öffentliche Erklärung des Ministers Briand zugrunde gelegt wurde, von Tagesblättern Anführungen aus dem Figaro, dem Matin, dem Echo de Paris, anerkannt patriotische Journale, während von der Schrift des Major Driand nur unbestrittene Tatsachen Verwertung fanden, nicht aber seine Schlußfolgerungen. — Am ausgiebigsten aber wurde das Blatt des Herrn H., die France militaire, mit Artikeln vom General v. Prudhomme, Oberst Septans und anderen hervorragenden Offizieren und auch die Revue de la Cavalerie, ein ausgezeichnet redigiertes Blatt, benutzt. — An diesen Quellen kann im Ernste auch Herr H. nichts auszusetzen haben.

Nun aber eine Charakteristik der Tendenzen dieses Herrn, dem die France militaire monatlich mehrere Male ihre Spalten öffnet. — Die klardurchsichtige Absicht eines jeden Artikels des Herrn H. ist das Hetzen zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich und zu dem Zweck soll in Frankreich Stimmung gemacht werden durch Verleumdung und Beschimpfung Deutschlands. Man hat noch nie einen Artikel H. gezeichnet in der „France militaire" gefunden, dem eine andere Absicht zugrunde gelegen hätte, oder der von irgend welchem militärischen Werte gewesen wäre. Als Beweis kann u. a. ein Artikel vom 9. November dienen: „Choses Franco-Allemandes. Le Coupe-Gorge", in dem Deutschland mit einem Wegelagerer verglichen wird, der dem friedlichen Wanderer an die Kehle springt mit dem Rufe: „La bourse ou la vie!" Ja, die Außerachtlassung jedes internationalen Anstandes ging bei der France militaire so weit, daß sie einem H. gezeichneten Artikel Aufnahme gewährte, der bei Gelegenheit der letzten Zusammenkunft König Eduard VII. mit Kaiser Wilhelm II. in Deutschland die gröbsten Beschimpfungen und Beleidigungen auf den deutschen Kaiser häufte.

Man muß sich fragen, wie ein Blatt, das sich zu den anständigen zählt, und das Organ des von vornehmem Geiste erfüllten französischen Heeres sein will, derartige Schandartikel, die die Absicht pöbelhafter Provokation an der Stirn tragen, bringen kann.

Revue der Revuen.

Frankreich.

Während im zweiten Novemberhefte der „Revue" der Schwarmgeist M. F. Passy einen Hymnus auf den Frieden singt, während er Bauern, Kaufleute, Denker und Dichter einstimmig des Friedens Segnungen feiern läßt, während er hitzig ausruft: „Es lebe der Frieden, dem Kriege den Krieg!" sind die französischen Politiker weniger versöhnlich. Mit etwas grimmiger Gründlichkeit weist der Diplomat der gleichen Zeitschrift, Francis Delaisi, darauf hin, daß Deutschland durch den Bau der Bagdadbahn den Hauptteil dieser asiatischen Interessen an sich gebracht hat. Seine Wanderung „um die Achse der europäischen Politik" setzt im ersten Novemberheft des „Mercure de France", Paul Louis, mit einseitigem Interesse fort. Er redet von dem internationalen Sozialismus und glaubt, daß jetzt wieder die Zeiten eines enger verbrüderten Weltproletariats anbrechen, daß die nationalen Abzweigungen innerhalb des Sozialismus an Bedeutung verloren haben. Nach ihrem Programm nimmt zu „diplomatischen und kolonialen Fragen" die „Revue der auswärtigen Politik" das Wort. Sie stellt durch Robert de Caise fest, daß das neue Marokko-Gelbbuch nichts Neues und Entwirrendes in die traurige Kriegsaffäre gebracht hat.

Digitized by Google

Sie gibt Charles David das Wort, der mit bestechenden Zahlen und Daten den Rückgang von Guadeloupe vorrechnet. Seit 1882 hat sich der Export der Kolonie um 63,8% vermindert. Von unpolitischen Artikeln ist ein Aufsatz Paul Brulats im zweiten Novemberheft des „Censeur" bemerkenswert. Er spricht von Zolas Persönlichkeit, die Brulat im intimen Verkehr kennen gelernt hatte. Zola war im Grund seiner Seele ein trauriger, schwerer Mensch, der das Unglück der Erde qualvoll empfand. Im ersten Novemberheft des „Mercure de France" wird bisher Unbekanntes von Edgar Allen Poe mitgeteilt. Der schreibt einmal ganz ernst: „Gott, das ist die Materie. Alles ist Materie. Aber die Materie Gottes besitzt alle Eigenschaften, die wir dem Geist zuerteilen. Das ist alles nur ein Unterschied in Worten."

England.

Das Problem Shaw beschäftigt in England längst nicht mehr ausschließlich literarische Kreise. In der „Contemporary Review" nennt ihn W. F. Alexander einen Oberspaßmacher (a Lord of Misrule), dem man es nicht übel nehmen darf, wenn er immer unsere Vorurteile verletzt. In „Nineteenth Century" schreibt J. A. Spender über Mr. Shaws Vorworte. Das ernsthafte Publikum, das ihn für einen gefährlichen Mann hielt, als er fabische Pamphlete schrieb, behandelt ihn jetzt, da er satirische Stücke veröffentlicht, in nachsichtiger Weise als unterhaltsame Person. Es ist auch eine verzweifelte Sache, mit Shaw in Streit zu geraten, denn ob er recht hat oder unrecht, er ist immer zehnmal so gerieben wie sein Gegner. Die „Fortnightly Review" bringt einen Aufsatz von Archibald R. Colquhoun über den Kaiser Franz Josef. Franz Josef begann als Absolutist und endet als Reformer, während der russische Kaiser, der zuerst für so liberal gehalten wurde, nun aus allen Kräften für seine Autokratie kämpft, und Wilhelm II., der modernste aller Monarchen, der erklärte Champion des Konservativismus und des göttlichen Rechts der Könige ist. In derselben Zeitschrift schreibt auch Dr. Louis Elkind über den Fürsten Bülow, dem er ein großes Verdienst zuschreibt, wenn in den zehn Jahren seiner Kanzlerschaft Deutschland keinen Krieg gehabt hat. Ein Aufsatz von W. M. Lightbody in der „Westminster Review" über den Kapitalismus in der Presse beschäftigt sich mit dem langsamen Verschwinden aller politischen Ideale oder uneigennützigen Motive aus dem englischen Journalismus und mit der drohenden, nackten Herrschaft der Geschäftspolitik in ihrer widerlichsten und anstößigsten Form. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis auch hier der Amerikanismus gesiegt hat.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Die Noten zu den in No. 1 veröffentlichten Wagnerszenen werden demnächst in der Neuen Revue erscheinen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W, Potsdamerstr. 127-128

Dieser Nummer ist ein Prospekt der Litterarischen Anstalt (Rütten u. Löning) Frankfurt a. M. beigeheftet, auf den wir besonders hinweisen.

Digitized by Google

Geschäftliche Mitteilung.

Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft

Frankfurt a. M. **m. b. H.** **Hamburg**

BERLIN W., Potsdamerstrasse 132

(3 Minuten vom Potsdamer Platz) **(3 Minuten vom Potsdamer Platz)**

Fernsprecher: Amt VI, No. 5180.

Zur Hygiene des Auges.

Hat das moderne Kulturleben einerseits eine allgemeine Verschlechterung des Sehvermögens herbeigeführt und dadurch naturgemäß das Bedürfnis nach immer besseren künstlichen Mitteln zur Unterstützung des Sehens, Schonung der Augen, Erhaltung der Sehkraft hervorgerufen, so ist andererseits die noch immer ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, jedes Auge, das ein Glas benötigt, sei krank, ebenso unrichtig, wie die oft zu hörende Meinung, man schädige oder verwöhne das Auge durch ein Augenglas, und je länger man die Benutzung eines Augenglases hinausschiebe, um so besser sei es. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Auch gesunde Augen bedürfen früher oder später eines Augenglases, und je eher der richtige Zeitpunkt erkannt wird, wann Augengläser zweckmäßig zu tragen sind, um so besser ist es für das betreffende Auge. Häufig müssen schon in der Jugend Augengläser benutzt werden, fast immer aber in späteren Jahren. Nun genügt aber das richtige Glas nicht allein zur Unterstützung und Schonung der Augen, sondern es müssen unbedingt die künstlichen Glaslinsen richtig zentriert und senkrecht zur Blicklinie der Augen stehen, wenn anders nicht die künstlichen Linsen ihren Zweck und Nutzen teilweis einbüßen oder unter Umständen gar schädlich auf das Auge einwirken sollen. Die dauernd richtige Stellung der künstlichen Linsen vor den Augen ist daher nicht minder wichtig, wie das richtige künstliche Augenglas selbst. Eine der wichtigsten Erfindungen auf dem optischen Gebiet zur Hygiene des Auges ist nun der von dem amerikanischen Augenarzt Dr. Brinkhaus erfundene und in fast allen Kulturstaaten patentierte orthozentrische Brinkhaus-Kneifer, welcher bereits von vielen deutschen Ärzten getragen und verordnet wird, und eine ganze Reihe für die Schonung der Augen höchst bedeutsamer Eigenschaften aufweist, so daß dieses **Augenglas in Kneiferform** von allen Gläsertragenden als eine Wohltat im wahren Sinne des Wortes empfunden werden wird. Die folgenden Abbildungen zeigen die überaus einfache Konstruktion dieses Klemmers deutlich.

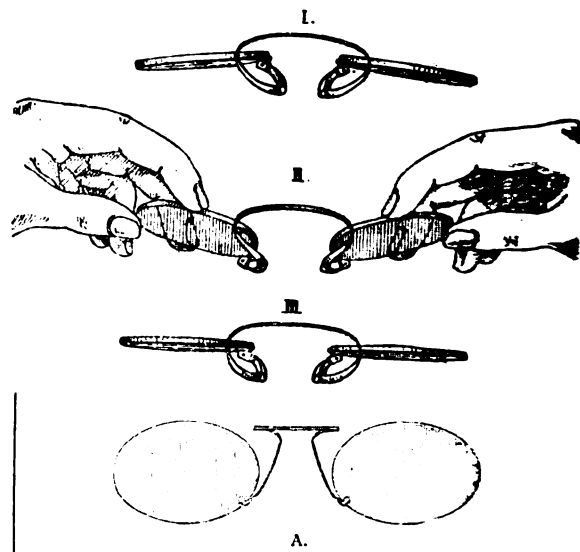


Abbildung I zeigt den orthozentrischen Kneifer von oben gesehen in seiner Ruhelage. Abbildung II zeigt ihn geöffnet zum Aufsetzen. Aus Abbildung III ersieht man die korrekte Stellung des aufgesetzten Kneifers, und die Abbildung A bringt den orthozentrischen Kneifer in Vorderansicht.

Diese außerordentlich einfache Konstruktion des orthozentrischen Brinkhaus-Kneifers bedingt natürlich eine sehr genaue und sorgfältige individuelle Anpassung. Ein und derselbe wird daher im allgemeinen nur seinem Besitzer, nicht auch anderen Personen passen. Die gewöhnlichen Kneifer, sowohl die Bandfeder- als auch die Spiralfederkneifer, sind sozusagen Massenfabrikat und Schablonenarbeit; der orthozentrische Brinkhaus-Kneifer ist eine genau nach der Pupillendistanz, der Nasenbreite und Gesichtsform der betreffenden Personen hergestellte Maßanfertigung. Bei dem korrekt angepaßten orthozentrischen Brinkhaus-Kneifer stehen die Gläserflächen stets senkrecht zu den Blicklinien der Augen und verharren infolge ihrer fast starren Verbindung durch den hochkantig gestellten Federbügel auch **dauernd** in dieser für das Wohl der Augen so wichtigen, korrekten Stellung. Man hat daher diesen Brinkhaus-Kneifer mit Recht als **„orthozentrischen"** Kneifer bezeichnet, d. h. als Kneifer mit korrekter Zentrierung oder Pupillendistanz. Wie sich stets bei wirklich guten, praktischen und einschlagenden Neuerungen wenig skrupulöse Leute finden, die die geistige Arbeit anderer sich anzueignen suchen, so wird auch der im Ausland bereits vielfach patentierte und in Deutschland zum Patent ausliegende orthozentrische Kneifer nachgeahmt, und der durch die **Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft** bekannt gewordene Name „orthozentrischer Kneifer" wird vielfach benutzt, um unter dieser Bezeichnung Klemmer an das Publikum abzusetzen, welche mit dem **Original-Orthozentrischen Klemmer** höchstens äußerlich die hochkantig gestellte Feder, manchmal selbst diese nicht gemeinsam haben, aber die patentamtlich geschützten wertvollen Eigenschaften des Original-Orthozentrischen Klemmers überhaupt nicht besitzen. Auf diesen Umstand hinzuweisen ist um so mehr nötig, als der **Original-Orthozentrische Klemmer** der **Orthozentrischen Kneifer-Gesellschaft** bei individueller Anpassung eine wirklich korrekte, wissenschaftlich einwandfreie, praktisch erprobte und bewährte Augenglasfassung abgibt, während die unter der Flagge „Orthozentrische Kneifer" segelnden vielfachen Nachahmungen aus obigen Gründen sehr geeignet sind, den Original-Klemmer zu diskreditieren und die vom ärztlichen Standpunkt sehr wünschenswerte Allgemeinverbreitung dieses wertvollen Hilfsmittels zur Unterstützung und Schonung der Augen zu hindern.

Digitized by Google

NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ZWEITES DEZEMBERHEFT

№ 4

1907

Digitized by Google

Ostende * Belgien

Die Königin der Seebäder.

Der schönste Kursaal der Welt. Symphonie-Kapelle ersten Ranges (150 Künstler).

Täglich **zwei Symphoniekonzerte** unter Mitwirkung von Sängerinnen und Sängern der ersten Bühnen Europas

Orgel-Konzerte. **Soirées dansantes.**

Im Kgl. Theater — großartiger Neubau — gibt eine Truppe ausgewählter Künstler I. Ranges allabendlich Vorstellungen auf dem Gebiete der Oper, Operette, großen Ausstattungsstücke, Lustspiele etc.

Jeder Sport hat in Ostende seine Heimstätte:

Pferde-Rennen (800000 Frcs. an Preisen), Taubenschießen, Polo, Golf, Lawn-Tennis, Segel-, Ruder- und Motorbootregatten, Automobil-Rennen etc. etc.

Jährlich eine Million Besucher. Vom 1. Oktober ab Wintersaison.

Klubsessel

Leder-Stühle

Leder-Fauteuils

Katalog umsonst

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H.

Berlin C. Dircksenstr. 47.

(Bahnhof Börse)

Fabrik und Verkaufshaus I. Rg.

Simplicissimus-Ausstellung

110 ORIGINALE

von REZNICEK, HEILEMANN, THÖNY &c.

EINTRITT 50 PFENNIG.

bei Rückkauf volle Rückvergütung.

Wochentags 10—6 Uhr. Sonntags 3—6 Uhr.

Verkauf der Sonderdrucke

HEYSER & RUDOLFF, Kunsthandlung

Potsdamerstr. 20 (vis-à-vis Café Roland).

Digitized by Google

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES DEZEMBERHEFT. 1907.

INHALT:

	Seite
* * * Die Lebensdauer des Blocks	256
Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Zur Frage der Sanierung unseres Geldmarktes	261
Cajus Moeller, Politik und Völkerpsychologie in Nordeuropa	265
Victor Tausk, Zwei südslawische Volksballaden	271
Albrecht Wirth, Portugal	280
Richard Batka, Histörchen von Anton Dvořak	284
Rudolf Gottschall, Erinnerungen an die Führer des jungen Deutschland	288
Graf Villiers de l'Isle-Adam: Tse-i-la's Abenteuer. Übers. von Friedrich von Oppeln-Bronikowski	292
Hans Benzmann, Die Versuchung Christi	298
Fritz Wolff, Zeichnende Künste	300
Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)	310
Rundschau:	
Pluto, Finanzpolitische Rundschau	319
Ignotus, Millionenverluste in Österreich	323
Jap, Der tapfere Vizepräsident	325
Friedrich Hussong, Die öffentliche Meinung	326
Der blutlechzende Poet	328
Zwei Zuschriften	329
Eine Fälschung?	329
Revue der Revuen	330

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16 John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

Digitized by Google

Die Lebensdauer des Blocks.

Von

* * *

Der Block hat soeben das ehrwürdige Alter von einem Jahr erreicht. Am Tage der Zersprengung der alten Reichstagsmehrheit, am 13. Dezember 1906 wurde die Idee der konservativ-liberalen Paarung geboren. Schon damals prophezeiten ihr fast alle einen frühen Tod. Und auch als die Wahlen vom 25. Januar 1907 dieser Idee zum Siege verhalfen und das Zentrum zwar nicht niederwerfen konnten, aber seine Hegemonie im Reichstag, die auf der Möglichkeit einer doppelten Majoritätsbildung aufgebaut war, durch die Schwächung der mit dem Zentrum oft verbündeten Sozialdemokratie brachen, gab es noch immer ein ganzes Heer von Spöttern, die einen kläglichen Zerfall der neuen Mehrheit schon nach wenigen Monaten voraussagten. Welche Unnatur, Konservative und Liberale, Freihändler und Agrarier vor denselben Karren zu spannen! Aber je länger die neue Ordnung der Dinge dauerte, um so mehr verlor sie von ihrer Unwahrscheinlichkeit.

Es wurde dem Fürsten Bülow zunächst nicht leicht, das Mißtrauen rechts und links zu überwinden und die Konservativen sowohl wie die Freisinnigen davon zu überzeugen, daß er niemanden übertölpeln, sondern den Weg ehrlicher Kompromisse betreten wolle. Namentlich in den Reihen der Freisinnigen war lange die von der klerikalen und sozialdemokratischen Presse geschickt genährte Suggestion wirksam, daß Fürst Bülow mit ihnen nur experimentiere, um über eine augenblickliche Schwierigkeit hinwegzukommen, und daß er bei der ersten besten Gelegenheit reuig zum Zentrum zurückkehren werde. Sie fühlten erst festeren Boden unter den Füßen, als der Reichskanzler alle Anbiederungsversuche der „Germania" und der „Kölnischen Volkszeitung" schroff zurückwies, und als es endlich deutlich wurde, daß er selbst mit dem Block stehe oder falle. Bald gab man sich auch im Zentrum keiner Täuschung mehr hin, daß mit dem Fürsten Bülow kein Pakt mehr möglich sei; die versöhnlichen Klänge verstummten in den klerikalen Blättern, und man hört nur noch einen einzigen Chorus erbitterter Feindschaft.

Den letzten Versuch, die Unentbehrlichkeit des Zentrums für die Regierung zu erweisen, unternahm der immer wachsame und kluge Zentrumsführer Spahn in dem Augenblicke, als durch den Ruf Naumanns: „Entweder das allgemeine Wahlrecht in Preußen oder keine Blockpolitik" die Reihen der Freisinnigen ins Wanken zu kommen und die Paarungspläne des Reichskanzlers zu scheitern schienen. Damals trat Herr Spahn in einer Versammlung von Zentrumswählern zur allgemeinen Verblüffung mit Emphase für die neuen Flottenforderungen des Staatssekretärs Tirpitz ein. Seht, wir

Digitized by Google

vom Zentrum sind doch bessere Leute! Aber auch dieser schlau ersonnene Coup mißlang und hatte für die Regierung nur die angenehme Folge, daß sich auch das Zentrum auf die neue Flottenvorlage festgelegt hatte. Naumann lenkte wieder ein, und die Freisinnigen hatten nun die Gewißheit, daß es dem Fürsten Bülow ernst ist mit dem Gedanken einer konservativ-liberalen Orientierung der Reichspolitik und daß es für ihn kein Zurück mehr gibt. Man kann sagen, daß die Freisinnigen, insbesondere die Freisinnige Volkspartei, sobald sie dies erkannt hatten, die zuverlässigsten Freunde des Blockgedankens wurden.

Aber auch die Konservativen verlernten — abgesehen von den extremen Agrariern — die Sehnsucht nach dem alten und bequemen Bündnis mit dem Zentrum, denn ihnen war die wachsende Macht nicht entgangen, die der linke Flügel des Zentrums und seine demagogischen Führer im Reichstag seit der Einführung der Diäten an sich gerissen hatten. Nachdem die Frühlingsession des Reichstags ohne ernste Verstimmungen verlaufen war, hatten die zahlreichen Konferenzen des Reichskanzlers mit den Parteihäuptern des Blocks auch für die Herbstcampagne das freundlichste Wetter vorbereitet. Und als die neue Mehrheit nach den langen Ferien wieder in den Reichstagssaal einzog, da hörte man fast nur zuversichtliche Urteile über die Zukunft des Blocks. Vollends nach der großen Rede des Reichskanzlers am 30. November über die Fragen der inneren Politik überboten sich die Konservativen und Liberalen in optimistischen Betrachtungen.

Fürst Bülow war klug genug, die Rede so allgemein zu halten, daß die Kritik der beiden eifersüchtigen Zeitgenossen sich nirgends festbeißen konnte. Die Konservativen, welche die Bemerkung schlucken mußten, daß sie „auf etwaige reaktionäre Anwandlungen“ endgültig zu verzichten hätten, erhielten dafür die Versicherung, daß die Regierung an der bisher vertretenen agrarischen Wirtschaftspolitik festhalten werde. Und die Freisinnigen, die vor den in sozialdemokratischer Sonne gedeihenden „Blüten des Asphaltliberalismus“ gewarnt wurden, sollten wieder durch das beliebte Zitat von dem „Tropfen demokratischen Öls“ beschwichtigt werden. Auch der Grundton dieser Rede war sehr hoffnungsvoll. „Die Blockparteien können lange nebeneinander marschieren, wenn Zweckbewußtsein und Selbstbeherrschung die Oberhand gewinnen. — Wenn die Parteien verständig sind, wenn sie verträglich sind, wenn sie, statt Sonderwege einzuschlagen, die in den Sumpf führen, zum Ganzen streben, dann wird uns in Deutschland eine Zeit ruhiger Entwicklung und fruchtbarer Arbeit bevorstehen. — Nur die Verbindung von altpreußisch-konservativer Tatkraft und Zucht mit deutschem weitherzigen und liberalen Geiste kann die Zukunft der Nation zu einer glücklichen machen.“

Das waren hohe Töne, und sie fanden innerhalb des Blocks rechts und links freundlichen Widerhall. Aber schon in dieser Kanzlerrede deuteten warnende Winke auf ganz bestimmte Gefahren hin. Die Mahnung, Fragen zurückzustellen, bei denen eine Verständigung in absehbarer Zeit nicht möglich erscheint, galt vor allem dem Eifer,

Digitized by Google

mit dem die Nationalliberalen die Forderung direkter Reichssteuern erhoben. Fürst Bülow selbst steht dieser Forderung nicht so ablehnend gegenüber wie der preußische Finanzminister Freiherr von Rheinbaben, der seine Erwiderung auf die Bassermannsche Rede schärfer formuliert hat, als es in diesem Moment notwendig war. Fürst Bülow hatte schon mit einem vielsagenden Augenzwinkern gezeigt, wie man sich in dieser Angelegenheit helfen könnte, da die Theoretiker auch heute noch nicht darüber einig seien, ob die Erbschaftssteuer eine direkte oder indirekte Steuer sei. Allein den Widerstand, den die verbündeten Regierungen der Einführung direkter Steuern im Reiche entgegensetzen, vermag Fürst Bülow heute nicht zu überwinden. Auch ein Wechsel auf dem Posten des preußischen Finanzministers würde hierin kaum eine wesentliche Änderung herbeiführen. Von Bedeutung sind in dieser Hinsicht die Erklärungen, die der sächsische Finanzminister Dr. von Rüger am 3. Dezember dieses Jahres in der ersten sächsischen Kammer abgegeben hat. Er bezeichnet direkte Reichssteuern als unvereinbar mit den verfassungsmäßigen Grundlagen des Reiches, da diesem durch die Verfassung alle irgendwie ergiebigen indirekten Steuern in die Hand gegeben worden seien, während die direkten Steuern den jetzt gleichfalls unter schweren Finanznöten leidenden Einzelstaaten vorbehalten blieben. Werde dieses Prinzip jetzt durchbrochen, so sei der Fortbestand der deutschen Bundesstaaten in Frage gestellt.

Wenn es wahr ist, was man seit einiger Zeit trotz aller offiziösen Ableugnungsversuche behauptet, daß zwischen dem Reichskanzler und dem Freiherrn von Rheinbaben gewisse Verstimmungen herrschen und daß Rheinbabens Stellung durch die bisherigen Mißerfolge der von ihm in der Kommission des Abgeordnetenhauses mit drohendem Nachdruck verteidigten Polenvorlage erschüttert ist — manche behaupten, er sehne sich schon seit einiger Zeit nach einem ruhigen Oberpräsidentenposten, nur wisse man noch keinen geeigneten Nachfolger für diesen geschickten Verwalter des Miquelschen Erbes — wenn all das wahr ist, dann war der Vorstoß des nationalliberalen Vizepräsidenten Paasche wahrhaftig kein staatsmännisches Meisterstück. Wenn irgend etwas geeignet war, den Sturz Rheinbabens in diesem Augenblicke zu verhindern, so war es dieser Angriff. Denn die Konservativen, die es noch heute nicht ganz verwunden haben, daß Herr von Studt in einer Zeit ging, in der die liberale Presse gegen ihn Tag für Tag wetterte, würden sicher erbittert von einer nationalliberalen Nebenregierung sprechen, wenn nun auch Herr von Rheinbaben dem Zorn Bassermanns und Paasches geopfert würde.

Die Heftigkeit, mit der Herr Paasche seine Beschwerden gegen Herrn v. Einem und gegen den preußischen Finanzminister vorbrachte und die offenbar dem Drängen der Jungliberalen nach einer schneidigeren Politik im Reichstag entsprechen solite, war auch sonst ein schwerer, taktischer Mißgriff. Gerade von seiten der Nationalliberalen, die sich nicht mit Unrecht für den Kern des Blockes halten, hatte sich die Regierung einer Durchkreuzung des verabredeten parlamentarischen Programms nicht versehen, und da auch der Konservative Kreth einen leidenschaftlichen, polemischen Ton gegen Mitglieder des

Digitized by Google

Blockes anschlug, so mußte Fürst Bülow eingreifen, ehe die Gegensätze unüberbrückbar geworden waren. Man kann im Zweifel darüber sein, ob es notwendig war, gleich das äußerste Mittel zu wählen und mit dem Rücktritt zu drohen, aber der Erfolg hat dem Fürsten Bülow Recht gegeben. Die Energie, mit der er sein Ultimatum gestellt hat, überzeugte alle von dem Ernst des Augenblickes, und die Erklärungen, welche die Parteiführer aller Fraktionen des Blocks im Reichstag abgaben, lauteten so klar und bestimmt, daß die Blockpolitik jetzt fester gegründet zu sein scheint als je.

Natürlich hat diese recht leichtfertig heraufbeschworene Störung die Hoffnungen der Blockgegner auf ein baldiges Ende der konservativ-liberalen Paarung aufs neue geweckt, und wenn sie auch durch die schnelle Wiederherstellung des Friedens enttäuscht sind, so erwarten sie doch mit Bestimmtheit, daß der jetzt geleimte Block schon bei der nächsten Gelegenheit wieder aus den Fugen gehen wird. Die Blockparteien selbst aber sind jetzt zuversichtlicher als zuvor. So schreibt z. B. die „Kreuzzeitung" nach der Beendigung der Krise: „Allen Blockparteien würde das Scheiden des Fürsten Bülow gleich unerwünscht sein. Konservative und Freisinnige halten trotz eines ihnen ebenfalls gemeinsamen Zweifels an der Beständigkeit des Blockes eine leidenschaftslose, nichts überstürzende Behandlung der vorliegenden Aufgaben zurzeit für die einzig richtige Politik, und ihre Reden gaben das deutlich zu erkennen. Wir stehen nicht an auszusprechen, daß uns bei den Freisinnigen diese Mäßigung nach den aufgeregten Debatten in ihren Vereinen und nach den intransigenten Artikeln mancher ihrer Zeitungen überrascht, und daß uns nach dieser Erfahrung ein Zusammenarbeiten der Blockparteien auf einer mittleren Linie aussichtsvoller erscheint, als zuvor." Und zu derselben Zeit erklärte der nationalliberale Führer Bassermann, daß er an die Dauerhaftigkeit des Blockes glaube.

Noch nie hat ein deutscher Reichskanzler in aller Form ein so unbedingtes Vertrauensvotum der Mehrheit des Parlamentes erhalten. Und wenn man die Chancen der weiteren Lebensfähigkeit des Blocks erwägt, so ist gewiß der jetzt offenkundig gewordene Wunsch aller seiner Mitglieder, ihn zu erhalten, wohl der wichtigste Anhaltspunkt. Die zweite Garantie für sein Fortbestehen ist die jetzt nicht mehr zu leugnende Tatsache, daß für den Fürsten Bülow das Scheitern der Blockpolitik das Ende seiner Kanzlerschaft bedeuten würde. Und das diplomatische Geschick des Fürsten Bülow, zwischen gegensätzlichen Bestrebungen zu vermitteln und gefährliche Verwicklungen zu lösen, wird kaum jemand bestreiten. Es ist für die beteiligten Parteien an sich kein behagliches Gefühl, daß ihre gegenwärtige Politik ganz abhängig ist von der glücklichen Hand eines einzigen Staatsmannes, andrerseits aber hat noch selten ein Kanzler sich selbst so mit dem Gelingen oder Mißlingen einer parlamentarischen Aktion identifiziert, wie jetzt Fürst Bülow. Die Bedenken, die darüber geäußert worden sind, ob die Gesundheit Bülows den schwierigen Aufgaben des Blockexperiments standhalten werde, sind geringer geworden, seitdem man ihn in der Etatdebatte dreimal mit gleicher Frische sprechen hörte.

Digitized by Google

Eine andere Frage ist, ob auch der Kaiser noch immer mit dem Reichskanzler eines Sinnes ist. Besonders Bedenkliche wollten aus der Tatsache, daß Kaiser Wilhelm den Fürsten Fürstenberg zu längerem Besuche nach Highcliffe beschieden hat, Gefahren für das gute Einvernehmen zwischen dem Kaiser und dem Kanzler ableiten, und die Klerikalen haben kein Mittel unversucht gelassen, um den Kaiser gegen den Fürsten Bülow mißtrauisch zu machen. Hatten sie schon früher den Kaiser an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen gesucht und behauptet, Fürst Bülow sei im Begriffe, mit Hilfe des Blocks den Kaiser an der Selbständigkeit seiner Entschlüsse zu hindern, so deuteten sie die letzte Kanzlerkrise als den gewaltsamen Versuch des Fürsten Bülow, über den Kopf des Kaisers hinweg im Deutschen Reiche eine parlamentarische Regierung einzuleiten, indem er sein Stehen oder Fallen nicht von der Entscheidung des Monarchen, sondern von einer parlamentarischen Kundgebung abhängig mache. Aber dieses hämische Manöver hat seine Wirkung verfehlt.

Nicht ein Zeichen deutet bis jetzt darauf hin, daß Fürst Bülow das Vertrauen des deutschen Kaisers nicht mehr in vollem Maße besitzt. Die entschiedene Besserung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, deren freundliche Folgen der Kaiser eben erst in London erlebt hat, wird ihm den Wunsch, sich von seinem Berater zu trennen, jetzt erst recht nicht nahelegen. Man darf nicht vergessen, daß auch der Kaiser, der in der Nacht nach den Wahlen die Einleitung der Blockpolitik mit begeisterten Worten begrüßt hat, sich nicht leichten Herzens zu einem Widerruf und zu dem Bekenntnis verstehen könnte, daß die Auflösung des Reichstags am 13. Dezember 1906 bei weitem nicht die große, befreiende Tat war, für die er sie damals hielt. Die im Block vereinigten Fraktionen, die ihren Wählern die Blockpolitik als den besten Ausweg aus dem früheren parlamentarischen Elend darzustellen suchten, könnten jetzt nicht ohne ein Gefühl tiefer Beschämung vor dieselben Wähler mit dem Geständnis hintreten, daß ihre Voraussage sich nicht erfüllt hat. Das gilt insbesondere von den Freisinnigen, die ihre Blockfreundlichkeit mit allen rhetorischen Künsten gegen ihre politischen Feinde ebenso wie gegen die vielen Zweifler im eigenen Lager verteidigen mußten. Also: die Mehrheitsparteien haben auch heute noch ein lebhaftes Interesse an der Fortführung der Paarungspolitik. Der Reichskanzler, der keineswegs amtsmüde ist, will den Block, dessen Zerfall für ihn gleichbedeutend mit dem Rücktritt wäre. Und auch der Kaiser kann kein Verlangen danach tragen, daß ein Weg, den er mit stolzen Hoffnungen betreten hat, sich als ein Irrweg erwies.

Es sind also genug Kräfte wirksam, um die Lebensdauer des Blocks nicht zu verringern, sondern zu erhöhen. Und darum werden die lauernden Erben sich wohl noch eine Weile gedulden müssen.

Digitized by Google

Zur Frage der Sanierung unseres Geldmarktes.

Von

Freiherrn von Zedlitz und Neukirch,
Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Staatssekretär von Bethmann hat bei der Generaldebatte über den Reichshaushaltsetat die unmittelbar bevorstehende Inangriffnahme der Enquete über die Lage des Geldmarktes, die Ursachen der ungünstigen Gestaltung desselben und die Mittel zur Milderung der Krise und zur Verhütung künftiger Heimsuchungen ähnlicher Art angekündigt. Er hat zugleich die Bereitwilligkeit erklärt, solchen Maßnahmen näherzutreten, die sich bei der Untersuchung als zweckdienlich erweisen würden. Vorschläge für solche Maßnahmen sind schon in Hülle und Fülle gemacht worden. Es mag daher am Platze sein, sie im Zusammenhange Revue passieren zu lassen.

Die einen erblicken den Hauptgrund der in der andauernden starken und der derzeitigen ganz außergewöhnlichen Höhe des Reichsbankdiskonts sich widerspiegelnden Schwäche des heimischen Geldmarktes, in der Rückständigkeit unserer Zahlungsgewohnheiten und -einrichtungen, infolge deren ein allzu großer Teil unseres Geldvorrats sich im Umlauf befindet und sich den großen Reservoirs des Geldverkehrs, insbesondere der Reichsbank entzieht. Diese Auffassung wird durch die Tatsache unterstützt, daß nach den Ermittelungen des Münzdirektors der Vereinigten Staaten Ende 1905 bei einem Goldstock Deutschlands von beinahe 4 Milliarden Mark in seinen Banken sich nur 718 Millionen Mark befanden, während Frankreich bei einem nur um 300 Millionen höheren Goldvorrat mehr als 2,3 Milliarden in seinen Banken besaß. Man ist denn auch schon eifrig am Werke, die bessernde Hand anzulegen. In Verbindung mit der Reichsbank ist eine Hypothekenausgleichstelle ins Leben gerufen, durch welche sicher Zahlungen in beträchtlicher Höhe, die früher in bar zu leisten waren, im Wege der Verrechnung sich vollziehen lassen werden. Der Entwurf eines Scheckgesetzes, über den im allgemeinen recht günstig geurteilt wird, liegt dem Bundesrate bereits vor; die Einrichtung eines Postüberweisungsverkehrs wird ernstlich erwogen. Pläne, welche darauf abzielen, solche Kreise der Bevölkerung, welche zu ängstlich sind, ihre verfügbaren Gelder den Banken anzuvertrauen, zum Depositen- und Scheckverkehr heranzuziehen, haben zwar noch keine greifbare Gestalt gewonnen, sind aber doch bereits in den Gesichtskreis getreten.

Mit Recht warnt der erfahrene ehemalige Leiter des Schaaffhausenschen Bankvereins, Geh. Ober-Finanzrat Hartung, vor Überschätzung der Bedeutung und Wirkung dieser Maßnahmen. Wie die Unvollkommenheiten unserer Zahlungsgewohnheiten nur eine der mannigfachen Ursachen unserer Geldklemme ist, sind die Maßnahmen zu deren

Digitized by Google

Verbesserung auch keineswegs Allheilmittel. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß sich die Einrichtungen zur Verbesserung unseres Zahlungswesens sehr langsam einbürgern werden. Unser Volk ist an Hartgeld als Zahlungsmittel so gewöhnt, daß es selbst das unterwertige und unbequeme Silbergeld den papiernen Zahlungsmitteln vorzieht. Das hat der Mißerfolg des Versuchs klar erwiesen, durch die Ausgabe kleiner Banknoten Gold aus dem Verkehr in die Reichsbank zu ziehen. Ungleich wirksamer wird sich daher voraussichtlich die geplante Vermehrung der Silbermünzen erweisen; bei ausreichender Höhe der Vermehrung sowie bequemer Form und Stückelung dieser Münzen wird namentlich der jetzt in weitem Umfange stattfindende Gebrauch der Goldmünzen, insbesondere der Zehnmarkstücke zu Lohnzahlungen sich erübrigen. Eine sehr erwünschte Nebenwirkung einer erheblichen Vermehrung der Silbermünzen wird die andernfalls bei der Finanzschwäche des Reichs unmögliche Bildung eines ausreichenden Betriebsfonds der Reichshauptkasse sein. Bei der Unterwertigkeit der Scheidemünzen und dem niedrigen Silberpreise bleibt dem Reiche ein Münzgewinn von mehr als die Hälfte des Nennwerts. Was das bedeutet, springt in die Augen, wenn man bedenkt, daß eine Vermehrung des Silberumlaufs um 5 Mark auf den Kopf, also um 300 Millionen Mark, wenn auch nicht vorgeschlagen, aber doch sicher beschlossen werden wird. Mit der Auffüllung eines beträchtlichen Betriebsfonds der Reichskasse entfällt die leidige Notwendigkeit, die Reichsbank in so hohem Maße, wie bisher, ohne Rücksicht auf ihre sonstige Anspannung mit Reichsschatzscheinen zu belasten. Geht man ferner dazu über, die für die Berufsgenossenschaften und sonstigen Träger der Unfallversicherung geleisteten Vorschüsse rascher als bisher, etwa vierteljährlich, abzurechnen, so wird von einer für das Erwerbsleben schädlichen Überlastung der Reichsbank durch die Reichsfinanzverwaltung nicht mehr die Rede sein.

An die Vermehrung der Reichssilbermünzen knüpfen Verbesserungsvorschläge gänzlich verschiedener Art an. Sie gehen davon aus, daß wir es nicht mit einer Wirtschafts-, ja selbst nicht mit einer Geldkrisis im weiteren Sinne, sondern mit einer Bankkrisis zu tun haben. Man weist zur Begründung dieser Auffassung darauf hin, daß allein die Länder des Goldfreihandels, England und Deutschland, die Kosten des amerikanischen Goldfischzuges in Form abnorm hoher Bankdiskonte zu tragen haben, während Frankreich dank der Goldprämienpolitik der Bank von Frankreich davon beinahe ganz unberührt blieb. Einführung von Goldprämien erscheint dieser Richtung, deren eifrigster Vertreter Dr. Arendt ist und zu der sich ein großer Teil unserer Agrarier bekennt, als das sicherste Heilmittel für unseren kranken Geldmarkt. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles wird die Heraufsetzung des Betrages, in dem Reichsscheidemünzen in Zahlung genommen werden müssen, von 20 auf 1000 oder doch wenigstens auf 100 Mark empfohlen. Die Reichsbank werde dann in der Lage sein, nach Bedarf statt in Gold in Silber Zahlungen zu leisten und Noten einzulösen. Bei Erhöhung der Annahmepflicht auf 100 Mark allerdings nur hundert Marknoten, aber auch das werde genügen, um ohne

Digitized by Google

so starkes Anziehen der Diskontschraube, wie bisher, den Abfluß für uns schwer entbehrlichen Goldes ins Ausland zu verhüten. Der Hinweis auf die Wirkungen der Goldpolitik der Bank von Frankreich hat ohne Zweifel etwas Bestechendes. Die Tatsache, daß bei unserem Diskontsatze von 7½ und dem der englischen Bank von 7% die Bank von Frankreich an dem Satze von 4% festzuhalten vermochte, spricht Bände. Auch ist nicht zu verkennen, daß die eingangs erwähnten Bestrebungen, den Goldvorrat Deutschlands mehr als bisher in der Reichsbank anzusammeln, ihre beträchtliche Schattenseite haben, so lange diese zur Verteidigung ihres Goldschatzes gegen das Ausland nur das eine Mittel des Anziehens der Diskontschraube besitzt.

Aber das jüngste Ansteigen des Kurses des Scheck London zu so exorbitanter Höhe, daß er tatsächlich als Goldagio wirkte, läßt deutlich die Kehrseite der Medaille erkennen. Wäre durch die empfohlene Goldprämienpolitik das Gold in den Kellern der Reichsbank zurückgehalten, so würde nach menschlichem Ermessen der erwähnte Vorgang sich noch in weit stärkerem Maße vollzogen und uns tatsächlich eine vorübergehende Valutastörung gebracht haben. Aufgabe der Enquete wird es sein, Gründe und Gegengründe sorgfältig gegeneinander abzuwägen und so für die Richtung unserer künftigen Bankpolitik sichere Grundlagen zu schaffen.

Umgekehrt erklärt der Präsident der Preußenkasse Heiligenstadt in einem Aufsatze in den Schmollerschen Jahrbüchern, daß die Politik der Reichsbank keine Schuld an der schwierigen Lage des Geldmarktes treffe. Er erblickt die Ursache dieser Lage vornehmlich in der Unzulänglichkeit unseres nationalen Betriebskapitals und hält vor allem unsere Kreditorganisation für reformbedürftig. Er geht dabei von der Annahme aus, daß unsere Privatbanken von den ihnen anvertrauten fremden Geldern einen viel zu hohen Betrag zu festen Anlagen verwenden, statt sie flüssig zu erhalten, und will demgegenüber der Reichsbank zu ihren jetzigen Aufgaben auch noch die der Hüterin unseres nationalen Betriebskapitals übertragen, weil die Privatbanken in dieser Hinsicht unter dem Drucke des Konkurrenzkampfes ihrer Natur nach versagen. Um die Reichsbank zur Übernahme dieser Aufgabe zu befähigen, empfiehlt er eine Reihe von Maßnahmen, die sämtlich den Zweck verfolgen, die Betriebsmittel der Reichsbank zu verstärken.

Außer der bereits oben berührten Beseitigung der Inanspruchnahme der Reichsbank für Kreditzwecke des Reichs werden empfohlen die Erhöhung des Kapitals und der Reserven der Reichsbank, die Erhöhung des ständigen Mindestguthabens auf Girokonto und die Verpflichtung aller Banken und sonstigen Institute, welche fremde Gelder annehmen und damit wirtschaften, bei der Reichsbank eine nach dem Umfange des Depositenverkehrs bemessene zinsfreie Liquiditätsreserve zu unterhalten. Präsident Heiligenstadt schätzt die von seinen Vorschlägen zu erwartende Vermehrung der Betriebsmittel der Reichsbank auf 100—120 Millionen Mark aus der Erhöhung des Grundkapitals und der Reserven, auf weitere 100—120 Millionen aus der Erhöhung des Mindestguthabens auf

Digitized by Google

Girokonto und auf 250 Millionen an Liquiditätsreserven für den Depositenverkehr bei Annahme einer solchen von 2% des Jahresdurchschnitts bei Banken, von 1% bei Sparkassen und Genossenschaften. Durch Vermehrung der Barmittel der Bank um 450 bis 490 Millionen Mark würde im Hinblick auf die dadurch gegebene Möglichkeit, die Notenausgabe um den dreifachen Betrag zu steigern, die Leistungsfähigkeit der Bank in der Tat um 1350 Millionen bis annähernd 1½ Milliarde Mark erhöht. Aber abgesehen davon, daß eine weitere Erhöhung des zinsfreien Mindestguthabens auf Girokonto den Reichsbankverkehr den mittleren gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben noch mehr als bisher verschließen und ihn zum Monopol der Großbetriebe machen würde, wird auch von mindestens gleich sachkundiger Seite entschieden bestritten, daß die Erhöhung des Grundkapitals und der Mindestguthaben auf Girokonto die Wirkung einer entsprechenden Verstärkung des Barvorrats der Reichsbank haben werde. Exzellenz Koch und Geh. Rat Hartung stimmen darin überein, daß die Einzahlungen auf das erhöhte Kapital durch stärkere Inanspruchnahme des Reichsbankkredits gedeckt werden würden; dieser meint ferner, daß der Großverkehr das zur Auffüllung der Mindestguthaben der Reichsbank zugeführte Gold sich alsbald durch Präsentation von Banknoten zurückholen werde. Das mag zunächst und für eine Übergangszeit zutreffen; für später aber hat doch Heiligenstadts Auffassung viel für sich, daß die Mittel für diese Einzahlungen endgültig aus dem neuproduzierten Kapital entnommen werden würden.

Der Barreserve für den Depositenverkehr wird die Bedeutung einer Stärkung der Betriebsmittel der Reichsbank nicht abgesprochen, der Widerspruch richtet sich vielmehr hauptsächlich dagegen, daß die Stärkung der Reichsbank auf Kosten der anderen Banken erfolgen soll. Damit wird die bisher noch nicht in der Diskussion stark hervorgetretene aber hochwichtige und eingehender Untersuchung sehr werte Frage aufgerollt, ob der Weg der Konzentration unserer Goldreserven in dem einen Becken der Reichsbank für Deutschland in der Tat der richtige ist.

Schließlich mag erwähnt werden, daß in Bankkreisen vielfach die Nutzbarmachung des im Juliusturm lagernden Goldschatzes zur Stärkung der Reichsbank erörtert wird, die Entscheidung der Frage aber nicht auf dem Gebiete der Bankpolitik, sondern auf dem der finanziellen Mobilmachung im Kriegsfalle zu suchen ist, und daß Regierungsrat Martin die Hauptursache unserer Geldklemme in der Festlegung großer für uns unentbehrlicher Kapitalien in russischen Anleihen erblickt.

Digitized by Google

Politik und Völkerpsychologie in Nordeuropa.

Von

Dr. Cajus Moeller.

Um ein Denkmal zum 200 sten Todestage des 1708 verstorbenen norwegischen Dichters Petter Das ist in Christiania ein bezeichnender Streit ausgebrochen. Das 1692 erschienene Hauptwerk des Dichters ist die „nordische Trompete", und man hat den klangvollen Titel charakteristisch für die Nation des Poeten gefunden. Den Landsleuten des demnächst 75jährigen Björnstjerne Björnson ist von den nordeuropäischen Brudervölkern stets eine besondere Befähigung dafür nachgesagt worden, ihr Licht auf den Scheffel zu stellen; Henrik Ibsen allerdings besaß wenigstens in seinen Anfängen diese Eigenschaft nicht und konnte sich über sie sehr ärgern. Jenem Petter Das ist von den skandinavischen Literarhistorikern das Zeugnis gegeben worden, daß er zu den frohsinnigsten Poeten aller Zeiten und Völker gehöre; auch darin kann man eine besondere Merkwürdigkeit finden. Man denke sich das damals wiederholt von Schweden halberoberte Norwegen, von den dänischen Machthabern verwahrlost und als Provinz behandelt, tatsächlich zumeist von den überflüssig gewordenen Kammerdienern des am Öresund herrschenden deutschen Adels als Amtmännern regiert, und dabei diese innere Lebensfreudigkeit. Auch bei dem früh in dänische Verhältnisse übergetretenen, eine Generation jüngeren Ludwig Holberg findet sich unbeschadet einer gewissen gelehrten Grämlichkeit dieser innerlich lustige Zug. Die deutsche Romantik mochte Molière nicht leiden und hat ihn ungerecht beurteilt; zweifellos ist der Hofkomödiant des Versailler Ludwig der größte Lustspieldichter aller Literaturen. Aber darin hatten die Tieck und Schlegel sicher recht, daß man bei ihm fast nie von Herzen lacht, während der Dichter des Jeppe vom Berge und des verpfändeten Bauernjungen einen unerschöpflichen Fond zwerchfellerschütternder Komik sein eigen nennt. So in den Zeiten eines nach außen und innen gleich sehr schlecht regierenden, hochgradig engherzigen und dabei doch frivolen dänisch-oldenburgischen Absolutismus. Jetzt ist Norwegen frei und war dies im Grunde stets seit 1814, als es von Dänemark an Schweden abgetreten wurde; der spätere Haß gegen das östliche Nachbarvolk hat die Tatsache verdunkelt, daß man damals allgemein darüber jubelte, kein oldenburgisches Tauschobjekt mehr zu sein. Aber man vergleiche mit der inneren Lustigkeit dieser Dichter aus den Zeiten von Absolutismus und wenig verhüllter Fremdherrschaft, zu denen man auch den noch in das 19. Jahrhundert hinüberreichenden Johann Nordahl Bruun rechnen könnte, einmal die tiefe Melancholie der neueren europäisch berühmten norwegischen Dichter. Von diesen scheint der 74jährige Jonas Lie noch der lebensfroheste zu sein. Beiläufig bemerkt besitzt er einen Anteil lappländischen Blutes, auf den man sein un-

Digitized by Google

reflektiertes Erzählertalent hat zurückführen wollen. Aber auch bei ihm sucht die Witwe des hoch angesehenen Landphysikus mit ihren Kindern freiwillig den Tod, da einer ihrer Söhne als Bankdirektor vor dem Zellengefängnis steht und der andere in der Winkelpresse zu verkommen droht. Um von Björnsons problematischen Charakteren und von Ibsens tiefgründiger Melancholie nicht einmal zu reden. Witzig ist über die Personen des letzteren Dichters gesagt worden, das seien zwar keine Menschen, aber es seien heutige Norweger. Das ist die Entwickelung, die nach Jahrhunderten nationaler Unterdrückung das neue Selbstregiment diesem hochbegabten Volke gebracht hat.

Man kann die Belege für diesen Charakterzug freilich schon viel früher finden, gerade in dem früheren Mittelalter, in den Tagen des norwegischen Heldentums mit den Eroberungszügen von Irland bis Sizilien, Nordafrika und Kleinasien sind sie besonders stark ausgeprägt. Das Herrschergeschlecht des 872 geschaffenen nationalen Einheitsstaates will bei den örtlichen Magnaten keine Kriegsfahrzeuge leiden, da sie damit Raub betreiben würden; man schickt Sendboten aus, um diese Wikingerboote wegzunehmen. Was sagte der Häuptling, als du ihm sein Segel nahmst? fragt der König in der Halle der Hauptstadt Nidaros, des heutigen Drontheim. Er weinte, sagte der Bote triumphierend. So, weinte er? tönt eine Stimme, und der Kopf des Boten rollt dem König vor die Füße. Der hinter dem Boten unbemerkt eingetretene Häuptling hat das Schwert gezogen und den landesherrlichen Abgesandten getötet. Der Täter soll dafür mit dem Leben büßen nicht so sehr wegen der Bluttat, als weil er die Füße des Königs zum „Haublock" benutzt hat; zuletzt erbittet man das Leben des Häuptlings, der doch auch schwer gereizt worden sei. Gleich sehr leicht Blut und Tränen vergießen ist dieser nordeuropäischen Volksart eigen; bereits vor 60 Jahren hat Carl Marx diesen Charakterzug bei den Skandinaviern hervorgehoben. In einem Jugenddrama Björnsons läßt der siegreiche Held dem gefangenen Feinde die Rippen vom Rückgrat ablösen, was man damals einen Adler ritzen nannte; während der Ausführung dieser beliebten Hinrichtungsart philosophiert er gedankenvoll und weichmütig über den Charakter dieses seines Feindes wie über den eigenen. Man hat diesen Auftritt bei Björnson absurd gefunden, aber er ist geschichtlich durchaus richtig gesehen. Bekannt ist, wie noch am Schluß des 18. Jahrhunderts die norwegische Großbäuerin dem Gatten auf die Thingsversammlung das Totenhemd mitgab, für den Fall, daß ihm bei dem späteren Gelage ein freundnachbarliches Messer in die Rippen fahren sollte. Schon die norwegische Mythologie zeigt diesen grausam-leidenschaftlichen Zug. Die „Huidre" genannte Elfe dieses Landes ist ein wunderbar schönes Weib mit bezaubernd lieblicher Stimme, aber innerlich hohl und hinten mit einem Kuhschweif. Die eigentümliche Zusammensetzung des nationalen Wesens aus hochfliegendem Idealismus, selbstgefälliger Reflexion und ungebundener Genußsucht, ist ja auch von dem großen Magus Ibsen in seinen Dramen zum moralischen Hauptthema gemacht worden.

Auch die Schweden und die Dänen zeigen ähnliche Züge, und wenigstens die Geschichte des erstgenannten Volkes nimmt es ja an blutiger Romantik mit der jeder südeuropäischen

Digitized by Google

Nation auf; in ihrer Mischung von Heroentum und Verbrechen kann sie ja geradezu einzig genannt werden. Indes am frappantesten lassen sich die vorerwähnten Eigentümlichkeiten doch bei jenem norwegischen Volke wahrnehmen, das in der vorigen Generation literarisch und jetzt politisch unter den Nordeuropäern am meisten von sich reden gemacht hat.

Man könnte diese völkerpsychologische Einleitung zu einem staatspolitischen Thema etwas sehr weit ausgeholt finden. Indes der Charakter einer Nation und ihre politischen Handlungen bedingen sich gegenseitig, und somit kann man diese norwegische Besonderheit auch in den jüngsten dortigen Vorgängen wiedergespiegelt finden. Mit einmütiger Begeisterung hat man bei seinem am 28. Oktober erfolgten Rücktritt den Staatsmann gefeiert, der am 7. Juni 1905 die drei unfriedliche Menschenalter bestandene dynastische Union mit Schweden zur Auflösung gebracht hatte. Die Begeisterung war unzweifelhaft echt, und der Bergenser Schiffsreder Christian Michelsen wird dauernd zu den volkstümlichsten Gestalten der norwegischen Geschichte gehören. Aber dieselbe Nation stellte sich am 2. November unter die Gebietsgarantie der an Nordeuropa interessierten vier Großmächte Deutschland, Rußland, England und Frankreich; sie tat dies nicht nur freiwillig, sondern mit einer Art von tragikomisch wirkendem Hochgefühl. Die von Schweden angebotene volle Gleichberechtigung in der Union war dem stolzen Volke nicht genug gewesen; man rief das heroische Mittelalter an, und träumte von einer neuen norwegischen Heldenära. Jetzt steht man tatsächlich unter europäischer Vormundschaft, die wohl zunächst von London ausgeübt werden wird, solange nämlich Rußland nicht wieder erstarkt sein sollte. Das ist das Ende der stolzen Unabhängigkeitsbestrebungen. Mehr als das: Wenige Tage nach der enthusiastisch aufgenommenen Bekanntgabe des Garantievertrages haben in der Hauptstadt Massendemonstrationen antimilitaristischen Charakters stattgefunden; man befürchtete ihre Wiederholung in größerem Umfange. Der nationale Idealismus mit dem Kuhschweif. Ähnlich in der Poesie. Ibsen ist an dichterischem Tiefsinn in der Weltliteratur wenigstens seines Zeitalters unübertroffen, aber die „Christiania-Bohème" bildet eine Spezialität der norwegischen Hauptstadt, die in dieser Art von literarischer Winkelexistenz in weit größeren Städten nicht vorgefunden wird, und die Publizisten der famosen Kopenhagener Skandalblätter rekrutieren sich vielfach aus Norwegen. Der Doppelzug dieses Volksnaturells tritt eben bei jedem Anlaß hervor. Wie bezeichnend ist im Peer Gynt die Art, wie der Held seine Mutter durch Betrug in den Himmel bringt. Ein in mehrerer Richtung typisches Werk sind Arne Garborgs vor bald zwei Dutzend Jahren erschienene Bauernstudenten; das Buch ist von tiefster Sympathie für die Leiden des sich mühsam emporringenden lateinischen Proletariats getragen, aber zugleich voll der bittersten Persiflage für die ganz verkehrte Auffassung der gebildeten Stände von dem Charakter der norwegischen breiteren Landbevölkerung. Dieser Edelbauer mit dem gedankenvollen, weichen Wesen und den schönen Augen, in denen „Geist träumt", vertut in der hauptstädtischen Abiturientenpresse eiligst das vom väterlichen

Digitized by Google

Hofe mitgebrachte kleine Kapital und lebt später mit unübertroffener Gewandheit als großstädtischer Humbugmacher.

Wie wird sich in Zukunft die Geschichte dieser skandinavischen Nationen gestalten? Die Idee ihrer Einigung ist durch die beiden Vorgänge von 1905 und vom diesjährigen 2. November weiter zurückgeworfen worden, als sie es jemals war; rechten Bestand bei den Völkern hat sie nie gehabt. Was auf den interskandinavischen Arbeiterkongressen von dem Skandinavismus der breiten Schichten nach der Niederlage des Akademischen geredet worden ist, gehört lediglich in das Gebiet der politischen Phantasie; der schwedische Arbeiter findet weder in Norwegen noch vollends in Dänemark eine bevorzugt freundliche Behandlung. Die früher zwischen den drei Parlamenten ventilierten gemeinsame Neutralitätserklärung der drei Reiche aber ist natürlich völlig gegenstandslos geworden, seit Norwegen sich zum gemeinsamen Schutzgebiet der vorgenannten vier Großmächte hat erklären lassen. Die ihm verstattete Freiheit zum Abschluß ähnlicher Verträge mit den nordeuropäischen zwei Nachbarstaaten besitzt kaum mehr als theoretischen Wert und dürfte von Seiten der vier Vertragsmächte überwiegend als Verbeugung vor den Höfen von Stockholm und Kopenhagen aufzufassen sein; tatsächlich kann sie wenig Gewicht haben, schon weil Staaten im noch behaupteten Vollbesitz ihrer Souveränität mit solchen geminderter Selbstbestimmungsfähigkeit nicht leicht Verträge abschließen werden. Einstweilen hat in Dänemark der Radikalismus seine Stimme für die Nachahmung des norwegischen Beispieles gegenüber den Großmächten erhoben, für die indes der Kopenhagener Hof schwerer zu haben sein dürfte als der von Christiania; in dieser Hinsicht besteht sicher zwischen dem Vater Friedrich VIII. und dem Sohn Haakon VII. die denkbarst geringe Übereinstimmung. Man könnte dabei an fortdauernden Gegensatz gegen jenen deutschen Nachbarn denken, der das noch immer in Chauvinistenkreisen heiß beweinte Schleswig besitzt; Kenner der Kopenhagener Verhältnisse suchen indes den Gegenstand der Abneigung in einer anderen der in Betracht kommenden vier Hauptstädte als gerade in Berlin; welche damit gemeint ist, mag hier für jetzt ungesagt bleiben. Die endgültige Beruhigung des dänischen Hofes bei der jetzigen Grenze an der Königsau ist ja in dem deutsch-dänischen Vertrag vom 11. Januar dieses Jahres zutage getreten, wobei der vollständige moralische Verzicht auf den rechtlich seit 29 Jahren beseitigten schleswigschen Vorbehalt in dem preußisch-östrereichischen Frieden von 1866 wiederholt konstatiert worden ist; die Gegner seiner politischen Unabhängigkeit sucht man am Öresund gegebenen Falles wo anders als in südlicher Richtung. Das dritte und nach den Verhältnissen erste dieser nordeuropäischen Reiche aber, Schweden, wird sich niemals unter auswärtige Garantie stellen lassen; darüber sind dort sämtliche Parteien einig; man will sich selber leben und ist zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit aus eigener Kraft unbedingt entschlossen, wie man sich denn auch wohl mit Recht dazu völlig imstande glaubt. Die kriegerische Vergangenheit dieses geschichtsstolzen Volkes spricht jedenfalls für jene Annahme, und mindestens von den nordeuropäischen Brüdern würde man sich keinen tatkräftigen Bei-

Digitized by Google

stand versprechen, würde selbst dort deren militärische Leistung höher eingeschätzt als dies der Fall ist. Über die Norweger als Nation hat man östlich des Kjölengebirges bei aller Anerkennung ihrer geistigen Befähigung stets die Achseln gezuckt, zweifellos stark übertrieben, das Wohlwollen aber hat natürlich durch den Vorgang von 1905 nicht gesteigert werden können, und noch weniger durch die als hinterhaltig betrachtete jüngste Wendung. In Dänemark aber machte sich nach dem norwegischen Handstreich vom 7. Juni 1905 die Schadenfreude gegenüber dem bisher beneideten Schweden mit so elementarer Gewalt Luft, daß trotz der nachträglichen Beschönigungen der Eindruck bei dem östlichen Nachbarn noch lange nicht verwischt ist und es wenigstens in diesem Menschenalter kaum mehr wird. Die bisher wirtschaftlich nach Kopenhagen gravitierenden südschwedischen Provinzen antworteten mit dem geschäftlichen Boykott des nordischen Athens, das den behäbigen und lebensfrohen Besuch von jenseits des Öresundes empfindlich zu vermissen bekam. Sogar die wissenschaftliche und gesellige Gemeinschaft hat ernstlichen Schaden genommen. In dem südschwedischen Land sollte um Ostern 1905 ein skandinavischer Historikerkongreß tagen; die Norweger blieben in corpore fort und aus sehr verkehrt angebrachter Rücksicht auf diese bei weitem die meisten Dänen gleichfalls; noch vor Pfingsten hatte in dem mehr erwähnten norwegischen Handstreich gegen die Union das Rätsel seine Lösung gefunden. Die späteren dänischen Ausgleichsversuche auf diesem Gebiet sind ergebnislos geblieben, und erst der verwichene Sommer hat z. B. die Auflösung des interskandinavischen Sportvereins gebracht.

Man kann diese innere Zerklüftung des europäischen Nordens beklagen. Wer die Krankheiten des Erdteils kennt, weiß, was für diesen ein einiges Skandinavien bedeuten würde, schrieb in den vierziger Jahren der übrigens keineswegs dänenfreundliche F. C. Dahlmann. Wie E. M. Arndt war der spätere Bonner Geschichtslehrer der an Deutschlands Wiederaufrichtung so wesentlich beteiligten Fürstengeneration, der Kaiser Friedrich, König Albert, Großherzog Friedrich usw., als schwedischer Staatsangehöriger geboren, jener auf Rügen, dieser in Wismar; . . gerade diese in gewissem Sinne ausländischen Gelehrten haben zu den geistigen Haupt-Vorarbeitern unseres nationalen Erneuerungsprozesses gehört. Merkwürdig war, daß beide zeitlebens für Schweden eine Vorliebe behalten und betätigt haben, die man den aus dänischen Verhältnissen nach Deutschland übergetretenen Politikern für die ursprüngliche Heimat selten hat nachsagen wollen. Aber mit jener tiefen inneren Spaltung in dem Leben der nordeuropäischen Völker wird die Politik der Großmächte wohl länger zu rechnen haben. Diese Politik hat an der bezeichneten Stelle in gewisser Hinsicht eine Gewichtsverschiebung erfahren. Man hat wohl früher von einer Whistpartie gesprochen, in der sich Deutschland und Schweden, Rußland und Dänemark als Partner gegenübersäßen. Mit Norwegen in wirklichem Einvernehmen wäre Schweden natürlich ein Dänemark bei weitem überwiegender Faktor gewesen. Der seit 1814 niemals abreißende schwedisch-norwegische Unionsstreit schwächte dieses Gewicht und konnte hie und da fast als Neutralisierung dieses Faktors betrachtet

Digitized by Google

werden. Jetzt ist dieser Gegensatz gelöst, und trotz fortdauernder Abneigung kann man kaum mehr von der Schwächung der schwedischen Macht durch die norwegische Nachbarschaft sprechen; dieses Land ist doch eben in gewissem Sinne neutralisiert und hat sich für aggressive Politik einigermaßen die Hände gebunden. Insoweit konnten die norwegischen Vorgänge dem schwedischen Nachbarn gewissermaßen willkommen sein, und in der Tat wurde dort die dynastische Abtrennung Norwegens vielfach als Gewinn und besonders als Erleichterung empfunden, nur daß man freilich die Art der Lösung anders gewünscht hätte. Im übrigen war man daran vielleicht auch nicht ganz ohne Mitschuld gewesen. Der Wille zur vollen unionspolitischen Gleichstellung Norwegens war in Schweden erklärt und wirklich vorhanden. Aber man verfolgte dabei eine gewisse zaudernde Taktik, die von seiten des konservativen Ministeriums Boström vielleicht nicht einmal so sehr den Norwegern galt wie den auf den Abschluß drängenden liberalen Führern des eigenen Landes; darüber riß westlich des Kjölens der niemals lang gewesene Geduldsfaden endgültig. Den Schweden ist gelegentlich ein gewisser ironischer Gleichmut in Behandlung der staatlichen Angelegenheiten nachgesagt werden, und der hohe wirtschaftliche Aufschwung der Nation hat diesen Zug behaglicher Lässigkeit zeitweise wohl noch gesteigert; die Hinauszögerung der norwegischen Angelegenheit aus innerpolitischen Gesichtspunkten wäre davon ein Beleg gewesen und hätte sich somit allerdings bestraft. Unverkennbar aber hat diese Erfahrung in dem bedeutendsten der drei skandinavischen Länder den politischen Ernst beträchtlich gesteigert, und der Entschluß zur Aufrechterhaltung der eigenen Selbständigkeit geht überwiegend Hand in Hand mit dem Wunsch nach weiterer Annäherung an das Deutsche Reich, der ja auch in dem jüngst abgeschlossenen Vertrag über die künftige Fährlinie Trelleborg-Saßnitz seinen Ausdruck gefunden hat. Die wesentlich gebesserten deutschen Beziehungen zu Rußland und daneben zu Dänemark haben ja die vorerwähnte Wistkonstellation in gewissem Sinne verschoben, aber zweifellos besitzt unsere Nation nirgends in Nordeuropa aufrichtigere Freunde als bei dem Volk, dessen mittelalterliche Städtebildung rein deutsch war und dessen dichterisch vielfach verherrlichte nationale Heldenzeit eine ganze Reihe deutscher Namen zeigt. Ohne jede konfessionelle Parteinahme kann man sagen, daß auch die neuliche Gedenkfeier zu Ehren Gustav Adolfs auf dem Lützener Schlachtfelde von dieser Sympathie wieder Zeugnis gegeben hat.

Das Vorstehende ist nicht im Sinn einseitiger Parteinahme für die Schweden gegen die Norweger geschrieben worden. Das letztgenannte Volk hat sich in der europäischen Kultur einen unentreißbaren Ehrenplatz gesichert, und die hohen sittlichen Eigenschaften jener Nation werden von den deutschen Besuchern überwiegend sehr gepriesen. In jener Nation findet sich noch sehr viel unverbrauchte Kraft, und wenn das städtische Leben diesem Bauernvolk zunächst moralisch nur zweifelhaft zu bekommen scheint, dann ist diese Erscheinung früher an vielen, jetzt sozialpolitisch blühenden Nationen beobachtet worden; vielleicht ist sie überhaupt ein unvermeidliches Übergangsstadium im Leben

Digitized by Google

zum mindesten der germanischen Völker. Wohl aber habe ich hier nach meinem Teil jener einseitigen Bevorzugung der Norweger vor den Schweden entgegentreten wollen, die mehrfach bei uns zum Vorschein gekommen ist und die dank subjektiv völlig berechtigter propagandistischer Geschicklichkeit des ersteren Volkes hier und da die Beurteilung der Vorgänge von 1905 entschieden beeinflußt hat. Zu solcher Bevorzugung ist wenigstens politisch kein Anlaß erkennbar, und touristische Sympathien sollten doch auf die staatlichen Interessen keine Einwirkung üben. Norwegen ist für die nächste absehbare Zeit tatsächlich englisches Schutzgebiet, Schweden eine international völlig unabhängige Macht zweiten Ranges von erklärter Sympathie für eine Interessengemeinschaft mit Deutschland. Die Politik ist die Geographie, hat der große Korse einmal gesagt; ich glaube, ein Blick auf die Landkarte kann Deutschland lehren, wo im Norden seine Interessen den besten Stützpunkt finden.

Zwei südslawische Volksballaden.

Ins Deutsche übertragen und eingeleitet

von

Victor Tausk.

Nach ihrer nationalen Zugehörigkeit scheiden wir die Poesien der Südslawen in serbische, kroatische und mohammedanische. Das Mohammedanertum ist natürlich eine konfessionelle, keine nationale Bestimmung. Es erscheint aber infolge der religiös bestimmten Sitten, Gebräuche und Lebensanschauungen, die im Sinne des Islam eine unüberwindliche Energie der Isolierung gegen alles umgebende Volkstum entwickelten, als nationales Element und will auch richtig als solches genommen werden. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten ist eine Loslösung des nationalen Bewußtseins der südslawischen Mohammedaner vom religiösen zu verzeichnen, und zwar sowohl nach der serbischen wie auch nach der kroatischen Seite hin.

Auf dieser ethnischen Basis zerfällt die ganze südslawische Volkspoesie (mit Ausschluß der prosaischen Dichtung) in zwei große Gruppen: in die weiblichen und die männlichen oder Heldenlieder. Die ersten sind überwiegend lyrischer, die zweiten vorwiegend epischer Natur. Beide ergeben in ihren letzten Ausläufern den Mischtypus Ballade, d. h. die Aufarbeitung eines auf *eine* Begebenheit begrenzten poetischen Stoffes, dessen Träger ihre Gefühle — wie im Drama — mit Ausschluß der Reflexion des Dichters zum Ausdruck bringen. In der Ballade schöpft die Handlung ihre Bewegungskraft aus inneren, psychologischen Motiven, und darum gibt diese poetische Form die Möglichkeit einer Selbstgestaltung und eines organischen Empor-

Digitized by Google

wachsens des figuralen Materials innerhalb einer, durch den poetischen Zweck der Handlung gebannten Grenze. In der Richtung des lyrischen Pols verliert sich die Handlung allmählich, während sich zum epischen Pol hin die Reflexion und der Gestaltungswille des Dichters an die Stelle der Ausdrucksarbeit der handelnden Personen drängt. Und so finden wir als lyrischen Grenztypus das schemenhafte, pointenlose Festhalten einer Empfindung um ihrer selbst willen, während das eigentliche Heldenlied mit ausführlicher Breite äußerliche Begebenheiten in den äußeren Formen ihres Geschehens chronologisch aneinanderreiht und als einziges Geheimnis dem Leser nur das übrig läßt, was der Dichter nicht schildern wollte oder nicht zu schildern wußte, nicht aber das, was der Dichter selbst als Geheimnis, als unaufgelöstes Stück Chaos der urweltlichen Zusammenhänge empfinden mußte.

Die beiden folgenden Gedichte geben zwei Grenztypen der weiblichen und der männlichen Volkslieder der Südslawen. Es ist, nach der vorhergehenden Charakterisierung, nicht schwer zu erkennen, daß „die Leiden und die Rache der Rizabegovica" aus der lyrischen, „die Hochzeit des Königs von Budim" *) aus der epischen Gruppe stammt. Menschlicher und reiner auf das Erlebensmoment gestellt, losgelöster von aller historischen Beschreibung, ist kaum ein Lied in der südslawischen Volkspoesie, wie das von der Rizabegovica. Es ist ein mohammedanisches Frauenlied, ein weibliches Lied. Die „Hochzeit des Königs von Budim" gehört zum Kreis der Gesänge über die unglückliche Schlacht am Amselfelde (1389), in der die Serben ihre nationale Freiheit an die Türken eingebüßt haben, um sie erst wieder zu Anfang des 19. Jahrhunderts zurückzugewinnen. Das Lied wurde zwar in Dalmazien, auf kroatischem Boden verzeichnet, ist jedoch fraglos serbischer Provenienz.

Die Leiden und die Rache der Rizabegovica.

Aus der mohammedanischen Liedersammlung des Mehmed Dželaluddin Kurt.

Heiße Sonne, ist's noch früh am Tage?
Lang' ich noch nach Zagorje zum Tale
Und zu Rizabeg,**) dem kranken Cengić?
Seine Mutter steht zu seinen Häupten,
Seine Gattin steht zu seinen Füßen,
Und sie lacht zum Schmerz der alten Mutter.

---

*) Budim = die Stadt Ofen in Ungarn bei Pest, daher Buda-Pest.

**) Rizabeg, der Beg Riza. Die herrschaftlichen Anreden Beg und Aga, (etwa Marquis und Baron,) werden den Vornamen angehängt und mit diesen in untrennbarer Verbindung gebraucht. Durch Anhängen der Endungen „ovica" oder „inica" an den männlichen Vornamen wird die Anrede für die Gattin gebildet. Also: Rizabegovica, die Gattin des Rizabeg, Omeraginica, die Gattin des Omeraga.

Digitized by Google

Und zur Gattin zornig spricht der Kranke:
„Warum lachst du? Daß zu Stein du würdest!
Scheint es dir, daß ich gesunden werde,
Oder lachst du ob des nahen Todes?“
Und es spricht die Rizabegovica:
„Seh ich gut, so wirst du nicht genesen,
Rizabeg, ich sehe, du wirst sterben!
Darum lach' ich, Rizabeg, mein Gatte!
Denkst du noch, wie ich als Braut gekommen
Und das viele Gut ins Haus dir brachte?
Damals nahmst du froh mich aus dem Sattel,
Trugst mich froh in deine Burg, die hohe.
An der Schwelle grüßt' uns deine Mutter
Und so sprach sie, deine liebe Mutter:
‚Wahrlich, Sohn, du hast ein schönes Mädchen,
Ohne Fehl ist sie und ohne Tadel,
Doch sie trägt ein Kindlein unterm Gürtel!‘
Denkst du's, Beg, o du mein Feind, du schlimmster,
Wie du zu den Brüdern heim mich schicktest
Und die Brüder mir die Tür verschlossen
Und mir höhnend diese Worte riefen:
‚Tote kehren nicht aus ihrem Grabe,
Mädchen nicht vom Hofe ihres Freiers!‘
Und zurück zu deinem Hofe mußt' ich.
Denkst du's, Beg, o du mein Feind, du schlimmster,
Wie auch du die Tore mir verschlossen
Und ein Zelt mir vor den Toren spanntest.
Und neun Monde banntest du im Zelte
Vor den Toren mich wie eine Seuche.
Fruchtlos war des Kindes Frist verstrichen,
Und du nahmst mich in dein Schloß, das weiße.
Neun der Jahre teilte ich dein Lager,
Und neun Töchter reiften mir im Schoße.
Als zum zehntenmal das Jahr sich neute,
Gab der zehnten Tochter ich das Leben.
Und du jagtest zornig mich vom Hofe,*)
Stießest mich in Winterfrost und Wetter,

*) Nur Töchter gebären bedeutet bei den Mohammedanern Fluch und Unsegen.

Digitized by Google

Da der Schnee dem Roß zum Bügel reichte
Und zum Gürtel einem schlanken Manne.
In dem Schnee, da stand ich mit dem Kinde.
Es verreckte, und mir sprang mein Herze!
Gebe Gott, des Allgewalt zu geben,
Daß ich röchelnd dich im Tode sähe.
Hei, ich möchte wild im Kolo *) tanzen,
Hand in Hand mit allen meinen Töchtern,
Und ich möchte wild im Kolo jauchzen:
Herr im Himmel, Dank, daß du erlöstest
Mich vom Rizabeg und seiner Mutter!"
Und der Beg verreckt bei diesen Worten,
Es verreckt, als sie es sah, die Mutter.

Hei, wie freute sich die Begovica!

Die Hochzeit des Königs von Budim.

Aus der Sammlung der „Matica Hrvatska", verzeichnet von Kata Murat auf Luka, auf der Insel Šipan in Dalmazien.

Waffen rüstet von Budim der König,
Sendet Heere nach dem Amselfelde.
Sekul Banović ist im Gefolge.
Sekul sprach zu seiner jungen Schwester:
„Schöne Mara, meine liebe Schwester!
In die Schlacht zum Amselfelde zieh ich.
Hüte, Schwester, meine Burg, die weiße,
In der Burg die ungeheuren Schätze.
Sollst das Burgtor keinem andern öffnen
Als nur Sekul, deinem lieben Bruder.
Laß ihn dir zwei goldne Ringe weisen
Mit den beiden eingeritzten Namen:
Schöne Mara steht auf einem Ringe,
Sekul Banović steht auf dem andern."
Unbemerkt erlauschte diese Worte
Frevlen Sinnes von Budim der König.
Und er wollte das Geheimnis nutzen,
Um das schöne Mädchen zu umarmen.
Nach dem Amselfelde zog der König,
Lagerte in seinen seidnen Zelten.
Und auch Sekul spannte seine Zelte
Und begann dann roten Wein zu zechen.
Doch der König mochte gar nicht trinken,
Denn von Unmut war sein Herz befangen.
Unstät maß er stets dieselbe Strecke
Auf und ab am weiten Amselfelde.
Sekul rief dem König zu die Worte:
„Lichter König, teuerer Gebieter!
Warum schmähst den Wein du und den Branntwein?
Hat am Ende gar dich Furcht befallen
Vor des Sultans ungläubigen Mannen?

*) Kolo, südslawischer Tanz.

Digitized by Google

Fürchte nichts, mein edler Herr und König.
Gott mit uns! Wir schlagen noch die Türken!"
Drauf erwiderte der lichte König:
„Sekul, du mein lieber treuer Diener!
Ach, ich fürchte nicht das Heer der Türken,
Denn so Gott will und die Mutter Gottes
Werden wir der Türken Heer besiegen.
Andrer Gram ist's, der mein Herz ergriffen:
Unter meines Bettes weichen Kissen
Hab daheim die Schlüssel ich vergessen,
Die das Schloß von meinem Schatzschrank meistern.
Und die Knechte und die Mägde werden
Unterm Kissen leicht die Schlüssel finden,
Wenn für mich das Lager sie bereiten,
Und sie werden meine Schätze rauben
Und aus meiner weißen Burg entfliehen!
Hör die Bitte, du mein treuer Diener:
Darf ich deiner tapfern Treue trauen,
Daß inzwischen auf mein Heer du achtest,
Bis von meiner weißen Burg ich komme,
Und die Schlüssel mir vom Schatzschrank hole?"
Sekul drauf erwiderte dem König:
„Geh beruhigt, lieber Herr und König!
Darfst mir wahrlich trauen wie dir selber,
Will dein Heer am Schlachtfeld wohl behüten."
Als der König dieses Wort vernommen,
Sprang vom Boden leicht er auf die Füße,
Nahm den Rücken eines guten Rosses,
Stieß dem Roß die Sporen in die Weichen,
Daß es flog wie eine leichte Schwalbe.
Ach, der Bube, von Budim der König
Ließ sein Heer am Amselfelde schmählich,
Und vom Schlachtfeld ging er ohne Schwertstreich.
Nicht zu Budims Burgen ging der König,
Ging zum Laden eines jungen Goldschmieds.
Als des Goldschmieds Laden er gefunden,
Sprach der König zu dem jungen Goldschmied:
„Höre, Goldschmied, du mein lieber Bruder!
Sehmiede mir zwei gute goldne Ringe,
In die Ringe ritze mir zwei Namen,
Sekul Banović der eine Name
Und der andre lautet Schöne Mara.
Und bei Gott, ich will dir's fürstlich lohnen."
Als der Goldschmied dieses Wort vernommen,
Schmiedet er zwei gute goldne Ringe,
Schmückt sie mit den beiden edlen Namen.
Reichen Lohn erhält er dann vom König.
Und der König gibt dem Roß die Sporen,
Nimmt den Weg zu Sekuls weißen Burgen,
Kommt zur Burg zur mitternächt'gen Stunde,
Zu der tauben, unbewußten Stunde.
Und er schlägt dem Tore auf die Pfosten,
Und er ruft nach Sekuls schöner Sehwester:
„Schöne Mara, meine liebe Schwester!
Liebe Schwester, öffne mir die Tore!
Ei, wie hast du mich zur Schlacht gerüstet?
Hast die scharfen Pfeile mir vergessen!
Liebe Sehwester, öffne mir die Tore,
Daß ich meine scharfen Pfeile nehme!
Ohne Pfeile kann ich nicht zum Schlachtfeld.
Sah man je den Krieger ohne Pfeile?
Käm ich ohne Pfeile nach dem Schlachtfeld
Wär's ein Spott und Lachen ohne Ende,
Und dann weiß ich, daß ich fallen müßte!"
Da erwidert aus der Burg das Mädchen:
"Fremder Bursche, gehe deiner Wege!
Führst die Sprache meines Bruders Sekul
Ohne meines Bruders edle Stimme!"
Da erwiderte ihr schnell der König:
„Liebe Schwester, öffne mir die Tore!

Digitized by Google

Meiner Stimme Klang ist wohl ein andrer,
Doch begründet und mit rechten Dingen,
Denn ich hab mein Roß gar schnell geritten
Und jetzt bin ich gar erschöpft und müde.
Wenn du mir nicht traust, o liebe Schwester,
Ei, dann öffne doch dein hohes Fenster
Und ich werf' dir zu die beiden Ringe
Mit den beiden eingeritzten Namen!"
Als die Schöne dieses Wort vernommen,
Öffnete sie schnell das hohe Fenster.
Und der König warf ihr zu die Ringe,
Und sie fing sie auf mit ihren Händen,
Und sie las die eingeritzten Namen.
Munter eilte sie hinab die Stufen,
Öffnete das Burgtor dann geschwinde.
Eilends trat der König durch das Burgtor.
Da erblickte Sekuls schöne Schwester
Einen unbekannten jungen Helden,
Einen fremden Helden, nicht den Bruder,
Und sie floh erschrocken in die Kammer.
Es verfolgt der König sie von Budim.
Angstvoll schrie des Sekuls schöne Schwester
Und sie rief nach Andja, ihrer Sklavin:
„Eile, Andja, meine liebe Sklavin!
Schmachvoll hat ein Held die Schlacht verlassen,
Ehr' und Sitte hat er schnöd' geschändet
Um ein junges Mädchen zu betrügen!
Komm zu Hilfe, meine junge Sklavin,
Dulde nicht, daß mich der Held umarme!"
Als die Sklavin diesen Ruf vernommen,
Eilte sie zur Herrin in die Kammer.
Doch der König drohte mit dem Schwerte.
Andja, furchtsam gleich wie alle Frauen,
Floh erschrocken aus der Herrin Kammer.
Und der König zwang die schöne Mara,
Und er küßte ihr das weiße Antlitz.
Traurig war's, das Mädchen anzuschauen,
Wie sie jammerte und kläglich weinte
Und sich selbst ins Antlitz schlug verzweifelt.
Doch der König suchte sie zu trösten:
„Weine nicht, du liebe, gute Seele,
Schlage nicht dein liebes, weißes Antlitz,
Traure nicht, weil ich dein Antlitz küßte!
Nicht verraten wird dein Leib die Liebe!
Zum allmächt'gen Gotte sollst du beten,
Daß am Amselfeld ich Sieger bleibe,
Daß ich heil das Amselfeld verlasse,
Und ich geb dir Ehr und Wort zum Pfande,
Daß du meine Gattin wirst vor allen!"
Da erwiderte das schöne Mädchen:
„Nun bei Gott, du tapfrer, junger Falke,
Wenn du Ehre mir und Wort verpfändest,
Daß du mich zur Gattin wählst vor allen,
Sag mir redlich, ohne Falsch und Lüge,
Welchen Stamms du bist und welcher Sippe,
Und die Vaterstadt, der du entsprungen,
Daß ich wüßte, du mein lieber Falke,
Welcher Held die Unschuld mir genommen!"
Drauf erwiderte der lichte König:
„Nein, mein Lieb, das will ich dir nicht sagen,
Ob ich's gleich dir gerne sagen möchte,
Du mein Mädchen, du mein Herz und Seele.
Denn ich will nicht, wenn im Feld ich falle,
Daß du trauern sollst um mich und weinen!"
Und dann ging der König nach dem Schlachtfeld,
Spannt am Schlachtfeld seine seidnen Zelte,
Zecht im Zelte kühlen roten Weines,
Pflegt der Ruhe bis zum dritten Tage.
Als das dritte Morgenrot ergraute,
Da begann das ungeheure Schlachten,
Und drei Tage lang blieb keiner Sieger.
Doch zum Morgenrot des vierten Tages
Schwang der Sultan siegreich seine Fahne.
Hei! sie hätten nie die Schlacht gewonnen,

Digitized by Google

Wäre nicht Vuk Branković*) gewesen,
Seinem Namen Fluch und seinem Stamme
Und im Grabe seinen bleichen Knochen!
Denn er hat das Bruderheer verraten,
Ging hinüber zum verfluchten Sultan.
Seine Seele möge Gott nicht sehen!
Welche Tausende sind hier gefallen!
Weniger der Türken als der Christen.
Eilig fliehet nach Budim der König,
Eilig flieht der junge Recke Sekul
Und er geht zu seiner schlanken Feste.
Schon von fern erblickte ihn die Schwester,
Eilig ging dem Bruder sie entgegen.
Sekul wirft der Schwester zu die Zügel,
Und sie führt das gute Roß am Zügel,
Also spricht sie dann zu ihrem Bruder:
„Sei willkommen, du mein lieber Bruder!
Bist du froh mir und gesund gekommen?
Sind viel Helden aus des Königs Heere
Auf dem blut'gen Amselfeld geblieben?"
Sekul ließ den schwarzen Schnurrbart hängen.
Also sprach er mürrisch zu der Schwester:
„Schöne Mara, meine liebe Schwester,
Bin gesund, doch freudig nicht gekommen.
Denn zwei Könige sind uns verloren,
Arg verwüstet hat der Tod die Heere.
Von Budim der König ist geflohen
Mit den wunden, müden Überresten
Seines großen und gewalt'gen Heeres,
Und der Flücht'gen Hälfte starb am Wege.
Auch ich hatte schwere Not, zu fliehen."
Als die Schwester diese Kunde hörte,
Ward ihr schwer und elend in der Seele,
Doch sie ließ den Bruder es nicht merken.
Wenig Monde gingen noch vorüber,
Da erschienen viele junge Freier,
Helden strömten zu von allen Seiten
Und sie freiten Sekuls Schwester Mara.
Mara mochte keinem sich versprechen.
Sprach der Bruder Sekul zu der Schwester:
„Warum weisest du von dir die Freier?
Liebe Schwester, auch ich möchte freien,
Und ich mag nicht ohne Ende warten,
Bis du, Schwester, deine Wahl getroffen."*)
Sprach zu Sekul seine Schwester Mara:
„Freie, Bruder, führe heim ein Mädchen,
Nimm ein Weib, um mich sei ohne Sorge.
Niemals werde Gattin ich noch Mutter.
Denkst du noch der Schlacht am Amselfelde?
Damals hab' gelobt ich und geschworen
So Gott will und Gottes heil'ge Mutter
Daß du heil vom Amselfeld zurückkehrst,
Will ich niemals einem Mann gehören."
Als der Schwester Rede er vernommen,
Brachte Sekul nach der Burg ein Mädchen,
Machte es zu seinem Eheweibe.
Bald begann die Schwägerin zu tadeln:
„Liebe Mara, willst du ledig bleiben,
Oder hast du in der Burg des Bruders
Eine Liebe, die dein Herz gebunden?"
Mara sprach zur Schwägerin, der jungen:
„Schwägerin, du junger, roter Apfel!
Ich bin frei, bin nicht durch Lieb gebunden,
Meine Fessel nur ist ein Gelöbnis.
Als zum Amselfelde Sekul auszog,
Hab gelobt ich fest und treu geschworen,
Wenn besiegt der Feind vom Schlachtfeld weichet
Oder heil wenn Sekul mir zurückkehrt,
Will ich niemals einem Mann gehören."
Viele Helden zogen so von dannen,

*) Vuk Branković, eine historische Persönlichkeit. Seinem Verrat schreiben die Serben ihre Niederlage zu.

*) Die Sitte, daß sich die Söhne nicht verheiraten, wenn heiratsfähige ledige Töchter da sind, gilt im allgemeinen bei den Südslawen, wird aber nicht sehr streng befolgt.

Digitized by Google

Und die Kunde kam zu Budims König.
Sprach der König dann zu seiner Mutter:
„Meine Mutter, schmücke dich aufs beste,
Zieh nach Slovinj zu den schlanken Burgen,
Zu Banović Sekuls weißem Schlosse,
Freie mir zum Weibe Sekuls Schwester.
So Gott will, nimmt sie mich doch zum Manne."
Als die alte Mutter dieses hörte,
Freute sie sich wahrlich und vom Herzen,
Daß ihr Sohn ein armes Mädchen freie,
Und sie schmückte freudig sich aufs beste,
Zog zum Schloß des jungen Helden Sekul.
Als zur Burg sie nah herangekommen,
Sah vom Fenster sie das junge Mädchen.
Mara eilt der Königin entgegen
Und verbeugt sich bis zum seidnen Gürtel,
Küßt die rechte Hand der greisen Mutter
Und geleitet sie zum weißen Schlosse,
Setzt sie dann zur reichgedeckten Tafel,
Also sprach die Königin von Budim:
„Meine Tochter, hold ist dir das Schicksal!
Sieh, ich komm beim Bruder dich zu freien
Für Budims erlauchten, großen König,
Für den König, der mein lieber Sohn ist."
Als das Mädchen solche Rede hörte,
Flossen Tränen über ihre Wangen,
Ging dann still in ihre weiße Stube
Und besah im Spiegel ihre Wangen.
Sprach dann bitter weinend zu sich selber:
„Ei, wie bist du schön, mein weißes Antlitz!
Doch was soll's, wenn du doch schon geküßt bist!
Möge Gott den jungen Helden strafen,
Der das weiße Antlitz mir geküßt hat!
Dem ich solches Mißgeschick verdanke,
Seine Seele möge Gott nicht sehen."
Dies vernahm die Königin von Budim
Und sie sagte zu dem jungen Mädchen:
„Schöne Mara, meine liebe Tochter,
Tochter sag' ich, als ob du es wärest!
Sag' mir redlich, ohne Falsch und Lüge,
Wer dein weißes Antlitz je geküßt hat."
Also sprach darauf das schöne Mädchen:
„Wohl, ich will dir redlich alles sagen,
Wenn auf Treu und Glauben du dich bindest,
Daß geheim es bleibt und nicht verraten,
Daß es auch dein lieber Sohn nicht wisse!
Denn wenn dies mein Bruder Sekul wüßte,
Schlüg' er mir gewiß den Kopf vom Nacken."
Drauf erwiderte die greise Mutter:
„Sprich, erzähle, meine liebe Tochter,
Und ich gebe dir mein Wort zum Pfande,
Daß geheim es bleibt und nicht verraten."
Also sprach darauf das schöne Mädchen:
„Königin, du meine liebe Herrin!
Denkst du noch der Schlacht am Amselfelde?
Aus dem Heer des Königs, deines Sohnes,
Hat ein junger Held sich fortgestohlen,
Um mich armes Mädchen zu betrügen,
Und er hat geküßt mein weißes Antlitz.
Wort und Ehre gab er mir zum Pfande,
Daß zur Gattin er mich wählen werde,
Wenn er heil vom Amselfeld zurückkehrt.
Wer er sei, woher, und welchen Stammes,
Dieses wollt' der Held mir nicht verraten,
Daß, wenn er am Amselfelde fiele,
Ich nicht trauern müßt' um ihn und weinen.
Und nun weiß ich nicht, o liebe Herrin,
Ob lebendig er, ob er gefallen,
Ob ein ander Weib er schon genommen."
Sprach darauf die Königin von Budim:
„Schöne Mara, meine liebe Tochter,
Hast empfangen du die Frucht der Liebe?
Hast dem Fremden du ein Kind geboren?"
Drauf erwiderte das schöne Mädchen:
„Königin, du meine liebe Herrin,

Digitized by Google

Nicht verraten hat mein Leib die Liebe,
Und ich habe auch kein Kind geboren."
Sprach darauf die Königin von Budim:
„Schöne Mara, meine liebe Tochter,
Wo kein Kind, da war auch keine Liebe!
Werde meines lieben Sohnes Gattin."
Drauf erwiderte das schöne Mädchen:
„Königin, du meine liebe Herrin,
Schmählich ist ein Held und gar verächtlich,
Der nicht wüßte, ob ein Mädchen schuldig.
Niemals werd' ich eines Mannes Gattin.
Grüße mir den König, deinen Sprossen.
Wider ihn kein frevles Spiel ich spiele.
Sage ihm, mich binde ein Gelöbnis,
Das getan ich, als zum Amselfelde
Ich den Bruder Sekul hab' gerüstet:
Daß ich keines Mannes Gattin werde,
Wenn vom Amselfeld er heil zurückkehrt
Oder wenn besiegt die Feinde weichen.
Nein, ich bleibe in der Burg des Bruders,
Bruder will und Schwägerin ich warten."
Als die Königin das Wort vernommen
Zog sie heim zu Budims weißen Burgen.
Schon von fern erblickte sie der König
Und er eilte freudig ihr entgegen.
Also sprach er dann zu seiner Mutter:
„Sei willkommen, meine liebe Mutter.
Hast du mir gefreit das liebe Mädchen?"
Zum erlauchten König sprach die Mutter:
„Liebes Kind, du mein erlauchter König,
Nicht gewinnen konnt' ich dir das Mädchen.
Viele Grüße sendet dir die Schöne
Und sie läßt zum Gruße dir berichten,
Daß kein frevles Spiel mit dir sie spiele.
Ein Gelöbnis ist es, das sie bindet,
Das getan sie, als zum Amselfelde
Sie den Bruder für die Schlacht gerüstet:
Wenn er heimkehrt heil vom Amselfelde
Wird sie niemals eines Mannes Gattin."
Als die greise Mutter er vernommen,
Lacht der König laut aus voller Kehle
Und er sprach zu seiner lieben Mutter:
„Närrisch ist das Mädchen, liebe Mutter.
Wartet lieber Schwägerin und Bruder
Als daß selbst sie einen Herd sich gründe,
Königin zu werden über Budim
Und von Budim Königin zu heißen!"
Drauf erwiderte die greise Mutter:
„Lieber Sohn, du mein erlauchter König,
Gerne möcht' ich etwas dir erzählen,
Wenn auf Treu und Glauben du dich bindest,
Daß geheim es bleibt und nicht verraten.
Darfst es auch dem Sekul nicht verraten,
Denn wenn dies der Bruder Sekul wüßte,
Schlüg' der Schwester er den Kopf vom Nacken."
Zu der Mutter sprach darauf der König:
„Sprich, erzähle, meine liebe Mutter,
Und ich gebe dir mein Wort zum Pfande,
Neunmal schwör ich's und versprech es neunmal,
Daß geheim es bleibt und nicht verraten.
Und auch Sekul soll es nicht erkunden."
Als die Mutter dieses Wort vernommen,
Da erzählte sie die ganze Wahrheit.
Und aus voller Kehle lacht der König,
Sprach darauf zu seiner greisen Mutter:
„Königin, du meine liebe Mutter,
Ei, ich selber war's, der sie betrogen.
Ich war's, der ihr weißes Antlitz küßte.
Geh und nimm die edelsten Geschenke,
Bring sie meiner Braut, dem edlen Mädchen,
Bring ihr meinen Gruß und meine Worte:
Daß ich mich vom Schlachtfeld weggeschlichen,
Um das schöne Mädchen zu umarmen,
Und daß ich geküßt ihr weißes Antlitz.
Doch zum Sonntag soll sie mich erwarten,

Digitized by Google

Denn ich komme mit den Hochzeitsgästen."
Als die Königin das Wort vernommen,
Öffnet sie die schöngeschnitzten Truhen,
Wählt Geschenke für die Braut des Sohnes,
Und sie rüstet zur erneuten Reise.
Als zu Sekuls Burgen sie gekommen,
Sah vom Fenster sie das junge Mädchen,
Eilt der greisen Königin entgegen,
Und verbeugt sich bis zum seidnen Gürtel,
Küßt die rechte Hand der greisen Mutter
Und begann zur Königin zu sprechen:
„Sei willkommen, meine liebe Herrin,
Goldne Krone, heller Morgenstern!
Warum nahmst zur mühevollen Reise
Du erneut den Weg zu meinem Schlosse?"
Sprach darauf die Königin von Budim:
„Schöne Mara, meine liebe Tochter,
Tochter sag ich, als ob du es wärest!
Diese Mühe lohnet nicht der Rede.
Sieh, ich bring' die edelsten Geschenke
Dir vom König, meinem lieben Sohne,
Und er sendet dir zum Gruß die Worte,
Daß er selber, Mädchen, dich betrogen,
Daß er selbst geküßt dein weißes Antlitz,
Und daß er kein ander Weib genommen.
Sollst zum ersten Sonntag ihn erwarten,
Denn er kommt zur Gattin dich zu freien."
Als das schöne Mädchen dies vernommen,
Flossen Tränen über ihre Wangen,
Und sie nahm die edelsten Geschenke.
Tag um Tag zum letzten Tag der Woche
Kam der König mit den Hochzeitsgästen.
Festlich ward der König da empfangen,
Und man gab das Mädchen ihm zur Gattin.

Portugal.

Von

Dr. Albrecht Wirth.

Bismarck erklärte einst, Deutschland sei gesättigt. Es war der Ausdruck einer Friedenszeit. Man dachte überhaupt, und denkt es zumeist noch heute, daß in Europa wenigstens für unabsehbare Zeit Ruhe eingekehrt sei. Und doch, wieviel Unruhe haben die letzten Jahre gebracht! Die Trennung Norwegens von Schweden, den durchaus nicht unbedenklichen Kampf um den Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn, Wirren in Rußland, Irland und am Balkan, endlich Nationalitätenhader in fast allen Ländern des Erdteils. Und nun noch die Möglichkeit einer Revolution in Portugal!

Die Bewohner der iberischen Halbinsel sind, wie alle Romanen, demokratisch gesinnt. Selbst in den Tagen des erfolgreichsten Absolutismus, denen Karls V., machten die spanischen Städte Forderungen geltend, um ihre Privilegien zu wahren. Allerdings wurden solche Bestrebungen mit Gewalt unterdrückt. Wie sehr aber der Iberer stolze Unabhängigkeit liebt, zeigt Camoens und zeigt Cervantes. Zum Durchbruch gelangten die republikanischen Gefühle im 19. Jahrhundert. Sowohl Portugal, als auch Spanien wurden von heftigen Umwälzungen erschüttert. Ungefähr seit 1875 ist der Verfassungs-

Digitized by Google

kampf in Spanien äußerlich zum Abschluß gekommen und noch weit früher in Portugal: tatsächlich aber dauerte in beiden Staaten die Werbetätigkeit für die Republik fort. Bemerkenswert ist, wie diese Tätigkeit mit auswärtigen Plänen sich verquickte. Vor allem wurde eine Vereinigung der beiden iberischen Länder auf föderalistischer Grundlage gepredigt. So von den Portugiesen Noguera, Marreka, Coeltro und Theophilo Braga, einem angesehenen Philosophen. Einmal war ja schon die Einheit von Spanien und Portugal vollzogen worden, nämlich von Philipp II. Ferner hatte Joaño IV. sich zu einer Vereinigung bereit erklärt, wenn die Tochter des spanischen Königs Carlos II. sich mit dem portugiesischen Infanten verheiraten werde. Pedro IV. traf ein Abkommen mit den spanischen Konstitutionellen, kraft dessen er unter gewissen Bedingungen zum Kaiser von Iberien ausgerufen werden sollte. Maria II. und Pedro V. haben ähnliche Wünsche gehegt. Ja, noch Luiz I. hat 1870 mit Napoleon III. verhandelt, um mit seiner Hilfe den spanischen Thron zu besetzen und mit dem portugiesischen zu vereinigen. In der Gegenwart wollte Magelhaens Lima nicht nur die gemeldete Vereinigung, sondern forderte auch ganz Afrika mit Ausnahme des zu neutralisierenden Marokko für die Portugiesen. Die Spanier sollten mit anderen Neuerwerbungen entschädigt werden. Lima, der übrigens in Rio de Janeiro geboren ist und als Verfasser von „Le socialisme en Europe“ sich einen Namen gemacht hat, erwartete davon eine völlig neue Ära, ein unerhörtes Aufblühen des iberischen Handels. Ein Freund Limas, der Vicomte de Ouguella, wetterte 1891 gegen das Ultimatum des „altgewordenen“ Albion; er war überzeugt, daß durch ein föderiertes Iberien England gezwungen werden könnte, seine Hände von Afrika zu lassen!

Auch eine republikanische Erhebung, die 1891 stattfand, hing mit auswärtigen Dingen zusammen. Die Portugiesen sind flammende Patrioten. Nichts trifft sie tiefer, als wenn jemand der vermeintlichen Größe ihres Vaterlandes zu nahe tritt. Nun hatte der kühne Major Serpa Pinto Afrika von Beuguela bis Natal durchquert. Die Portugiesen knüpften an den glänzenden Erfolg dieser Reise den Plan, ihre west- und ostafrikanischen Besitzungen miteinander zu verknüpfen. Dem stellten sich aber die Engländer entgegen, bei denen der Wunsch nach einer Cap—Kairo-Bahn gerade damals festere Gestalt gewann. Cecil Rhodes hatte die Chartered Co. gegründet. Um sich die Goldfelder von Manika zu sichern, rückten die Truppen der neuen Gesellschaft in portugiesisches Gebiet ein und hetzten die Eingeborenen gegen Portugal. Johnston, der spätere Gouverneur von British Central Africa und von Uganda, schickte sogar englische Flaggen den Makololo am unteren Shire. Ende 1889 besiegten die Portugiesen die Makololo und schlugen den Engländern vor, den Fall einem Schiedsgericht zu unterbreiten. England aber, das damals in Lissabon durch Pete vertreten war, forderte unverzüglich die Räumung von Manikaland, und drohte mit einer Flottendemonstration. Ein Ultimatum verlangte Antwort in 24 Stunden. Die Regierung gab nach. Sie konnte kaum anders handeln, denn auf andere Mächte war kein Verlaß. Das Volk aber wurde wütend und drohte eine Regierung zu stürzen, die derart die Interessen des Landes preisgegeben hätte. Auch die

Digitized by Google

Cortes weigerten sich, dem Verlangen Englands nachzugeben. Sie wurden aufgelöst. In Porto kam es zu einer Insurrektion. Neue Wahlen wurden ausgeschrieben, aber es dauerte fast ein halbes Jahr, bis endlich das Abkommen mit England bestätigt wurde. Inzwischen hatten die Briten sich selbst Recht verschafft und hatten im Gefecht von Massikesse die portugiesischen Truppen einfach aus Manikaland herausgeworfen. Der Haß des portugiesischen Volkes gegen alles Englische kannte keine Grenzen, doch brach jetzt eine furchtbare finanzielle Krisis aus, die die Gemüter ablenkte. Der Zinsendienst der Staatsschuld wurde um zwei Drittel gekürzt, was zu friedlichen Interventionen Frankreichs führte. Die Staatsschuld ist recht hoch, sie beträgt an 400 Mark auf den Kopf (gegen ungefähr 7,5 Mark in Deutschland). Man suchte sich einzuschränken, man reduzierte die Zahl der Beamten, der Offiziere, und ihre Bezüge. Selbst die Kammer wurde von 180 auf 120 Mitglieder herabgesetzt. Neue Steuern wurden erlassen, die zu verschiedenen Krawallen führten. Ende 1895 drohte sogar ein Krieg mit Brasilien. Durch strenge, absolutistische Maßregeln gelang es jedoch, die Ordnung wieder herzustellen und den Kredit Portugals wieder zu heben. Der wichtigste Schritt aber war die erneute Annäherung an England. Seit 1375 schon waren die Geschicke des kleinen Landes mit denen Großbritanniens verbunden. Durch den Methuen-Vertrag von 1702 war das Ländchen geradezu ein Vasall des Britenkönigs geworden. Wellington mit seiner Armee hatte die Verknüpfung der beiderseitigen Interessen weiterhin verstärkt. Das Ultimatum von 1890 war eben doch nur eine Episode gewesen. Allmählich kehrten die Portugiesen zu ihrem alten Freund und Beschützer zurück. Oder sahen sie in ihm nur einen Bedränger, dessen Gewalt sie eben einmal nicht entrinnen konnten? Genug, im Jahre 1897 wurde eine weitere Zertrümmerung des portugiesischen Kolonialbesitzes vereinbart. Der Delagoa-Vertrag wurde abgeschlossen, über dessen Bestimmungen allerdings selbst heute noch ein geheimnisvolles Dunkel schwebt. Soviel jedoch wird allgemein als richtig angenommen, daß zwischen England und Deutschland eine vorläufige Aufteilung der afrikanischen Kolonien Portugals skizziert wurde. Bis jetzt haben allerdings die Briten den ganzen Vorteil von der Abmachung eingeheimst. Die South West Africa Co. soll 32 000 englische Quadratmeilen Landes in Angola besitzen. Eben dorthin wurden von dem Major Cunninghame und anderen britischen Expeditionen Vorstöße unternommen. Die Provinz Mozambik diente als Durchgangsgebiet für die britischen Truppen während des Burenkrieges. Eine Eisenbahn, die die Küste von Mossamedes mit dem Nyassa verbinden sollte, wurde hauptsächlich mit englischem Kapital gegründet. Englische Minenunternehmungen (allerdings auch deutsche, wie die von Karl Peters) suchten die Gegend südlich vom unteren Sambesi auf. Auch die Schiffahrt auf dem unteren Sambesi ist überwiegend britisch. Daß endlich Delagoa nur noch dem Namen nach portugiesisch sei, ist schon vom Burenkrieg her bekannt.

Wir sehen also, daß die republikanischen Neigungen in Portugal, wie schon zur Zeit Miguels, beständig mit auswärtigen Angelegenheiten irgendwie zusammenhängen.

Digitized by Google

Das wird auch für die zukünftige Entwicklung Portugals sehr zu beachten sein. Die elementarste Forderung aber ist die, daß man bei uns in Deutschland das Vorhandensein einer republikanischen Strömung in Portugal überhaupt einmal anerkannt. Kalt lächelnd schreibt nämlich ein offiziöses Organ, wie die „Allgemeine Zeitung“: „Das Land hat niemals zu republikanischer Gesinnung geneigt.“ Eine kühnere Geschichtsfälschung ward selten verübt. Auch wird es schwer zu beurteilen sein, ob die Monarchie, oder aber, wie nach Bismarcks Meinung in Frankreich, eine republikanische Regierung auch in Portugal für die deutschen Interessen nützlicher sein werde: aber die Wirksamkeit des Republikanismus ganz zu leugnen, heißt gegen Tatsachen blind zu sein. So hat im Juni 1894 ein republikanisch-föderalistischer Kongreß zu Bajadoz getagt. Es fand sich dort eine große Anzahl portugiesischer Professoren, Ärzte, Advokaten und Schriftsteller ein. Ich nenne Gomes Leal; er dichtete den „Antichrist“, ein Gegenstück zu Carduccis „Eviva Satana!“ und die „Trahison“, die eine einzige Schmähung gegen England ist, nenne weiter Reis Damasso und Teixeira Bastos. Von den Spaniern war am bedeutendsten Salmeron, der einst als Präsident eine spanische Republik geleitet hatte. Eine ziemlich verschwommene Denkschrift über Religion und Heer wurde von Professor Emygdio Garcia ausgearbeitet. Es floß ein unendlicher Strom von Worten, begeisterter Beifall erdröhnte, und Iberien sah in dem Kongreß den vielversprechenden Anfang zu dem Wiederaufblühen einstiger Größe. Jetzt ist in Portugal, wo schon das starke keltische Element einen republikanischen Einschlag bedingt, ein Hauptführer der Republikaner Luciano de Castro. Die Opposition ist in letzter Zeit noch ganz besonders durch die zunehmende Strenge des Absolutismus angestachelt worden. Im übrigen haben sich selbst die Konservativen unter Vilbenas letzthin gegen Absolutismus und Diktatur ausgesprochen. Eine Versammlung zu dem Zwecke fand Anfang Dezember statt.

Der Absolutismus stützt sich in erster Linie auf Joao Franko. Er hat im Mai 1907 die Diktatur des Ministeriums erklärt. Seine Verwaltung kann man nicht anders als rühmen. In gerechtester Weise sorgte er für alle Klassen. Das Defizit minderte er auf ein Drittel herab und stellte für 1908 sogar einen Überschuß in Aussicht. Sehr wohl aber erkannte er, daß es ihm nicht möglich sei, mit einer parlamentarischen Mehrheit zu regieren. Konfliktsluft! Dagegen hat er das volle Vertrauen des Königs, mit dem er auf Du stehen soll. Détail piquant: Franko hat die Zivilliste des Königs bedeutend aufgebessert. Den konservativen Franquistas, die sich auch Regeneradores nennen, weil sie eine Wiedergeburt des Landes betreiben, stehen die Liberalen oder Progressistas entgegen. Die letzteren sind ohne Zweifel in der Mehrheit. Allein Mehrheit, nach Schiller bekanntlich gleich Unsinn, ist nicht unbedingt Macht. Vorläufig ist die Macht noch bei Franko, der selbst vor einer Insurrektion nicht zurückschrecken würde. Bedenklich ist dagegen an der Lage des Königs, daß auch viele getreue Monarchisten augenblicklich in das Lager der Republikaner hinübergehen. Auch persönlich ist der König schon seit Jahren äußerst unbeliebt.

Digitized by Google

Timeo Danaos et dona ferentes! Die Engländer sind so ausnehmend freundlich gegen den deutschen Kaiser. Was wollen sie? An so manchen Punkten der Erde droht ein Revirement. Vor allem am Kongo, sodann in Persien; weiter in Darfur, und vielleicht in Abessinien. Dazu kommen möglicherweise als Liquidationsmasse demnächst die portugiesischen Kolonien. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß auch sie mit einen Grund zu der englischen Freundlichkeit lieferten.

Histörchen von Anton Dvořak.

Mitgeteilt
von
Dr. Richard Batka.

Von keinem namhaften Tondichter der neueren Zeit, Anton Bruckner ausgenommen, sind so viel drollige Geschichten und Anekdoten im Umlauf wie von Anton Dvořak. Wenigstens in Prag wissen Eingeweihte eine Menge solcher Schnurren zu erzählen, wenn auch nach auswärts fast nichts davon gedrungen ist. Aber für die Draußenstehenden muß ja Dvořak als originelle Persönlichkeit überhaupt erst entdeckt werden, und so seien denn, um einmal den Anfang zu machen, einige solcher Geschichtchen hier mitgeteilt. Wobei ich allerdings nicht verschweigen darf, daß sie manches von ihrer Wirkung und Unmittelbarkeit einbüßen, wenn man seine Worte aus dem Original in unser an drastischen Ausdrücken minder reiches Deutsch überträgt.

Dvořak war ein Naturmensch von knorriger Eigenart und auch darin ein Seitenstück zu unserem Anton Bruckner. Er war der Typus eines tschechischen Bauern, wie Bruckner der Typus eines oberösterreichischen. Keine höhere Bildung hatte die rein menschliche Naivität der beiden Künstler gebrochen, keine „gute Erziehung“ ihren Lebensformen Schliff gegeben. Mit einer genialen musikalischen Erfindsamkeit begabt, entbehrten sie beide der bewußten Geistigkeit, der ästhetischen Einsicht, des künstlerisch-kritischen Urteils. Etwas Triebhaftes ist in ihrem Schaffen, das ihnen gerade in unseren Tagen der vorwiegend reflektierten Komposition einen besonderen Reiz verleiht und sie deutlich von den meisten Tondichtern ihrer Zeit unterscheidet. Die folgenden Histörchen betreffen, was an Dvořak sterblich war. Sie eröffnen aber auch einen Einblick in die kleinbürgerlichen, engen Verhältnisse, die das Milieu, worin er aufwuchs, in den achtziger Jahren noch kennzeichnen.

Ein Musiker, der durch mehrere Jahre Dvořaks Famulus war und ihm unter anderem den Klavierauszug der „Heiligen Ludmila“ gemacht hat, erzählte mir, daß er als fürst-

Digitized by Google

liches Honorar insgesamt fünfundzwanzig Gulden und einen alten Überrock versprochen bekam, und selbst dieser bescheidene Lohn war nur mühsam, groschenweise herauszubekommen. „Menschenskind, was fällt Ihnen ein, so viel Geld!" rief der Meister unwillig, wenn der junge Schreiber um einen Sechser „auf Petroleum" ersuchte. Eines Abends, als er ganz blank war und nichts zu essen hatte, kam er auf eine verwogene Idee. Er wußte, daß Dvořak regelmäßig in der Donatschen Bierhalle verkehre, begab sich schnurstracks dahin, setzte sich zu Dvořak an den Tisch und ließ sich Essen und Trinken wohlschmecken. Seine Absicht war, wenn es ans Zahlen komme, Dvořak zu bitten, den Betrag auf sein Guthaben für den Klavierauszug auszulegen.

Mit einem Male wandte sich Dvořak, der die Schlemmerei seines Jüngers mit wachsendem Mißtrauen beobachtet hatte, an ihn: „Menschenskind, haben Sie vielleicht Geld bei sich? Ich habe mein Portemonnaie im andern Rock gelassen."

„Ich doch auch —"

„Da müssen wir halt beide schuldig bleiben."

* * *

Dvořak stand vor dem National-Theater, und einige Schauspieler machten sich den Spaß, den frommgläubigen Musiker zu reizen, indem sie laut atheistische Reden führten.

Mit einem Male trat Dvořak erregt auf sie zu.

„So schön, also an den lieben Gott glaubt's Ihr nicht? — — Aber Fressen, gelt, das ja? das ja?" schnaubte er sie an und ging entrüstet seines Weges.

* * *

Dvořak als Lehrer am Konservatorium würde ein besonderes Kapitel beanspruchen. Er war da — ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des zarten Geschlechtes — von einer kaum wiederzugebenden Urwüchsigkeit, gegen die uns Götz von Berlichingen beinah als Salonmann erscheinen könnte. Immer brach der schlichte Mann aus dem Volke durch die mühsam gewahrte Pose des „Professors". So wenn er mitten in einem Vortrag über das Lied und seine Entstehung plötzlich seine Kompositionsklasse belehrte: „Na, und das schönste ist halt doch, wenn die Dienstmagd beim Kaffeemahlen oder beim Geschirrwaschen sich ein Liedel singt." — Einmal, im Instrumentationskurs, schrieb er einen Akkord auf die Tafel, versah den Baßton mit dem Tremolozeichen und fragte: „Nun, welchem Instrument könnte man den geben?" Es wurde allerhand hin- und hergeraten. „Dem Fagott", sagte einer. „Dem Kontrabaß", experimentierte der zweite. Dann forderte Dvořak seinen Schüler F. zur Antwort auf. „Herr Doktor, ich glaube — Timpani", stieß der schüchtern hervor. Da stemmte Dvořak die Hände in die Seiten und rief: „So schön! Eine Virginia rauchen und Mädeln ausführen, das triffst du! Aber da davon g l a u b s t du, daß es Timpani sein können? O nein, das m ü s s e n doch Timpani sein!" — Ein

Digitized by Google

andermal malte Dvořak auf die Tafel ein sinfonisches Thema, das die Schüler weiterführen sollten. Vergebens mühten sie sich bis zum Ende der Stunde damit ab. „Ihr wißt also nicht, wie das Thema weitergehen soll?“ fragte der Meister. „Nein!“ scholl es im Chorus zurück. „Nun denn — ich weiß es!“ rief Dvořak triumphierend und stolz verließ er die Klasse . . .

* * *

Eine drollige Geschichte hat Karl Weis, der Komponist des „Polnischen Juden“, der in jüngeren Jahren intim mit Dvořak verkehrte und in gewissem Sinne sein Schüler war, mit ihm erlebt. Eines Nachmittags kam Weis zu der befreundeten Familie Koldowsky, die ein Stockwerk unter dem Domizile Dvořaks bewohnte, und man hörte durch die dünne Zimmerdecke ganz deutlich, wie der Meister oben am Klavier komponierend Akkorde und Motive auf den Tasten griff.

Von Übermut getrieben setzte sich Weis an den Koldowskyschen Flügel und legte einen feschen Wiener Marsch los. Dann horchte er auf. Oben war nichts mehr zu hören als eine schüchterne, holprige C-dur-Skala. Es übte ein Kind . . .

Am andern Tage trafen sich Meister und Schüler auf der Straße. „Weisling!“ rief Dvořak und winkte schon von ferne. „Nicht wahr, Sie waren gestern bei den Koldowskyschen? — Leugnen Sie nicht, ich hab Sie gleich erkannt. Diese Wiener Märsche, muß ich sagen, spielen Sie sakramentisch! Das kann in ganz Prag keiner so wie Sie. Aber . . . wissen Sie“ — fuhr er zutraulich fort, — „ich komponiere immer von 8 bis 6, und da stört mich's. Schaun Sie, ich hab gestern rein aus dem Haus gehen und meinen Buben ans Klavier setzen müssen . . . Also nicht wahr, Weis, den ganzen Tag — soviel Sie wollen! Aber von 8 bis 6 — nichts!“

„Aber Meister“, heuchelte Weis, „wenn ich nur geahnt hätte, daß Sie komponieren, so hätte ich niemals gewagt . . .“

Man trennte sich in bester Harmonie.

Bald darauf bewarb sich Weis um eine Stellung als Kapellmeister und erhoffte sich den sichersten Erfolg von einem Empfehlungsbriefe Dvořaks. Nun aber war dieser für dergleichen gar nicht zu haben, und vergebens sprach Weis zweimal bei ihm vor. Endlich wurde er seiner im Kaffeehaus habhaft, ließ nicht locker und setzte ihm noch auf dem gemeinsamen Heimweg mit Bitten und Vorstellungen inständig zu. Aber Dvořak blieb unerbittlich.

„Nein, ich tu's nicht, tu's niemandem. 's ist alles umsonst! Jeder muß sich selber durchkämpfen. Diese Protektionen soll der Teufel holen!“

So waren sie am Tore des Hauses in der Korngasse angelangt, wo Dvořak wohnte. „Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte Weis.

„Mein allerletztes.“

„Gut. Also werd ich von morgen an täglich von 8 bis 6 bei Koldowskys Märsche

Digitized by Google

und Walzer spielen, daß die Wände zittern." Sprach's und ging davon, ohne sich umzusehen.

Mit langen Sätzen eilte Dvořak ihm nach.

„Weisling! Mensch!" keuchte er, „kommen Sie mit!" Er führte den Bittsteller am Arme in den Koldowskyschen Laden im selben Hause. „Papier und Feder!" heischte er unwirsch. Dann schrieb er hastig eine lakonische Empfehlung und reichte Weis das Blatt, indem er ihm nochmals einschärfte: „Also wohlgemerkt, von 3 bis 6 k e i n e Musik! Nicht einen Ton! — Und nun schauen Sie, daß Sie weiter kommen!"

* * *

Die Bedeutung eines guten Buches für den Erfolg einer Oper ist Dvořak nie aufgegangen, und hier liegt wohl auch die Ursache seiner geringen Erfolge als Opernkomponist. Für ein Libretto etwas anzulegen, schien ihm vollends die Kosten nicht wert. Brachte ihm jemand einen schlechten Text um vierzig Gulden, ein anderer einen guten um fünfzig, so nahm er ohne Besinnen den billigeren. Man konnte übrigens um diesen Preis wirklich Libretti von den ersten Literaten Prags bekommen. Und dem Tondichter war die Musik so sehr Hauptsache und er war sich bewußt, darin so Bedeutendes zu sagen, daß ihm der Text nur als etwas ganz Sekundäres gelten konnte. Für das „Dramatische" fehlte ihm überhaupt das tiefere Verständnis. „Was hab ich davon, wenn eine Oper dramatisch ist, wenn's nur schöne Musik ist", sagte er mir einmal in Verteidigung seiner Werke. Und an „schöner" Musik sind auch seine Opern überreich. Einen großen Eindruck machte aber doch Gluck auf ihn, und nach der „Alceste" im Gluckzyklus des Deutschen Theaters, dem er als Gast Angelo Neumanns beiwohnte, kam er ganz begeistert auf die Bühne, um sein Herz auszuschütten und auch dem Kapellmeister (Leo Blech) zu danken. „Aber die Melodie in G-moll — er summte eine Stelle — hat er von Mozart!" behauptete er eifrig. — Der Direktor des Prager Konservatoriums und Ehrendoktor der Musik war sich also in einer wahrhaft beneidenswerten Unbefangenheit nicht klar über das zeitliche Verhältnis von Gluck und Mozart . . .

* * *

Wie viele der älteren Tschechen konnte sich Dvořak nicht in die künstlich geschaffene Schriftsprache seines Volkes schicken. Eines Tages, bald nachdem er den „hochtschechisch" geschriebenen Text der „Armida" Vrchlickys komponiert hatte, saß Dvořak mit Bekannten im Kaffeehaus. „Sagt mir doch, was bedeutet denn — —?" (Er nannte einen seltenen poetischen Ausdruck.) Man übersetzte ihm das „hohe" Wort in nüchterne Prosa. Entsetzt sprang Dvořak auf. „Ich muß nach Haus, die Partitur korrigieren! Denkt nur, ich habe — Posaunen dazu gesetzt! !"

* * *

Digitized by Google

Wie wenig Dvořak selbst unter seinen Landsleuten als eine Autorität im Opernfach angesehen war, lehrt folgende Episode. Einmal wurde die Oper eines Komponisten X. aufgeführt, den Dvořak mit vielen andern für einen miserablen Musiker hielt, den er aber seiner rücksichtslosen kritischen Feder wegen fürchtete. Immer ängstlich besorgt, daß Neid und Intrige seine mühsam errungene Stellung in der Kunst schmälern könnten, und bedacht, sich mit Leuten, die ihm schaden konnten, auf gutem Fuße zu halten, wohnte Dvořak der Generalprobe bei. Er stand hinter einer Kulisse, als X. zufällig vorbeikam.

Dvořak legte ihm väterlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Bravo! Das Ding gefällt mir."

Aber der so Belobte, statt von der Anerkennung seines großen „Kollegen" beglückt zu sein, wandte sich kaum nach ihm um. „Ach, was verstehen denn Sie davon!" warf er hin und setzte seinen Weg fort . . .

So was konnte Dvořak in Prag noch passieren, als ihn die ganze Musikwelt längst schon als einen der hervorragendsten Meister feierte.

Erinnerungen an die Führer des jungen Deutschland.

Von

Rudolf Gottschall.

1. Beim Verleger Julius Campe.

Schon auf dem Gymnasium in Mainz war ich ein Anhänger des geächteten Jung-Deutschlands, und als mein Vater später aus den Rheinlanden nach dem äußersten Nordosten übergesiedelt war, nachdem er als Artillerieoffizier seinen Abschied genommen hatte, war ich auch als Primaner in demselben Fahrwasser geblieben. Als ich die Königsberger Universität bezogen hatte, machte mich die damalige politische Bewegung zu einem frühreifen literarischen Sünder, und ich hatte dann den Dichter Heinrich Heine in Strophen von dithyrambischem Schwung gefeiert. Wenn ich später mit meinem Rechtslehrer, dem Professor Simson, Spaziergänge unternahm, kam unser Gespräch auch auf Heine, und ich konnte meinem Begleiter dann Strophen aus Heinrich Heines und Dingelstedts Gedichten zitieren, die ihm noch unbekannt geblieben waren und die er mit vielem Wohlgefallen anhörte; da sang der Dichter von Deutschland:

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Digitized by Google

Das sollte bald anders werden, und der Tribunalrat und Professor Simson sollte nach kurzer Zeit an die Spitze der politischen Bewegung treten, aus deren krampfhaften Zuckungen später die Wiedergeburt des Deutschen Reiches hervorging; er wurde Präsident des Frankfurter Parlaments und des Norddeutschen Reichstages und trug als Delegierter dieser beiden Körperschaften zweimal die deutsche Kaiserkrone in seiner Reisetasche.

Bald sollte ich in das Haus gelangen, wo die Waffen des Pariser Dichters geschmiedet wurden. Das war in Hamburg, wo ich nicht lange nach der Märzrevolution die Bekanntschaft des Buchhändlers Julius Campe machte, der ja von Heine selbst als „aller Verleger Blüte" gefeiert worden ist. Er wurde auch mein Verleger, und in den Jahren 1850 und 1851 weilte ich oft genug in den geheiligten Räumen, wo neben der jungdeutschen Journalistik auch die geistige Contrebande für die österreichisch-ungarische Monarchie abgelagert wurde. Da stand hinter den riesigen, bis auf den Boden reichenden Ladenfenstern, sichtbar von Kopf zu Fuß für die auf der Straße Vorübergehenden, wie in einem Panoptikum: der silberhaarige Verleger mit der gedrungenen Gestalt, dem vollen geröteten Gesicht, dem oft schalkhaften Lächeln und Augenblinzeln, in der Regel die Schnupftabaksdose in der Hand, indem er entweder einsam und meist, jeder Störung sich fernhaltend, die buchhändlerischen Nachbestellungen prüfte oder geschäftliche Audienzen erteilte oder in fröhlicher Unterhaltung seine schlauen Bemerkungen und gelegentlichen Witze machte. Hier war es auch, wo seine Freunde, zwei junge Advokaten, ihm die neuesten, eben aus Paris eingelaufenen Gedichte Heinrich Heines vorlasen; er war ein sehr andächtiger Zuhörer, und wenn ein Heinescher Witz bei ihm zündete, so klopfte er vergnügt auf den Deckel seiner Tabaksdose oder nahm bedächtig eine Prise, wenn er den Gedankensprüngen des Pariser Aristophones mit Wohlgefallen folgte. War er selbst für Heine „aller Verleger Blüte", so war dieser für ihn „aller Dichter Blüte"; seine Schriften gingen sehr gut, obschon das Buch der Lieder zehn Jahre lang gelegen hatte, ohne eine zweite Auflage zu erleben. Campe zahlte ihm eine Lebensrente für das Recht, eine Gesamtausgabe seiner Schriften veranstalten zu dürfen. Auch außerhalb des (buchhändlerischen) Kreises um Julius Campe war Heine in Hamburg sehr bekannt, besonders in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen ich mich bewegte, und auch beliebt, obschon die Göttin Hammonia in seinem „Wintermärchen" keine glänzende, sondern eine fast unanständige Rolle spielte; man erzählte sich Anekdoten von ihm und seinem reichen Onkel Salomon Heine und hatte nicht übel Lust, diese Berühmtheit für das Hamburger Pantheon einzufangen, wenngleich die Rheinstadt Düsseldorf den ungeratenen Sohn, dem sie kein Monument setzen will, für sich in Anspruch nehmen darf.

Die beiden Vorleser Campes waren gerade damals fleißig bei der Arbeit; es liefen von Paris die Gedichte für die neue Sammlung „Romanzero" ein — — welch ein Hochgenuß für den Verleger! Entzückt wie ein Feinschmecker kostete er diese mit den pikantesten Gewürzen hergerichteten Gerichte und auch den haut-goût derselben sog er mit Behagen ein. Immer neue Sendungen — sie wanderten in die Druckerei, nachdem ihnen

Digitized by Google

das dankbarste Publikum, der Verleger selber, sein Viso erteilt hatte. Bald lag, geheftet und schön ausgestattet diese denkwürdige Poesie der Krankenstube vor uns — und mir, der ich gerade nach Paris reisen wollte, wurde der Auftrag, dem kranken Dichter das erste Exemplar seines neuen Werkes zu überreichen.

2. Am Krankenbett Heinrich Heines.

So konnte ich mich aufs beste in der Rue d'Amsterdam einführen, wo der Poet damals seine Märtyrerstation durchmachte. Zwar nicht die dicke Mathilde, welche fast allen Deutschen aus dem Wege ging, hatte mich an der Eingangspforte begrüßt; ein dienstbarer Geist führte mich zu dem Kranken, der hinter einer spanischen Wand in einem Halbdunkel lag, welches kaum seine Züge erkennen ließ. Für jeden Dichter ist's eine Freude, sein neuestes, frisch aus der Presse gekommenes Werk in den Händen zu halten, und erscheint es gar in einer geschmackvollen Ausstattung, so ist die Freude über die saubere Einkleidung des Neugeborenen doppelt groß. Der arme Heine mußte seine Augenlider mit den Fingern in die Höhe sperren, um nur einen Lichtschein für den Anblick seines jüngsten Musenkindes zu gewinnen, und auch dann noch war ihm das Halbdunkel im Wege; doch er hielt es ja in den Händen, das Buch, als ein neues Pfand für seinen „Nachruhm". Es waren die Inspirationen des Krankenbettes; doch wie lange hatte er daran gefeilt; in schlummerlosen Nächten hatte er jeden Vers noch einmal auf die kritische Wagschale gelegt; es ist bekannt, daß gerade seine am leichtesten geschürzten Strophen eine Frucht der peinlichsten Erwägungen, der saubersten Arbeit waren: seine keecksten Improvisationen waren niemals unbeanstandet geblieben von kritischer Nachhilfe, und oft wurde erst von ihr das richtige schlagende Wort gefunden. Und wie reich war der „Romanzero" an diesen zündenden Schlägen des Witzes! Bei der Hinfahrt nach Paris war mein Reisegefährte der Hamburger Operndirektor Cornet; der Romanzero lag aufgeschlagen in unserem Coupé und wir deklamierten zum Fenster hinaus, in die einförmige Landschaft hinein, viele Verse der köstlichen Balladen, besonders das Lied von den beiden Polen, das uns in die heiterste Stimmung versetzte.

Heines Züge konnte ich nicht genau erkennen, nur soviel sah ich, daß von seinem früheren lebensfreudigen Hellenentum nichts mehr übrig geblieben war; das war ein Nazarener, ein schon halb aus dem Diesseits abgeschiedener Märtyrer, aufgezehrt von einer gnadenlosen Krankheit. Bei allen meinen Besuchen jammerte er anfangs über die heftigen Schmerzen, die ihm auch des Nachts den Schlaf raubten. Das waren die „Lamentationen", die im „Romanzero" ihr poetisches Echo gefunden; erst allmählich entpuppte sich aus diesem grauen Gespinst als farbenreicher Schmetterling der Geist des Pariser Aristophanes und mit satirischer Lauge wurden die bêtes noires des Dichters übergossen, zu denen vor allen Meyerbeer, die Gräfin d'Agoust und auch der Präsident der Republik, Louis Napoleon, gehörten; auf diesen Erben der idées napoléonniennes hatte

Digitized by Google

Heine seine Bewunderung für den großen Kaiser nicht übertragen. Über die Brücke von Jena hatte ich ihn jüngst reiten sehen mit seinem ganzen Generalstabe; abenteuerlich kamen mir auf ihren schnaubenden Rossen, in ihren bunten Uniformen diese Reiter von der Tafelrunde des Elysée vor, die bald eine so weltgeschichtliche Rolle spielen sollten; denn kaum hatte ich Paris verlassen, so verkündeten die Gewehrsalven des 2. Dezembers den großen Staatsstreich des Prätendenten. Sie waren die Ouvertüre des zweiten Kaiserreiches. Daß der kranke Dichter ihr nicht applaudieren würde, konnte ich aus seinen Äußerungen über Louis Napoleon entnehmen. Natürlich streiften unsere Gespräche auch die gleichzeitige deutsche Literatur. Gutzkow, der ihn ja häufig angegriffen hatte, war ihm ein Dorn im Auge; für Laube, der als Reisenovellist in seinen Bahnen wandelte, hatte er viele Sympathie; an Herwegh und Dingelstedt hatte er poetische Episteln gerichtet und den neuen Posa, der vor König Philipp und den uckermärkischen Granden stand, sowie dem Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen freundschaftlich die Hand gedrückt. Moritz Hartmann, der sich damals in Paris aufhielt, ein Flüchtling mit den Weihen des Frankfurter Parlaments, dessen Chronik er geschrieben, wurde ein Opfer seines Witzes; er sagte von ihm, er sei ein schöner Mann, in den alle Weiber verliebt seien, nur die neun Musen nicht. Bei solchen Gesprächen vergaß man leicht, daß der Dichter, der diese buntschillernden Seifenblasen des Esprits aufsteigen ließ, ein dem Tode geweihter Kranker war.

Dieser Tod, der schon immer seine Hand nach ihm auszustrecken schien, ließ noch lange auf sich warten — und diese letzten Leidensjahre zeitigten noch einige schöne poetische Blüten, wie das ergreifende Gedicht von dem Toten und seiner Marterblume. Und auch noch eine späte Liebe saß am Krankenbette, die geheimnisvolle Mouche. Alfred Meissner, der Camilla Selden kannte, und dem auch die dicke Mathilde ausnahmsweise den Genuß ihres Antlitzes gewährt hatte, schrieb diese letzten Kapitel der Heinebiographie. Ich selbst habe den Dichter nicht wiedergesehen, aber die Plauderstunden mit ihm in wehmütiger Erinnerung bewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Tse-i-la's Abenteuer

vom

Grafen Villiers de l'Isle-Adam.

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

[Nachdruck verboten.]

Vorbemerkung.

Graf Villiers de l'Isle-Adam, der letzte, im tiefsten Elend gestorbene Sproß eines uralten Herrengeschlechtes, der Napoleon III. ersuchte, ihn auf den Thron Griechenlands zu erheben, auf den er Erbansprüche erhob, war der Freund und Lehrer des jungen Maeterlinck, als dieser seine Advokatenrobe ablegte und sich ein Jahr lang in Paris in das Literatentreiben mischte. „Er schrieb seine Werke nicht," erzählt Maeterlinck in einem Interview, „er sprach sie in den Cafés inmitten seiner Ausschreitungen." Trotzdem bilden seine „Contes cruels" den Widerhall dieser Kaffeehausgespräche. Der belgische Symbolist Huysmanns hat uns in seinem Roman „A Rebours", der die Literaturgeschichte der achtziger Jahre schildert, auch von Villiers eine scharfumrissene Skizze gegeben. „All den Schmutz der zeitgenössischen Nützlichkeitsideen, die ganze Schmach des Merkantilismus unsres Zeitalters, verherrlichte er mit beißender Ironie in einer Reihe von Dramen." Die nachfolgende Novelle zeigt die romantische Seite von Villiers' Begabung, die wohl noch stärker war als die satirische.

Errate oder ich verschlinge dich!
Die Sphinx.

Im Norden von Tonkin erstreckt sich bis zu den mittelsten Fürstentümern des Reiches der Mitte die Provinz Kouang-Si mit ihren goldnen Reisfeldern und ihren Städten mit den umgebogenen Dächern, in denen teils noch halb tatarische Sitten herrschen.

In diesen fernen Gegenden hat die heitere Lehre Lao-Tses den lebendigen Glauben an die Pussahs, die Volksgeister der Chinesen, noch nicht verdrängt. Dank dem Fanatismus der Bonzen herrscht hierzulande selbst bei den Großen noch ein wilderer Aberglaube als in den Staaten, die Pei-Tsin (Peking) näher liegen. Dieser Aberglaube unterscheidet sich insofern von der Mandschureligion, als er das unmittelbare Eingreifen der Götter in die Angelegenheiten des Landes zuläßt.

Der vorletzte Vizekönig dieser ungeheuren Provinz war der Gouverneur Tsche-Tang, der in der Erinnerung als ein schlauer, geiziger und wilder Despot fortlebt. Folgendem klugen Geheimnis verdankte es dieser Fürst, daß er tausend Racheakten entging und inmitten des Hasses seiner Untertanen friedlich starb, nachdem er dessen kochender Wut, die nach seinem Blut lechzte, bis zuletzt fahrlos und sorglos getrotzt.

Digitized by Google

Es war etwa zehn Jahre vor seinem Tode, an einem Sommermittag, in dessen Glut die stille Flut der Teiche schillerte, das Laub der Bäume knisterte, der Staub sich bräunte und ein Flammenregen auf die zahllosen dreistöckigen Kioske herabregnete, die, den Windungen der Straßen folgend, die Hauptstadt Nan-Tschang wie jede Großstadt des himmlischen Reiches bilden. Tsche-Tang saß in dem kühlsten Ehrensaale seines Palastes auf einem schwarzen, mit Perlmutterblumen eingelegten Sessel, das Szepter auf dem Schoße und das Kinn auf die Hand gestützt.

Hinter ihm schaute die Kolossalstatue Fôs, des unaussprechlichen Gottes, über seinen Thron hinweg. Auf den Stufen saßen seine Wachen in schwarzkupfernen, schuppigen Rüstungen, die Lanze, den Bogen oder die lange Axt in Händen. Zu seiner Rechten stand sein Lieblings-Scharfrichter und fächelte ihm Luft zu.

Tsche-Tangs Blicke schweiften über die Schar der Mandarinen, der Prinzen seines Hauses und der Großoffiziere seines Hofes hin. Alle Stirnen waren undurchdringlich. Der König fühlte sich gehaßt, von drohenden Meuchelmördern umgeben. Von unbestimmtem Verdacht gequält, beobachtete er jede der Gruppen, die sich flüsternd unterhielten. Nicht wissend, wen er ausrotten sollte, und jeden Augenblick erstaunt, daß er noch lebte, träumte er schweigend und bedrohlich vor sich hin.

Eine Tapete ward aufgehoben und ein Offizier trat hervor; er führte einen unbekannten Jüngling mit großen, hellen Augen und schönen Gesichtszügen am Zopfe. Der Jüngling trug ein feuerfarbenes Seidenkleid mit silberbesetztem Gürtel. Er warf sich vor Tsche-Tang nieder.

Der König warf dem Offizier einen Blick zu.

„Sohn des Himmels," sprach dieser, „der Jüngling hier erklärt, nur ein schlichter Bürger der Stadt zu sein und Tse-i-la zu heißen. Trotzdem erbietet er sich, den langsamen Tod nicht achtend, zu beweisen, daß er eine Botschaft des unsterblichen Pussahs an dich auszurichten habe."

„Sprich," gebot Tsche-Tang.

Tse-i-la richtete sich auf.

„Herr," sprach er mit ruhiger Stimme, „ich weiß, was meiner harrt, wenn ich mein Wort nicht halte. Diese Nacht in einem furchtbaren Traume begnadeten mich die Pussahs mit ihrem Besuche und schenkten mir ein Geheimnis, das unsre menschliche Vernunft blendet. Geruhst du, es zu hören, so wirst du erkennen, daß es nicht menschlichen Ursprungs ist, denn schon beim Anhören wird dir ein neuer Sinn erwachen. Kraft seiner wird dir auf der Stelle die geheimnisvolle Gabe zuteil, mit geschlossenen Augen in dem Zwischenraum zwischen Augen und Lidern die Namen aller derer, die gegen dein Leben oder deinen Thron sich verschwören, in blutigen Lettern zu lesen, und dies in dem nämlichen Augenblick, wo sie ihr Verbrechen planen. Du wirst also für immerdar sicher sein vor allen unheilvollen Überraschungen und auf deinem Throne ein friedliches Alter er-

Digitized by Google

leben. Ich, Tse-i-la, schwöre hier bei Fô, dessen Bildnis seinen Schatten auf uns wirft, daß die geheime Kraft dieses Geheimnisses wirklich die ist, welche ich dir verheiße."

Bei diesen verblüffenden Worten entstand in der Versammlung ein Schaudern und ein großes Schweigen. Eine unbestimmte Angst bewegte die gewöhnliche Starrheit der Gesichter. Alle prüften den Jüngling, der, ohne zu erzittern, sich als Besitzer und Boten eines göttlichen Zaubers kundgab. Mehrere versuchten umsonst zu lächeln, ohne einander anzublicken, und erbleichten wider Willen ob der Sicherheit Tse-i-las. Diese verdächtige Befangenheit entging Tsche-Tang nicht.

Endlich rief einer der Prinzen aus, jedenfalls, um seine Unruhe zu verbergen:

„Wir haben es hier nur mit den Reden eines opiumtrunkenen Narren zu tun."

Und die Mandarinen, ihre Ruhe wieder gewinnend, sagten:

„Die Pussahs erleuchten nur sehr alte Bonzen in den Wüsten."

Und einer der Minister:

„Unserer Prüfung unterliegt es zunächst, ob das vorgebliche Geheimnis, als dessen Besitzer der Jüngling sich ausgibt, würdig ist, der hohen Weisheit des Königs unterbreitet zu werden."

Darauf die Offiziere, wütend:

„Und er selber . . . ist wohl gar einer von denen, deren Dolch nur wartet, um den Herrn zu treffen, wenn die Aufmerksamkeit abgelenkt ist . . ."

„Man ergreife ihn!"

Tsche-Tang legte sein Nephritszepter, an dem heilige Zeichen glänzten, auf Tse-i-la und sagte unbewegt:

„Fahre fort."

Da fuhr Tse-i-la fort, während er mit einem kleinen Ebenholzfächer, den er zwischen den Fingerspitzen hielt, sich die Wangen fächelte.

„Wenn eine Folter Tse-i-la bewegen könnte, sein großes Geheimnis vor anderen zu enthüllen als vor dem König selbst, so rufe ich die Pussahs zu Zeugen, die uns unsichtbar zuhören: sie hätten mich nicht zum Dolmetsch erkoren. O Prinzen, nein, ich habe kein Opium geraucht, ich habe nicht das Aussehen eines Narren, ich trage keine Waffen. Nur dies eine will ich noch hinzufügen: wenn ich dem langsamen Tode trotze, so ist es, weil ein solches Geheimnis, wenn es wahr ist, eine ebenso große Belohnung verdient. Du allein, o König, wirst also in deiner Gerechtigkeit urteilen, ob es den Preis, um den ich dich bitte, wert sei. Wenn du plötzlich beim Klang der Worte, die es verkünden, unter deinen geschlossenen Lidern die Kraft seiner lebendigen Tugend und seinen Zauber spürst, so gib mir, den die Götter geadelt haben, indem sie mich mit ihrem Odem erfüllten, Li-tien-Se, deine strahlende Tochter, das fürstliche Abzeichen der Mandarinen und fünfzigtausend Liang Goldes."

Bei den Worten „Liang Goldes" huschte eine leichte Röte über die Wangen Tse-i-las, die er mit einem Wedeln seines Fächers verdeckte.

Digitized by Google

Die ungeheure Belohnung, die er heischte, erregte das Lächeln der Höflinge und erfüllte das mißtrauische Herz des Königs mit Zorn; sein Stolz und sein Geiz sträubten sich. Ein grausames Lächeln glitt über seine Lippen, als er den Jüngling anblickte, der unerschrocken fortfuhr:

„Ich harre, o Herr, deines königlichen Schwures bei Fô, dem unaussprechlichen Gotte, dem Rächer des Meineids, du wollest, je nachdem mein Geheimnis dir stichhaltig oder phantastisch erscheint, mir d i e s e Belohnung oder den Tod, der dir gut dünkt, gewähren."

„Ich schwöre es," sagte Tsche-Tang, sich erhebend, „folge mir."

Einige Augenblicke später stand Tse-i-la unter finsteren Gewölben, die nur eine über seinem schönen Haupte hängende Lampe erleuchtete, mit dünnen Stricken an einen Pfahl gebunden, und blickte schweigend den König Tsche-Tang an, dessen hohe Gestalt drei Schritte vor ihm in der Dunkelheit stand. Der König lehnte an der Eisentür des Kellers, die Rechte auf einen metallenen Drachen gestützt, der aus der Wand hervorragte und dessen einziges Auge Tse-i-la anzublicken schien. Tsche-Tangs gelbes Gewand schimmerte hell; sein Juwelenhalsband funkelte; nur sein Kopf, der in den Schattenkreis der Lampe hineinragte, war dunkel.

Hier, tief unter der Erde, konnte sie niemand verstehen.

„Ich höre," sagte Tsche-Tang.

„Herr," sprach Tse-i-la, „ich bin ein Schüler des wunderbaren Dichters Li-tai-pe. Die Götter gaben mir an Geist, was sie dir an Macht gaben: sie fügten die Armut hinzu, um meine Gedanken größer zu machen. Ich dankte ihnen alltäglich für so viele Huld und lebte friedlich und wunschlos, — da sah ich eines Abends auf der hohen Terrasse deines Palastes über den Gärten in der mondsilbernen Luft deine Tochter Li-tien-Se, und zu ihren Füßen dufteten die bunten Blüten der großen Bäume, die der Nachtwind bewegte. Seit jenem Abend hat mein Pinsel keine Buchstaben mehr geschrieben, und ich fühle es in mir, auch sie denkt an die Strahlen, womit sie mir die Brust erfüllt hat! . . . Des Schmachtens müde, und den furchtbarsten Tod der Qual vorziehend, ohne s i e zu leben, wollte ich durch eine Heldentat, durch eine fast göttliche Klugheit, mich, o König, den Wanderer, bis zu ihr, bis zu deiner Tochter erheben!"

Tsche-Tang drückte in einer ungeduldigen Bewegung den Daumen auf das Auge des Drachen. Die beiden Flügel einer Tür öffneten sich geräuschlos vor Tse-i-la und ließen ihn in das Innere eines nahen Gefängnisses blicken.

Dort standen drei Männer in kupfernen Gewändern vor einem Kohlenbecken, in dem Foltereisen glühten. Von der Decke hing ein fester, seidener Strick, der in feine Schnüre auslief und unter dem ein kleiner, runder, stählerner Käfig mit kreisförmiger Öffnung glänzte.

Digitized by Google

Was Tse-i-la dort erblickte, war die furchtbare Todesmaschine. Gräßlich verbrannt, ward das Opfer an einem Handgelenk an die Seidenschnur geknüpft und der Daumen der freien Hand an der großen Zehe des anderen Fußes befestigt. Dann ward ihm der Käfig um den Kopf gelegt, an den Schultern befestigt und wieder verschlossen, nachdem zwei hungrige Ratten hineingesperrt waren. Alsdann gab der Henker dem Verurteilten einen Stoß, so daß er hin und her schaukelte, und ließ ihn dann allein in der Finsternis, um ihn erst nach zwei Tagen wieder aufzusuchen . . .

Bei diesem Anblick, dessen Graus die Tapfersten erschreckte, sagte Tse-i-la kalt:

„Du vergissest, daß außer dir niemand mich hören darf."

„Dein Geheimnis?" herrschte Tsche-Tang ihn an.

„Mein Geheimnis, Tyrann! Daß mein Tod den deinen noch heute abend nach sich zieht," sagte Tse-i-la, den Blitz des Genius in den Augen. „Mein Tod, — ei, auf ihn allein, verstehst du es denn nicht? auf ihn allein hoffen ja die, welche zitternd deiner Rückkehr harren! . . . Wäre er nicht das Geständnis der Nichtigkeit meiner Versprechungen? . . . Welche Freude wär' es für sie, in ihren Mörderherzen leise über deine getäuschte Leichtgläubigkeit zu lachen? Wäre das nicht das Zeichen deines Untergangs? . . . Der Straflosigkeit gewiß, über ihre Angst erbost: wie sollten sie da vor dir, der um die gescheiterte Hoffnung betrogen ist, ihren Haß noch zurückhalten? Rufe deine Folterknechte! Ich werde gerächt sein. Aber ich sehe wohl, und schon fühlst du es: wenn du mich umbringst, wird dein Leben nur noch nach Stunden zählen, und deine Kinder werden dir, wie es Brauch ist, erdrosselt nachfolgen. Und Li-tien-Se, deine Tochter, die Blüte der Wonnen, wird deinen Mördern zur Beute fallen.

„Ach, wenn du ein weiser Fürst wärest! . . . Wenn du im Gegenteil jetzt in den Thronsaal zurückkehrst, die Stirn beschwert von dem geheimnisvollen geweissagten Schauen, umringt von deinen Wachen, die Hand auf meiner Schulter, wenn du mich dort selbst mit dem Fürstengewande bekleidest, nach der holden Li-tien-Se, deiner Tochter und meiner Seele sendest, und nach unserer Verlobung deinen Schatzmeistern befiehlst, mir öffentlich fünfzigtausend Liang Goldes auszuzahlen, so schwöre ich dir, daß alle die unter deinen Höflingen, die den Dolch im Schatten schon halb gegen dich gezückt hatten, bei diesem Anblick verstört und mutlos niederfallen, und daß in Zukunft kein einziger in seinem Geiste einen dir feindlichen Gedanken hegen wird. — Bedenke doch! Man kennt dich als kalt und verständig im Staatsrat; folglich wäre es nicht möglich, daß ein eitles Hirngespinst genügt hätte, um den sorgenvollen Ausdruck deines Antlitzes in wenigen Augenblicken in den des heiligen, ruhigen Staunens zu verwandeln! . . . Wie, man kennt dich als grausam, und du lässest mich am Leben? Man kennt dich als wortbrüchig, und mir hältst du deinen Schwur? Man kennt dich als gierig, und an mich verschleuderst du soviel Gold? Man kennt dich als hochfahrend in deiner väterlichen Liebe, und mir, einem unbekannten Wanderer, gibst du um eines Wortes willen deine Tochter? Welcher Zweifel könnte angesichts von alledem noch bleiben? . . . Worin aber sollte der Wert eines Ge-

Digitized by Google

heimnisses bestehen, das die alten Geister unseres Himmels eingegeben haben, wenn nicht in der allgemeinen Überzeugung, daß du es besitzest? Sie allein gilt es zu schaffen — und das tat ich. Der Rest hängt von dir ab. Ich habe Wort gehalten! Sieh, ich habe die Liang Goldes und die Würde, die ich verschmähe, nur verlangt, damit man an dem ungeheuren Preise, den ich deiner berühmten Falschheit entriß, die furchtbare Wichtigkeit meines eingebildeten Geheimnisses ermessen könne.

„König Tsche-Tang, ich, Tse-i-la, der auf dein Geheiß an diesen Pfahl gebunden, angesichts des furchtbaren Todes den Ruhm des erhabenen Li-tai-pe, meines Meisters mit den lichten Gedanken, rühmt, ich erkläre dir, was die Wahrheit zu tun gebeut. — Wahrlich, ich sage dir, kehren wir mit erhobener, strahlender Stirn zurück! Übe Gnade, laß den Himmel dein Herz erweichen. Drohe künftig ohne Erbarmen zu sein. Befiehl Feste und Illuminationen zur Freude der Völker und zu Ehren Fôs (der mir diese göttliche List eingab). — Ich werde morgen von dannen ziehen. Ich werde mit der Erwählten meines Herzens in einer fernen, glücklichen Provinz leben, dank den heilsamen Liang Goldes. Den gläsernen Knopf der Mandarinen, den mir deine Großmut alsbald schenken wird, mitsamt so vielem stolzen Flitter, werde ich vermutlich nie tragen — ich glaube nur an die harmonischen und tiefen Gedanken, welche die Fürsten und Reiche überleben. Als König in ihrem unsterblichen Reiche frage ich wenig danach, Fürst in dem deinen zu sein. Du hast gemerkt, daß die Götter mir ein ebenso festes Herz und eben solchen Verstand gegeben haben, wie deine Umgebung sie besitzt. Ich kann also besser als einer deiner Großen die Augen eines jungen Weibes mit Freude erfüllen. Frage Li-tien-Se, meinen Traum! — Du selbst wirst, von einem schützenden Wahnglauben umgeben, herrschen, und wenn du deine Gedanken der Gerechtigkeit öffnest, kannst du die Furcht in Liebe verwandeln und deinen Thron noch mehr befestigen. Das ist das Geheimnis aller Könige, die zu leben verdienen. Ein andres hab' ich dir nicht mitzuteilen. Erwäge, wähle und urteile. Ich habe gesprochen."

Damit schwieg Tse-i-la.

Tsche-Tang stand unbeweglich da und schien eine Weile nachzudenken. Sein großer, schweigender Schatten fiel bis auf die Eisentür. Dann ging er auf den Jüngling zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihm starr in den Grund der Augen, als stritten in ihm tausend unbestimmte Gefühle.

Endlich zog er seinen Säbel, hieb Tse-i-las Bande durch und warf ihm sein Königshalsband um den Hals.

„Komm," sagte er.

Er stieg die Stufen des Kerkers hinauf und lehnte seine Hand gegen die Tür, die zu Licht und Freiheit führte.

Tse-i-la, den der Sieg seiner Liebe und sein jäher Glückswechsel ein wenig blendete, betrachtete das neue Geschenk des Königs.

Digitized by Google

„Wie? Auch diese Juwelen noch?“ murmelte er. „Wer hat dich denn verleumdet? Das ist ja mehr als die versprochenen Reichtümer. — Was will der König mit diesem Halsband belohnen?“

„Deine Schmähungen,“ antwortete Tsche-Tang verächtlich und öffnete die Tür zum Sonnenlicht.

Die Versuchung Christi.

Von

Hans Benzmann.

Noch immer nahm der steile Weg kein Ende,
noch immer türmten die porphyrnen Wände
sich in die gelbe, glühendheiße Luft
und warfen schleierhaft von Kluft zu Kluft
die blauen Riesenschatten, — weit und breit
kein Laut, kein Leben, nur die Ewigkeit
spann ihren steinernen Traum . . . Einsam der Mann
der Berge klomm den wilden Pfad hinan . .
es war, als trieb ein Dämon ihn hinauf
in diese Öde; denn sein Gang war Lauf, —
aus seinem hagern Antlitz, das die Sonne
fast schwarz gebrannt, blitzt eine finstre Wonne,
glänzt eine Inbrunst fesselos und siegsgewiß,
die Berge wie Steine in die Tiefe stieß, —
von seinen brennenden Sohlen fließt das Blut,
doch seinen Fuß treibt der Dämonenmut
kühn über Klippen höher und höher empor,
hinauf zu Ihm, zum letzten Sonnentor . . .
Kein Blick zurück, wo wie gesunkne Sterne
verdämmerten im Tiefendunst der Ferne
die irdischen Symbole, die Ruinen
der hunderttorigen Städte der Brahminen,
die riesenhaften Gräber alter Helden,
Sphinxe und Pyramiden, — Wunderwelten —
zerronnen wie ein Traum — Kein Blick zurück! . .
Empor! Empor! Hier träumt das Urgeschick!

Digitized by Google

Hier hebst du endlich deinen Blumenflor
und hebst aus den Jahrtausenden hervor,
du alte Erd', dein Ur- und Endgesicht
und blickst mit toten Augen in das Licht,
das deine bunten Träume hitzt und nährt
und dir ein seliges Ende einst beschert —
Doch, wenn Du bist, du ungeheure Macht,
die hinter den ewigen Gesichten einsam wacht —
Satan, Satan, wohin führt mich dein Grimm,
dein Haß und Hohn — ja, wenn Du bist, so nimm
mich auf in dein unfaßbar reines Sein,
Herr, Herr, mein Gott! — Doch ist die Erde dein,
ist dieser tote Fels dein Angesicht,
ewig betastet und geformt vom irdischen Licht,
wie finde ich dein fühlend Gottesherz,
wie find ich mich in deinem tiefen Schmerz, —
wie find ich mich mit allem meinem Wesen,
doch in der Ewigkeit bei dir genesen —
Herr, Herr, wie find' ich meine Seele wieder? —
Ist sie nicht mehr als diese toten Glieder,
die du in ewig starrer Ruhe dehnst,
als diese Berge, die du ewig wähnst —?
als all das blühende hundertfältige Leben,
als deines ganzen Weltalls seliges Weben? —
Herr, wenn du bist, will ich mich in dir finden,
auf diesem Gipfel muß du dich mir künden —
Ich stürze mich von ihm zu dir hinab —
du wirst mich treu in deiner Hut bewahren
und mir dein und mein Wesen offenbaren — —
Wenn du nicht bist, begrabe mich dies Grab!"
Und Jesus trat entgeistet an den Rand
der ungeheuren Tiefe — — — —
Da war's, als ward sein Herz plötzlich verbrannt, —
da war es mehr, als hätt' er Gott erkannt,
was ihm dies Grab an Wundern hat enthüllt:
gebannt sah er die Tiefe angefüllt
von einem wundervollen Friedensbild,
von einem bunten, frohbewegten Leben,
das ganz dem Trieb des Daseins hingegeben,

Digitized by Google

er sah der grünen Wälder mächtige Wogen
und Dörfer rings vom Gartenschmuck umzogen,
sah Feld und Wiesen, sah die Mühlen gehn,
auf goldnem Strome weiße Segel wehn
und Schlösser ragen in die blaue Luft, —
und horch, schon hört er, wie die Tiefe ruft:
die Glocken läuten, — horch, ein Abendlied. . .

Der Herr stand nicht mehr oben — tief im Ried
der blühenden Heide barg er sein Herz . . . .

Zeichnende Künste.

Von

Fritz Wolff.

Die Meinung ist nicht zu entwurzeln, als ob Handzeichnung, Stich und Radierung, Holzschnitt, Lithographie, Pastell Künste zweiten Ranges wären. Eine Meinung, die die Berliner Sezession — wohl gegen ihre eigenen Anschauungen — dadurch stützt, daß sie die Ausstellung der zeichnenden Künste als Ergänzung, doch zeitlich, auch räumlich, getrennt von ihrer Sommerausstellung der Bilder und Plastiken, im Winter veranstaltet. Diese in den eigenen Sälen am Kurfürstendamm, jene in den viel zu engen Räumen der Kunsthandlung Kassierer. Einstweilen ist man in Dingen der Anordnung der Objekte in öffentlichen Ausstellungen noch nicht allzu verwöhnt. Aber die Art, wie hier viereinhalb Hundert gerahmte Blätter, dazu noch ein paar Dutzend Plastiken, Kante an Kante zusammengepfercht sind, legt immerhin den Gedanken nahe, die Zahl der Bilder im Sommer ein wenig einzuschränken und so Platz für eine ebenfalls verkürzte Reihe graphischer Arbeiten zu gewinnen. Vorschläge, demonstriert an Beispielen der im September geschlossenen Ausstellung, würde ich mir vorbehalten. Ich und wohl auch Andere sind imstande, das eine oder andere Werk zu nennen, auf dessen Vorhandensein mit einiger Überwindung zu verzichten gewesen wäre.

Diesen Einwand vorausgeschickt, ist von dieser Ausstellung zu sagen, daß sie voll guter Dinge ist. Der Empfang und die Verabschiedung durch die zwölf „Cartons“ des Herrn Baluschek sorgt zwar dafür, daß der Eindruck nicht allzu günstig sei; sie sind die Brocken, von denen die Heger des geschätzten Kunst-

Digitized by Google

publikums wohl wissen werden, warum sie sie ihm hinwerfen. Aber das ist nun einmal so. Heute wie vor dreißig Jahren. Damals verlangte man Titel wie: „Im Harem", „Neapolitanische Spelunke", „Löwenritt". Lies: Romantik. Heute: „Der Don Juan",

August Gaul: Handzeichnung.

„Am Kanal", „Die Schwindsüchtige", „Fusel", „Mord", „Der Irre". Lies: Realismus. Mit wünschenswerter Deutlichkeit zeigt Baluschek hier einmal seine „Kunst" als das, was sie ist: Eine Lokalreportage, der als Spezialität die Abschilderung der blutigen Hacke zu empfehlen wäre, wenn das technische Vermögen ein wenig weiter ginge, als es der Fall ist. Ich halte mich bei ihm auf, nur weil man einmal an ihm vorbei muß

Digitized by Google

und um des Spaßes willen, daß ihn ein sehr geschätzter Kritiker den „modernen Berliner Hogarth“ zu nennen imstande war und seinen „ethischen Willen zu loben“ fand.

Man hat ihn völlig vergessen, wenn man im nächsten Zimmer auf Taschner stößt. Gewiß gehört dieser nicht zu den Kunstriesen. Aber es gibt im heutigen Deutsch-

August Gaul: Handzeichnung.

land vielleicht keinen zweiten Künstler, der ein so glückliches, fröhliches, dabei nicht flaches, vielmehr lyrisch bewegtes Wesen so unmittelbar in eine völlig fertige Form zu übertragen vermöchte. Seine Anknüpfung an das bayrisch Bäurische ist deutlich, in jedem seiner Ornamente steckt die Freude an der bunten Welt voll bemalter Schränke und Truhen, voller Heiligenbilder, Bilderbogen und bemalter Pfefferkuchen. Von so

Digitized by Google

August Gaul: Handzeichnung.

Digitized by Google

einem Dorflebzelter steckt was in Taschner, und von den Kleinstädtern Gottfried Kellers, die noch Dinge als Erbgut aufheben, wie sie die Jungfer Züs besaß: Einen Kirschkern, in den das Leiden Christi geschnitten, einen andern, in dem ein kleines Kegelspiel lag, eine Bonbonbüchse aus Zitronenschale mit einer Erdbeere auf dem Deckel. Diese Freude am Kleinen ist Taschners Quelle, aber seine unaffektierte Art, sein ungemachter Farbensinn, sein Humor vor allem stellen ihn weit über unzählige andere, die ihn vielleicht als Kleinkrämer ansehen, weil sie das ganze Jahr über mit gemalten und gezeichneten sozialen Problemen zu hantein belieben. Dazu kommt seine große Begabung für fratzenhaft-komische Schaurigkeiten, wie sie die Randleisten zu Meyrink's „Orchideen" zeigen.

Markus Behmer, dieser berechnende Faiseur hätte einen bezeichnenderen Platz für seine „Versuchung des heiligen Antonius" nicht bekommen können, als eben neben diesen Taschnerschen Blättern.

Unter Louis Corinths Arbeiten muß man ein wenig suchen, aber unter deren zehn sind doch zwei, die Freude machen. Sachen, wie seine Zeichnungen „Eichen" und „Ostseestrand" waren lange nicht von ihm zu sehen, allzulange, weil er, so kurz vor seinem fünfzigsten Geburtstag, die Sorge um Tagessensationen noch immer nicht hinter sich hat. Es sind nicht viele Landschaften auf dieser Ausstellung, die so ernst angepackt, dabei so voll Leben der Farbe und des Lichts wären, wie dieses Stückchen Ostseeküste, mit seiner stark wehenden Luft, in der die zartbunten Wimpel flattern.

Daubignys Worte vor Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle: „Das sieht aus wie Daumier", werden durch des letzteren hier vorhandene Zeichnungen nicht gerade leicht begreiflich. Nach ihnen allein würde man vielmehr von Daumier eine nicht hinreichend hohe Meinung bekommen. Es ist ein Fall, der zeigt, daß man durch das Ausstellen einiger gerade erreichbarer Arbeiten einem Künstler Dienste von sehr zweifelhafter Art erweisen kann. Ebensowenig bezeichnend ist die Kollektion von sieben Blättern Charles Daubignys.

Zu groß ist die Zahl der vorhandenen Zeichnungen van Goghs. So viele Treffer nebeneinander sind nicht zu erwarten. Die „Landschaft bei Arles" ist prachtvoll, die Verwendung der Mittel in ihrem Verhältnis zu der Fülle der erreichten Suggestion an Atmosphäre und Licht wirklich ein Wunder. In einigem Abstand erst kommt das Getreidefeld. Dagegen der „Briefträger" und der „Zuave" sind bloß grob und wie ausgeschnitten, ohne die Fähigkeit, die Phantasie zur Ergänzung des farbigen Eindruckes oder des Raumes anzuregen.

Zuviel ist auch von Gustav Klimt zu sehen. Diese Reihen von sechzehn Blättern geben — wohl entgegen der beabsichtigten Wirkung — auch sehr entgegen der Vorstellung, die man bei anderen Gelegenheiten von Klimt als Maler empfing, den Eindruck von einer ziemlich geringen Beweglichkeit seines rein zeichnerischen Vermögens. Diese

Digitized by Google

August Gaul: Handzeichnung.

Digitized by Google

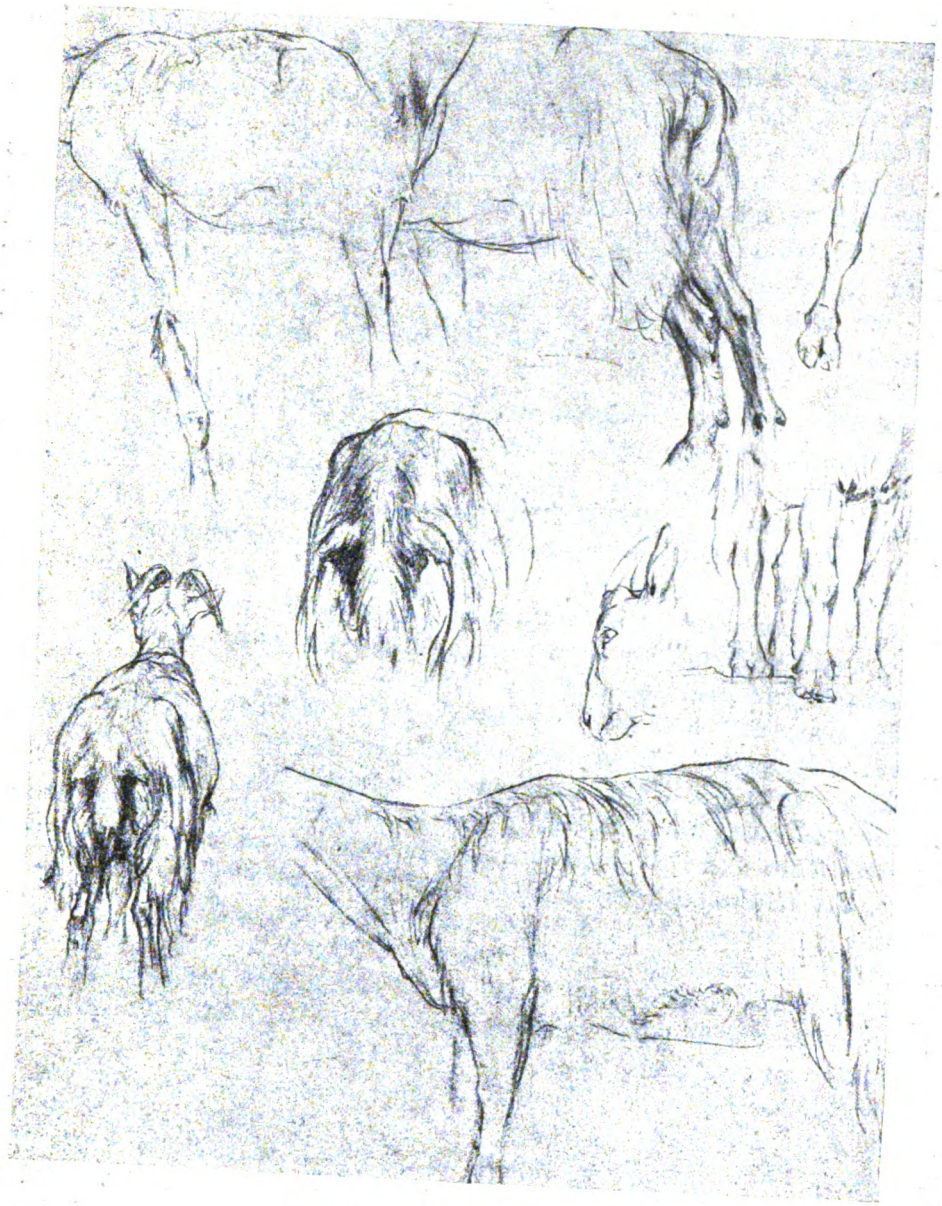
Porträts und Studienköpfe von Frauen und Mädchen sind oft sehr fein, manche auch sehr geistreich, technisch aber alle aus einer Hülse, so daß die Vergrößerung der Anzahl der Wirkung einiger weniger nichts hinzuzutun vermag.

Vor den Zeichnungen von Rysselberghe muß man sich unwillkürlich fragen, welcher Hahn nach ihm wohl krähen würde, wenn er den Leuten mit weiter nichts unter die Augen gegangen wäre, als mit Zeichnungen wie das rasse- und saftlose, süßliche Blatt der Studie zu „Le Ruban écarlate". Die Qualität seiner vier Aktstudien liegt nicht sehr weit davon. Überhaupt tragen Zeichnungen die Gefahr der Verräterei an ihrem Urheber in sich. Schließlich sind sie doch seine urtümlichste, ungeschminkteste Sprache, auf die man hören darf und soll.

Daß Skizze und Zeichnung immerhin nicht dasselbe sind — ein Irrtum, zu dem andere verführen könnten oder wohl auch schon verführt haben — zeigt Max Klinger. Zu ihm als Zeichner und Graphiker kommt man immer wieder und desto mehr zurück, je weiter die Zeit zurückliegt, in der man mit dem Plastiker und Maler Klinger durch Dick und Dünn ging. Über die Beziehungen seiner Zeitgenossen zu ihm mag manche Wandlung gekommen sein und noch kommen, es wird doch vor der bescheidensten Arbeit von seiner Hand das Bewußtsein lebendig, daß die Frage seiner Entwicklung uns stärker oder minder stark aber andauernd beschäftigt, daß er es ist, in dessen Händen man noch immer große, unentwickelte Möglichkeiten liegen sieht. Auch diese Zeichnungen zeigen es wieder: Er hält sich fest auf einer Linie. Er muß doch fühlen, wohin er geführt wird, bei ihm glauben wir, soweit Zeitgenossen darüber ein Urteil haben, denselben Faden klar und unverwirrt ablaufen zu sehen. In all seinem Schaffen als Maler, als Bildhauer, als Radierer, als Zeichner, auch als Theoretiker steht doch eins sicher zum andern und nichts verknotet sich. Diese drei Köpfe in ihrer Nachfolge des zeichnerischen Stils Dürers stellen natürlich und ohne Mache jene Art der Zeichnung dar, von der Klinger selbst gesagt, daß sie „aus innerem Drange, dem ein anderes Ausdrucksmittel Intensität und Freiheit rauben würde, geschaffen werden". Beinahe im Sinne eines Zeugnisses für diese hohe Meinung, wenigstens von zweien der Klingerschen Blätter, möchte ich das Urteil eines anderen — des Baluschek-Enthusiasten — hierher setzen: „Drei Bildnisstudien von Klinger stehen hart auf der Grenze dessen, was man im Atelierjargon als Kitsch bezeichnet oder was wir höflicher mauvais goût nennen wollen." „Totschlagen des Ganzen durch tausend Einzelheiten." Es ist ein Blick in die Anschauungswelt der Leute, die sich den Magen mit impressionistischen Vorspeisen überfüllt haben.

Unter den Arbeiten von Max Liebermann sind die winzig kleinen Pastelle ausgezeichnet: „Badekarren", „Strandbild", „Karren am Strande". Aus der „Gemüse-Auktion" und dem „Fischmarkt" macht man sich weniger. Ich glaube, daß man in solchen Abkürzungen, dabei in so schlagenden Abkürzungen zusammengefaßte

Digitized by Google



August Gaul: Handzeichnung.

Digitized by Google

Pastelle wohl kaum gesehen hat. Es ist eine Art von Schnellsprechübungen, die auf alle Fälle für Liebermanns technische Methode und die Art, wie bei ihm Anschauung zu malerischer Form wird, bezeichnend und interessant ist. Drei Zeichnungen aus der Amsterdamer Judengasse sind an Wert unter sich nicht gleich.

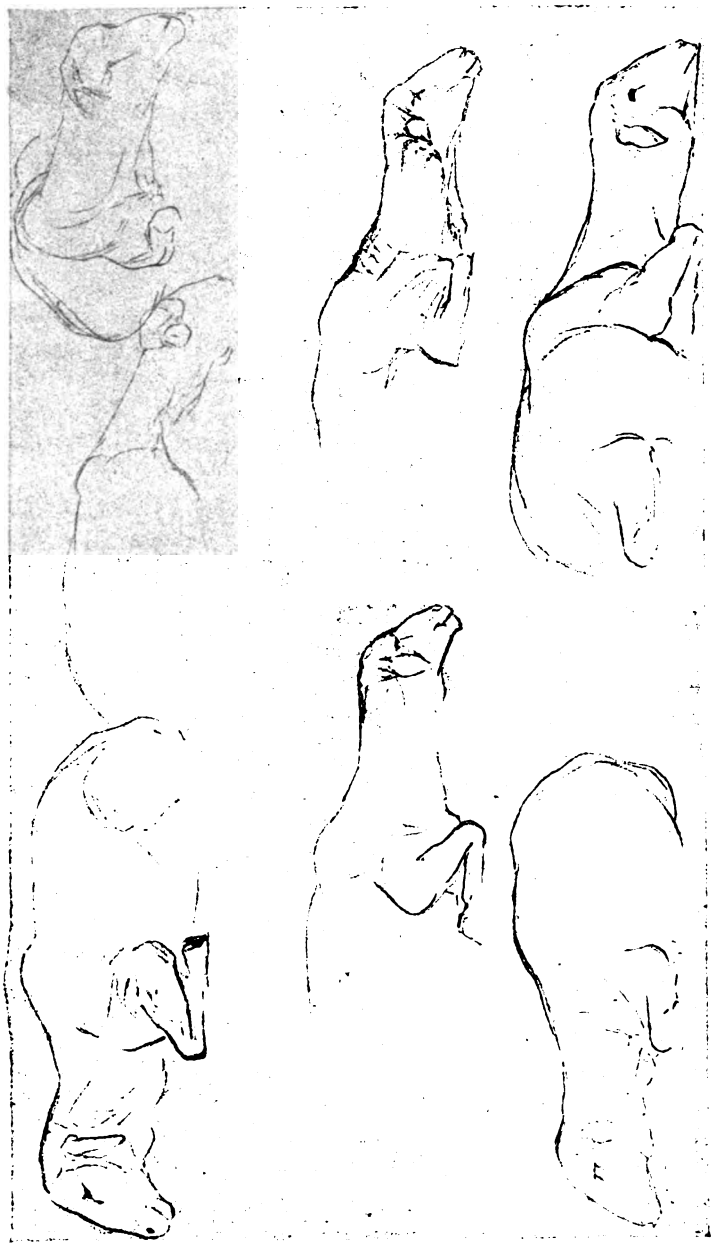
Als einen Spaßvogel muß ich Max Slevogt betrachten, seitdem ich die Bekanntschaft seiner Illustrationen zur „Ilias" gemacht habe. Wollte er sich mit Homer einen Witz machen? Dann ist es nicht verständlich, warum er einzelnes mit so blutigem Ernst behandelt. Oder ist ihm Homer nur von Offenbach her bekannt? Ich gebe dem Wunsche Ausdruck, daß er sich nicht weiterhin von den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts beginnend, auf die Weltliteratur werfe. Oder wenn, dann malend, damit uns wenigstens seine Farbe erfreue. Wenn er den fliehenden Hektor, wie hier geschehen, als gazellenfüßigen Briefträger darstellt, so mag es genug sein.

Eine Begabung von besonderer Art ist ohne Zweifel Ernst Barlach. Seine sechs Zeichnungen „Aus dem südlichen Rußland", dazu seine Bronzeplastiken „Melonenesser" und „Russische Bettlerin" zeigen eine Einheitlichkeit der Anschauung des Statuarischen, die Achtung einflößt. Die schweren, massiven Umrisse der Gestalten, die breiten, leeren Flächen ihrer Gewänder, das Fehlen alles erleichternden, belebenden Details suggeriert die Vorstellung von der dumpfen Schwere, auch die der verhaltenen, gewaltigen Kräfte des Lebens dieser südrussischen Bauern. Seine Blätter in Schwarz und Weiß sind vor allem auch in der Energie bewundernswert, in der sie die Anschauung von Hell und Dunkel erwecken.

Ein wenig weit fort vom Gesichtskreis des norddeutschen Publikums schafft Hans von Volkmann. Aber es lebt noch mancher andere da unten, unter ihnen Begabungen wie Pankok in Stuttgart, von denen man eines Tages einen größeren Gesamteindruck haben wird, als sich jetzt vermuten läßt. Schließlich sind es nicht die größten Talente, die die Modeerfolge haben. Und es ist ein sehr freundlicher Gedanke, daß man es sich leisten kann, Begabungen wie Volkmann oder Mediz oder Mackensen zu besitzen, ohne daß darüber großer Lärm geschlagen werden muß. Von solchen Künstlern gibt es noch eine ganze Anzahl in Deutschland; wer die Gelegenheiten nicht versäumt, sie zu sehen, kann heute noch Entdeckungen machen, und wer weiß, wer in zehn Jahren den Griff in der Hand hat, wenn der jüngste Impressionist anfängt, graue Haare zu bekommen.

Herr Julius Pascin lebt in Berlin. Eine Entdeckung, die ich erst dem Katalog dieser Ausstellung verdanke. Ich dachte mir diesen Kollegen in Apoll von Schalom Asch, dem äußerst prekären Milieu nach zu schließen, etwa als den künstlerischen Führer der jeunesse dorée von Brody oder Czernowitz. Und nun plötzlich sich ihm so nahe zu wissen! Diese Nähe Vorderasiens hat doch etwas Bedrückliches. Ich erinnere mich eines deutsch radebrechenden Dienstboten aus jenen

Digitized by Google



August Gaul: Handzeichnung.

Digitized by Google

Gefilden, der in meiner Knabenzeit in unserem Hause ein kurzes Gastspiel absolvierte und alle Hinweise auf die Verschiedenheit unserer und seiner Sitten mit der Versicherung abzuschneiden pflegte: „Bukowina is ja gleich bei Deutschland". Die Leichtigkeit, mit der ein Mann von so scheußlichem Gesichtskreis, dessen einzige, einer Formung fähige Vorstellungen die Worte Incest und Mädchenhandel zu bezeichnen scheinen, sich in Deutschland einbürgert, in illustrierten Blättern und auf Ausstellungen erscheint, scheint diese merkwürdige, geographische Behauptung glatt zu bestätigen. Man kann Pascin sein wirklich großes Können ruhig zugestehen, ohne daß man sich seiner Beliebtheit zu freuen braucht.

Henriette Jacoby.

Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

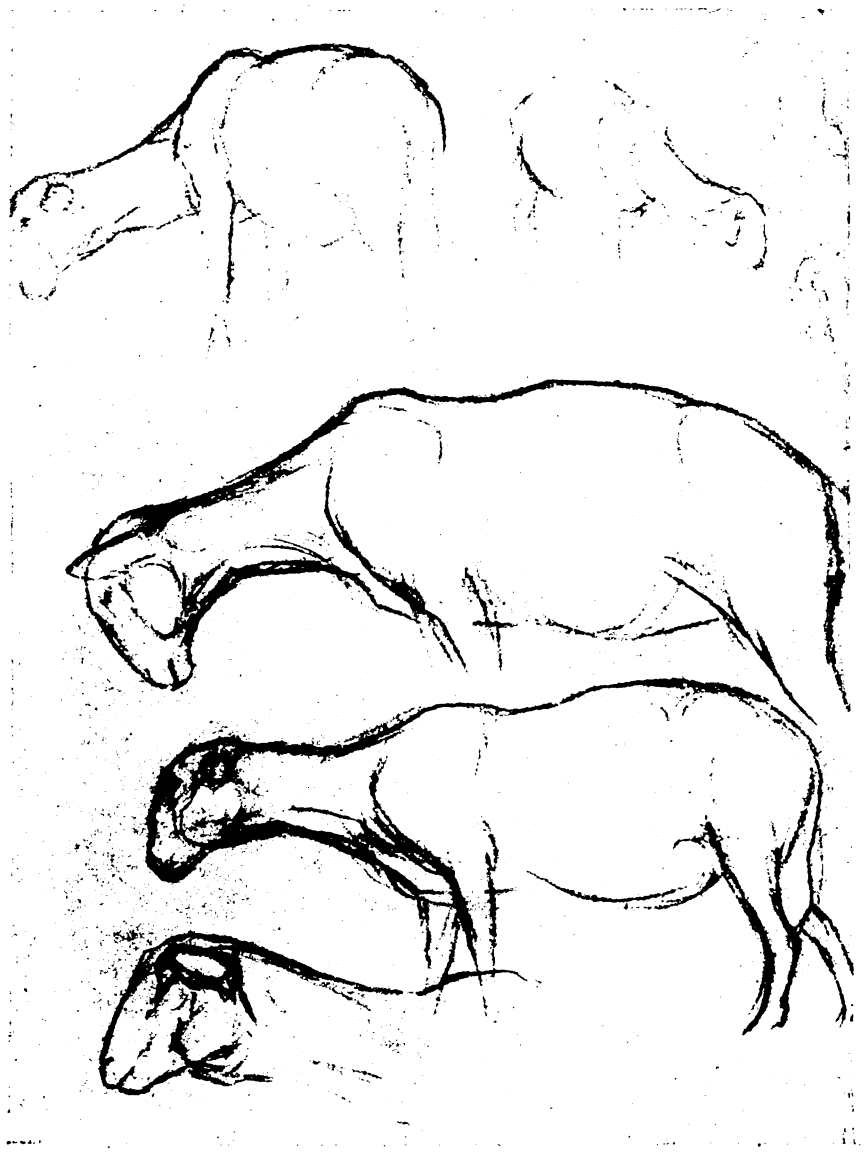
Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag aber ließ der Schnee nach, und es kam der kalte Nebel und der rauhe Frost von draußen hinein in die Straßen, und sie trugen die Schönheiten des Winters bis an die letzte und geschützteste Stelle. Was vordem der Schnee vergessen hatte, das überzog nun der Rauhfrost mit seinen ganz feinen, glitzernden Kristallnadeln, die wie die Haare eines Pelzes emporstanden. Die Muster der niederen, verrosteten Eisengitter vor Jettchens Fenster wurden zu klaren weißen Linien; und die alten Spinnennetze, die dazwischen taumelten, und an denen Jettchen wohl nun an hundertmal achtlos vorbeigesehen hatte — sie wurden plötzlich zu feinen Stickereien von weißen Perlenfäden. Und wenn vordem nur die schweren Äste der Bäume drüben sich weiß aufgelegt hatten, so zog jetzt der Rauhfrost auch das letzte Zweiglein, die heimlichste Knospe nach und machte sie weithin sichtbar, als wären sie aus blinkendem Glas und grauem Silber gesponnen. Um die Großmutterhauben der Zaunpfähle aber, und um die weißen Pelzkappen der Figuren drüben auf dem Dach, da häkelte er schnell . . . der Rauhfrost . . . mit ganz leichter Hand zarte Spitzenbesätze und zierliche Blonden. Und wenn Wagen unten vorüberfuhren mit dampfenden Gäulen, so hatte er auch schon die Geschirre umflochten und umzogen!

Und wie jeder Laut der Stadt in dieser weißen Stille ertrank, so versank auch der Blick in diesem träumerischen Weiß, in diesen dumpfen Nebelwänden, die von allen Seiten

Digitized by Google



August Gaul: Handzeichnung.

Digitized by Google

herandrückten, und schon machten, daß die Dächer weiter drüben und die Spitze des Kirchturms hinten sich ganz im Dunst verloren.

Am späten Nachmittag jedoch — kurz vor dem Dunkelwerden, als die Zimmer nur noch der Widerschein des Schnees draußen erhellte, — (Jettchen hatte auf Kößling gewartet, der ihr versprochen hatte, zu kommen, und Jason ordnete hinten an seinen Stichen) — da brachte der Hausdiener Gustav ein Brieflein von Tante Riekchen; er müsse Antwort heimbringen. Jettchen, die jetzt sehr schreckhaft war, dachte, wunder, was es gäbe. Aber es hieß nur da, ganz kurz und freundlich: sie beide möchten den Abend zu Salomon Gebert kommen.

„Jettchen, willst du?" fragte Jason.

Doch Jettchen, die fürchtete, die Tante hätte es so eingerichtet, daß sie dort jemanden träfe, den sie um keinen Preis dort treffen mochte, und die doch lieber eine erste Aussprache mit Tante Riekchen oder Onkel Salomon unter vier Augen gehabt hätte, sagte, sie ließe vielmals danken, aber sie fühlte sich nicht so recht wohl, und sie würde dafür in den nächsten Tagen die Tante besuchen.

Jason aber antwortete, daß e r gern kommen werde, und fragte, ob Herr Elias Gebert und Herr Ferdinand Gebert auch da wären. Zu Jettchen hingegen äußerte er, daß er sich diese Zusammenkunft schon lange gewünscht habe, und daß er sich viel von ihr für ihre Sache verspreche.

Und draußen kam dann die Nacht heran . . . frostig und seltsam. Der Himmel schien schwarz und war doch von einem eigenen, unheimlichen Leuchten durchdrungen. Die Häuser, die sonst im Dunkel untertauchten, zeigten mit phantastischen weißen Bändern die Linien und Rhythmen ihres Baus; und gleich breiten Rücken schlafender Tiere lagen die Dächer darüber. Die Straße unten aber dämmerte dahin in einem grauen Band; und nur dort, wo die Laternen ihre zuckenden Lichtscheine über den Schnee warfen, war sie mit schnell wechselnden gelblich-weißen Quadern bedeckt. Es war ganz still; und der Schatten, der vielleicht neben dem Lichtschein auftauchte, war im Augenblick wieder verschwunden. Kaum, daß man vermuten konnte, ob das nun ein Mann oder eine Frau gewesen war. Den ganzen Abend lehnte Jettchen am Fenster und sah in die halbe Dunkelheit hinaus. Das Essen stand unberührt vor ihr, knapp, daß Jettchen einen Schluck Tee genommen hatte und einen Bissen Fleisch. Und, wenn Jettchen etwa zu lesen versuchte — es waren die „Vertrauten Briefe über Schlegels Lucinde" . . . ein Buch, das ihr Jason unter Vorbehalt eingehändigt hatte; es sei auch eine Seite des Lebens, die bestehe und ihren Wert habe, aber über die man zu schweigen sich angewöhnt habe . . . Wenn Jettchen etwa zu lesen beginnen wollte, schwammen die Zeilen ihr ineinander; — so erregt und ängstlich war sie. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie mit Jason zu den anderen hätte gehen können. Gewiß war die Stube hier warm — fast zu warm; der weiße Feilnersche Ofen strahlte förmlich vor Hitze, und jeder Winkel atmete Heimlichkeit; wie ein goldner Kreis lag der Schein der Messinglampe überm Tisch . . . Aber es war doch

Digitized by Google

nicht warm das Zimmer von Menschen, von Worten, von häuslichen Gewohnheiten. Es hatte nie etwas vom Geruch des Bratens oder vom Blinken des schweren Silbers und des roten Glases. Es war eine Stube, in der noch kein Kinderlachen erklungen war oder das sorglose Geplauder von schwatzenden Frauen. Und diese Empfindung legte sich Jettchen auf die Brust, wenn sie allein war. — Aber heute kam noch die Angst dazu um Kößling, der am Nachmittag kommen wollte, und um den sie jede Minute nun wieder an das Fenster eilte, und dessen Gestalt sie in jedem vermutete, der unten neben der Laterne auftauchte, um nach wenigen Schritten in der Winternacht zu verschwinden.

Es war in letzter Zeit öfter geschehen, daß Kößling sich etwas verspätet hatte. Dann kam er angelaufen, mit hochroten Wangen und wirren Haaren, noch ganz fiebrig vom Schachtisch her. Er hätte sich nicht trennen können. Bilgner sei auch im Royal gewesen und Loewenthal. Das habe eine interessante Partie gegeben; ein Zweispringerspiel. Er habe den Schluß nicht abwarten können; aber er habe die Stellung aufgeschrieben. Bilgner stehe um eine Idee stärker, doch es scheine ihm fraglich, ob es auch zum Siege ausreiche. Jettchen war dann das Weinen näher als das Lachen. Sie hätte so gern einmal mit Kößling gesprochen, von dem, was i h n anging, von seinen Arbeiten und Plänen; sie glaubte an den Dichter in ihm. Und immer kam er mit roten Wangen und leuchtenden Augen, und erzählte von einer Schlußkombination, die eines Stamma würdig gewesen wäre: die schwarze Königin hätte sich auf der H-Linie geopfert, und Läufer und Springer hätten dann ein vierzügiges Matt gegeben. Jettchen verstand diese plötzliche Leidenschaft Kößlings nicht, und sie vermochte auch nicht in irgend einem Zug das Überraschende und Neue zu erblicken, das Kößling noch am nächsten Tage in seinem Bann hatte. — Nur manchmal kam Jettchen so ganz dumpf die Empfindung, als ob diese plötzliche Hingabe an das Schach für Kößling m e h r bedeute, als eine bloße Zerstreuung, als ob sie eine Flucht und eine Betäubung wäre; — und dann meinte Jettchen, daß er es tue, weil er sie nicht mehr liebe, und war n o c h unglücklicher, denn vorher. Heute war er nun ganz fortgeblieben.

Jason hatte ihn zwar entschuldigt und gemeint, daß der Schnee daran schuld sei, und das schlechte Wetter, oder daß Kößling nicht ganz auf dem Posten sei. Aber das glaubte Jettchen nicht, und sie konnte sich gar nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß er nicht käme. Und immer wieder drückte sie die Stirn gegen die Scheiben und sah — einmal nach rechts und einmal nach links — die Straße hinab, folgte jedem mit spähenden Blicken, der unten im Lichtkreis der Laternen auftauchte und im Dämmer wieder verschwand. Und immer seltener wurden diese einsamen Gestalten, und schon wollte Jettchen sich mutlos von ihrem Fensterplatz zurückziehen, als sie sah, wie unten jemand ganz hastig an der Laterne vorüberging mit langen Schritten. Am Gang meinte sie Kößling erkannt zu haben; und sie lief an die Korridortür und lauschte hinaus in das halbhelle, breite Treppenhaus, in dem ordentlich die Kälte von unten emporstieg. Erst nach einer ganzen Weile — da hörte Jettchen Stufen klingen und vernahm ein hastiges Atmen. Und

Digitized by Google

dann — dann stand Kößling vor ihr . . . ganz erregt, rot vom Frost, mit offenem Mantel und verzerrter Krawatte. — Und Jettchen warf sich ihm entgegen. Aber Kößling erwiderte ihre Liebkosungen kaum, so daß Jettchen sich ganz erschrocken aus seinen Armen wand.

„Ob ihm denn etwas zugestoßen sei, daß er so spät komme?"

„Nein — nichts —" meinte Kößling in einem Ton, der seine Worte Lügen strafte. — „Nein, — gar nichts."

„Doch — doch, er solle es ihr sagen."

„Nein — er habe sich wirklich nur verspätet; ob ihr Onkel Jason vielleicht da sei."

Der sei heute Abend bei Onkel Salomon. Aber — warum sie denn hier draußen stehen?! Er möchte hinein kommen. Ob er denn nicht vielleicht noch etwas essen wollte?

Nein, nein, er könnte nicht hinein kommen, er müsse nach Haus; er hätte nur gern heute noch Jason Gebert gesprochen.

Warum er denn nicht wenigstens auf einen Augenblick hineinkomme?!

Kößling zögerte, und Jettchen sah neben ihm zu Boden, unmutig und traurig.

„Mein liebes Jettchen", begann Kößling endlich, „meinst du denn wirklich, du großes Kind du, ich bliebe nicht lieber hier bei dir, ganz bei dir, immer und ewig? Ich denke ja nichts anderes mehr, als dich, Tag und Nacht, und zähle die Stunden, bis ich dich wiedersehe —" Und Jettchen wurde heiß unter seinen Küssen —

„Aber ich habe deinem Onkel mein Wort geben müssen, nie in seiner Abwesenheit diese Wohnung zu betreten. Und Jettchen, — wirklich Jettchen, es will mir fast selbst scheinen . . . es ist besser so."

Ob ihm denn etwas zugestoßen sei, er solle es doch sagen.

„Nein, nein gar nichts. Aber er hätte doch gern noch Jason Gebert gesprochen."

Und wieder warfen sie sich einander in die Arme. Wortlos und stürmisch. Aber wie Jettchen drinnen Fräulein Hörtel mit dem Geschirr klappern hörte, da war es ihr, als ob sie etwas Böses täte, als ob sie ein Vertrauen mißbrauchte; und auch ein anderes, das sie vordem nicht gekannt, flammte dazwischen auf: Angst vor sich selbst und vor ihren Sinnen. Und so löste sie die Arme von Kößlings Schultern, und die Lippen von Kößlings Lippen und schlich sich auf den Zehen zurück zur Tür, ihm winkend, daß er ganz still sein sollte. Leise, zitternd und leise zog Jettchen dann hinter sich die Tür ins Schloß.

Aber wie sie im Zimmer war, da überfiel sie von neuem die Unruhe, daß Kößling etwas zugestoßen sei, daß er ihr etwas verschwiegen habe, und sie mochte sich nicht entkleiden, bis Jason wiederkommen würde. Alle Augenblicke stand nun Jettchen vom Buch auf und sah in die Winternacht; sah auf die phantastischen weißen Bänder und Linien der Häuser drüben; sah auf die weißen Rücken der Dächer drüben; sah auf das dämmrige Band der Straße, in die zuckenden Lichtscheine unten; und blickte hinauf in den schwarzen Himmel, der doch wieder von einem unheimlichen Leuchten durchdrungen war.

Und wenn Jettchen jetzt noch auf die Gestalten geachtet hätte, die unten im Schnee

Digitized by Google

sich bewegten, so hätte sie die gleiche Gestalt, den gleichen Gang, wie vorhin wohl noch oft sehen können. Denn immer wieder trieb es Kößling um das Haus, und hundertmal kämpfte er mit sich, ob er noch einmal unter irgend einem Vorwand sich heraufwagen könne. Nur für einen kurzen Augenblick, nur für ein Wort und einen Gruß. — Und er schlich immer wieder um das Haus, vorsichtig nach oben spähend, wie der Marder in der Winternacht um den Taubenschlag.

Als Jason draußen die Galoschen auszog, war bei Tante Riekchen die Stube voll von Leuten. Und der Lärm von vielen Stimmen, und die Wärme der gut geheizten Zimmer, und der Geruch von Braten drang zugleich mit der reichen Helligkeit auf den Ankömmling ein. Alle waren sie eigentlich schon da. Man hatte nur auf ihn noch gewartet, um zu Tisch zu gehen. Das ganze Zimmer war voll von Menschen, man konnte auf den ersten Blick gar nicht sehen, wer das etwa alles war.

Jason kam das ganz seltsam vor. Denn er war lange Monate nicht hier oben gewesen, — seit dem Spätsommer, seit seiner Krankheit nicht mehr. Zu seinen Besprechungen mit dem Bruder war er in der letzten Zeit stets in das Geschäft gegangen. — Ganz seltsam kam es Jason im ersten Augenblick vor, daß alles noch wie einst war; daß kein Möbelstück in der Zeit verschoben worden war, und daß an den Fenstern immer noch die Biskuitbilder an ihren kleinen Ketten zitterten und schaukelten, über den Fensterkissen mit den Rosengirlanden . . . unschuldweiß hüben und rosenrot drüben. Ganz seltsam kam es ferner Jason vor, daß wieder die schweren Damasttücher auf dem Tisch lagen, und all das Silber wie einst dastand: die beiden Fruchtschalen aus blauem Glas, die von den silbernen Delphinen getragen wurden und die vier hohen silbernen Leuchter . . . wie jonische Säulen daneben. Und ebenso, als ob sie gar nicht inzwischen fortgegangen wären, saßen auch wieder auf den beiden hohen Stühlen einträchtig nebeneinander: Minchen und Eli. Das schiefe, kleine Minchen mit dem violetten Kleid und dem Blondenhäubchen gleich einem Veilchen, das im Verborgenen blüht, gleich einem fliederfarbenen Miniaturgebirge, und Eli, mit seiner besten weißen Perücke und in seinem besten blauen Frack mit neu geputzten Goldknöpfen, daneben; und in all dem Lärm hielt Eli wieder sein Nickerchen, treu behütet von der kleinen Person neben sich.

Gewiß, Jettchen fehlte, die hier immer wie das Licht in einem alten holländischen Gemälde gewesen war, um das sich all die andern halbheilen Töne anordnen — aber keiner schien das Licht auch nur zu vermissen. Und wenn Jason selbst nicht dagewesen wäre? Auf seinem Stuhl hätte dann vielleicht auch ein anderer gesessen, wie auf dem Jettchens, oder es hätte eben ein Stuhl weniger am Tisch gestanden, aber kein Silberleuchter weniger hätte deshalb auf der Tafel geblitzt, keine Salatière weniger ihre gemalten Blumensträuße zur Schau getragen, sein Bruder Salomon hätte ebenso förmlich und liebenswürdig den Wirt gespielt, und man hätte die gleichen Gespräche geführt, und der gleiche Duft von stiller, in sich zufriedener Wohlhabenheit hätte fast sichtbar wie eine Wolke über dem Raum und den Menschen geschwebt. Er und seine beiden Schützlinge, Jettchen und

Digitized by Google

Kößling — sie drei, das fühlte Jason wie eine Beklemmung, als er in das alte, wohlbekannte Zimmer trat, waren eben nur die Vorübergehenden, das hier waren die Bleibenden.

„Ach, Jason," rief Tante Riekchen ihren Schwager an, der so ganz verwirrt von all dem Lärm in der Tür stehen geblieben war, „es freut mich, daß du doch gekommen bist. Nun können wir gleich anfangen. Warum hast du aber Jettchen nicht mitgebracht?!"

„Sie kommt in den nächsten Tagen mal zu dir, liebe Schwägerin."

„Nun siehst du," sagte Riekchen befriedigt und behäbig, „das ist doch endlich mal ein vernünftiges Wort von dir."

„Herrgott, Jason, alter Junge," unterbrach Ferdinand und klopfte Jason mit der flachen Hand auf den Rücken. „Jetzt mußt du mal zu mir kommen und dir die Wagen für den Prinzen Karl ansehen. Ein Tilbury und ein Kabriolet — sowas findst du nicht in deinem Paris."

„Ja, sie sind wirklich göttlich," sagte Hannchen verlegen, denn die Begegnung mit Jason war ihr nicht lieb. Und sie trug ernstliche Bedenken, daß Jason etwas von ihren Klatschereien hinterbracht worden wäre, die sie in so zahlreichen Abwandlungen in die Welt hinausgesandt hatte.

Hannchen stand zwischen Pinchen und Rosalie, und ihre Fülle verhielt sich zur Schmächtigkeit der andern wie der Laokoon zu seinen beiden Söhnen.

Jason war ziemlich erstaunt, Pinchen und Rosalie immer noch in Berlin anzutreffen, und ihre Kleider kamen ihm auch so eigentümlich bekannt vor. Jason war nämlich der glücklichen Meinung gewesen, Pinchen und Rosalie wären von Ferdinand und Hannchen schon längst wieder nach den gesegneten Gefilden Benschens verstaut worden; und er äußerte sich auch dahin zu seinem Bruder Ferdinand, der ihn in eine Ecke gezogen hatte und ihn beim Giletknopf hielt, während er ihn in seine Geschäftsgeheimnisse des Oberbaus, des Doppellacks, der Montierung und der Ringfedern einweihte.

„Nun," sagte Ferdinand und zuckte die Achseln, „weißt du, sie sagen, sie wollen nicht eher abreisen, ehe die Angelegenheit mit Julius vollkommen klar ist. Die Ungewißheit, meinen sie, könnten sie zu Hause in Benschen nicht ertragen."

„Ach," versetzte Jason trocken, „da können sie ja inzwischen Berlin noch ganz gut kennen lernen."

„Kennen lernen?" meinte Ferdinand, „ich sage dir, Jason, was du ihnen gibst, stecken sie, happ, in die Tasche. Du siehst und hörst nie wieder was davon. Du kannst ihnen das Schönste und Beste bieten, — im nächsten Augenblick ist es weg, als ob du ins Meer gespuckt hättest. Nichts macht auf sie Eindruck!"

Jason sah die Mädchen durch das Knipsglas an. „Nun, Ferdinand," sagte er, „Pinchen sieht eigentlich ganz nett aus."

Ferdinand schüttelte den Kopf.

„Lieber Jason," sagte er belehrend, „die müßtest du mal des Morgens ohne Geschirr sehen, dann würdest du das am Abend nicht mehr sagen."

Digitized by Google

Naphtali kam vorbei. Er hatte seinen langen, braunen Rock an mit dem Kragen von anno dazumal; und wenn man auch nicht mehr genau feststellen konnte, was es alles auf Jettchens Hochzeit gegeben hatte, eine halbklare Vorstellung konnte man nach Naphtalis braunem Rock noch ganz gut davon gewinnen. Jason dachte zuerst, Naphtali hätte sich schon ein Brötchen vom Tisch genommen, weil er so mimmelte, aber dann sagte er sich, daß der alte Naphtali wohl nicht die Fertigkeit besäße, zugleich zu essen und zu summen, wie eine Winterfliege in der Ofenecke.

„Nun, Herr Gebert," sagte Naphtali, unterbrach seine Fußwanderung und blieb stehen. „Ich sehe, Sie werden auch schon grau."

„Was macht Julius heute," fragte Ferdinand, „kommt er?"

„Nun, was wird Joel tun?" antwortete Naphtali, „er arbeitet eben, immer ist er im Geschäft, vorgestern bis zwölf Uhr nachts. Wenn sein Vater so hinterher gewesen wäre, wie er, hätte er anders dagestanden, das sag i c h Ihnen!"

Salomon kam hinzu, er sah nicht gut aus. Die Sommerfarbe von Karlsbad her war schon wieder ganz abgeblaßt.

„Nun, Jason," sagte er, „es ist gut, daß du da bist, da können wir ja nachher mal zusammen reden!"

„Ach bitte, zu Tische!" rief Riekchen, so daß Eli ganz vertattert von seinem Stuhl auffuhr und fast die Perücke vom Kopfe verlor.

„Wo sind eigentlich Wolfgang und Jenny?" fragte Jason Ferdinand, während er sich seinen Platz suchte.

„Ach, weißt du, ich habe die Kinder lieber heute mal zu Hause gelassen, erstens wollen wir doch mal miteinander sprechen, und dann hustet doch Wolfgang ein bißchen. Er ist ja nun bald in dem Alter, und da kann das mal leicht vorkommen. Aber ich hab mir gesagt, bei so einem Wetter ist es für den Jungen doch besser, wenn er des Abends zu hause bleibt. Max kommt aber noch, er macht sich jetzt ganz gut raus im Geschäft."

Man ging zu Tisch. Jason kam neben Riekchen zu sitzen, geradeüber von Ferdinand. Salomon war Hannchens Tischherr. Eli und Minchen aber waren unzertrennlich; denn Minchen meinte, sie müsse auf Eli achten. Aber damit sie doch nicht ganz zu kurz käme, hatte man ihr den Senior aller Jacobys, Onkel Naphtali, rechts noch als Courmacher gegeben. Und hinter Pinchen und Rosalie tauchte plötzlich, aus irgend einem geheimnisvollen Winkel, das alte Fräulein mit den Pudellöckchen auf. Max trat auch in dem Augenblick ein, als gerade die Mädchen begannen, die großen Fische herumzureichen, deren Stücke ganz eingebettet lagen in allerhand Zutaten von Wurzeln und Semmelklößen . . . und so fehlte keiner mehr.

„Die Fische sind wirklich gut," sagte Ferdinand und hielt seine Nase über den Teller. „Ich kann reden, so lang' ich will, zu hause kriege ich sie nie so!"

„Weißt du, Riekchen," sagte Jason und kostete bedächtig, „ich werde von jetzt an wieder jede Woche bei dir essen."

Digitized by Google

„Bitte, wir werden uns immer freuen, wenn du kommst," versetzte Salomon. „Nicht wahr, Riekchen?"

„Gewiß, Jason, komm nur, bei Frank kriegst du nicht solche Fische."

„Was sagst du nur zu dem Wetter?!" unterbrach Hannchen.

„Hier ist's ja sehr schön warm," mischte sich Rosalie ins Gespräch, „aber bei euch zu hause hat man heute nachmittag dermaßen gefroren, daß mir beinahe die Ringe von den Fingern gefallen sind."

„Vielleicht ist es in Benschen wärmer," entgegnete Ferdinand; aber er verkündete das Geheimnis so leise, als wolle er es nur dem Fischkopf vor sich auf dem Teller anvertrauen. Seine Frau jedoch war hellhörig, und sie warf ihm einen bittenden Blick zu.

„Ja," begann sie, um ihren Mann abzulenken, denn bei Ferdinand konnte man nie wissen, ob er nicht im nächsten Augenblick seine Stimme erheben würde, und zugleich wollte Hannchen auch sich und die Ihrigen in das rechte Licht setzen. „Ja . . . der Prinz Karl hat doch Ferdinand noch ganz genau gekannt."

„Nun, meinst du vielleicht, er hat Pehmüller zu mir gesagt?! Er hat doch noch vom Vater her gewußt, wer wir sind. Wenn damals nicht die Sache mit dir gekommen wäre, mit der Hausvogtei, — hätt ich den Hof schon längst gekriegt. Nun, mir tut's nicht leid, und es ist auch so gegangen."

Jason bekam einen roten Kopf, und Salomon sah das, und da er Reibungen vermeiden wollte, sagte er: „Hast du gehört, Krüger soll ein großes Reiterbildnis vom Zaren Nikolaus gemalt haben. Es soll sogar hierher kommen."

„Man behauptet, daß das Pferd ganz vorzüglich ist," warf Jason dazwischen.

„Laß das nicht Louis Schneider hören," meinte Ferdinand.

„Ich hab ihn neulich sogar als Hofrat Heese gesehen, sehr gut, sehr gut," sagte Salomon, und lachte noch im Nachgeschmack des Vergnügens vor sich hin.

„Ich mach mir nichts aus Schneider," meinte Jason, „er spielt mir zu sehr ins Parterre."

„Höre mal," rief Eli über den Tisch, so laut er konnte, denn er hatte heute seinen lauten Tag. „Du gibst immer noch gut, Riekchen. Solche Fische wie diese, kann man heut' gar nicht mehr kriegen."

„Nun," sagte Riekchen, „wenn was übrig bleibt, Eli, schick' ich's dir morgen früh mit dem Mädchen hinüber."

„Aber vergiß nicht, Rieke," gab Eli zurück und wandte sich wieder seiner Beschäftigung zu.

Bei dem Wort „Mädchen" zuckte Hannchen zusammen wie der Froschschenkel im galvanischen Strom.

„Richtig, was ich noch erzählen wollte, unsere Anna hat doch geheiratet. Vorigen Sonntag war Hochzeit. Er ist, nebenbei, ein bildschöner Mensch. Er sieht aus wie ein Künstler. Weißt du, Riekchen, er ist doch seit drei Jahren Gehilfe drüben beim Friseur

Digitized by Google

Baumbach, und er ist immer des Morgens gekommen, um Ferdinand zu barbieren, — und so haben sie sich wohl kennen und lieben gelernt. Ich hab' — nebenbei — ihnen zur Hochzeit zwei große Porzellanspucknäpfe mit gemalten Rosengirlanden geschenkt; aber sie haben gesagt, daß sie ihnen so sehr gut gefallen hätten, daß sie sie doch lieber als Kuchenteller brauchen möchten."

Jason lachte.

Eli aber hatte den Kopf schräg über den Tisch gehalten, um besser zu hören

„Ach so!" sagte er. „Der junge Mann von Baumbach! ich hab' schon gehört, — die Kindstauf' wird nicht mehr lange auf sich warten lassen."

„Wirklich!" bestätigte Minchen.

Hannchen bekam plötzlich ein sehr langes Gesicht.

„Nun," meinte sie zaghaft, „das ist bei solchen Leuten mal nicht anders."

Aber Ferdinand, der schon die ganze Zeit sehr unruhig auf seinem Stuhl hin und her gerückt war, fuhr los: „Ich begreife nicht, Hannchen, warum du die Leute immer mit deinem Geschwätz langweilst!"

Max, Pinchen und Rosalie hinten am Tischende kicherten und hielten sich die Servietten vor den Mund.

Hannchen aber schien sich diese Mahnung zu Herzen zu nehmen, denn sie war den ganzen Abend über, durchaus gegen ihr Naturell, sehr schweigsam.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Das Deutsche Reich zahlt jetzt für seine Anleihen im Auslande über 6 %! Die Rechnung ist leicht gemacht. Verkaufen doch unsere Banken in London und Paris die 4 %igen Schatzscheine, welche im April zu pari rückzahlbar sind, zu zirka 98 %. Und das Ausland verwechselt dabei, was immerhin menschlich ist, die verkaufenden Aktiengesellschaften mit dem Reiche selbst. Damit wird aber das Mißtrauen, das gegen unsere Liquidität überhaupt besteht, wesentlich verstärkt. Als peinliche Tatsache erleben es heute unsere Kaufleute und Fabrikanten, daß man in London und Paris von dort aus gezogene Tratten auf deutsche Großinstitute entweder gar nicht oder sehr ungern diskontiert. NB.: ernste Warenwechsel. Zuerst wurde dabei nur der absolute Goldcharakter unserer Währung beanstandet. Im Verlaufe hat sich dann aber jene Kritik den überspannten Verhältnissen unserer Banken zugewendet, die wahrscheinlich noch weit angespannter sind, ohne damit bereits ein so direktes Mißtrauen zu verdienen. Im Hintergrunde von dem allen schwebt freilich unser famoses Börsengesetz, dessen Differenzeinwandsparagraph auch Deutschlands Warenhandel der ganzen Welt gegenüber eine zweideutige Seite gegeben hat. Das Maß hat sich eben seit Jahren gehäuft! Immerhin läßt es sich nicht ausdenken, wie wir später ohne die weitere regelmäßige Geldbeziehung zu

Digitized by Google

den Engländern und Franzosen fertig werden. Die Neutralen bei uns, d. h. diejenigen, welche weder schwarz noch rosig sehen wollen, sprechen überhaupt nicht mehr von der Zukunft, sondern von der Vergangenheit. Sie behaupten nämlich, daß es der früher niedere (!) Zinsfuß ist, der unnatürlich gewesen sei. Ein so gewaltig aufstrebendes Volk wie das deutsche — kein Rentner-, vielmehr ein Fabrikanten- und Händlervolk — hätte nur durch eine Gunst des Zufalls seine notwendigen Barmittel zu 4½ % erhalten können. Es mußte eigentlich immer 6 % bezahlen, wie dies denn auch von nun an wieder für lange hinaus der Fall sein werde. Sogar, wenn der reichere Westen uns wieder zur Verfügung stehe, werde die fortgesetzte Steigerung unserer technischen und industriellen Tätigkeit den Geldbedarf noch verteuern. — Wäre diese Betrachtung zutreffend, so würden wir eigentlich schon lange über unsere Mittel gelebt haben, und dabei kämen die Vorsichtigen wieder zu ihrem Recht, welche vor vielen Jahren die berühmte Milliardenkonversion der 4 % Preußischen Konsols in 3 %ige sogleich als verhängnisvoll ansahen. Sehr zu Unrecht hatte man damals diese Maßnahmen dem Sparer Miquel ganz allein in die Schuhe geschoben, während er, von dem das weise Wort einmal gesprochen wurde, daß das Geld der Steuerzahler am besten in ihren eigenen Taschen verwahrt bleibe, lange genug zaudernd dastand. Den Abschlußbrief des Übernahmekonsortiums erhielt er rasch genug, aber seine Gedanken waren doch weit tiefer der Frage nachgegangen, ob Deutschland zu einer so niederen Rente bereits vorgeschritten genug sei. Tatsächlich sind es erste Bankiers und Bankdirektoren gewesen, sie hatten dann auch den Kurs der 4 %igen künstlich hochzuhalten — die Miquel von seinen besseren Gesichtspunkten abgebracht haben. Und an den Folgen dieses ersten, zu weit ausgeholten Schrittes, leiden vielleicht unsere gesamten Geldverhältnisse. Eines ist sicher! Die Hochfinanz, die, bei ihren unbestrittenen Verdiensten um unsere Industrie, uns doch sehr stark festgefahren hat, kann uns hier allein nur schwer wieder herausheifen.

* * *

Das Bedenklichste an der amerikanischen Krise ist neuerdings die offene Verstimmung, welche man in England über die Botschaft des Präsidenten zeigt. England, ob aus Eigenem oder als Vermittler, bleibt das eigentliche Rückgrat für alle Finanztransaktionen zwischen Europa und Nordamerika. Und da man vielleicht, in Verkennung der Senatorenmacht, Herrn Roosevelt für eine Art Diktator nunmehr ansah, so wurden von ihm ungleich entschiedenere Gesetzesreformen erwartet, als man am Morgen des 5. Dezember zu lesen bekam. Wächst aber mit der englischen Ungeduld auch das dortige Mißtrauen, so brauchen die Banken nicht erst mit der Ablehnung amerikanischer Securities zu beginnen, sondern sie haben nur die bereits ganz enormen Depots zu kündigen, um höchst peinliche Wirkungen zu erzielen. Für die Rücksichtslosigkeit bei solchen Maßnahmen bürgen einige kürzliche Kündigungen, die ohne Ansehen der Person sogar allererste Firmen betrafen. Auch beweist das weitere Falissement einer altbewährten Bank in Kansas City die bei weitem zu rasche Zuversicht der dortigen Optimisten. So eilig hat es das allgemeine Vertrauen nicht, zu seinen bisherigen Kassen zurückzukehren. Wenn nur die Januarkupons der Eisenbahnbonds bezahlt werden! Bündige Versicherungen in dieser Beziehung liegen vor, sodaß das Anlagepublikum, zu dem auch Deutschland noch immer in etwas gehört, einstweilen nicht zu erschrecken braucht. Ebenso nützlich wie angenehm haben es sich jetzt die eigentlichen Trustgewaltigen gemacht. Diese Morgan und Rockefeller, von denen der erstere sich noch wegen seiner Niederlage seinerzeit in der Northern-Pacificaffäre zu rächen hat, tun jetzt so, als ob sie die einzigen Ehrlichen inmitten dieser ungeheuren Komplikation seien. Sie haben einige sehr große Bankiers von allen finanziellen Hilfsaktionen ausgeschlossen und sich dagegen selbst zu einem großen Unterstützungsfond aufgerafft. Aber fragt mich nur nicht wie! Hat doch Morgan aus seinem Steeltrust mindestens 50 Millionen Dollars zur Verfügung, dessen Shares nicht aufgehört haben, Spielball der größten Willkür zu sein. Ferner kann Herr Morgan als Bankier der Vanderbilt auch wohl über noch weitere 50 Millionen ziemlich schlank disponieren. Mr.

Digitized by Google

Rockefeller, der sich jetzt als Helfer ebenfalls sein Loblied singen läßt, ist u. A. der Herr desselben Kupferringes, der jetzt so schmählich zusammenbrach, weil vor allem die Rockefellersche Amalgamated Co., die jetzt sogar ihre Hütten schließen soll, kein Geld mehr hatte, um die Notverkäufe noch länger aufzuschieben. Man muß sich nur immer vorhalten, daß durch die furchtbare Mißwirtschaft im Finanzierungswesen der dortigen Eisenbahnen und Industrien ein Aktienwesen wie in Europa noch unmöglich ist. Das Publikum kauft die Shares nicht, es ist also gezwungen, seine Gelder, solange sie im Geschäft nicht gebraucht werden, Banken und Kassen anzuvertrauen. Wie diese dann wieder unerlaubter Weise den Machthabern der Trusts aushelfen, die sich die Barmittel für ihre Vorherrschaft in der ganzen Welt zusammenborgen müssen, haben wir ja seit zwei Monaten schaudernd erlebt. Wenn die Herren Morgan und Rockefeller jetzt wirklich ehrliche Menschen werden wollen, so sollten sie mit der Wiederzerteilung vor allem der Eisenbahnsysteme beginnen. Diejenigen, welche heute als ihre Feinde gelten und vielleicht schon morgen von neuem als ihre Gefährten emportauchen, müssen dann alsbald mit den gleichen Maßnahmen folgen. Von dieser grundlegenden Reform wird immer abgelenkt, aber gegen sie, die der Union solid verwaltete Eisenbahnkörper, Aktienwerte und ein weites, ernstes Publikum geben würde, das zu Kassen und Banken nicht bloß notgedrungenes Vertrauen mehr zu haben braucht, sind alle anderen Verbesserungen reines Kinderspiel.

* * *

In der Landtagsdebatte über die Kohlenteuerung hat man dem Saarfiskus seinen Geschäftsrock ausziehen wollen, um ihn statt dessen in den Mantel der christlichen Liebe, den eines billigen Kohlenlieferanten einzukleiden. Das bleibt eine Naivität, solange Preußen nicht aufhört, Militärstaat zu sein. Die Riesseneinnahmen aus unsern Staatseisenbahnen gehen ungestört Hand in Hand mit den Tariferhöhungen, weil der Hauptnutzen nicht den Bahnen, sondern Heer und Flotte zugute kommen muß. Und ebensowenig könnte sich ein preußischer Finanzminister halten, der den staatlichen Kohlengruben volkstümlicherweise vorschreiben wollte, die Preise zu verbilligen, anstatt aus recht hohen enorme Summen für unser Kriegsbudget zu destillieren. Im übrigen nützt es auch nichts, für Sätze, die sich wie bei allen Waren nach Angebot und Nachfrage richten, durchaus einen Bösewicht zu suchen. Gerade weil man gegen Trusts nicht scharf genug auftreten kann, sollte man kein Fanatiker gegen Syndikate sein. Unser Ruhrkohlensyndikat, das dem weitesten deutschen Arbeitsmarkt Regelmäßigkeit und Sicherheit gegeben hat, und dessen Charakter noch höher zu schätzen wäre, wenn es die Eisenindustrie von Kombinationen mit Zechen abzuhalten vermocht hätte, steht mit seinen Preisen vielleicht unbequem, aber alles eher als ausbeuterisch da. In dem ärmeren Ostpreußen, wo es weder ein Syndikat- noch ein Kohlenkontor gibt, werden 30—40 Pfg. pro Zentner mehr bezahlt, und in Hamburg, trotz der niederen Seefracht, kostet jetzt englische Kohle und noch nicht einmal Cardiffkohle 10 Pfg. pro Zentner mehr als Ruhrkohle. Auch England ist nicht imstande, sich in so hochgehenden Zeiten billig zu versorgen, nur daß dort die Preise bei einem industriellen Niedergange wieder rascher sinken. Das ist aber nur für den Verbraucher und nicht für die Arbeiter von Vorteil. Man mag teuere Kohle als ein noch so großes Unglück ansehen, aber dann soll man auch auf wirksamere Mittel sinnen, als auf ein bloßes Verketzern eines Syndikats, das kein wirklich Unparteiischer heute schon als entbehrlich bezeichnen darf. Als die Essener Börse wirklich noch Kohlen handelte, anstatt wie jetzt nur Kuxe, und die Händler sich je nach der Konjunktur entweder ganz willkürlich unter-, oder überboten, hat der Verbrauch doch auch nur in schlechten Zeiten profitiert. In hochgehenden, z. B. 1889—90 war der Preis noch bis 200 % höher, und als dann später, zur Verzweiflung der Grubenbesitzer, die Sätze ins Bodenlose sanken, hat dies wohl den Anstoß zu der im Jahre 1894 erfolgten Gründung des Syndikats gegeben. Glatt von statten ging dies bekanntlich keineswegs, da vor allem die Zechendirektoren in gerechter Angst um ihre Selbständigkeit lieber geschäftlich reisen und antichambrieren, als einer einzigen Stelle

Digitized by Google

gehorchen wollten. Diese erste und mächtigste Einheit innerhalb unserer Industrie ist demnach nicht einmal das Produkt der direkten Interessenten gewesen, es ging weit mehr aus dem Willen und der kein Hindernis scheuenden Festigkeit der Großaktionäre, also der Geldgeber, hervor. Es ist nicht immer dankbar, den rein kaufmännischen Standpunkt gegenüber der Industrie abzuweisen, aber man kann doch nicht sofort seine sozialpolitischen Grundsätze vergessen, weil äußere Umstände wie u. a. die Wasserarmut des Rheins während des ganzen Herbstes wichtige Preise noch gesteigert haben.

* * *

Man muß den Posten eines Reichsbankpräsidenten als einen höchst ruhmvollen Abschluß ansehen, um dem Bankier Mendelssohn eine derartige Ambition nachsagen zu können. Wenn der ebengenannte Herr in seinem Leben keine qualifiziertere Arbeit geleistet hätte, so würde er Rußland zu weniger Geld verholfen und vielleicht manches Mal besser geschlafen haben. Da der 73jährige Herr v. Koch wirklich geht, so werden gewisse, mit ihren seichten Kenntnissen kokettierende Gegner von einem endlichen Falle seines Systems reden. Als ob das Oberhaupt unserer leitenden Notenbank schon ein System repräsentieren müßte, sobald derselbe nicht, wie einzelne ihm so oft anraten, die regelmäßigen Geldankäufe der Bank von Frankreich nachahmt. Ein Reichsbankpräsident, der tüchtig und erfahren ist, im Veredelungsverkehr mit dem praktischen Leben seine bureaukratische Vorsicht zur Umsicht steigern konnte, füllt seinen Posten vollkommen aus. Und je schwieriger die Zeiten sind, desto leichter wird eigentlich seine Aufgabe, da es gegen einen zu starken Goldexport kaum ein anderes Mittel als einen sehr hohen Zinssatz gibt. Dazu kommt noch, daß der deutsche Markt im Weltmarkt steht, und er daher als Richtschnur die Bank von England nur sehr selten aufgeben kann. Etwas anderes ist es um die traditionelle Engherzigkeit, mit der bei uns sogar in normalen Zeiten der Goldherausgabe widerstrebt wird, und wodurch wir im Auslande in all den Jahren nicht gerade gewonnen hatten. Indessen geht diese steife Haltung weniger aus der Persönlichkeit Kochs, als aus der Beschaffenheit seiner überlieferten preußischen Grundsätze hervor, die bekanntlich ihrem kleinen Maßstabe nur langsam entwachsen. Ein eigentlicher Unternehmer darf aber ein solcher Mann ebensowenig sein, wie seine Politik zu weit ausschauend werden darf. In diesem Sinne fallen auch die Vorwürfe ungerecht aus, die in Bank- und Börsenkreisen ebenso still, wie eingehend gegen seine früher zu niedrig (!) gehaltenen Diskontsätze sich erheben. Es war im September 1905, als unsere offizielle Rate um ein volles Prozent von 3 auf 4 gesetzt wurde. Nachträglich wollte man da einen Signalschuß herausgehört haben, um den übergroßen Geschäftseifer unserer Industrie zur Besinnung zurückzurufen. Damals, so meinen nun jetzt die Klugen, nachdem sie vom Rathause gekommen sind, hätte Herr Koch den Diskonto sogleich auf 5 Prozent erhöhen sollen. In Wahrheit hätten wir natürlich dann Krieg im Frieden gespielt, d. h. uns selbst und dem Auslande einen Krach vorgetäuscht, der noch ärgere Wirren sofort erzeugt haben würde, als solche heute innerhalb unseres Wirtschaftslebens bestehen.

Falls unsere Banken es auch zu diesem Jahresende für angemessen gehalten haben, ihre Abschlußziffern mit den üblichen Schönheitsmitteln zu behandeln, so wäre für die Verschärfung der bereits genügend verschärften Knappheit ein wichtiger Grund mehr vorhanden gewesen. Jede Bank sucht am 31. Dezember besonders liquide zu erscheinen, teils wegen der öffentlichen Kritik, die allerdings nach ziemlich stabilen Gesichtspunkten urteilt, teils wegen der ernsteren Aktionäre, von denen jeder glaubt, er gehöre zu den Wenigen, die eine Bilanz zu lesen verstehen. Da es nun diesmal außerordentlich schwer war, die Kurse derart hinaufzusetzen, daß man seine Effektenbestände höher aufnehmen konnte, so müssen die sonst noch üblichen Anstrengungen um so eifriger ausgefallen sein. Kunden, die Summen schuldig sind, werden gebeten, hierfür ganz vorübergehend Akzepte zu geben, wodurch das Wechselportefeuille größer, aber die Ausstände sich als geringer darstellen. Ungedeckte Debitoren, ganz entgegen einer bequem festgehaltenen Legende: die eigentlich sicheren, da doch selten anders als Reichen

Digitized by Google

in blanco geborgt wird, lassen sich bereden, irgend ein Depot auf ganz kurze Zeit zu geben, wodurch die Risiken geringer erscheinen, usw. usw. Alle solche Künste, falls sie, wie gesagt, auch in den jetzigen schweren Zeiten angewandt worden wären, mußten dann jene allgemeine Lage noch verschlimmern, die ja wegen der Ansammlung der am 1. Januar fälligen Kuponsummen ohnehin immer angespannt zu sein pflegt. Es hat sich nun erst zu zeigen, ob jene vielen Millionen, nachdem sie ins Publikum geflossen sind, auch wirklich zu Anlagen aller Art benutzt werden. Gesunken genug ist das Kursniveau, um der großen Mehrheit nach ihrer Meinung ungewöhnlich billige Kaufgelegenheiten zu bieten. Allein es gibt Kapitalisten und auch bloß Sparer. Letztere brauchen nur, wie dies augenblicklich der Fall ist, von einer höheren Zinsvergütung bei ihren Spar- und Gewerbekassen zu hören, um diese mit Geld zu überfluten. Dagegen die Kapitalisten, die ungleich mutiger sind, als redende und schreibende Biedermänner annehmen, sehen sich Preis und Charakter der Papiere genauer an; was vielleicht den stets gerne ratenden und empfehlenden Wechselstuben nicht immer gleich lieb ist. So z. B. war die amerikanische Krisis noch lange nicht auf ihrem Höhepunkte, als die schlichtesten Deutschen bereits die Eisenbahnbonds gerne wieder gekauft hätten. Solche Käufer, soweit sie keine Bauern sind, die ihre so schönen Ernteergebnisse meist in Pfandbriefen anlegen lassen, werden denn auch diesmal doppelt wählerisch sein. Denn neben den deutschen Staatspapieren präsentieren sich auch manche fremden Renten zu wesentlich niedrigeren Kursen. Viele dürften sich aber auch Diskonten hinlegen, wo es sogar Privatleuten möglich gewesen ist, Wechsel bis zum März zu 7 Prozent zu erwerben. Und wie rasch dies jetzt an der Börse geht! Man braucht keine zehn Minuten auf Bescheid zu warten, während dieselbe Manipulation früher auch bis zu einer Stunde dauerte. Gerade dieses Gebiet wird sich noch erweitern, denn sobald, wie das hier schon neulich erörtert wurde, unsere Banken die Trassierungen seitens der Industrie nicht länger prolongieren, muß die letztere mit ihren Wechseln, statt zu den Großinstituten, zur Reichsbank gehen. Letztere wird dann wieder angespannter, und unwillkürlich wenden sich dann viele Andere von der Reichsbank hinweg dem offenen Markte zu. Einstweilen erscheint es ja unwahrscheinlich, daß unser offizieller Satz noch weiter hinaufgeht, obgleich die Bank von England am Schluß der ersten Dezemberwoche nahe vor einer weiteren Erhöhung stand. Auch muß daran erinnert werden, daß unser Banksatz ein Maximum bedeutet, während es sich dabei in London um das Mindestmaß handelt. Sicher ist, daß die Börse im ganzen Dezember eine steigende Angst vor der Geldverteuerung hatte, weil sie gar nicht wußte, woher das Geld noch kommen sollte, ohne daran zu denken, daß sie — die Börse — keineswegs unser gesamtes Wirtschaftsleben darstellt. Wenn heute unsere Kreditbanken selbst das Telephon benutzen, um den Kunden die Verbindung zu kündigen, so ist dies weit schlimmer, als die Schwierigkeiten in der Reportierung von Effekten.

Millionenverluste in Österreich.

Von Ignotus.

Es gibt ganz merkwürdige Wirkungen in die Ferne. In Amerika fielen die Papiere und infolgedessen fiel in Wien der Generaldirektor der Österreichischen Länderbank, Eduard Palmer. Die Länderbank hat eine Filiale in London, deren nun entlassener Manager vor dem ersten Amerikanerkrach große Engagements in amerikanischen Werten eingeleitet hatte. Ohne Deckung, auf erborgte Namen. Wäre die Spekulation gut ausgefallen, dann hätte der Mann seine Anonymität enthüllt und den Gewinn für sich reklamiert. Es kam aber der amerikanische Märzkrach und die Verluste aus diesen Engagements gehörten — der Länderbank. Noch bevor man bei der Zentrale davon erfuhr, daß der Leiter der Londoner Filiale spielend einige Millionen der Bank verloren hatte, war die Sache in London und Paris ruchbar geworden, und die Société Générale, die eben damals mit der Länderbank wegen Übernahme der von dieser in Aussicht genommenen neuen Aktienemission unterhandelte, ließ sich im Vertrage für den Rücktritt ein Hintertürchen offen. Der Länder-

Digitized by Google

bankdirektor, der mit der Überwachung der Geschäftstätigkeit der Filialen betraut war, hatte in London alles in Ordnung gefunden; plötzlich stand die Zentrale vor der Tatsache, daß ihr Londoner Direktor gespielt und Millionen der Bank verspielt hatte. Mit keinem offiziellen Sterbenswörtchen wurden die Aktionäre der Länderbank damals von der Affäre unterrichtet. Man beriet und ließ sich von anderen beraten, und der Beratungen Schluß war: die Amerikaner sind auf ihrem tiefsten Kurse angelangt, dem Kurssturz wird rasch die Erholung, dem Verluste bald seine Wettmachung folgen. So beschloß man denn, die Engagements nicht glattzustellen, sondern die Effekten zu halten. Aber der Märzderoute folgten bald andere stärkere, und gegen Ende Oktober entschloß sich der Verwaltungsrat endlich, seinen Aktionären sogenannten reinen Wein einzuschänken. Er teilte mit, daß nach dem Kursstande vom 26. Oktober der Wert der aus den übernommenen Spekulationen des entlassenen Managers stammenden amerikanischen Effekten vier Millionen Kronen betrug und daß darauf ein Verlust von $4^1/_2$ Millionen Kronen laste. Nebenher wurde noch erwähnt, daß sich aus dem regulären Geschäft der Londoner Filiale ein Verlust von einer halben Million Kronen ergeben habe. Seither sind die Kurse der Amerikanerwerte weiter zurückgegangen, und die Londoner Verluste, betragen nun schon erheblich mehr als 5 Millionen Kronen.

Erst wurde jener vertrauensselige Länderbankdirektor, der mit der Kontrolle der Filiale betraut war, seiner Stelle enthoben, und nun ist auch der Generaldirektor Eduard Palmer von seinem Posten zurückgetreten. In dem Communiqué, das diese Demission bekanntgab, hieß es: aus Gesundheitsrücksichten. Würde es sich nicht um Herrn Palmer handeln, der hier sehr beliebt ist, so würden die Leute sagen: aus Rücksichten für die Gesundheit der Bank; aber Herrn Palmer, der in der Verwaltung der Bank bleibt, wird, wenn man in der nächsten Generalversammlung der Länderbank die Dividende von $6^1/_2$ auf 4 % herabsetzen sollte, selbst aus den Reihen der Aktionäre kaum ein hartes oder böses Wort treffen.

Ungefähr zehn Jahre war Herr Palmer Generaldirektor der Länderbank. Mit der Rechtswohltat des Inventars trat er die Erbschaft des Hofrates Hahn an; die Inventarisierung ergab die Notwendigkeit, für die verschiedenen schwebenden Engagements der Länderbank eine Verlustreserve von 17 Millionen Kronen anzulegen. Durch die Abstoßung einer Reihe dieser Engagements wurden von diesem Betrage bereits über 9 Millionen Kronen in Anspruch genommen, der Rest wird bei den restlichen Abwicklungen aufgehen. So erforderte die Lösung des Engagements bei der Prag-Smichover Kattunmanufaktur aus der Verlustreserve einen Betrag von 4,8 Millionen Kronen, der Rückkauf der emittierten Aktien der Austria-Emaillierwerke einen Betrag von 1,64 Millionen Kronen, der Verkauf der Domäne Benatek einen Betrag von 2,2 Millionen Kronen. Fünf Jahre blieb dann die Länderbank von unerfreulichen finanziellen Intermezzi verschont, die Konsolidierung ging gut von statten, man wendete sich von exotischen Geschäften ab und suchte das Gute nicht in der Ferne; das reguläre Bankgeschäft nahm einen großen Aufschwung, die Dividende stieg von 4 % auf 5 und 6 %. Dann aber kam der böse Jellinek, ein schlichter Kassenbeamter, der im Laufe einiger Jahre der Bank, ohne daß sie es merkte, 3,3 Millionen Kronen entnahm. Drei Jahre lang wurden nun die Aktionäre wieder auf die schmale Kost einer 5 %igen Dividende gesetzt. Dann hob sich das Erträgnis wieder auf 6, im letzten Jahre auf $6^1/_2$ %. Im Jahre 1906 gab es wieder eine unangenehme Überraschung: die Pariser Filiale hatte einige Millionen Franks Akzepte der Sucreries d'Egypte mit dem Giro Croniers akzeptiert und war gezwungen, für dieses Geschäft eine Verlustrücklage von $1^1/_2$ Million Francs zu schaffen; die kaum hinreichen wird, den Verlust zu decken. Und nun in diesem Jahre der glänzenden heimischen Konjunktur erleidet die Bank durch die Untreue ihres Londoner Filialleiters einen Verlust an Amerikanern im Betrage von mehr als 5 Millionen Kronen. Die in einem Jahrzehnt teils deklarierten, teils entstandenen, in jeder Hinsicht außerordentlichen Verluste der Länderbank betragen rund 27 Millionen Kronen, nahezu soviel, als die Aktionäre seit 1901 an Dividenden bezogen haben!

Digitized by Google

Die Länderbank wird den Amerikanerverlust in der Bilanz des laufenden Jahres voll zur Austragung bringen. Was sie über den Kurswert hinaus, zu welchem sie die Amerikaner in die Bilanz einstellen wird, beim Verkaufe erzielen wird, wird eine Auferstehung von gebuchten Verlustbeträgen bilden. Eine andere österreichische Aktiengesellschaft, die auch um diese Zeit ein Sündenbekenntnis ablegte, verzeichnet einen Verlust, der endgültig feststeht. Die Wiener-Neustädter Lokomotivfabrik vormals Sigl erzielte mit einem Umsatz von 8,17 Millionen Kronen einen Verlust von 2,66 Millionen Kronen bei einem Aktienkapital von 3,92 Millionen Kronen. Um den Verlust zu decken, muß sie das Aktienkapital durch Abstempelung auf die Hälfte reduzieren und 699 931 K. aus der Reserve heranziehen. Dieser Verlust entstand aus der Übernahme und nicht rechtzeitigen Effektuierung einer Lieferung von 37 Lokomotiven und Tendern nach Italien, Rumänien und Serbien. Zwangsweise Exportförderung durch die Aktionäre. Hier war es die Verwaltung, die vom Direktor vor die überraschende Verlusttatsache gestellt wurde. Aus der Verteidigungsrede der Verwaltung in der Generalversammlung: „Der Direktor war von maßlosem Optimismus durchsetzt; totale Zerfahrenheit und Unordnung im ganzen Betriebe; der Direktor hat den Kopf verloren." Es ist eine nicht gewöhnliche Kunst, an 37 Lokomotiven und Tendern 2,66 Millionen Kronen zu verlieren; das macht per Lokomotive und Tender 72 000 Kronen. Den Aktionären wäre es besser ergangen, wenn man den Betrieb eingestellt, den Direktor spazieren geschickt und die bestellten Lokomotiven in einer anderen Fabrik hätte herstellen lassen. Aus der Erklärung der Verwaltung, daß man beim Bilanzabschlusse gleichzeitig eine strenge Überprüfung und rigorose Bewertung des Inventars und der Vorräte vornahm, darf übrigens geschlossen werden, daß man gleichzeitig auch Bewertungssünden früherer Jahre gutmachte. Es „läppert sich" eben mit der Zeit zusammen.

Zum Schlusse noch ein Millionenverlust, der ein inländisches Unternehmen, aber ausländische Aktionäre trifft. Die Vienna General Omnibus Company Limited, die nahezu den ganzen Wiener Omnibusverkehr besorgt, ist in Konkurs geraten. Die Direktoren behaupten, die elektrische Straßenbahn hätte sie umgebracht, trotzdem gewisse Strecken, so die Durchquerung der inneren Stadt, ihr allein gehören. Sie arbeitete zuletzt mit einem täglichen Betriebsverlust von 500 Kronen, schon die letzte Bilanz wies bei einem eingezahlten Aktienkapital von 89 710 Pfund einen Verlust von 13 947 Pfund aus. Die Obligationenschuld beträgt 50 000, die übrigen Kreditoren 76 342 Pfund. Die Realitäten der Gesellschaft stehen mit 112 951 Pfund, Wagen und Pferde mit 85 283 Pfund zu Buch. Wie diese Posten im Konkurs zusammenschmelzen werden, läßt sich denken. Wirtschaft, Horatio! Auf 200 Omnibusse und 600 Kutscher und Kondukteure kamen 90 Beamte! Man rechnet mit einem schließlichen Verluste von etwa $1^1/_2$ Million Kronen. Gegenüber den ehrfurchtgebietenden Verlusten der Länderbank und der Lokomotivfabrik ist das freilich lächerlich wenig.

Der tapfere Vizepräsident.

Von Jap.

Wer hat im deutschen Reichstag die größte Kuraasche?
Das ist der Vizepräsident Paasche,
Weil er zuweilen renitent ist,
Trotzdem er — wie gesagt — Vizepräsident ist.

Den größten Effekt hatte er mit seinem
Angriff auf den Kriegsminister von Einem.
Man weiß, daß im Reichstag ein großes Geschrei war
Und daß der Kriegsminister nicht dabei war.
Herr Paasche rief entrüstet: Wo ist er,
Wo ist denn der Herr Kriegsminister?
Hernach hat er aus vollen Lungen
Das Lob von Maximilian Harden gesungen.
Und er schwang mit unnachahmlichem Hohne
Briefe von Hohenau mit einer Krone,
Die Harden irgendwo entdeckt hat
Und in Potsdam dem Kriegsgericht gesteckt hat.
Herr von Einem schwieg, indessen Herr Paasche
Die Briefe schon trug in seiner Taasche.

Digitized by Google

(Sein Sohn dient bei der Schutztruppe oder bei den Garden
Und wird demnächst Neffe von Maximilian Harden.)
Kurzum, es flogen nur so die Fetzen,
Den ganzen Reichstag packte Entsetzen,
Und alle fragten zu Tode erschrocken:
Will Herr Paasche denn den Block entblocken?
Und das Zentrum witterte schon den Braten,
Es jubelten die Sozialdemokraten,
Weil Paasche die Rede so kräftig würzte
Und den Kriegsminister in absentia stürzte.
Ferner wollten die Nationalliberalen
Unter allen Umständen direkte Steuern zahlen,
Und dafür ist doch wieder Herr von Rheinbaben,
Wie man weiß, unter keinen Umständen zu haben.
Gab es jemals eine Krise
So schwer und schauerlich wie diese?

Und tags darauf ist Herr von Einem erschienen
Und sagte kurz: Womit kann ich dienen?
Ich muß bemerken, daß ich zufällig krank war,
Als der große Gestank und der große Zank war.
Und er hielt eine seiner männlichsten Reden,
Und Herr Paasche verlor aus der Hand alle Fäden.
Erst rief er dazwischen ein wenig empfindlich,
Dann aber lächelte er verbindlich
Und sagte: Ich wollte Sie nicht beleidigen,
Nur das Vaterland wollte ich verteidigen.
Aber trotzdem Paasche so gesprochen,
Wurde die Sitzung abgebrochen.
Denn erfüllt hatte sich ein furchtbares Fatum.
Fürst Bülow stellte ein Ultimatum:
„Ich wüßte gern, was das für ein Block ist,
Wenn jedes Mitglied wild wie ein Bock ist.
Jeden Tag gibt es hier neue Keile,
Und der Block teilt sich in seine einzelnen Teile.
Entweder die Herren werden vernünftig,
Oder der Block ist nicht mehr künftig,
Ich trinke meine Schokolade bei Kranzler
Und bin von morgen an nicht mehr Kanzler."
Das war ein Schreck in den Wandelhallen!
Manch Herz sah man in die Hosen fallen.
Sogar die Freisinnigen, die strammen,
Steckton besorgt die Köpfe zusammen.
Dann sammelte man in aller Eile
Vom zersplitterten Block die einzelnen Teile.
Man leimte und leimte,
Bis Paasche auf Kreth sich vorzüglich reimte,
Dann ging man aus den Wandelhallen ins Parlament
Und gab Erklärungen ab, und die Krise war zu End'.
Und es scheint, das Ganze war eine Blamasche
Des tapferen Vizepräsidenten Paasche.

Die öffentliche Meinung.

Von Friedrich Hussong.

Man spreche nur in ruhig-ernstem Ton und mit aufmerksam-achtungsvoller Miene von ihr. Man gebe sich den Anschein, sie zu bedenken, aber nicht, sie zu fürchten. Sie ist ein fressendes Ungeheuer; sie ist ein flennendes Kind. Sie ist von kalter Grausamkeit des Hasses und herzlosen Hohnes; man reize sie nicht. Sie ist voll haltloser, hirnloser Sentimentalität; dem Haupt, dessen sie sich erbarmt, wolle man kein Haar krümmen. Sie ist von stierer Unerbittlichkeit; suche sie niemals zu überreden! Sie ist das wankelmütigste auf Erden; verlass dich niemals auf sie! Vorgestern Harden, gestern Moltke, heute Eulenburg, und morgen? . .

Sie ist jedermann und niemand, überall und nirgends. Geh durch die ganze Stadt, frage Mann, Weib und Kind! Alle werden dir beteuern, daß sie nicht der öffentlichen Meinung unterstehen. Übersieh diese selbe Stadt mit weitem Blick, überdenke ihr Treiben, und du siehst, fühlst überall die Tyrannei der öffentlichen Meinung, die doch keiner ihrer Knechte anerkennen will.

Die öffentliche Meinung ist kopflos; die Kunst der Überzeugung ist hier ohnmächtig. Die öffentliche Meinung hat tausend Köpfe; wo du ihr einen abschlägst, wachsen hundert nach. Hüte dich vor dem bösen Gelüste, ihr einen abzuschlagen!

Viele haben vor den Zeitungen Furcht und Scheu, weil sie die öffentliche Meinung machen. Viel mehr aber macht die öffentliche Meinung die

Digitized by Google

Zeitungen. Wir Zeitungsschreiber sind ihre Diener, nicht ihre Herren. Herrscht der Schulmeister in der Schule oder dient er? Der Kräftige dient mit Anstand und Würde; der Schwache wird tyrannisiert, und der Unwürdige tyrannisiert selber. Freilich sind der Unwürdigen viele; die Schwachen aber bilden die „kompakte Mehrheit".

Wer aber macht sie? Wo ist der Ursprung der öffentlichen Meinung? Man weiß nicht, von wannen sie kommt, wohin sie sich wenden, wielange sie beharren wird. Sie ist das alltäglichste, aufdringlichste, schreiendste, ist das geheimnisvollste, dunkelste, unverstandenste. Manchmal ist sie wie eine Erleuchtung des Volkes, öfter grober Irrtum, oft ein zuckender Wahnsinn. Alle ihre Erscheinungsformen sind nur unter einem Begriff vereinbar; es sind alles Formen einer geistigen Epidemie. Auch wo die öffentliche Meinung einmal — ach wie selten! — auftritt als eine plötzliche Erleuchtung und Gutes, ja Großes in den Massen wirkt, auch dort bleibt sie nach ihrem Organismus eine epidemische Erscheinung.

Um eines Gerechten willen sollte Sodom verschont werden. Um der wenigen Fälle willen, wo sie Gutes wirkt, soll man es unterlassen zu sagen: Die öffentliche Meinung ist eine Krankheit. Man müßte denn den traurigen Glauben bekennen, daß die Welt ein Krankenhaus, und die Menschheit nichts als ein Kranker sei. Wer das tut, hat freilich seine Meinung und Wahrheit über alles, auch über die öffentliche Meinung fix und fertig. Wir andern werden, wenn der Hochmut uns packt, manchmal uns dessen erinnern, daß auch die Mehrheit einmal recht haben kann, und daß eine Sache nicht schlecht sein muß, weil sie die öffentliche Meinung für sich hat.

Die öffentliche Meinung kriecht gern im Niedrig-Dumpfen; oft stampft sie in Gemeinheit einher; meist geht und irrt sie mit müder Neugier im Alltäglichen umher; aber manchmal hebt sie ein gewaltiger Raptus hoch über den Werkeltag. Haß ihrer Trägheit, Verachtung der Gemeinheit, Zorn der Werkeltäglichen, Dutzendmenschlichen, — aber Respekt der hoch Erhabenen! Achtung und Beachtung! Denn die öffentliche Meinung ist, wie die Gemeinschaft der Menschen: schwächlich und unzerstörbar.

Sie entsteht und wird verbreitet durch Ansteckung, wie Krankheit. Aber nicht nur wie Krankheit; auch Gesundheit steckt an, auch das Gute, das Lachen, die Freude, die Begeisterung. Der Psychopathologe lehrt uns drei Wege der Verbreitung geistiger Epidemien kennen: die Wege der „Einredung", der „Einfühlung" und der „Eingebung". Es sind die Wege der öffentlichen Meinung. Auf den drei Wegen kann aber auch das Gute gehen und wirken. Lassen wir es darauf ausgehen! Mit schweigendem Achselzucken macht man keine öffentliche Meinung. Die Schreier haben ihr Ohr. Schreien wir auch manchmal ein wenig! Überreden wir zur Gesundung, wie der „Eigene" und seine Leute zur Unnatur. Stellen wir Schöneres dar als die Zeitungsberichte aus Moabit, bei deren Verschlingen sich Millionen in abnorme krankhafte Zustände „einfühlen". Rufen wir allen, die uns hören können, unsere Meinung und unseren Willen nicht weniger gebieterisch zu als Herr Magnus Hirschfeld: etwa die Meinung, daß der Schweinehund im Menschen gepeitscht werden müsse, nicht zarter Schonung und kunstvoller Rechtfertigung bedürftig und würdig sei; die Meinung, daß der Gerichtssaal in Moabit nicht Berlin bedeute und nicht Deutschland und nicht die Welt. Damit würden wir der „Eingebung", zu deutsch der Suggestion, daß dem so sei, mit ihren eigenen Mitteln entgegenwirken, mit der unverzagt vorgebrachten und wiederholten Behauptung dessen, was wir von der öffentlichen Meinung anerkannt sehen möchten. Es wird nicht immer nur der kühne Verleumder, nicht immer nur der hartnäckig Hämische bei ihr Erfolg haben; auch den Ruf der Lauterkeit wird sie einmal hören. Die Lauterkeit darf sich freilich nicht in empfindsamer Scheu vor jedem Lärm und Streit zurückziehen. Und vor allem: Wenn vor dem Gericht der öffentlichen Meinung um der Menschen Gut und Böse gestritten wird, dann dürfen die klugen Köpfe unter den lauteren Naturen es nicht für zu trivial halten, für die Sache der Reinlichkeit und Lauterkeit zu sprechen. Sie sollen das nicht so gern dem breiten Chor der mittelmäßigen und beschränkten Moralprediger überlassen, deren Schuld es ist, daß die Tugend für soviel weniger witzig gilt als das Laster. Auch eine anständige Sache, meine Herrschaften,

Digitized by Google

kann interessant sein; nicht nur das Zweideutige kann eines geistvollen Kopfes würdig sein. Ihr Klugen unter den Reinlichen, schämt euch doch nicht eurer Reinlichkeit! Wagt doch für euer Reinlichkeitsbedürfnis Rücksicht zu fordern! Haben doch die andern es gewagt und verstanden, zur Befriedigung ihrer anderen Bedürfnisse eine großartig organisierte, literarische und artistische Industrie der Zote zu schaffen. Man habe doch den Mut, z. B. in geschlechtlichen Dingen so anständig zu scheinen, wie man ist. Errötet doch so mancher aus Furcht vor der öffentlichen Meinung des „Herrenabends" — es gibt auch so eine — mehr, wenn man ihn als einen jungferlichen Menschen neckt, als wenn man ihn einen kleinen Wüstling nennt. Ich möchte wissen, wie viele solche Verleugner ihrer selbst unter uns sind. Wagten sie es, zu bekennen, sie würden sich vielleicht mehr als einmal in einer kleinen Mehrheit finden, wo jetzt der Schweinigel sie alle für seinesgleichen hält.

Die öffentliche Meinung wird eben von denen gemacht, die da reden, nicht von denen, die schweigen und schweigend verachten. Sie hat das mit der Politik gemein, daß gerade viele von denen nichts mit ihr zu tun haben wollen, die geeignet wären, ihr ein feineres Gepräge zu geben. Hier wie dort, meine Herren, ist es nicht euer Recht, gerade e u e r Recht nicht, euch in Empfindsamkeit zurückzuziehen, sondern eure Pflicht, gerade e u r e verdammte Pflicht, mitzumachen.

Der blutlechzende Poet.

Von m. h.

Unsere jungen Dichter, gegen die wir nicht deswegen ankämpfen, weil ihre Last der Jahre so gering ist, sondern weil sie sich wie jämmerliche, verkommene Greise benehmen, haben einen greulichen Gefährten aufzuweisen. Seinen Namen wollen wir nicht zum Überflusse nennen; wir wollen nur an seinem spottschlechten Theaterspiel „Das verlorene Lied" zeigen, was sich dieser entsetzliche Jüngling gestattet. Er hat eine einzige Tragödie der Brunst geschrieben. Das darf gewiß keinem flaumbärtigen, hierin echt empfindenden Poeten verboten werden. Aber der Knabe, der scheinbar, wie alle seiner Sorte, nur Literatur und kein Leben kennt, hat es für gut erachtet, seine Brunstmenschen so von Scheußlichkeit besessen sein zu lassen, daß wider solchen Ungeschmack, wider solche marode Kindlichkeit ein Halt gerufen werden muß. Nachdem er eine „Frau in Grün" hat sagen lassen: „Ich möchte wohl sehen, wie man einer Leiche die Arme abbricht. Das muß sehr schön sein", legt er seinen Menschen folgende Zwiesprache in den vor Geilheit wimmernden Mund:

Die Herzogin (beim Liebhaber)

O Menschen quälen! Wollust der Seele.

Der Mann

Und gequält zu werden, ist das nicht schön und himmlische Freude? Von weißen langen Fingern gemartert zu werden —

Die Frau in Scharlach

Ach, die jungen kleinen Kinder — Mögt Ihr nicht gern die kleinen Kinder schlagen und beißen? Wenn die Tränen aus ihren Augen fallen — ich trinke die süßen Tränen. Meine Seele lebt davon.

Der Herzog

Warum versucht Ihr nicht die Knaben? Mögt Ihr nicht wissen, wie süß die Knaben sind, wenn man in ihrer Scham und Unschuld wühlt?

Die Unreife und den Blödsinn in diesem Pubertätsgestümper sieht auch ein, wem die ästhetischen Nerven fehlen. Ich aber schlage folgendes vor: Man binde von Staats wegen dem Jüngling einen Maulkorb um, damit er nichts von seinen Dichtungen deklamiere, oder man schicke ihn gleich zur Beruhigung seiner Nerven in ein neu zu gründendes Sanatorium für perverse jugendliche Poeten.

Digitized by Google

Zwei Zuschriften:

Zentraldirektor Kestranek.

Herr Dr. Paul Stefan vom „Zentralverband der Industriellen Österreichs" schreibt uns aus Wien:

In Ihrer Notiz „Zentraldirektor Kestranek in Verlegenheit" meinten Sie, es stehe auch in Österreich mit der Finanzverwaltung nicht viel besser als in Ungarn: Beweis dessen eben die Angelegenheit Kestranek. Nun spielt aber diese ganze Sache auf der Bühne der Bosnischen Geschehnisse, und da dürfte es „Pluto" wohl entgangen sein, daß Bosnien (nebst der Herzegowina) unter der Verwaltung des k. u. k. Reichs- (gemeinsamen) Finanzministeriums steht. Dieses aber hat mit dem k. k. Finanzministerium — überall außer in Österreich würde man es das österreichische nennen — nicht nur nichts zu tun, sondern der Einfluß der ungarischen Reichshälfte ist dort wie in allen gemeinsamen Einrichtungen geradezu entscheidend. Was dort geschieht, kann für österreichische Verwaltung nicht maßgebend sein.

„Grechtels Eng".

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Herrn Dr. Batka — es ist nur zu begreiflich, daß er im Wiener Vorstadt-Idiom weniger zu Hause ist als in der Mozartschen Musik — ist in seinem Artikel „Der lustige Mozart" im zweiten Novemberheft der „Neuen Revue" bei der Übersetzung eines Textes aus dem Urwienerischen ins Neuhochdeutsche ein kleiner Lapsus passiert, den ich hier nur der strengen Wissenschaft wegen richtigstellen möchte.

„Grechtelts Eng" heißt nicht, wie Herr Dr. Batka glaubt: „Wenns Euch recht ist" — sondern es heißt: „Richtet Euch her", „Macht Euch zurecht", „Macht Euch fertig!"

* * *

Der Verfasser des Aufsatzes „Walpole" im 2. Novemberheft der „Neuen Revue", Herr Paul Wiegler, bittet uns, einen Druckfehler zu berichtigen. Es ist in diesem Artikel wiederholt von Walpole als Lord Oxford die Rede. Der Name lautet richtig: Lord Orford.

Eine Fälschung?

Der H.-Korrespondent der „France militaire" setzt seine Polemik gegen den Aufsatz über die französische Armee in No. 1 und 2 der „Neuen Revue" fort, und nachdem er seinen ersten Artikel, wie in Heft 3 nachgewiesen, auf einem von ihm konstruierten Mißverständnis aufgebaut hat, sucht er in einem zweiten Artikel vom 5. Dezember „Schartig . . . Stumpf" dem Verfasser unseres Aufsatzes eine Beleidigung des französischen Heeres zu imputieren, die jenem niemals in den Sinn gekommen ist. Er behauptet nämlich, dieser habe für die französischen Kolonialtruppen das hübsche Wort „Apachen" erfunden, während lediglich in einer Anmerkung Heft 2 S. 103 angeführt ist, daß der „Matin" vom 16. September einen Artikel mit der Überschrift „Apaches Coloniaux" gebracht hat, in dem die Untaten dieser Truppen scharf gekennzeichnet werden. Jene Bezeichnung stammt also nicht wie die „France militaire" ihre Leser glauben machen will aus unserem Blatte, sondern wurde von „Matin" erfunden. Liegt hier eine absichtliche Fälschung vor? Jedenfalls muß erwartet werden, daß die „France militaire", die ein anständiges Blatt sein will, eine Berichtigung bringen wird. Selbstredend ist in unserem Aufsatz auch nicht, wie das Blatt fälschlich behauptet, Oberst Septans, ein hervorragender Mitarbeiter desselben, dessen Artikel stets in einem vornehm-sachlichen Ton gehalten sind, in irgend eine Beziehung zu jener Note des Matin gebracht worden. Ebensowenig wurden die französischen Soldaten und Offiziere als „Plünderer, Aufschneider, Menschen ohne Charakter" bezeichnet, Ausdrücke, die überhaupt nicht gebraucht wurden.

Im übrigen werden in dem Artikel einzelne Worte aus dem Text herausgegriffen, und man legt ihnen einen andern Sinn unter, jedenfalls

Digitized by Google

in der bestimmten Annahme, daß bei der geringen Kenntnis des Deutschen unter den Lesern des Blattes diese ihn nicht kontrollieren können. Jener Aufsatz in der „Neuen Revue" beruht aber so fast ausschließlich auf Ansichten, die von französischer Seite kundgegeben wurden, daß er sehr wohl den Titel hätte führen können „Die französische Armee nach der Ansicht von Franzosen". Die Quellen sind überall angegeben, also mögen die Herren das Weitere unter sich abmachen.

Revue der Revuen.

Frankreich.

Nach allem, was Zeitungen und Zeitschriften im Laufe dieses letzten Monats gebracht haben, ist augenblicklich in Frankreich eine scharfe Stimmung darauf, die eigene Nationalität gegenüber allem fremden neu zu entdecken. Man gefällt sich in geringerem oder auch in heftigerem Chauvinismus. Besonders ist in Deutschland vieles für französische Augen häßlich. Da fährt Ed. Pallichet in der französisch-schweizerischen „Bibliothèque Universelle" fort, auf Deutschland und seine gegenwärtige Politik zu schimpfen (1. Dezember). Der politische Chronist versucht, die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. zu charakterisieren. Und er versteigt sich soweit, ihn den unangenehmsten Friedensstörer Deutschlands und die deutsche Armee sehr dekadent zu nennen. Er behauptet, daß Deutschland jetzt sehr zurückgehe, daß es auf ähnlichem Wege sei, wie das Preußen, das im Jahre 1806 bei Jena besiegt wurde. In der gemäßigten „Revue des deux Mondes" nimmt Francis Charmes zu der Entwicklung der Zeitgeschichte das Wort. Obwohl jetzt mehr Blut in Marokko fließt, weiß er nicht, wie diese Affäre auslaufen wird. Er kann bestimmter über die englisch-deutschen Freundlichkeiten reden, die beim Besuche des deutschen Monarchen zu Windsor an den Tag gekommen sind. Nur ist diesem Beobachter Deutschlands Flottenpolitik ein stechender Dorn des Ärgernisses. Als Kaiser Wilhelm sich mit König Eduard küßte, wurde in Deutschland eine schreckliche Vermehrung und Verstärkung der Seemacht beschlossen. Ist all diese Verbrüderung nur ein Versteckspiel? deutet er bescheiden an. Seine Gedanken, die er in sich verbirgt, spinnt an gleicher Stelle J. Nowicow fort. Der redet von der Sprache, die einst in Europa das allgemeingültige Kulturidiom werden soll. Er ist ein Feind des Esperanto, das gegenwärtig in Frankreich weit um sich greift, obwohl seine Sprachwurzeln weniger lateinische Wurzeln aufweisen, als alle übrigen sprachlichen Kunstprodukte. Frankreichs Sprache sei eben stets schon das Allgemeineigentum der zivilisierten Welt gewesen. Höfisches, geselliges, literarisches, diplomatisches Französisch wird gepriesen. Der Verfasser wendet sich „gegen die jetzt in Mode gekommene Überschätzung der germanischen Rasse" und sagt: „Deutschland hat den Fortschritt der europäischen Zivilisation wiederholt auf das gefährlichste aufgehalten, anstatt ihn zu fördern. Durch die germanischen Invasionen des 5. Jahrhunderts sei Europa in Barbarei und ins Chaos zurückgefallen. Heute noch setze Deutschland ‚durch die brutale Eroberung von Elsaß-Lothringen' der Verbrüderung unseres ganzen Kontinents — — den hauptsächlichsten Widerstand entgegen." Alles Germanische sei die Quelle des Unfreien, sagt dieser erhitzte Gelehrte, der mit Sehnsucht und Gewißheit die Zeit begrüßt, da Französisch die allgemeine „Hilfssprache" geworden ist. Den Lesern des „Censeur" (1. Dezember) gefällt in der deutschen Wissenschaft die philosophische Übermacht Immanuel Kants nicht. Professoren und Religionslehrer wenden sich in öffentlichen Briefen gegen den einseitigen Idealismus, der von Königsberg aus die Welt erobert hat. Weniger gallig ist schließlich der gebildete „Mercure de France", in dem erzählt wird (1. Dezember), wie sich im Hochsommer 1760 Voltaire, der Dichter, und Casanova, der Lebenskünstler, gesehen, beschmeichelt und beurteilt haben.

Amerika.

Die Wolkenkratzer von zwanzig und dreißig Stockwerken waren doch nur Zwerge gegen das,

Digitized by Google

was man jetzt bauen will. Ein Aufsatz von Asa Steele im „Broadway Magazine“ erzählt von Geschäftsbauten, die bis sechzig Stockwerke erhalten und an Höhe den Eifelturm übertreffen sollen. Schmale, tiefe Rinnsale zwischen ungeheuren Klippen von Stahl und Stein, das werden bald die Straßen des untern New York sein. — Der Optimismus der Amerikaner kennt keine Grenzen, er läßt sich auch durch die finanzielle Krisis nicht niederdrücken. In derselben Zeitschrift nennt Serano S. Pratt Amerika nur „The Greater Wall Street“. Das Land und Wall Street sind eins und untrennbar. Amerika ist noch durch jede Krisis stärker geworden, es wird auch jetzt die Mißstände beseitigen und verjüngt weiter arbeiten. In „Everybody's Magazine“ sprechen bekannte Finanzmänner und Sozialökonomen über die Ursache der Panik. Der Exschatzsekretär Lyman J. Gage verlangt ein besseres System des Geldumlaufs, damit die Banken nicht jedem plötzlichen Ansturm wehrlos gegenüberstehen. W. G. Sumner, Professor an der Yale-Universität, verneint die Frage, daß auf eine Periode der Prosperität notwendig eine Krisis folgen müsse. Es habe auch keine übertriebene, ungesunde Spekulation stattgefunden. Durch voreilige Anklagen und überstürzte Maßregeln, an deren Spitze Roosevelt stehe, sei ein Mißtrauen erzeugt worden, das Energie und Unternehmungslust lähme und noch schlimme Folgen haben werde. Der Großindustrielle Stuyvesant Fish sieht auch in dem systematisch geschürten Mißtrauen des Publikums gegen die Methoden der Wall Street die Ursache des Übels, und James J. Hill, der Präsident der Great Northern Railway betont, daß Geld genug da sei. Wenn nur das Publikum wieder den Mut hätte, es zur Bank zu bringen, würde auch Handel und Industrie aufblühen. Pessimistischer urteilt der Herausgeber Byron W. Holt. Er glaubt an eine Weltkrisis, die ihre letzte Ursache in dem rapiden Sinken des Goldwertes habe. Thomas W. Lawson, der durch sein Buch „Freitag der dreizehnte“ bei uns bekannt geworden, bekämpft das System der Börse, mit fiktiven Werten zu arbeiten und sich auf Vermögen zu stützen, die gar nicht vorhanden sind. „Mc Clure's Magazine“ bringt eine Studie von George Kennan über das verbrecherische Regiment in San Franzisko. Daß Behörden und Politiker gute Geschäftsleute sind und in ihre eigene Tasche arbeiten, daran ist man ja in Amerika gewöhnt, aber der Bürgermeister Schmitz hat den Graft doch in ein System gebracht, dem man die Großartigkeit nicht absprechen kann. In der „North American Review“ spricht Hugh H. Lusk über die wirkliche gelbe Gefahr, die keine politische, sondern eine Bevölkerungsfrage sei. Fast ein Drittel der Menschheit besteht aus Mongolen, die zunächst die asiatischen Inseln überfluten, dann nach Australien, Süd- und Mittelamerika übergreifen werden.

Italien.

Die Rivista Cattolica greift in den Streit um die letzte Enzyklika ein und bespricht und verdammt oder zerzupft vielmehr das jüngst als Antwort auf das päpstliche Rundschreiben erschienene „Programm der Modernisten“, dessen anonyme Urheber der Papst jetzt bekanntlich in den Bann getan hat. In einem Artikel voll glänzender kirchlicher Rhetorik sucht das orthodoxe Blatt von seinem Standpunkte die verdeckten Kämpfer bloßzustellen, die als kirchliche Beamte das Lehramt ihres Oberhauptes nicht anerkennen wollen und sich mit gehässigen Worten als „wissenschaftlich-religiös“ Gesellte an eine fremde Öffentlichkeit wenden. In der „Nuova Antologia“ würdigt Augusto Graziani die hohen wissenschaftlichen Verdienste des früheren österreichischen Finanzministers Böhm-Bawerk und erörtert dessen Entdeckungen auf den Gebieten des Grenznutzens, der Bewertung zeitlich verschiedener Güter und des Zinsfußes, vermag aber seiner Lehre vom Lohnvertrage nicht die Tiefe und Geistesschärfe seiner übrigen Arbeiten zuzuerkennen. Dieselbe Zeitschrift bringt noch eine interessante Plauderei von Paolo Picca, über die traurige Rolle, die der „Dolch“ zu allen Zeiten im römischen Volksleben gespielt hat — mit einem Zitate Stendhals, die Römer seiner Tage seien schwerer zu zivilisieren als die Zopfträger Chinas — und einen liebevoll geschriebenen Essay von Irene Zocco über Charles Lamb. Rassegna Nazionale druckt

Digitized by Google

einen hochkonservativen Artikel über den unsere Zeit beherrschenden „Aberglauben der Demokratie“ ab, in Anlehnung an Mirabeaus revolutionäre Phrase von der „superstition monarchique“.

Spanien.

In „Espana Moderna“ veröffentlicht Pascal Santacruz einen Aufsatz über das „Mannweib“ der Frauenbewegung; er zeiht die lebendige „Nora“ der Absurdität und stellt eine Art weiblicher Hierarchie auf, in der die Mutter und das religiöse Genie die Marke I a der „Aristokratie“ erhalten, die andern Mitschwestern aber, von der Liebenden bis hinab zu der Frauenrechtlerin, sich mit der Teilnahme an der „Mesokratie“ usw. begnügen müssen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Die Noten zu den in No. 1 veröffentlichten Wagnerszenen werden demnächst in der Neuen Revue erscheinen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W, Potsdamerstr. 127-128

Geschäftliche Mitteilung.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben.

Von diesem bedeutungsvollen Unternehmen, das sich schon längst in kunstverständigen Kreisen einer großen, weitumfassenden Verbreitung erfreut, liegen nunmehr 11 Bände vor. In diesen vornehm ausgestatteten Bänden ist das gesamte künstlerische Schaffen von Raffael, Rembrandt (Gemälde und Radierungen), Tizian, Dürer, Rubens, Velazquez, Michelangelo, Schwind, Corregio, Donatello zu einem für jeden Kunstfreund erschwinglichen Preis im Bilde dargeboten. Für den mäßigen Preis von M. 5,— bis M. 15,— pro Band ist nunmehr jedem Gelegenheit gegeben, in seine Bibliothek, neben die Klassiker der Literatur auch die Klassiker der Kunst zu stellen. Die akademische Buchhandlung von Bial & Freund in Breslau legt dieser Nummer einen Prospekt über die Klassiker der Kunst bei, indem sie sich zur Lieferung gegen monatliche Teilzahlungen von M. 5,— erbietet. Der Prospekt sei der Beachtung unserer Leser hiermit auf das angelegentlichste empfohlen.

Digitized by Google

NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ERSTES JANVARHEFT

No 5

1908

Digitized by Google

Ostende * Belgien

Die Königin der Seebäder.

Der schönste Kursaal der Welt. Symphonie-Kapelle ersten Ranges (150 Künstler).

Täglich **zwei Symphoniekonzerte** unter Mitwirkung von Sängerinnen und Sängern der ersten Bühnen Europas.

Orgel-Konzerte. **Soirées dansantes.**

Im Kgl. Theater — großartiger Neubau — gibt eine Truppe ausgewählter Künstler I. Ranges allabendlich Vorstellungen auf dem Gebiete der Oper, Operette, großen Ausstattungsstücke, Lustspiele etc.

Jeder Sport hat in Ostende seine Heimstätte:

Pferde-Rennen (800000 Frcs. an Preisen), Taubenschießen, Polo, Golf, Lawn-Tennis, Segel-, Ruder- und Motorbootregatten, Automobil-Rennen etc. etc.

Jährlich eine Million Besucher. Vom 1. Oktober ab Wintersaison.

Klubsessel

Leder-Stühle Katalog

Leder-Fauteuils umsonst

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H.
Berlin C. Dircksenstr. 47.
(Bahnhof Börse)
= Fabrik und Verkaufsräume II. Kgl. =

Heyser & Rudolff
Berlin W. 9, Potsdamerstr. 20.
(VI, 4081)

Kunsthandlung

Original-Gemälde, Copien, Reproductionen etc. Sculpturen, Kunstgewerbe etc.

Einrahmungen in eigener Werkstatt

Digitized by Google

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES JANUARHEFT. 1908.

INHALT:

	Seite
Justizrat Bamberger, Ein Reformprojekt	334
Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne, Zur Frage einer Felduniform für das deutsche Heer	337
Graf Taisuke Itagaki, Japan, Amerika und der Weltfriede	341
Memoiren des Feldmarschall-Leutnants Berger aus dem Kriege von 1859. Veröffentlicht von Karl Harbauer	346
Robert Browning, Der Bischof gibt Weisungen für sein Grabmal in der Praxediskirche	360
„Die Hochzeit", Eine unbekannte Oper Richard Wagners (Noten mitgeteilt von Richard Batka)	363
Josef Adolf Bondy, Ein Calderon-Experiment	372
Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)	376
Rundschau:	
Pluto, Finanzpolitische Rundschau	389
Homo, Die amerikanische Krise 1857	392
Wilhelmine v. Zenge über ihren Bräutigam Heinrich von Kleist	395
Fidus, Eine intime Unterredung zwischen Bismarck und Carl Schurz	399
Hans Landsberg, Moderne Buchreklame	400
Dammann, Kurpfuscher	402
Revue der Revuen	406
Neue Bücher	408

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

Digitized by Google

Ein Reformprojekt.

Von

Justizrat Bamberger in Aschersleben.

Das von Adolph Wagner aufgestellte Gesetz von der fortschreitenden Ausdehnung der Staatstätigkeiten und der damit verbundenen Steigerung des finanziellen Staatsbedarfs findet seine Bestätigung in der Entwicklung des Deutschen Reiches. Immer neue bedeutsame Aufgaben treten an das Reich heran, mag es sich um den Ausbau der Flotte, der Kolonien handeln oder um Neuschöpfungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik, um Witwen- und Waisenversorgung, Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit u. a. Immer schwieriger wird es naturgemäß, die Kosten für die Deckung der staatlichen Bedürfnisse aufzubringen. Daß unter diesen Umständen der Plan einer Änderung des gesetzlichen Erbrechts im Sinne der Errichtung eines Reichserbrechts an Stelle der Ansprüche der Seitenverwandten eine freundliche Aufnahme fand, kann nicht wundernehmen. Ein Vorschlag, der mit dem Anspruch auftrat, der Reichskasse jährlich 500 Millionen Mehreinnahmen zuzuführen, ohne ein erworbenes Recht zu verletzen, mußte als ein willkommenes Mittel erscheinen, die chronisch gewordenen finanziellen Nöte des Reiches zu beseitigen, bevor noch die starken inneren Gründe der Reform recht eigentlich gewürdigt werden konnten. Die Grundzüge dieser Reform lassen sich in Kürze dahin formulieren.

Das schrankenlose, bis in die entferntesten Grade reichende Verwandtenerbrecht ist eine Schöpfung des oströmischen Kaisers Justinian, zu deren Rechtfertigung sich kein innerer, ja nicht einmal ein äußerer Grund angeben läßt. Dem deutschen Rechte fremd, wurde dies Institut durch eine romanistische Jurisprudenz übernommen und gelangte so noch in das Gesetzbuch des Deutschen Reichs vom Jahre 1900,*) während eine ganze Anzahl fremder Gesetzgebungen in bewußtem Gegensatz zu der römischen Schablone Grenzen für das Verwandtenerbrecht bereits aufgestellt hatten.

Für die Frage, wo heute diese Grenze zu ziehen sei, ist davon auszugehen, daß der Familienverband sich immer mehr gelockert hat, während die Staats- und Reichsgemeinschaft gewaltig erstarkt ist. Wichtige Aufgaben der Familie, für deren Erfüllung das Familienerbrecht die Gegenleistung bildete, sind auf den Staat übergegangen, so namentlich der Rechtsschutz. Noch wichtigere Aufgaben sind dem modernen Staat neu erwachsen und von ihm übernommen im Wohlfahrtsinteresse der Gesamtheit und damit der einzelnen. Dagegen besteht ein gesundes Familienleben im wesentlichen noch innerhalb der engeren Familie, im Verhältnis der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, eines Ehegatten zum andern. Für diese Verwandten in auf- und in absteigender

*) Vgl. „Vom Recht der lachenden Erben" vom Verfasser in der D. Juristen-Zeitung vom 1. Juni 1907.

Digitized by Google

Linie, wie für den hinterbliebenen Ehegatten erscheint ein gesetzliches Erbrecht nach wie vor Bedürfnis, also für alle die nahen Angehörigen, denen nach geltendem Recht ein Pflichtteilsanspruch, selbst gegen den Willen des Erblassers zusteht.

Darüber hinaus sei Erbe das Reich, — beim Mangel anderweitiger testamentarischer Bestimmung. Die Testierfreiheit bleibt unberührt, so daß auch die entferntesten Verwandten noch erben, wenn der Erblasser dies bestimmt, — aber auch nur dann!

Wenn die vorstehenden Sätze als die Grundzüge einer zweckmäßigen Regelung der gesetzlichen Erbfolge empfohlen werden, so soll damit der Lösung von Einzelfragen nicht vorgegriffen werden. Daß zunächst die besonderen Interessen des ländlichen Grundbesitzes gewahrt werden müssen, bedarf keiner weiteren Erörterung. Ebenso muß von vornherein anerkannt werden, daß sich darüber streiten läßt, ob etwa das Erbrecht der Geschwister von der Reform unberührt bleiben soll, so daß das Erbrecht des Reiches erst hinter den Geschwistern einsetzen würde. Auch diese bedeutsame Frage soll hier nicht erörtert werden; es sei nur bemerkt, daß selbst bei einer derartigen Beschränkung der Reform ihr finanzieller Ertrag sich auf rund 500 Millionen Mark jährlich beläuft, weil im Interesse vorsichtiger Berechnung Abzüge gemacht sind, die weit über das Maß hinausgehen.*) Wenn aber der Einwand gemacht wird, daß nach Verwirklichung des Reformprojektes häufiger Testamente errichtet werden würden, um dem Reiche das Erbe zu entziehen, daß also der Erfolg der ganzen Maßregel damit zweifelhaft werde, so soll diese wichtige Frage, die gern aufgeworfen wird, wenn von der Erbrechtsreform die Rede ist, in den folgenden Zeilen auf ihren Grund näher geprüft werden.

Um klar zu sehen, muß man zunächst von dem gegenwärtigen Stande der Dinge ausgehen. Fragen wir, wie es kommt, daß bei dem heutigen Stande der Gesetzgebung so viele es unterlassen, letztwillig zu verfügen, so wird sich bald zeigen, daß verschiedene Gründe dazu mitwirken, die ganz unabhängig sind von der in Geltung stehenden Regelung des Erbrechts. Die Testamentserrichtung unterbleibt nicht etwa deshalb, wie zuweilen angenommen wird, weil sich der Testator sagt, daß seine nächsten Verwandten ihn beerben werden. Das mag für manche Fälle zutreffen, in denen ein gutes Einvernehmen zwischen den Beteiligten geherrscht hat. Läßt sich denn aber etwa behaupten, daß zwischen Verwandten — außerhalb der engeren Familie — regelmäßig ein freundliches Verhältnis besteht? Man kann beinahe behaupten, wenn man Umschau hält in weitem Kreise, daß Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Verwandten ungefähr ebenso häufig sind, wie Liebe und Freundschaft. Jedermann kennt Fälle von lachenden Erben, in denen eine Person den Nachlaß erhält, die sich im Hause des Verstorbenen nicht blicken lassen durfte, die niemals von ihm zum Erben berufen worden wäre, wenn er testiert hätte. Solche Familienfeindschaften sind keine Seltenheit, sie entstehen sogar erfahrungsmäßig besonders gerade aus Anlaß von Erbschaften und nicht bloß in den unteren Kreisen der

*) Vgl. „Erbrecht des Reiches" vom Verfasser im „Tag" vom 13. März 1906, und „Erbrechts- und Finanzreform in der Deutschen Juristen-Zeitung vom 15. Dezember 1907.

Digitized by Google

Gesellschaft. Die erbitterten Streitigkeiten unter Verwandten liefern einen traurigen, aber unwiderleglichen Beweis dafür, daß der Familiensinn in vielen Fällen nur an einem seidenen Faden hängt.

Unter den Gründen, welche in Wirklichkeit bestimmend sind, die Testamentserrichtung zu unterlassen, steht in erster Linie die Furcht vor dem Tode, — zum mindesten die Abneigung, sich mit dem Gedanken des Todes zu beschäftigen. Viele Leute denken, um es trivial auszudrücken, sie müssen sterben, wenn sie Testament machen. Solches Empfinden ist menschlich wohl begreiflich, handelt es sich doch um den Gedanken der Trennung von allem, was wir lieben, von allen Gütern dieser schönen Welt. Die Resignation des Philosophen ist nicht jedem gegeben, selbst der Bescheidenste kann sich schwer vorstellen, daß, wenn er dereinst die Augen zum letzten Schlummer geschlossen hat, die Sonne noch so strahlend aufgehen wird, wie bisher. Soll man sich also schlüssig machen, wie einmal unser Vermögen zu verteilen ist, wem der Schreibtisch, an dem wir sitzen, die Uhr, die wir in der Tasche tragen, zufallen soll, sobald wir selbst auf dem Kirchhof liegen, — soll man disponieren für den Fall der Wiederverheiratung seiner Frau, — es fehlte nur noch ein testamentarischer Glückwunsch zur Hochzeit und zu weiteren freudigen Familienereignissen, so haben solche Erwägungen für den noch lebenden Familienvater wirklich wenig Erfrischendes! Um vorläufig so unbehaglichen Betrachtungen und Entschließungen aus dem Wege zu gehen, sagt man sich gern, daß die Sache nicht so eilig sei; das eigene Ende erscheint uns regelmäßig nicht so nahe, wie das der anderen, — ein Grund mehr, die Testamentserrichtung zunächst aufzuschieben. Zu diesen inneren Gründen kommen noch äußere. Man scheut die Kosten, die mit dem Akt verbunden sind; erscheinen sie auch nicht hoch im Verhältnis zu der Wichtigkeit der Sache, so bilden sie doch für den Augenblick eine außerordentliche, störende Ausgabe. Die meisten Menschen haben überhaupt nicht gern mit dem Gericht oder dem Notar zu tun, trotz der notorisch liebenswürdigen Behandlung, deren sich das Publikum dort bekanntlich stets erfreut; schon die Luft, die ganze Stimmung, die auf dem Gericht, in den Notariatsstuben herrscht, hat für manche etwas ausgesprochen Unangenehmes. Als geradezu peinlich aber wird der Zwang empfunden, intime Familien- und Vermögensverhältnisse dritten Personen zu offenbaren, — den Beamten und den Zeugen, dem Dienstmann von der Ecke, Geheimnisse preiszugeben, die sonst vor jedem Ohre sorgfältig gehütet werden. Und wer sich über alle diese Unannehmlichkeiten hinwegsetzt, steht oft genug vor der weiteren Frage, was er denn eigentlich bestimmen soll. Besitzt er nahe Angehörige, so ist er ja wohl darüber klar, daß er diese einsetzt; wie er diese Erben aber von jeder gerichtlichen Einmischung befreien und zu gleicher Zeit im Interesse der Erhaltung des Vermögens doch unter gerichtliche Aufsicht stellen könne, das ist ein häufig aufgegebenes, aber schwer zu lösendes Rätsel. Der Testator endlich, der keine nahen Verwandten hat, ist begreiflicherweise nicht selten sogar darüber im Zweifel, wen er überhaupt zum Erben einsetzen soll, und unterläßt es deswegen häufig ganz.

Digitized by Google

Dies sind die Zweifel, die Bedenken, die inneren und die äußeren Schwierigkeiten, die der Errichtung letztwilliger Verfügungen hindernd im Wege stehen. Und diese Gründe werden in der Zukunft ganz so wie in der Gegenwart wirksam bleiben! Denn sie beruhen auf der Natur des Menschen. Mag dieses Gesetz gelten oder jenes, unsere Empfindungen ändern sich nicht. Tief in der menschlichen Natur ist es begründet, daß man den Gedanken daran weit von sich weist, die „schöne freundliche Gewohnheit des Daseins" einmal aufzugeben. Und so wird die Abneigung, den letzten Willen auszusprechen, in Zukunft die gleiche bleiben wie in der Vergangenheit.

Sind diese auf das Wesen der menschlichen Natur und die Erfahrungen des Lebens gegründeten Schlußfolgerungen richtig, so ist damit die Befürchtung widerlegt, daß das Erbrecht des Reiches durch eine Vermehrung letztwilliger Verfügungen irgend erheblich gefährdet werden könnte. Ist also auch nach dieser Richtung der Weg für die Reform frei, so läßt sich als Ergebnis unserer Betrachtung der Satz aufstellen: Die Reform bezweckt die Beseitigung des Unrechts der lachenden Erben und positiv die Stärkung des Reiches durch Erschließung einer außerordentlich ergiebigen, dauernden Einnahmequelle zu keines Lebenden Schaden, zum Vorteil aller!

Die Frage einer Felduniform für das deutsche Heer.

Von

Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne.

Der Etat des Reichshaushaltes für 1908 weist im Heeresetat einen Titel „Neue Bekleidung" mit 4 660 000 M. auf. Obgleich besondere Erläuterungen nicht gegeben sind, kann doch kein Zweifel bestehen, daß es sich dabei um die Beschaffung einer Feldbekleidung für das Heer handelt.

Die Einstellung dieses Geldbetrages ist mit besonderer Freude zu begrüßen, handelt es sich doch um eine Reform, die man wohl als die wichtigste und dringendste bezeichnen muß, eine Reform, von der man nur hoffen kann, daß sie beschleunigt eingeleitet und und gründlich durchgeführt wird, lediglich nach Grundsätzen der praktischen Notwendigkeit.

Das Bedürfnis einer solchen Reform ist erst seit dem Burenkriege in den Heeren erkannt worden, die Engländer haben das Lehrgeld zahlen müssen. Neben ihrer unzweckmäßigen Fechtweise war es besonders ihre weit sichtbare, dem Buren ein vorzügliches Ziel bietende Ausrüstung, der sie im ersten Teile des Feldzuges ihre großen Verluste und Niederlagen zu danken hatten. Nun ging man eiligst daran, Abhilfe zu

Digitized by Google

schaffen und unter der Opferung vieler Millionen wurden die bekannten Khakiuniformen eingeführt. Nach dem Bericht der Royal Commission of the War in South-Africa hätte manche Million gespart werden können, wenn das Kriegsministerium der außerordentlich wichtigen Lösung dieser Frage früher und nicht erst nach Ausbruch des Krieges nahegetreten wäre.

Die Erfahrungen der Engländer in jenem Feldzuge haben natürlich auch bei uns Beachtung gefunden. Schon im 3. Heft der vom Großen Generalstab herausgegebenen „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde" Jahrgang 1904 findet sich ein sehr eingehender Aufsatz des Hauptmanns v. Haeften über die Erfahrungen der Engländer auf dem Gebiete der Bekleidung und Ausrüstung, wo der Verfasser zu dem Schluß kommt, „daß die Bekleidungsfrage im Kriege von so großer und ernster Bedeutung sei, daß hierbei menschliche Eitelkeit und sonstige kleinliche Äußerlichkeiten kein entscheidendes Wort mitsprechen dürften". Schließlich wird noch hervorgehoben, „daß die Kriegsbereitschaft eine baldige Lösung dieser Frage verlangt".

Die Kriegsverwaltung ist auch seit mehreren Jahren an Versuche mit einer neuen Felduniform herangetreten, die nunmehr zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein scheinen. Von einer vollen Lösung der Frage dürften wir aber noch ziemlich weit ententfernt sein, während die Engländer sich schon seit einigen Jahren im Besitz einer Felduniform für das ganze Heer befinden, die in jeder Hinsicht im höchsten Grade zweckentsprechend sein soll.

Stellt man die Frage, wie eine Felduniform beschaffen sein soll, so dürfte die geringste Anforderung wohl die sein, daß sie ihren Träger an der Erfüllung seines Berufes als Kämpfer mindestens nicht hindert. Betrachtet man die Uniformen in manchen Heeren, besonders von der Kavallerie, so zeigen sie uns aber das Gegenteil der Zweckmäßigkeit; leider dürfte das heimische Heer dabei wohl an der Spitze marschieren. Man ist in der „Tradition" hängen geblieben; in bezug auf die Sichtbarkeit der Uniformen befinden wir uns noch ganz in den Zeiten des Großen Friedrich, wo das Auge selbst den einzelnen Kämpfer schon lange erblickt hatte, bevor das Feuer auf ihn eröffnet werden konnte. Heut aber geht die Reichweite der Feuerwaffen bis an die Grenze der Sichtbarkeit, und bei der Genauigkeit des Schusses und der Gestrecktheit der Flugbahn bedeutet für eine Truppe in vielen Fällen das Entdecktwerden auch die Vernichtung. Die Engländer haben es im Burenkriege erfahren, im Mandschurischen haben sich solche Beispiele wiederholt.

Die einfache Folgerung ist, daß die Ausrüstung des Kriegers es diesem ermöglichen muß, sich, ohne entdeckt und beschossen zu werden, dem Gegner möglichst weit zu nähern. Dies ist zu erreichen: einerseits, indem in der Ausrüstung alles Blinkende vermieden wird und die Grundfarbe der Bekleidung sich möglichst dem allgemeinen Ton

Digitized by Google

des Geländes anpaßt, andererseits der Kämpfer ein Anschmiegen an dieses übt, wie es in so hervorragender Weise die Japaner verstanden, daß sie fast unsichtbar wurden.

Da es eine Farbenmischung nicht gibt, die sich gleich bewährt in jedem Gelände, Felsen, Wiese, Düne, Sturzacker, so hat man auf eine möglichst neutrale, grau-grün oder gelb-grün als die zweckmäßigste zurückgegriffen. Es kommt weniger auf die Mischung zum neutralen Ton an, als darauf, daß besonders helle oder besonders dunkle Töne vermieden werden. Prüft man daraufhin die Uniformen unserer Infanterie mit ihren Tressen, Stickereien, roten Kragen, blanken Knöpfen, der großen Sichtbarkeit der Helmspitze, die die Bedeckung mit dem grauen Überzug, der sogenannten „Tarnkappe" kaum gemildert hat, und sieht, wie das sich abhebende Kochgeschirr jeden einzelnen liegenden Schützen markiert, so muß man wohl gestehen, daß aus dem oben angeführten Gesichtspunkte heraus eine Truppe unzweckmäßiger nicht wohl gekleidet sein kann. Daß auch der Schnitt der Bekleidung, der enge Kragen, der Rock, der überall spannt, die schweren, heißen Stiefel die Leistung des Infanteristen einschränken, seine Bewegungen hemmen, ihm das Anschmiegen an das Gelände erschweren, sei nur kurz angeführt.

In noch höherem Grade als für die Infanterie erscheint indessen eine umwälzende Reform der Bekleidung der Kavallerie geboten. Wenn jemand eine Preisaufgabe stellte für die Erfindung der unzweckmäßigsten Bekleidung eines Reiters für die Betätigung im modernen Kriege, so könnte die Wage schwanken zwischen dem roten Husaren und dem weißen Kürassier. Ein so gekleidetes Regiment wird, wenn es auf dem Schlachtfelde erscheint, das Feuer des Gegners erheblich früher auf sich ziehen und Verluste erleiden als ein angemessen gekleidetes. Wie steht es aber mit dem wichtigen Aufklärungsdienst? Um zu sehen, muß man möglichst nahe heranreiten. So auffallend gekleidete Reiter aber werden entdeckt sein, bevor sie selbst etwas gesehen haben, und abgeschossen sein, bevor sie etwas melden konnten. Wahrlich, hier wird eine Blutsteuer gezahlt, die sinnlos ist.

Die Wichtigkeit des Fußgefechts für die Kavallerie ist heut allgemein anerkannt, ein großer Teil seiner Bedeutung liegt auch darin, daß es ermöglichen soll, den Gegner darüber zu täuschen, ob er Infanterie oder Kavallerie sich gegenüber hat. Selbstredend ist dies nur zu erwarten, wenn die Unterschiede in der Bekleidung beider Waffen nur geringfügig sind. In der japanischen Armee ist dies der Fall. Nach den Berichten aus dem Mandschurischen Kriege hat jener Umstand wiederholt dazu geführt, daß die Russen, wenn sie aus Deckungen Feuer erhielten, in ihren Gegnern Infanterie vermutet haben, wo ihnen tatsächlich vielleicht eine schwache Eskadron gegenüberstand, ja im Gefecht von Wafangou am 14. Juni 1904 scheiterte die Offensive des russischen linken Flügels lediglich deshalb, weil man den in der eigenen Flanke auftretenden Gegner für eine starke Infanteriemasse hielt, während es sich tatsächlich um die Kavallerie-Brigade Akijama handelte, die dort überraschend aufgetreten war und ihre Karabiner in Tätigkeit setzte.

Digitized by Google

Die Kavallerie kann bei solcher Demonstration auch unbedenklich eine größere Frontausdehnung annehmen als sonst, wodurch die Täuschung noch leichter zu erreichen ist.

Es ergibt sich also hieraus, daß für die Kavallerie eine der Infanterie, wenigstens in der Farbe des Grundtuches und in der Kopfbedeckung gleiche Bekleidung gefordert werden muß. Es ist aber durchaus nicht die volle Gleichartigkeit der einzelnen Kavalleriearten erforderlich oder auch nur zu wünschen; die Abweichungen in der Tracht haben abgesehen von ihrem moralischen Wert auch ihren praktischen, so z. B. bei dem Sammeln nach einer Attacke. Es können also sehr wohl bei gleicher Farbe des Grundtuches die Husaren den mit Schnüren der gleichen Farbe besetzten Attila behalten, die Ulanen in gleicher Weise unter Fortfall der Epaulettes und der Fangschnur, die nur dazu zu dienen scheint, daß die Ulanen an den Bäumen hängen bleiben, ihre Ulanka, die Kürassiere ihren Koller.

Nach dem vorher Gesagten ist es klar, daß eine Änderung in der Bekleidung für die Kavallerie ein noch dringenderes Erfordernis ist als für die Infanterie, und es steht zu hoffen, daß die Reform zunächst bei dieser Waffe einsetzen wird, die, wenn das nicht geschieht, trotz vorzüglichster Ausbildung und Führung in ihrer Tätigkeit noch mehr lahmgelegt sein würde, als die Schwesterwaffen. Auch soll man die Einwirkung auf den Geist einer Truppe nicht unterschätzen, die erkennen muß, daß an solchen Äußerlichkeiten das redlichste Streben scheitert.

Daß die besprochene Frage von höchster Bedeutung ist, wird der Leser erkannt haben, von ihrer sachgemäßen Erledigung wird es nicht allein abhängen, ob bei einem künftigen Ringen viel deutsches Blut zwecklos geopfert werden soll, sondern zweifellos in manchem Falle auch der Sieg.

Einige kurze Angaben über die englische Felduniform, die nach dem Urteil aller Kenner des Heeres das Beste bietet, was in dieser Hinsicht geschaffen werden kann, werden am kürzesten den Leser über das orientieren, was man auch für das deutsche Heer grundsätzlich wünschen muß.

Die Felduniform der Engländer, die im Frieden zum Exerzieren, Felddienst und im Manöver getragen wird, während die bisherigen prunkenden Uniformen aus Rücksicht auf das englische Werbesystem noch zur Parade, als Wacht- und Ausgeh-Anzug dient, besteht aus graugrünem Lodenstoff. Der Schnitt ist für alle Waffen und Dienstgrade der gleiche, die einzelnen Waffen unterscheiden sich nur durch 1—2 cm breite verschiedenfarbige Tuchstreifen, die auf dem Oberarm unmittelbar unter der Schulter aufgenäht sind. Auf diesen Tuchstreifen ist abgekürzt der Name des Regiments zu ersehen. Die Abzeichen der Offiziere sind auf dem Unterarm angebracht und bestehen aus schmalen Wollstreifen von etwas hellerer Farbe als die Grundfarbe des Waffenrocks. Die Offiziere sind daher als solche nur in nächster Nähe zu erkennen, besonders wenn sie, wie im Burenkriege, den Säbel mit einem Gewehr vertauschen. Die Kopfbedeckung besteht für alle Waffen aus einer Schirmmütze, da selbst der Tropenhut sich im Gelände noch zu sehr

Digitized by Google

abzeichnet. Die außerordentlich zweckmäßig befundene englische Fußbekleidung besteht für alle Waffen gleichmäßig in einem bequemen Schnürschuh mit wasserdicht angenähter Lasche und der Wickelgamasche. Alles Glänzende ist vermieden, die kleinen gebräunten Bronzeknöpfe ziert das Wappen des Regiments. Das gesamte Lederzeug (Koppel, Patronengurte) ist von stumpfer dunkelbrauner Farbe.

Die englische Felduniform wird nicht nur als sehr zweckmäßig, sondern auch als kleidsam geschildert. Selbst nach Regenbiwaks sieht die Truppe sauber aus und macht einen militärischen Eindruck.

Vergleicht man mit dieser Ausrüstung die unseres Heeres, so sieht man recht, wieviel uns fehlt.

Was unsere großen Nachbaren auf dem Kontinent anbetrifft, so hat sich die Ausrüstung der Russen, abgesehen von ihren schwarzen Fellmützen, die sich sehr sichtbar abheben, im Kriege im allgemeinen bewährt, auch die österreichische Armee ist, abgesehen von einigen Kavallerietruppenteilen, im ganzen zweckmäßig gekleidet, die Franzosen aber, das ist ein schwacher Trost für uns, stecken noch mitten in Versuchen und kämpfen noch schwer mit dem Entschluß, sich von den geliebten roten Hosen zu trennen.

Japan, Amerika und der Weltfriede.

(Anläßlich der Ausreise der amerikanischen Flotte.)

Von

Graf Taisuke Itagaki.

Mitglied des japanischen Herrenhauses.

In der Zeit des bewaffneten Friedens ist es natürlich, daß alle Nationen sich mit militärischen Vorbereitungen beschäftigen, um für jeden Notfall gewappnet zu sein. Darum antwortete ich, als ich vor einiger Zeit um eine Meinungsäußerung über die pazifische Reise der amerikanischen Flotte gefragt wurde, telegraphisch etwa folgendes:

„In einem Zeitalter des bewaffneten Friedens ist es ganz natürlich, daß alle Nationen sich mit militärischen Vorbereitungen beschäftigen müssen, um sich für ihre Verteidigung fertig zu machen. Amerika und Japan kennen wohl die große Schwierigkeit, einen Krieg zwischen den beiden Nationen zu beginnen, und werden nicht so töricht sein, diesen groben Fehler zu begehen. Deshalb glaube ich nicht, daß das japanische Zartgefühl durch diese Frage besonders beunruhigt wird."

Es ist mir eine große Freude, hier auszusprechen, daß mein Vertrauen auf die Freundschaft, die zwischen den beiden Nationen besteht, niemals erschüttert worden ist.

Digitized by Google

Was hat die antijapanische Agitation in Amerika hervorgerufen? Ich denke, es gibt zwei Ursachen. Die eine ist ganz klarliegend, während die andere, tief eingewurzelt, nicht so leicht zu sehen ist. Die erstere ist die wirtschaftliche Streitfrage, hervorgerufen durch die weißen Arbeiter, die auf dem Felde des freien Wettbewerbs benachteiligt sind. Die letztere ist das ungesunde Gefühl, das aus Rassenabscheu und Unterschieden in Sitte und Gewohnheiten entstanden ist.

Aus rein ökonomischen Gründen haben die weißen Arbeiter nach Kräften versucht, die Japaner auszuschließen. Was aber Öl in das Feuer dieser Volkserregung gegossen hat, war die Einmischung von intrigierenden Demagogen, die zu allem bereit waren, um die Strömung im Volke zu ihrem Vorteil zu leiten. So haben sie besonders das System des allgemeinen Stimmrechts zu ihrem Vorteil benutzt. Unter solchen Umständen kann ich nicht umhin, meinen Zweifel an den guten Folgen des allgemeinen Stimmrechts auszudrücken. Wenn das Volk aus freien Stücken eine ehrliche, nationale Politik nicht schätzt, dann ist es gänzlich wertlos, es am politischen Leben teilnehmen zu lassen. Man kann ebensogut dem Blinden die Kunstkritik oder dem Tauben das Urteil über die Musik überlassen. Es ist nicht nur unnütz, sondern über alles schädlich.

Rassenhaß ist ein sehr bedauerliches Gefühl. Er hat seinen Ursprung in oberflächlicher Überhebung. Was nun die Unterschiede in den Lebensgewohnheiten angeht, so habe ich da manches zu sagen. Viele denken, es sei unmöglich, japanische Sitten zu ändern, und einzelne amerikanische Zeitungen erklären: „Die Sitten der Japaner können auf keine Weise reformiert werden, und deshalb können wir niemals Hand in Hand gehen mit ihnen."

Aber wer hat sich wohl gedacht, als Admiral Perry zuerst an unsere Türen klopfte, vor einigen fünfzig Jahren, daß wir einen so bemerkenswerten, sprunghaften Fortschritt erreichen würden? Wer prophezeite unseren militärischen Erfolg, — den Sieg über Rußland, das als der Riese der Welt betrachtet wurde? Es ist ganz richtig, daß japanische Sitten verschieden sind von denen in Europa und Amerika. Es ist richtig, daß Fremde ihr Mißfallen daran ausdrücken. Diese Antipathie wird niemals ausgelöscht werden, solange diese verschiedenartigen Sitten bestehen. Aber wenn ich auf all die Veränderungen blicke, die wir durchgemacht haben, dann ist es mir, als ob ich in einem ganz andern Zeitalter lebte. Zur Zeit der Restauration taten wir alles, was in unsern Kräften stand, um westliche Zivilisation in unser Inselreich einzuführen. Keine Mühe wurde seit dieser Zeit gespart. Ich glaube, wenige Fernstehende können unsere rastlosen Anstrengungen schätzen, unser Staatsschiff in den großen Strom der modernen Zivilisation zu steuern.

Und nun nach dem russisch-japanischen Krieg ist unser Fortschritt allgemein anerkannt worden. Wir sind eine neue Macht im fernen Osten geworden und können auf dem gleichen Fuße stehen mit den ersten Mächten der Welt. Aber warum hat man von unserm sozialen Fortschritt nichts bemerkt? Warum sieht man auf uns herab wie

Digitized by Google

auf eine inferiore Rasse? Ein Sieg im Kriege ist zu blendend, als daß er unbemerkt bliebe. Die Welt schätzte unsere militärische Macht, aber sie übersah die Entwicklung unseres nationalen Organismus, der die wirkliche Ursache unseres Sieges war. Um strategische Pläne in die Praxis umzusetzen, braucht man einen hohen Grad von wissenschaftlicher Ausbildung. Zeugt diese wissenschaftliche Ausbildung nicht von Fortschritt im Erziehungswesen?

Wenn irgend jemand Japan bloß für eine militärische Macht hält, begeht er einen schweren Fehler. Oft mag ein Teil des nationalen Organismus schnellere Fortschritte machen, als die andern, aber, allgemein gesprochen, jeder große militärische Sieg kommt aus einer verhältnismäßig vollständigen Entwicklung der einzelnen Zweige des nationalen Lebens. Unsere Staatsmänner haben mit Ausdauer und Erfolg daran gearbeitet, Klassenunterschiede auszulöschen und die Grundsätze der menschlichen Gleichheit einzuführen. Sie haben sogar eine konstitutionelle Regierung aufgebaut. Es herrscht vollständige Rede- und Preßfreiheit. Fortschritte im Erziehungswesen wurden in großem Maßstabe gemacht. Die Spuren unserer früheren Staatsmänner, das alles aufzubauen, sind jetzt noch hier und da sichtbar. Der jüngste Sieg ist eine vernunftgemäße Folge ihrer radikalen Neuerungen. So, wie ich dies hier sage, bin ich sicher, daß die Japaner niemals zufrieden sein werden mit der jetzigen Etappe ihres Fortschritts. Was ich meine, ist, daß unser äußerlicher Fortschritt anerkannt worden ist, während unser Fortschritt im Innern von der ganzen Welt vollständig übersehen wurde.

So verlangen wir auch in unsern Beziehungen zu Amerika nur, daß es die Grundsätze der Humanität achte und der wirtschaftlichen Gerechtigkeit folge, — daß es besonders alle Rassenvorurteile beiseite setze und die Mißverständnisse auswische, die aus der Verschiedenheit der nationalen Sitten entstanden sind. Wir haben keinen Groll gegen Amerika. Im Gegenteil, wir verdanken ihm viel. Amerika war es, das uns riet, unser Land zu öffnen, das uns lehrte, daß unser System der Ausschließung aller Fremden gegen die Grundsätze der Menschlichkeit verstoße. Wir haben bisher versucht, seinem Rat zu folgen, besonders dem letzteren Rat, und jetzt müssen wir Amerika bitten, ehrlich an seinen eigenen Lehren festzuhalten. Wir haben keine andere Absicht als diese.

Als die Amerikaner sich vor Jahren zu dieser Freundlichkeit entschlossen, haben keine politischen oder wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern bestanden. Dennoch blieben sie dabei, daß unsere Abschließung nicht in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Humanität sei, und sie gingen sogar so weit, eine Flotte von Kriegsschiffen zu senden, um uns mit Gewalt zur Änderung unseres Verhaltens zu zwingen. Seit jener Zeit sind sie immer sehr stolz darauf gewesen, Japan erschlossen zu haben, und sie schienen es sogar als ihre besondere Aufgabe zu betrachten, uns durch das große Tor der Zivilisation zu geleiten.

Unter solchen Umständen erscheint es sehr seltsam, daß Amerika nicht erfreut

Digitized by Google

sein sollte, wenn Japan imstande ist, mit den übrigen Mächten auf gleichem Fuß zu stehen. Jetzt versucht es, uns auszuschließen, und vergißt ganz, daß es selbst uns früher gemahnt hat, unsere Tore zu öffnen. Ich kann die Nachricht nicht recht glauben, obgleich ich sie selbst gehört habe. Eins unser Sprichwörter sagt: „Ein furchtsamer Hund bellt seinen eigenen Schatten an." Wenn Amerika unsere rapiden Fortschritt fürchtet, hätte es besser getan, unser Land nicht zu erschließen. Es war Amerika, das zuerst an unsere Türe klopfte, und jetzt fürchtet es uns. Das ist wirklich töricht und lächerlich. Aber ich empfinde eine Beruhigung, wenn ich höre, daß das nicht das Gefühl der großen Majorität des amerikanischen Volkes ist. Deshalb hoffe ich ernsthaft, daß alle ehrlichen Amerikaner sich bemühen werden, die falsche Meinung, die unter ihren ungebildeten Klassen vorherrscht, zu verbessern und so einen dauernden Frieden zwischen den beiden Ländern herbeizuführen.

Solch eine Hoffnung sollte auch nicht beschränkt bleiben auf Japan und Amerika. Würde sie über die ganze Erde verbreitet, dann wäre auch der Friede für die ganze Erde gesichert. Darum möchte ich noch etwas mehr über dieses Thema sagen, indem ich meine Untersuchung darauf ausdehne, inwiefern wir uns von dem internationalen Krieg befreien und so in ein Zeitalter des Weltfriedens kommen könnten.

Nach meiner bescheidenen Meinung gibt es vier Ursachen für den Krieg: Eine von diesen ist der Imperialismus, der von einer despotischen oder militaristischen Regierung herrührt; die zweite ist die Überlastung mit Zollgebühren; an dritter Stelle kommt der Rassenhaß und die Verfolgung von Völkern mit anderm religiösen Glauben.

Wenn alle militaristischen Regierungen, die beabsichtigen, ihre eigenen Territorien auf Kosten der andern zu vergrößern, von dem Angesicht der Erde vertilgt würden, wenn eine internationale Zollkonferenz alle Tariffragen entscheiden würde, wenn religiöser und Rassenhaß zu Ende gingen, dann würde es keinen internationalen Krieg mehr geben.

Ich bin aber weit davon entfernt, eine so außerordentliche Idee in Betracht zu ziehen, als ob durch Abschaffung des internationalen Kriegs die regierenden Mächte der Welt unter einen Hut gebracht werden könnten. Es ist unmöglich, und selbst wenn es möglich wäre, wäre es ganz nutzlos, alle Nationen unter eine Regierung zu bringen. Überdies wäre eine solche Einrichtung rein künstlich und spottet der großen Gesetze der natürlichen Gesellschaftsentwicklung. Um die Welt zu vereinigen, ist ein Stärkerer notwendig als ein Herrscher. Ein Herrscher ist nur ein Mann, der durch die allgemeine Zustimmung seines Volkes gewählt ist. Doch welches ist die Macht, die die Welt zu einer Einheit bringen kann, wenn auch vielleicht in einem etwas anderen Sinn?

Die Ursachen, durch die die einzelnen Staaten entstehen, sind Unterschiede in der geographischen Lage, Geschichte, Rasse, Religion, Sprache, Literatur, Sitte usw. Solange diese verschiedenartigen Bedingungen bleiben, ist es unmöglich, alle Nationen

Digitized by Google

unter einer Regierung zu vereinigen. Aber ebenso ist es absurd, zu sagen, daß die Kriege niemals ein Ende nehmen werden, solange jedes Volk seine eigene Geschichte und sein eigenes nationales Leben behält. Wenn alle Völker wohl erzogen sind, wenn die menschliche Vernunft hinlänglich erleuchtet ist, wird man lernen, daß Krieg kein guter Weg ist, und man wird einen besseren Weg suchen, um internationale Schwierigkeiten zu beseitigen. Brüder zu töten mit kaltem Blut und in großen Massen, sich seines Erfolges freuen und „Banzai" schreien ist durchaus barbarisch und egoistisch. Solch ein Sieg ist kein wahrer Sieg im Lichte der Humanität und der Zivilisation.

Es werden ja schon in diesem Zeitalter des bewaffneten Friedens internationale Fragen durch Unterhandlungen geregelt, und die allgemeine Tendenz geht dahin, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern. Und es ist der Einfluß der Zivilisation, der diese Tendenz verstärkt. In diesem Sinne ist Deutschland in die Tripleallianz mit Österreich und Italien eingetreten. Die englisch-japanische Allianz ist ein weiteres Beispiel auf dem Wege zum internationalen Frieden. Wenn alle Mächte ihre Vorteile finden durch solche Verträge, werden sie keine Gelegenheit verlieren, diese Tendenz zu fördern. So werden sie die Schädlichkeit aller Kriege kennen lernen, und mit der Zeit werden sie ein Antikriegsbündnis schließen und sich bemühen, das menschliche Glück sicher zu stellen, indem sie einen friedlichen Weg suchen, um alle internationalen Schwierigkeiten zu ordnen. Auf diese Weise kann man mit Recht einen Weltfrieden erwarten.

Wenn man die Ursachen eines Krieges vollständig beseitigt, wenn Fremdenverfolgungen aufhören, wenn man jedem Menschen seine natürlichen Rechte gibt und ihm erlaubt, ein glückliches, ungestörtes Leben zu führen, dann hat man es gar nicht nötig, alle Länder unter eine Regierung zu bringen. Wie jeder Mensch ungehindert seine eigene Individualität entwickelt zum Nutzen der Gesellschaft, so kann auch jede Nation, im Einklang mit ihrer Geschichte, ihr eigenes nationales Leben entwickeln und auf diese Weise viel zur wachsenden Zivilisation der Welt beitragen.

Der mächtigste Faktor der Vereinigung aller Nationen ist die menschliche Vernunft, die allen gemeinsam ist. Wie die Zivilisation höhere Stufen der Entwicklung erreicht, so wird auch die menschliche Vernunft immer weitere Felder beherrschen. Um ein Beispiel aus der Gegenwart zu nehmen — jede Partei eines gerechten Vertrages genießt die gleichen Rechte und Privilegien, und die Teilhaber werden schiedsgerichtlich als gleichberechtigt behandelt. Wenn solch ein Prinzip überall zur Geltung gelangte, würde die Welt ein Heim für alle Völker werden.

Umgekehrt, wenn die ganze Welt unter einer Regierung vereinigt würde, dann wäre die Regierungsgewalt in der Hand eines Kaisers, der durch allgemeine Zustimmung der Welt gewählt wäre, oder in der Hand eines Präsidenten oder es würde ein Komitee die Regierung führen. In jedem Falle würde die Welt unter eine Herrscher-

Digitized by Google

gewalt kommen, mit hervortretender Persönlichkeit. Wenn so etwas möglich wäre, würde dies viele Übelstände zur Folge haben. Es würde ein erbarmungsloser Abgrund zwischen dem Herrscher und den Beherrschten entstehen.

Jede Nation strebt danach, Gleichheit der Rechte herbeizuführen, und Klassenunterschiede zu beseitigen. Daher wäre es töricht, einer einzelnen Person oder Gruppe absolute Gewalt zu verleihen. Aber wenn wir die Welt durch Vernunft vereinigen können, wird es nicht nötig sein, Herrschermacht durch eine Persönlichkeit auszuüben. Es ist vorteilhafter für die Welt, der Vernunft zu folgen, als von persönlicher Macht abhängig zu sein. Es ist leicht durchführbar und hat keine schlimmen Folgen. Darum ist es nicht nötig, die Welt unter einem Herrscher zu vereinigen. Die Welt sollte nur durch die menschliche Vernunft geleitet werden, die ein gemeinsamer Besitz der Menschheit ist.

Memoiren des Feldmarschall-Leutnants Berger aus dem Kriege von 1859.

Veröffentlicht auf Grund nachgelassener Papiere

von

Karl Harbauer.

Der Verfasser dieser Memoiren, Josef Edler von Berger erblickte im Jahre 1802 zu Csanálos im Komitat Szatmár als der Sohn eines Leutnants das Licht der Welt. Er trat 1812 in die Neustädter Militärakademie ein, die er 1820 als Fähnrich des Infanterieregiments No. 26 verließ. Im Jahre 1823 zum Kürassierregiment (heute Dragonerregiment) No. 8 als Leutnant transferiert, rückte er im Regiment zum Oberleutnant (1830), Rittmeister (1833), Major (1846), Oberstleutnant (1848) und endlich zum Oberst (1849) vor. Am 1. Oktober 1849 wurde Berger zum Chevauxlegerregiment No. 3 transferiert und zum Kommandanten dieses Regiments ernannt. Berger hat in den Jahren 1848 und 1849 den Feldzug in Ungarn mitgemacht. 1852 wurde Oberst Berger zum großen Generalstab transferiert, im selben Jahre zum Generalmajor und 1859 zum Feldmarschalleutnant ernannt. Nach dem Feldzuge des Jahres 1859 trat er in den Ruhestand. Feldmarschalleutnant von Berger starb im Jahre 1889 in Wien.

* * *

Digitized by Google

Von Neujahr bis zum Überschreiten des Ticino.

Meine Frau und ich hatten am 30. Dezember 1858 bei meinem Schwager im heiteren Familienkreise die silberne Hochzeit gefeiert und langten am 31. abends auf der Rückfahrt in meine Garnison — Triest — am Bahnhofe in Nabresina an. Da noch einige Zeit bis zum Eintreffen des Wiener Zuges erübrigte, betraten wir den Wartesalon, wo unter den eben aus Triest eingetroffenen Personen auffallende Bewegung herrschte. Ich forschte nach dem Grunde derselben und erfuhr, daß das in meiner Brigade stehende Regiment Baron Prohaska*) während meiner kurzen Abwesenheit den Marschbereitschaftsbefehl erhalten hatte.

Trotzdem mir die politische Lage Österreichs bekannt war, überraschte mich dieser beinahe über Nacht gekommene Befehl doch etwas und ich bedauerte, um den Urlaub nachgesucht zu haben. Unser sardischer Nachbar nahm schon seit längerer Zeit eine drohende Haltung ein, überdies wußte er sich die Unterstützung Frankreichs zu sichern, was seinen Kampfesmut bedeutend erhöhte!

Auf dem Bahnhofe von Triest erwartete mich mein Adjutant, Oberleutnant Morocutti**) und meldete mir das bereits in Nabresina Vernommene. Der Befehl lautete einstweilen nur auf Marschbereitschaft, nichtsdestoweniger brachte er einen sichtlichen Umschwung in das langweilige Garnisonleben. Der Soldat atmete in Vorahnung vielleicht baldiger, ernster Tätigkeit von dem ewigen Putzen und Defilieren freudig auf; der Offizier beschäftigte sich mit der Komplettierung seiner Feldausrüstung. Die Verheirateten spähten vorsorglich nach einer sicheren Zufluchtsstätte für Weib und Kind und bangten mehr oder weniger vor der nahen — möglicherweise auch ewigen — Trennung.

Die Jugend des Regimentes war voll der rosigsten Hoffnungen, nur der eine oder andere, dessen Soll und Haben aus dem Gleichgewichte gekommen sein mochte — was denn doch zuweilen vorkommen soll — wurde nachdenklich gestimmt und begann die gewagtesten Rechenexempel anzustellen. Der einstens so beliebte Witz vom Zahlen des Trompeters beim Garnisonwechsel oder vollends beim Auszuge ins Feld hat heute jeden praktischen Wert verloren, denn kein Schuldner ist dem Gläubiger so sicher wie der Offizier. Deshalb bekommt derselbe — speziell in Italien — anstandslos Geld soviel er will. Freilich brummt dann manch junger und auch alter Sausewind jahrelang auf zweidrittel Gage, doch was tut's; ahnt ja die Außenwelt nichts von den Geheimnissen seines Magens, und wer ihn so geschniegelt und äußerlich sorglos dahinschlendern sieht, hat keinen Begriff, mit welchem Aufwand an moralischer Kraft der eine und mit welchem Humor der andere in die Öde seiner leeren Börse blickt. Aus diesem Grunde gibt es auch kein fröhlicheres Völkchen als das Offizierkorps beim Ausmarsch in das Feld, wenn es

*) Infanterieregiment No. 7, jetzt Graf von Khevenhüller.

**) Feldmarschalleutnant Morocutti (geboren 1830) lebt gegenwärtig in Wien.

Digitized by Google

das Weichbild der Garnison mit all ihrem Jammer und den Friedensplackereien hinter sich hat, denn ein jeder hat die unumstößliche Überzeugung in sich: es könne jetzt nur besser werden.

Der Telegraph hatte uns einstweilen den gewissen ominösen Neujahrswunsch*) gebracht und lange bevor noch Napoleon III. unseren Monarchen ungeachtet der leidigen politischen Differenzen seiner persönlichen Gewogenheit versicherte, wußte bereits ganz Europa, was von anderen und ähnlichen Friedensbeteuerungen Frankreichs zu halten sei. Napoleon III. behauptete zwar, daß Frankreich nicht zum Kriege rüste, vergaß aber dabei, daß wir im Jahrhundert des Verkehrs und des Telegraphen leben und daß der Beherrscher des Reiches der Mitte zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine derartige Täuschung mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte wagen dürfen; wie die Dinge aber tatsächlich lagen, hieß die Behauptung, Frankreich rüste nicht, oder rüste nur aus Angst vor Österreichs Rüstungen, der Wahrheit mit derselben Kühnheit ins Antlitz schlagen, mit welcher der vollkommen überführte Verbrecher seine Tat unter dem Galgen leugnet.

Wozu der Krieg des Jahres 1859 Napoleon III. dienen sollte, ist bereits sattsam bekannt. Im eigenen Hause sah es nicht ganz geheuer aus, die Armee wollte Beschäftigung und Beförderung, und Frankreich, das seit dem Krimkriege praktischer geworden, sehnte sich außer nach „gloire" nach etwas Greifbarem, und dem konnte durch Einverleibung von Savoyen und Nizza am besten entsprochen werden, außerdem übernahm hier die „grande nation" die Rolle der Völkerbefreierin. . . . . .

Endlich traf der heiß ersehnte Befehl zum Abmarsch für das Regiment Baron Prohaska ein, der mit unendlichem Jubel begrüßt wurde, obgleich das nächste Ziel nur Ferrara war, das aber als der erste Schritt auf dem Wege nach Modena betrachtet wurde, wo die Bewegung unter dem Volke bereits begonnen hatte. Mich selbst hielten anderweitige Dienstgeschäfte noch zurück, da ich meinen Nachfolger im Truppenkommando und die Rückkunft des abwesenden Gouverneurs abwarten mußte. Diese Verzögerung meiner Abreise war mir bei der naheliegenden Möglichkeit ernster Ereignisse höchst unangenehm. Indessen half es auch nichts, daß ich mein Korpskommando um Abberufung bat; ich mußte ausharren, bis der Gouverneur und mein Nachfolger eintrafen, und somit jeder Grund eines weiteren Aufenthaltes entfiel.

Nun aber kamen die schweren Stunden des Abschieds von meiner teuren Gattin, die um so schmerzlicher waren, da sie sich nicht ganz wohl fühlte und an eine Vorausbestimmung der Dauer unserer Trennung — in der Rückerinnerung an jene der Jahre 1848/49**) — nicht zu denken war.

---

*) Napoleon III. sagte am 1. Januar 1859 beim Neujahrsempfang des diplomatischen Korps zum österreichischen Botschafter in Paris, Baron Hübner (siehe dessen Memoiren und das österreichische Generalstabswerk über den Feldzug 1859): „Ich bedauere, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind, als sie es waren; aber ich bitte, dem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für ihn sich nicht geändert haben."

**) Der Aufzeichner der Erinnerungen kämpfte damals in Ungarn.

Digitized by Google

Endlich war auch der herbe Abschied überwunden. Am 19. Februar fuhr meine Frau zu unserem Schwager nach Graz, um die Ereignisse dort vorderhand abzuwarten, deren nächster Verlauf sie dann bestimmen sollte, entweder zu bleiben oder nach Prag zur Schwiegermutter zu reisen. Am selben Tage ging ich über Venedig, Este, Rovigo nach Ferrara ab, wo ich am 22. anlangte und die Truppen bereits wie zu Hause und guter Dinge fand; nur das 8. Bataillon Prohaska und das 2. Bataillon Kaiserjäger standen noch am linken Poufer.

Ich erhielt mein Quartier in einem der zahlreichen Palazzi, die in Italien alle Spuren ehemaligen Glanzes und gegenwärtigen Herabkommens tragen. Eine noch ganz passable, etwas untersetzte Romagnolin, die Dame des Hauses (ihr Gatte war eben [!] von Ferrara abwesend), empfing mich — im Innern mich zweifelsohne ins Pfefferland wünschend — sehr artig und zuvorkommend. Sie zeigte mir meine Zimmer, die sich, namentlich aber das Schlafgemach, durch ihre außerordentliche Größe und Höhe auszeichneten und im hellsten Gegensatz zu dem einzigen verschwindend kleinen Ofen standen, den ich in Berücksichtigung der Jahreszeit und der durch die frühere seltene Benutzung hervorgerufenen eisigen Kälte der Wände seufzend betrachtete. Ich dachte unwillkürlich an meine Leutnantszeit zurück und stellte Vergleiche zwischen der Gemütlichkeit des riesigen Kachelofens meiner böhmischen Bauernstube und diesem Fragment eines Erwärmungsapparates an. Die freundliche Hausfrau mochte wohl meine trostlosen Betrachtungen erraten haben, denn sie machte mich auf mein Lager — ein turmhohes, mit allerlei Fransen und Quasten verziertes Himmelbett — aufmerksam und glaubte dadurch, meine Entmutigung zu zerstreuen, ferner erzählte sie mir nicht ohne Stolz, daß in diesem Bette Napoleon I. geschlafen, was ich der braven Frau natürlich aufs Wort glaubte. Es gibt nämlich in Oberitalien kaum einen bedeutenderen Ort, der sich nicht derselben Ehre rühmte, hat doch der große Capitano seinerzeit hier oft genug geweilt. Napoleons I. Name hat in Oberitalien einen guten Klang, wenn auch seine galanten Befreiungskämpfer in vielen Familien nicht eben das beste Andenken zurückgelassen haben. Als ich im Jahre 1821 als junger Offizier auf der Insel Chioggia bei Venedig in Garnison lag, war meine Hausfrau — eine siebenzigjährige Matrone, Signora Carrara, die einem uralten venezianischen Patriziergeschlechte angehörte — unerschöpflich im Lobe der Artigkeit der französischen Offiziere in der Zeit, als „madonna Carrara', wie sie sich gerne selbst nannte, noch eine ‚bella donna' (hübsches Mädchen) war; dieses Lob endete aber stets in frommer Entrüstung über das Unheil, in das viele Familien durch die Zügellosigkeit jener liebenswürdigen Offiziere und der ausgedehnt praktischen Anwendung ihrer Freiheits- und Gleichheitstheorie versetzt wurden.

Zu der Zeit, als ich nach Ferrara kam, gefiel sich der italienische Patriotismus in dem Bekleckſen der Mauern, aber das bisher übliche ‚morte ai tedeschi' (Tod den Deutschen) und ‚Eviva Pio nono' (Es lebe Pius der Neunte!) galt als abgeschmackt, und man konnte jetzt überall den Namen ‚Verdi' lesen, was bekanntlich Buchstabe für Buchstabe

Digitized by Google

genommen ‚Vittorio Emanuele Rè d'Italia' bedeuten sollte. Es konnte daher nicht fehlen, daß auch das Haus, in dem ich wohnte, gleich in der ersten Nacht mit dem Namen Verdis geziert wurde; nichtsdestoweniger hatte ich aber im Bette Napoleons I. vortrefflich geruht. Diese neue Ausgeburt des italienischen Patriotismus war jedoch nicht imstande, meine geläuterten Ansichten über italienische Vaterlandsliebe und jeden wahren Aufschwung von Gefühl zu erschüttern. Gesetzt den Fall, es fände sich eine opferfähige Person, die einen Menschen mit Gefahr des eigenen Lebens vom Tode errettet, so wird die gaffende Menge, falls es gelingt, in ein ungeheures Bravo mit dem obligaten Händeklatschen und Pfeifen ausbrechen; findet der Retter aber in seinem edlen Streben den Tod, so wette ich, daß von hundert Zusehern neunundneunzig ausrufen: „O che matto!"*) So ungefähr steht es im allgemeinen auch mit dem Patriotismus. Viel Geschrei und äußerst wenig Wolle! Wahre Patrioten wie etwa Garibaldi gibt es wenige. Jene Helden der Städte, die sich mit sehön befiederten Kalabresern, Sammetwämsern und wohlgepflegten Bärten in Kaffeehäusern und Freudenhäusern mit ihrem Enthusiasmus breit machen, zählen zu den Helden auf den Brettern, die mit gespreizten Beinen, an der Brust geballter Faust und hochgeschwungenem, stumpfem Schwerte ihr „Patria" mit größerer oder geringerer Vehemenz — je nach dem gespendeten Applaus — brüllen. Galt es dann aber, das Leben für das Vaterland in die Schanze zu schlagen, so waren diese geschniegelten und gestriegelten Herren selten zu sehen; in Kellerlöchern und hinter Mauern waren sie groß, standen sie aber mit dem Feinde Aug in Aug, dann war es mit ihrer Tapferkeit zu Ende. Bei Curtatone lärmten und schossen die Toskaner wie die Teufel hinter ihren Deckungen, als sich aber der erste Österreicher auf dem erstiegenen Walle zeigte, lagen sie auch schon auf den Knien und flehten um Gnade. Und das war noch dazu reguläres Militär. Hätte es kein Piemont und keine Schweiz gegeben, die Helden wären daheim geblieben.

Die italienischen Kinder gefielen mir stets am besten und schienen mir am angenehmsten, denn sie weinen und heulen selten. Dafür aber wachsen sie auch in der rührendsten Unwissenheit auf. Ich sah nirgends in der Welt eine so krasse Ignoranz, wie bei dieser Nation, obzwar der Italiener viel natürliche Begabung besitzt; und trotzdem eine derartige Gleichgültigkeit gegen alles, was außerhalb des Landes, ja sogar nur außerhalb des Weichbildes der eigenen Ortschaft liegt! Dies gilt besonders für die besseren Stände. Einen Herrn, den ich täglich im Kaffeehause traf, machte ich gelegentlich auf die Ähnlichkeit mit den Bildern des Feldmarschalls Loudon aufmerksam, worauf er mich ganz verwundert fragte, wer denn das eigentlich sei. Als ich zum 8. Kürassierregiment nach Böhmen transferiert wurde, fragte mich ein Herr, ob es denn dort auch ein Meer gäbe? Daß Böhmen das Land der Zigeuner sei, wurde ziemlich allgemein angenommen. Dies trug sich im Jahre 1823 zu, doch hat sich seitdem in Italien wenig geändert; hatte ich doch 1853 in Mailand einen Hausherrn — einen Millionär — dessen zwanzigjähriger

*) Oh welcher Narr!

Digitized by Google

einziger Sohn, übrigens ein ganz gemütlicher junger Mann, niemals über Lodi, Como oder Pavia, wo die Besitzungen seines Vaters lagen, hinausgekommen war und der keine Ahnung von Venedig, Peking und den Erdpolen hatte. Es gibt in Italien Leute, die sich in ihrem Gesehäfte wie in einer Oase der Sahara fühlen, in demselben auch sehr tüchtig sind, was aber nur eine Linie außerhalb desselben liegt, ist für sie Sand und Öde.....

Sowie ich mich in meiner Wohnung eingerichtet, von den Unterkünften und dem Zustande meiner Truppen überzeugt hatte, stattete ich dem in Ferrara residierenden Kardinal *) meinen Besuch ab. Der Herr wohnte in einer altertümlichen, geschichtlich berüchtigten Burg, welche durch einen Wassergraben und eine Zugbrücke von der Stadt getrennt wird — etwas einsam zwar, aber ziemlich sicher. Das Innere der Wohnung eines Geistlichen, zumal eines italienischen, hat für den Laien immer etwas Nüchternes — es frösteit einen so gewiß asketisch an. Dafür können die geistlichen Herren zumeist blutwenig, sind sie doch selbst dem Asketentum größtenteils nicht zugetan. Die Ursache dieser erkältenden Empfindung, die einen beim Betreten des Tuskulums eines Geistlichen beschleicht, liegt in uns Weltbrüdern selbst, da wir gewöhnt sind, uns mit eitlen und profanen Dingen dieser Erde zu umgeben. Ein jedes Geschöpf fühlt sich eben nur in seinem Elemente wohl. Ein laues Bad ist bekanntlich sehr angenehm, wird aber ein Fisch hineingesetzt, so verendet er. Bequemlichkeit ist überhaupt Italiens Sache nicht, und bei meinem Kardinal fehlte sie vollends. Er selbst war ein kleines, mageres, unscheinbares Männchen mit freundlich lächelndem Gesicht. Im Verlaufe der Unterhaltung, die ich mit dem Aufwand aller meiner italienischen Kenntnisse, unterstützt von meinem Adjutanten pflog, führte ich den Beweis, daß wir Österreicher doch bei weitem wohlgeratenere Söhne des heiligen Vaters seien als die Franzosen. Der Kardinal schien von der Unwiderlegbarkeit meiner Behauptung durchdrungen, machte aber im Verlaufe des Gespräches das naive Geständnis, daß es ihm ganz gleichgültig sei, ob Österreich oder Frankreich Rom schütze, einer von beiden Staaten müsse aber da sein, falls nicht alles drunter und drüber gehen solle. Überhaupt kam es mir vor, als fühlten sich die geistlichen Herren in Ferrara nicht ganz heimisch; außerdem wurde behauptet, Seine Eminenz stehe Antonelli **) politisch schief gegenüber.

Den folgenden Tag erhielt ich des Kardinals Gegenbesuch. Zugleich stellte sich mir der Kommandant der in Ferrara stationierten Gendarmerieabteilung mit seinen

*) Ludwig Vannicelli Casoni, Kardinal-Erzbischof von 1850—1877.

**) Giacomo Antonelli, geboren am 2. April 1806 in Lonino, zeichnete sich schon als Schüler des Großen Seminars aus, so daß ihn Papst Gregor XVI. in seine Nähe zog und für die politische Laufbahn bestimmte; bereits 1830 Prälat, wird er 1841 Unterstaatssekretär. Antonelli war zuerst Anhänger des weltlichen und geistlichen Despotismus, als aber Pius IX. Papst wurde, wendete er sich dem Liberalismus zu, wurde 1847 Kardinal, 1848 Ministerpräsident. Als er aber seine Freundschaft Österreich zuwendete, wurde er durch das Kabinett Mamiani gestürzt, blieb aber trotzdem Pius IX. Berater. Es folgt nun die Flucht nach Gaeta; nach der Rückkehr nach Rom wurde Antonelli, der schon früher Staatssekretär geworden war, der oberste und einzige Chef des Staatswesens, das er streng reaktionär leitete. Er starb am 6. November 1876 in Rom; vorher schon hatte er jeden Einfluß an die Jesuiten verloren. Sein Name wurde 1877 in einem skandalösen Prozesse seiner angeblichen Tochter, der Gräfin Lambertini, viel genannt.

Digitized by Google

Offizieren vor; der Kommandant gestand mir ganz treuherzig ein, daß er auf keinen einzigen Mann mit Sicherheit zählen könne — eine allerdings hoffnungslose Perspektive für einen Kommandanten, falls er es nicht selbst faustdick hinter den Ohren hat.

Die Gendarmerie bestand übrigens aus ansehnlichen Leuten, welche auf ihren erträglich gehaltenen und ausgerüsteten Pferden und mit ihren großen à la Kaiser Nikolaus auf das Haupt gestülpten Dreimastern ganz stattlich aussahen. Ich sah nur ein einziges Mal eine größere Abteilung derselben versammelt; es war dies anläßlich einer sehr schlecht besuchten Korsofahrt, weshalb sich auch das mächtige Gendarmerieaufgebot etwas lächerlich ausnahm.

Zweierlei fiel mir in Ferrara als außergewöhnlich auf: eine Gattung zweirädriger, gedeckter, zweisitziger Fuhrwerke, nach Art unserer Kabs, die ebenso wie diese mit einer Gabel versehen sind; Herrschaften, welche entweder nicht das Vermögen besitzen oder zu sparsam sind, selbst Pferde zu halten, bedienen sich bei schlechtem Wetter dieser Equipage. Ein Diener, dessen eigentliche Obliegenheiten in Italien nicht so scharf begrenzt sind wie anderwärts, spannt sich in die Gabel des Vehikels und rennt mit seiner Herrschaft in das Theater oder wo sonst Geschäfte abzuwickeln sind. Ich habe derartiges nirgends gesehen, und meines Erachtens würde eine solche Erscheinung in der ganzen übrigen zivilisierten Welt als Menschenquälerei gebrandmarkt werden — in Ferrara findet man sie nicht einmal lächerlich. Das Zweite, das meine Aufmerksamkeit erregte, war die ungewöhnliche Menge Offizinen. Es gibt wenige Straßen, in denen sich nicht diese Anstalten durch ein im Gevierte ein und ein halb Fuß fassendes schwarzes Brett, auf dem ein entblößter Arm mit hoch emporspritzendem Blutstrahl gemalt ist, ankündigen würden. Ich weiß nicht, ob die unverhältnismäßig hohe Zahl dieser Anstalten etwa in der inneren Politik des Kirchenstaates begründet ist, glaube jedoch, daß bei der jetzt allgemein revolutionären Richtung der Welt die Regierungen der Staaten wohl daran täten, diese Ableitungsmittel in eigene Regie zu übernehmen und durch entsprechende Gesetze für zweckdienliche Vermehrung derselben und zeitweiliges ausgiebiges allgemeines Blutlassen die Abkühlung des revolutionären Elementes zu befördern.

Übrigens ist der Italiener trotz aller Spektakelmacherei eigentlich konservativ. Er ist ein Feind aller Neuerungen, hält mit wahrer Pietät an den altgewohnten, wenn auch schlechten Einrichtungen fest; ebenso wie er den morschen, von der Gluthitze der italienischen Sonne ausgetrockneten Fensterladen jahrelang mit innigem Behagen am letzten Nagel hängen sehen kann, so hätte auch der Römer in dem alten Rost seiner politischen und kommunalen Verwaltung noch lange ruhig fortgelebt, wären nicht Anstöße von außen gekommen und hätte nicht Papst Pius IX. selbst an dem alten, morschen Fensterladen gerüttelt. Hinlänglich viel Polenta und Zerstreuungen, letztere in Korsofahrten, Feuerwerken und zuweilen einer Tombola bestehend, hätten genügt, um den Kirchenstaat noch länger in seiner Versumpfung fortleben zu lassen. Einmal aus

Digitized by Google

ihrer Teilnahmslosigkeit aufgerüttelt, merkten die Leute sehr bald, daß im Staate eigentlich alles faul sei.

Als wir nach Ferrara kamen, war die Unzufriedenheit mit den Zuständen augenscheinlich allgemein, sie wurde selbst uns, den verhaßten Fremdlingen gegenüber nicht verhehlt und sprach sich besonders über das Treiben der Geistlichkeit mit voller Intensität aus. „Herr!" sagte ein ferrarischer Bürger zu mir, „bei uns ist alles schlecht, besonders aber die Geistlichkeit. Sie hat eine Macht und einen Einfluß, die ihr erlaubt, ihre Nase selbst tief in das Familienleben hineinzustecken. Angenommen, ein junger Mann aus guter Familie träte zu einer stadtbekannt übel beleumundeten Person in nähere Beziehungen, und sie hätte nebenbei auch einen Geistlichen zum Freunde, so muß der junge Mann, falls Gefahr im Verzuge, diese Person heiraten. Es gelingt den geistlichen Intriguen über kurz oder lang, der junge Mann und dessen Familie mögen sich sträuben, soviel sie wollen."

Die Achtung vor den Dienern der Kirche war wenigstens zur Zeit der eben wiedergegebenen Geschichte beim Volke im allgemeinen eine ziemlich geringe. Es geschah nicht selten, daß die marschierende Truppe (Italiener, also Leute aus dem Volke) beim Anblicke eines auf seinem Esel reitenden Priesters lautes Rabengekrächze anstimmte, so daß es oft der vollen Autorität der Offiziere bedurfte, um diesen Ausbrüchen der Heiterkeit und unverkennbaren Hochachtung (!) ein Ende zu bereiten.

Am häufigsten hörte man in Ferrara Klagen über die mangelhafte Rechtspflege. Nicht einmal hörte ich den Ausspruch: „ohne Geld gibt es bei uns kein Recht!" Über die sich schon damals kundgebende Bewegung in Modena äußerten sich die Leute: „Was wollen denn die Modeneser? Sie haben gute Einrichtungen, gute Straßen, reine Städte, ein Jeder erhält sein Recht; wie sieht es dagegen bei uns aus!"

Ohne auf die Berechtigung der einzelnen Klagen näher einzugehen, konnte man auch schon nach flüchtiger Beobachtung mit ruhigem Gewissen sagen, daß im Kirchenstaate Mißwirtschaft herrsche.

Von päpstlichem Militär gab es zurzeit in Ferrara nur eine Anzahl Veteranen, welche in einer Art Kaserne gemeinschaftlich hausten; diese mitunter sehr verwitterten Gestalten konnte man den ganzen Tag mit tief in den Hosentaschen vergrabenen Händen in den Straßen herumbummeln sehen. Außer der nach französischem Muster erzeugten Uniform hatten diese würdigen Repräsentanten der römischen Truppen wenig Militärisches in ihrer Erscheinung. Der Eine und der Andere von ihnen mahnte gewaltig an den Strickstrumpf von weiland Nestroys, Sans quartier, Indes, was tut nicht Zeit und Alter? Die wankenden Ruinen unserer Krieger aus den napoleonischen Feldzügen sehen auch nicht sehr imponierend aus. Wohin kam die stramme Haltung, wohin die Zuversicht in Schritt und Tritt, die Manneskraft und die Todesverachtung? Zitternd oder lahm, stumpfen Blickes, beugt die Last der Jahre und des Erlebten den einst so kräftigen Rücken — den des Tornisters und der Patronen Last oft schwer gedrückt —

Digitized by Google

immer mehr zum Winkel, bis die morsche Ruine dem Übergewichte nach vorwärts folgend, hinuntersinkt in die dunkle Tiefe, diesseits nichts zurücklassend, als für einen Augenblick ein wenig Staub — die schwindende Erinnerung an das, was die Ruine einst etwa Braves getan!

Was unser sonstiges Treiben betrifft, so wickelte sich dasselbe in der gewohnten Weise ab. Wir beschäftigten uns in der Anhoffnung bevorstehender ernsterer Tätigkeit mit Übungen im Felddienste. Wir glaubten noch immer Modena werde unser nächstes Ziel sein, als ein am 27. Februar abends einlangendes Telegramm diese Illusion vernichtete und uns den Befehl zum Marsche nach Mantua brachte. Obwohl unser dortiger Aufenthalt voraussichtlich nicht von langer Dauer sein konnte, so berührte uns doch alle diese neue Bestimmung äußerst unangenehm; speziell mir war die Rückerinnerung an Mantua, wo ich im Jahre 1853 sehr viele Leute meiner damaligen Brigade verloren hatte, und beinahe selbst dem Typhus erlegen wäre, nichts weniger als angenehm. . . .

Am 28. Februar marschierte der Regimentsstab und das erste Bataillon Prohaska-Infanterie, ferner die der Brigade *) beigegebene Kavallerie und die Batterie nach Bondeno. Das jenseits des Po in Este stehende dritte Bataillon Prohaska und das in Rovigo liegende zweite Kaiserjägerbataillon wurden gleichfalls nach Mantua **) in Marsch gesetzt.

Am 1. März wurde telegraphisch die Errichtung der vierten Bataillone und der Depotdivisionen angeordnet; mithin waren alle Zweifel über den bevorstehenden Kriegsausbruch beseitigt.

Am. 2 rückte ich mit dem zweiten Bataillon Prohaska, nachdem ich mich tags zuvor von meinem kleinen freundlichen Kardinal verabschiedet hatte, nach Bondeno ab. Am selben Tage traf auch der Befehl zur Komplettierung auf den Kriegsstand ***) ein.

In Bondeno hörten wir noch die letzten Klagen über die schlechten Zustände im Kirchenstaate, denn bei Stellata betritt man schon österreichisches Gebiet.

---

*) Laut Ordre de bataille (siehe österreichisches Generalstabswerk, Band 1, Seite 18 der Beilage II) bestand die Brigade aus dem 2. Kaiserjägerbataillon, Infanterieregiment Prohaska No. 7 und einer Kavalleriebatterie.

**) Dem österreichischen Generalstabswerk (Band 1, Seite 86) zufolge wurde die Brigade von Ferrara nach Mantua gezogen zur Unterstützung der Garnison von Bologna, für die Herzogtümer oder im Vereine mit der Brigade Brehm (Padua) der Division Urban zum weiteren Vormarsche in die Lombardei bereit zu sein; nach Ferrara kam einstweilen ein Infanteriebataillon aus Bologna.

***) Die österreichische Armee bestand im Kriege des Jahres 1859 aus:

1. Infanterie: 62 Linienregimenter à 4 Feldbataillonen zu 6 Kompagnien, 1 Grenadier- und 1 Depotbataillon zu 4 Kompagnien; die Friedensstärke der Feldkompagnie betrug 129, die Kriegsstärke 221 Mann, jene der Depotkompagnien 133 Mann.

14 Grenzregimenter und 1 selbständiges Grenzbataillon; erstere bestanden aus 2 Feldbataillonen zu 6 Kompagnien und 1 Reservebataillon zu 4 Kompagnien; letzteres formierte 6 Kompagnien und 1 Reservedivision. Die Gesamtstärke eines Grenzregiments betrug im Frieden 662, im Kriege 3880 Mann.

1 Jägerregiment zu 7 Feldbataillonen und 1 Depotbataillon, von denen die ersten 6 Bataillone je 4, das siebente 6 und das Depotbataillon je 3 Kompagnien hatte.

25 selbständige Jägerbataillone, von denen im Frieden 5 Bataillone 6, die übrigen 20 Bataillone je 4 Kompagnien hatten; von den ersteren stellte im Kriegsfalle jedes Bataillon 1 Depotkompagnie, von den letzteren je zwei zusammen eine solche Kompagnie auf.

Digitized by Google

Am 3. früh vor dem Aufbruche von Bondeno leisteten uns beim Frühstück der Hauswirt und seine drei hübschen Töchter Gesellschaft. Ich für meine Person bin vollkommen davon überzeugt, daß sich die Mädchen schon auf das Fest gefreut hatten, uns arme Barbaren gleich Robinsons Freitag den Löffel statt zum Munde, zum Ohre führen zu sehen. In ihren Erwartungen getäuscht, wünschte uns die freundliche Familie eine glückliche Reise für unseren Marsch nach Sermide.

Am 4. früh marschierten wir dann, den Po bei Revere übersetzend, nach Ostiglia; am 5. erreichten wir Nogara. Hier erinnerte sich so mancher, der das Jahr 1848 und Radetzkys kühnen Zug von Verona nach Goito und von da nach Vicenza mitgemacht hatte, unseres Kaisers, der damals in früher Morgenstunde, sehr ermüdet vor dem Kaffeehause stehend, die Truppen an sich vorüberziehen ließ. Es waren dies die letzten Stunden der Sorgenfreiheit und Unabhängigkeit für ihn; seine junge Seele hatte keine Ahnung von dem, was das Jahr 1859 ihr bringen sollte. Am 6. rückte ich in Mantua ein; jetzt war die ganze Brigade in der Festung vereinigt.

Bis zum 19. März trug sich nichts Erwähnenswertes zu. Wir exerzierten und manöverierten auf dem Terrain, das wir zehn Jahre früher mit unserem Blute gedüngt hatten. Curtatone und Montanara sahen einstweilen nur unsere unblutigen Heldentaten; diese führten uns oftmals an eine Stelle, wo ein kleiner verlassener Hügel Zeugnis davon gibt, daß hier ein Braver ruht. Es ist dies die Grabstätte des Oberleutnants Schestak von Baron Reisinger Infanterie*), welcher zu dieser Zeit Adjutant des Generals Grafen Clam-Gallas war. Mancher seiner damaligen Waffengefährten, die der Tod verschont hatte, blutete elf Jahre später an demselben Tage bei Magenta.

Schestak war ein tüchtiger Offizier, braver Kamerad und ein vortrefflicher Sohn, der, auf die Gage beschränkt, seine arme Mutter unterstützte. Nach dem Tode Schestaks erklärte sich sein ritterlicher General als den Erben seiner Kindesliebe und unterstützte die alte Frau bis an ihr Lebensende. Sie ist wohl schon längst mit ihrem braven Sohne vereint.

Am 20. März erhielt das zweite Bataillon Kaiserjäger, ein Zug der Fußbatterie und ein Flügel**) Haller Husaren***) Marschbereitschaft und sie gingen am 21. über

---

2. Kavallerie: a) schwere: 8 Kürassier- 8 Dragoner- } Regimenter { jedes zu 6 Feldeskadronen und 1 Depoteskadron, jede zu 171 Pferden (113).
b) leichte: 12 Husaren- 12 Ulanen- } Regimenter { jedes zu 8 Feldeskadronen und 1 Depoteskadron, jede zu 200 Pferden (143).

3. Artillerie: 12 Feldartillerieregimenter, 1 Küstenartillerieregiment zu 3 Bataillonen à 5 Kompagnien und 1 Raketenregiment zu 20 Batterien zu 8 Wurffahrzeugen und 3 Kompagnien. Jedes Feldartillerieregiment hatte im Kriege:
4 — 6 Pfund
3 — 12 Pfund
6 Kavalleriebatterie 6 Pfund } zu 8 Geschützen, { ferner 1 lange Haubitzbatterie und 4 Kompagnien; die Feldartillerieregimenter 2, 9 und 10 hatten überdies noch eine 5. Kompagnie.

Endlich bestanden noch: 12 Geniebataillone à 4 Feldkompagnien, 6 Pionierbataillone à 4 Feldkompagnien, schließlich das Flottillen- (4 Donau- und 3 Langensee- und Lagunen-Kompagnien) und das Fuhrwesenkorps.

*) Heute Infanterieregiment Erzherzog Leopold Salvator No. 13.

**) Ein Flügel war eine halbe Eskadron (zwei Züge).

***) Heute Husarenregiment Eduard VII., König von Großbritannien und Irland, Kaiser von Indien No. 12.

Digitized by Google

den Po nach Benedetto ab, um die dort offene Grenze zu überwachen; das 1. Bataillon Prohaska hatte einem mittlerweile eingetroffenen Befehl zufolge ebenfalls dorthin abzugehen. Am 26. traf der telegraphische Befehl ein, daß auch das 2. und 3. Bataillon Prohaska über den Po zu rücken habe; in der Nacht zum 27. traf ein Gegenbefehl mit der Weisung ein: Marschbereitschaft unter Zuziehung der Zwölfpfünderbatterie No. 6.

Am 28. ordnete ein Telegramm an, daß die Brigade auf Requisition des Herzogs von Modena ohne weitere Anfrage dorthin abzurücken habe. Zugleich traf für das Jägerbataillon*) der Befehl ein, die Haubajonette schleifen zu lassen, was unter großem Jubel vollzogen wurde.

Am 30. rückten die Regimentsbespannungen ein, wurden von mir zusammengestellt und eingeteilt. . . . .

In der Nacht auf den 8. April traf der Befehl ein, sämtliche am rechten Pouer stehenden Truppen der Brigade nach Mantua einrücken zu lassen und mit ihnen Marschbereitschaft zu halten.

Während meines Aufenthaltes in Mantua stand ich mit meiner Frau in regstem brieflichen Verkehr. Da sich der Aufenthalt in Mantua wider Erwarten in die Länge zog und die Dauer derselben außer jeder Berechnung lag, meine Sehnsucht nach ihr immer größer wurde und ich wußte, was unsere Trennung ihr koste, schrieb ich ihr, daß sie zu mir nach Mantua kommen möge. Ich will nicht zu beschreiben versuchen, welch unnennbares Herzeleid mich überkam, als ich meiner lieben Frau telegraphieren mußte, sie könne nicht kommen, da ich Marschbefehl erhalten hätte und ich fest überzeugt war, daß sie, meinem ersten Rufe folgend, unverzüglich abgereist war und sie nun ferne von teilnehmenden Herzen das Weitere abwarten mußte. Ich wußte, was ihr die zerstörte Hoffnung des Wiedersehens war, und jetzt noch stehen mir die bösen Stunden, die ich damals durchlebte und die nur die eintretende Bewegung zerstreute, lebhaft vor Augen. Der Soldat soll eben nicht heiraten!

Am 10. April zeitlich morgens standen die Truppen marschbereit vor dem Gebäude des Festungskommandos. Der Festungskommandant Feldmarschalleutnant Baron Culoz**) wollte die Truppen vor dem Abmarsche nochmals besichtigen und begrüßen. Es ertönten die hehren Klänge: „Zum Gebet!“; es ist dies stets ein feierlicher Augenblick für alle, deren Gemüt nicht aus Juchtenleder ist. Der alte ergraute Baron Culoz drückte mir vielleicht in der Vorahnung, daß es für dieses Leben das letztemal sein dürfte, mit einem herzlichen „bonne chance“ die Hand, und fort ging es unter den Klängen eines flotten Marsches nach Gazzoldo, unserer ersten Marschstation. Es war ein heißer Tag,

*) Heute ein Bataillon des Kaiserjägerregiments No. 1; die Infanterie war mit dem gezogenen Kapselgewehre System Lorenz, mit Papierpatrone mit aufgesetzter Spitzkugel, zum Teile mit Hammerbüchsen und den altartigen glatten Gewehren bewaffnet. Die Jägertruppe war mit dem Stutzen und Haubajonett bewaffnet. Der Erfolg des Lorenzgewehres war derart, daß eine auf 600 m befindliche 5—6 Zoll (13—16 cm) starke Holzwand durchschlagen wurde.

**) Karl Chevalier de Culoz, geboren 1784, wurde 1860 als Feldzeugmeister ad honores pensioniert und starb am 11. November 1863.

Digitized by Google

und der Mann litt sehr an der Ungewohntheit eines längeren Marsches mit voller kriegsmäßiger Rüstung (der schwer bepackte Tornister, die 60 scharfen Patronen und das Schanzzeug).

Am 11. marschierten wir nach Asola, am 12. wurde der sehr starke Marsch nach Pontevico (gegen 30 km) durchgeführt, am 13. gelangte die Brigade nach Soresina, wo sie bis zum 24. verblieb.

Die mehrtägige Ruhe tat den Truppen wohl; die mitunter etwas starken Märsche hatten, obzwar die Hitze nicht übermäßig war, einige Marode im Gefolge, eine Erscheinung, die sich stets zu Beginn von Anstrengungen zeigt und leider nicht zu vermeiden ist. Es gab besonders viele aufgeriebenen Füße — Schuhdruck. Während dieser wohltuenden Ruhepause wurden die nötig gewordenen Reparaturen am Schuhwerk und an der Ausrüstung bewerkstelligt.

Um stets über die im Marsche begriffene Truppe und deren Zustand orientiert zu sein, habe ich es mir zum Grundsatze gemacht, die Truppe beim Abmarsch aus der Nächtigungsstation immer an mir vorüberziehen zu lassen, bis der letzte Mann der Nachhut an mir vorbeimarschiert ist. Durch die raschere Gangart des Pferdes überholte ich die Truppe wieder und befand mich ungefähr nach einer Stunde an der Tête der Vorhut, wo ich stehen blieb und die Truppen abermals an mir vorübermarschieren ließ, worauf sich das Frühere wiederholte. Dieses Vorgehen ist zwar nicht übertrieben amüsant, aber jedem Kommandanten, dem an seiner Truppe etwas liegt, anzuempfehlen. Freilich erspart sich derjenige, der stets an der Tête seiner Kolonne reitet, manch schmerzlichen Anblick, denn er sieht nicht, wie mühselig sich so mancher arme Teufel in der Sonnengiut oder im tiefen Kot mit aufgeriebenen Füßen fortschleppt. Mir hat es oft das Herz umgedreht, wenn ich einen jungen, der Mühen und Anstrengungen ungewohnten Mann unter der Last seines Tornisters und der Rüstung mit keuchender Brust begehrliche Blicke nach dem Bagagewagen werfen sah, welchem er so gerne Gewehr und Tornister überantwortet hätte — was aber des bösen Beispieles wegen nicht geduldet werden konnte.

Indessen was sind die Anstrengungen eines Krieges im Sommer, selbst in Italien, gegen einen Winterfeldzug! Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf die Behauptung gewisser Leute zurückzukommen, die da den Satz aufstellen, daß Kälte leichter zu ertragen sei als Hitze. Ich hatte Gelegenheit, im Winter des Jahres 1848 auf 49 die Lager in Ungarn, sowie vorher die Gluthitze Italiens zu erproben, und ich entscheide mich unbedingt für letztere.

Ich war für den Winterfeldzug möglichst sorgfältig ausgerüstet und besaß einen wohl verschlossenen Fourgon, in dem ich dem Sturm und der Kälte der Winternächte trotzen zu können glaubte. Trotzdem erinnere ich mich noch heute nicht ohne Fröstein, wie mich die Kälte aus meinem Fourgon an das Lagerfeuer trieb, wo ich mich fest an meine Kürassiere schmiegte, mich sogar unter den einen oder andern schob, nur um von der geringen animalischen Wärme ja etwas zu profitieren, da des wehenden Sturmes wegen

Digitized by Google

das Lagerfeuer kaum vor dem Erstarren schützte. Ich will nicht untersuchen, ob uns die Kälte oder die Hitze mehr Leute undienstbar machte, und möchte nur bemerken, war die Hitze unter tags noch so groß, die Nacht brachte doch stets etwas Abkühlung, jedoch wenn es im Winter bei Tage kalt ist, so wird die Nacht geradezu unerträglich.

Während unseres Aufenthaltes in Soresina wurde Feldmarschalleutnant Benedek*) Kommandant des 8. Armeekorps, und ich stand somit fortab unter seinem Befehle. Da ich im Range nahe zum Feldmarschalleutnant war und im Falle der Beförderung wahrscheinlich eine andere Bestimmung erhielt, so befand ich mich in beständig aufregender Erwartung, die noch durch die auftauchenden Zweifel, ob Krieg oder Friede, vermehrt wurde, da immer und immer wieder Gerüchte über Kongreßprojekte auftauchten, die dem Frieden stets ein Hintertürchen zu öffnen schienen. Rückten wir doch, wie bekannt, schon an den Ticino vor, während Erzherzog Albrecht in Berlin weilte und Preußen zum Beitritt auf Österreichs Seite bewegen sollte, was zweifellos ganz Deutschland mitgezogen und Napoleon III. gewiß zum Überlegen bewogen hätte. Daß Preußen schließlich den Dingen seinen Lauf ließ, ist ja bekannt.

Am 23. April erhielt mein Divisionär, Feldmarschalleutnant Urban, eine selbständige Verwendung und ich übernahm infolgedessen ad interim das Divisionskommando und Oberst Schlitter das meiner Brigade; Generalmajor Roden mit dem Regimente Kronprinz Albert von Sachsen und einem Bataillon Szluiner Grenzer formierten die zweite Brigade der Division.

Am 24. in der Frühe um fünf Uhr brachte eine Stafette den Befehl zum Abmarsch der Division nach Fambio und Quadramiglio. Wir blieben daselbst bis zum 28.

Am 28. in der Nacht marschierte die Division nach Corte Olona, wo sie am 29. morgens eintraf.

Um Mitternacht überraschte uns auf dem Marsche ein Gewitter mit einem kurzen, aber ausgiebigen Regenguß; nach demselben war die schönste Mondnacht, hunderte von Nachtigallen schlugen in den Büschen an der Straße, und kümmerten sich wenig um das kriegerische Treiben, das an ihnen vorüberzog.

In Corte Olona traf uns der Armeebefehl des Kaisers, der mit wenigen Worten alles sagte, was das Soldatenherz erheben konnte. Der Schleier der Ungewißheit war gesunken, der Zweifel, ob Krieg oder Friede, behoben. Wir konnten daher mit einiger Bestimmtheit vermuten, daß wir am nächsten Abend auf Feindesboden ruhen würden.

Wir näherten uns jetzt der äußersten Grenze unseres italienischen Besitzes, ich

*) Ludwig von Benedek wurde 1804 zu Sopron (Ödenburg) in Ungarn geboren, trat 1822 als Fähnrich in die Armee, kam 1833 als Oberleutnant in den Generalquartiermeisterstab, warf 1846 als Oberst den Aufstand im westlichen Galizien überraschend schnell nieder, zeichnete sich 1848 und 1849 als Kommandant des Infanterieregiments No. 33 wiederholt aus, speziell aber bei Mortara und Novara, kämpfte im selben Jahre als Generalmajor in Ungarn, kommandierte als Feldmarschalleutnant das 4., später in Italien das 8. Korps und zeichnete sich abermals bei Solferino aus, erhielt 1866 gegen seinen Willen den Befehl über die österreichische Nordarmee, wurde nach Königgrätz vor ein Kriegsgericht gestellt, die Untersuchung aber später über kaiserlichen Befehl eingestellt; Benedek starb am 27. April 1881 in Graz.

Digitized by Google

darf es daher nicht unerwähnt lassen, daß die Bevölkerung uns überall auf das freundlichste begegnete, ungeachtet der großen Lasten, die sie bei der Masse der zu befriedigenden Truppen zu tragen hatte. Die Gemeindevorstehungen und Stadtverwaltungen taten, was in ihren Kräften lag, der Soldat übte dafür auch gute Kriegszucht und war mit dem Gebotenen zufrieden. Soviel als möglich wurden die Soldaten in Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäuden untergebracht, die Gemeinden hatten das nötige Bettzeug, Stroh und was noch notwendig war, herbeizuschaffen, was mit größter Bereitwilligkeit stets anstandslos geliefert wurde. Besonders das Landvolk zeigte sich allenthalben freundlich, kam von der Arbeit auf den Feldern an die Straßen und brachte Wasser zur Labung der durstigen und erhitzten Kehlen. Große Heiterkeit erregten bei derlei Gelegenheiten die zumeist etwas derben Witze unserer guten kärntnerischen Grenadiere in äußerst hinkendem Italienisch; die Menschenhaufen stoben mit großem Geschrei und Gelächter auseinander, wenn einer im Übermut aus der Kolonne sprang und eine der sonnengebräunten schwarzäugigen Schönen umarmte und tüchtig abküßte. Manches Mütterchen sah ich in Tränen, deren Sohn oder Enkel wohl auch Soldat war und vielleicht ebenso wie wir einem ungewissen Schicksale entgegenging. Ich erinnere mich noch heute eines weißhaarigen Greises, der mir ein gut gemeintes „Bon viaggio, caro" (Angenehme Reise, mein Lieber) nachrief. Aber nicht nur beim Ausmarsch ins Feld, wo noch die Klugheit den Leuten gebieten mußte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sondern auch, als uns das Glück bereits verlassen hatte und wir auf dem Rückmarsche waren, blieb die Haltung der Landbevölkerung und selbst der Städter die gleiche; nirgends konnte man auch nur stillen Triumph wahrnehmen. Vielleicht, daß den Leuten auch die Wandelbarkeit des Kriegsglückes und das Jahr 1848 vor Augen schwebte. Der Landmann kümmerte sich wie überall nicht um Politik; er will in Ruhe genießen, was er sich im Schweiße seines Angesichtes verdient und die l'unita d'Italia (das vereinigte Italien) war für ihn ein leerer Wahn. Überhaupt sind die Gegensätze zwischen dem Nord- und Süditaliener, wie auch zwischen den Lombarden und Venetianern ganz bedeutende, die sich wohl kaum jemals ausgleichen werden.

Während unseres Aufenthaltes in Fambio hatte sich meiner eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt. Die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit dem Feinde war nicht ausgeschlossen, meine rege Phantasie führte mir nun das Bild meiner teuren Gattin vor Augen, falls mir etwas Menschliches passieren würde. In ihren letzten Briefen sprach sich eine erschreckende Entmutigung aus, die mein Gemüt derart verstimmt und verdüstert hatten, daß ich, um meinem bedrängten Herzen Luft zu machen, an meinen Schwager schrieb, und ihm die Sorge für meine gute Frau ans Herz legte.

Digitized by Google

Der Bischof gibt Weisungen für sein Grabmal in der Praxediskirche.

(Rom im 16. Jahrh.)

Von

Robert Browning.*)

Alles ist eitel, spricht der Prediger.
Dicht an mein Bett. Ist auch der Anselm da?
Ihr Neffen — meine Söhne (o Jesu!) nun —
sie, die man flüsternd eure Mutter nannte,
der alte Gandolf hat mich recht beneidet,
so herrlich schön war sie. Das ist nun längst vorbei.
Tot ist sie, ewig tot und ich bin Bischof
und muß einst sterben wie sie selber starb.
Dran seht ihr, daß das Leben nur ein Traum.
Was ist die Welt? Wenn ich so nachts hier liege
im Staatsgemach, langsam verendend
in schweren, müden Stunden . . . ist das noch Leben
oder kam der Tod? Nur Frieden, Frieden!
Praxedis war ja stets die Friedenskirche. —
Doch nun mein Grabmal!
Mit Faust und Zähnen kämpft ich um die Nische,
um die im Südschiff. Gandolf prellte mich, er hat sie nun,
er riß sie an sich für sein Leichenaas, das Gott verdamme.
Doch ist da noch ein Platz, nicht gar so schlecht:
man sieht die Pulte an der Pfeilerreihe,
man sieht den Chor ein wenig, die stillen Bänke
und aufwärts weit die luftige Kuppel,
wo, sagt man, doch die Engel wohnen.
Dort schweben sicher dann auch Sonnenstrahlen.
Ich aber ruhe hoch auf dem Basalt,
tief unter mir die Knochen in dem Sarg.
Neun Säulen stellt um mich, hier vier und dort,
die letzte grad mir gegenüber, wo Anselm steht.

*) Robert Browning, der eigenartigste englische Dichter des 19. Jahrhunderts, ist seltsamer Weise in Deutschland fast noch ganz unbekannt. Drum wird wohl diese bezeichnende Probe willkommen sein. — D. Red.

Digitized by Google

Alle aus reifem Pfirsichblütenmarmor, dem kostbaren,
wie frischer Wein pulsiert das mächtige Rot.
Und Gandolf dort mit seinem Zwiebelstein!
Legt mich, daß ich ihn sehn kann. Echter Pfirsich,
ganz fleckenlos und rein: wer hat denn nun gesiegt?
Kommt näher Kinder — als die Kirche brannte,
nun viel verkam, doch manches ward gerettet . . .
Ihr wollt mich doch nicht töten, Söhne. In meinem Weinberg,
wißt, dem mit den gelben Trauben, wo die Ölpresse steht,
spült leise dort die Erde bis sie weicht,
dann findet ihr (o Gott!) ihr findet
in Feigenblätter sanft gewickelt, in dem Olivenkorb,
ah, einen Klumpen (o Jesu!) von lapis lazuli!
Dick wie das Haupt eines geköpften Juden,
blau wie die Adern der Madonnenbrust.
Ihr Kinder, alles sollt ihr erben, selbst die Villen,
die prächtigen Bäder in Fraskati selbst —
nur legt zu Füßen
mir auf mein Grab den großen blauen Stein,
wie Gott der Vater die Kugel in den Händen hält
in Santa Jesu, wo so gern ihr betet.
Da bleibt dem Gandolf nichts, er muß es sehn und — bersten.
Wie Weberschiffchen fließen unsere Jahre,
es sinkt der Mensch ins Grab, wo ist er dann?
Ich wählte doch Basalt für meine Platte, ganz schwarzen,
ganz alten, schwarzen, nicht, Kinder? Dann hebt er sich
recht fein vom Fries ab, der darunter läuft.
Das Relief verspracht ihr mir aus Bronze:
Pan und die Nymphen, vielleicht auch Tyrsosstäbe
und etwa eine Vase, dann:
den Heiland, wie er predigt auf dem Berg,
im Glorienschein Praxedis,
ein Faun, der einem Mädchen den letzten Schleier nimmt,
und Moses mit den Tafeln . . . Doch ihr paßt nicht auf!
Was flüstert ihr? Kind meiner Freuden, Anselm!
Oh, verprassen wollt ihr all die Villen,
und ich muß wie ein Bettler auf feuchtem Sandstein liegen,
daß Gandolf drüber kichert. Nein, Jungen, ihr liebt mich doch.
Von Jaspis also! Zu Jaspis habt ihr euch verpflichtet,

Digitized by Google

sonst reut's mich wahrlich um die schönen Bäder.
Rein grün der Jaspis wie Pistaziennüsse,
genug ist davon da. Und, Kinder,
viel gelt ich bei Praxedis, kann ich nicht um Pferde
für euch sie bitten, um braune Griechenmanuskripte,
um große, schöne Weiber mit sanften Marmorgliedern. —
Das heißt, wenn ihr die Grabschrift meißeln laßt
in auserlesenem Latein, ganz Cicero
— kein schlechtes Zeug wie Gandolfs zweiter Vers.
Ist das von Cicero, ihr Herrn? Ulpian vielleicht,
der ist für i h n auch grade gut genug. —
So werd ich liegen dann Jahrhunderte,
und werde hören den Gesang der Messe
und sehn, wie man des Herren Leib verzehrt
und wie die steife Opferkerze flammt,
und fühlen den guten, betäubend-schweren Weihrauchduft.
So wie ich jetzt schon in der toten Nacht,
langsam in Pracht verendend,
oftmals die Hände falte,
als hielten sie den Krummstab schon,
und lang mich strecke und starr — wie Stein.
Dann laß ich meine Laken auch wie Totentücher
in großen, schweren Falten niederhängen,
wie es die Statuen tun.
Die Kerzen werden kleiner, seltsame Dinge summen mir im Ohr:
von einem andern Leben lang vor diesem,
von unserer Erde dann, von Päpsten, Kardinälen,
Praxedis wie sie auf dem Berge predigt,
von eurer schlanken, blassen Mutter — mit den Verführeraugen,
von neu gefundenen Vasen frisch wie der Tag,
von Marmorworten, köstlichem Latein . . .
— Ha, ha, elucescebat, schrieb e r nicht so?
Nie ist das Cicero, Ulpian zur Not. —
Böse und kurz war meine Pilgerfahrt!
Von Lapis alles, Kinder! Sonst vermach ich
dem Papst die Villen.
Wollt ihr denn immer noch mein Herz zermartern.
Eidechsenklug sind eure Augen, Söhne,
und glitzern boshaft grad wie bei der Mutter.

Digitized by Google

Sonst machtet ihr mir reicher noch den Fries,
den kläglichen, schärfer die Zeichnung, fülltet meine Vase
mit Trauben, gäbt noch einen Helm hinzu und einen Luchs,
der wütend den Tyrsos niederreißt . . .
Dann hätt' ich's gut auf meinem Postament,
wo ich bald liegen werde, bis ich frage:
Ist dies noch Leben, oder kam der Tod?
Nun — jetzt laßt mich nur — genug . . .
Weh euer Undank quälte mich ins Grab.
Ihr freut euch auch noch drüber (o mein Gott!)
Ein schäbiger Krümelstein! Feucht-nasse Blöcke,
die schwitzen, als sickerte der Leichnam durch.
Und keinen Lapis zu der Welt Entzücken!
Nun geht! Ich segne euch. Ganz kleine Kerzen
in einer Reihe. Geht, geht, nur fort.
— Oh, wie Priester, die den Altartisch verlassen.
Nun bleib ich einsam in der Kirche, der Friedenskirche,
und habe Zeit zu warten, ob Gandolf herschielt —
der Alte von seinem Zwiebelstein . . .
und ist noch immer neidisch, so herrlich schön war sie.

(Übersetzt von Rudolf von Delius.)

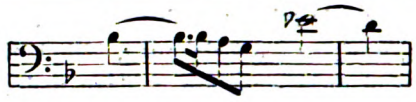
Zur Musik von Richard Wagners „Hochzeit".

Von Dr. Richard Batka.

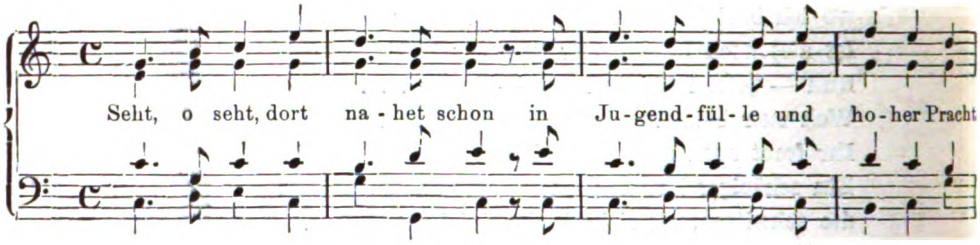
Im ersten Hefte der „Neuen Revue" wurde hier zum ersten Male der — soweit er erhalten ist — vollständige Text der Erstlingsoper Richard Wagners mitgeteilt und damals auch eine Probe der Musik des Werkes versprochen. Ich lege nunmehr dank der Güte der Besitzerin des Originalmanuskriptes, Mrs. Henniker-Heaton, und mit freundlicher Erlaubnis des Hauses Wahnfried einige Seiten der autographen Partitur in faksimilierter Wiedergabe vor, welche genügen dürften, um den musikalischen Charakter dieser Erstlingsoper zu kennzeichnen.

Die Musik der „Hochzeit" bewegt sich fest in den Bahnen der auf Webers und Marschners Spuren wandelnden deutschen Kapellmeistermusik der dreißiger Jahre, verrät aber doch, wenn auch in schwachen, unscheinbaren Ansätzen, schon gewisse ex eventu auffallende Merkmale der Technik des späteren Meisters. Ein düsteres Erinnerungsmotiv geht wie eine Ahnung des drohenden Verhängnisses und wie ein Tristan-Vorklang mehrmals durch die Musik.

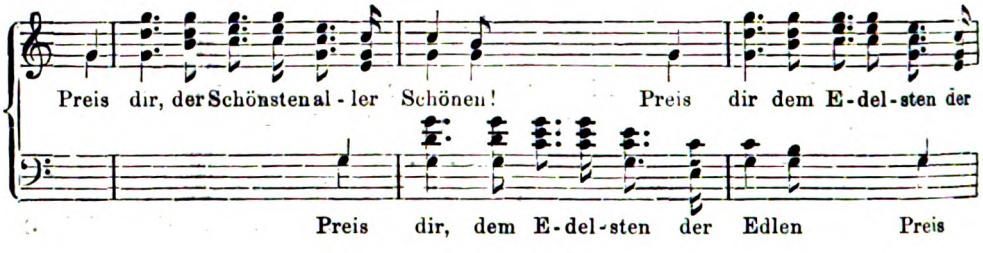
Digitized by Google

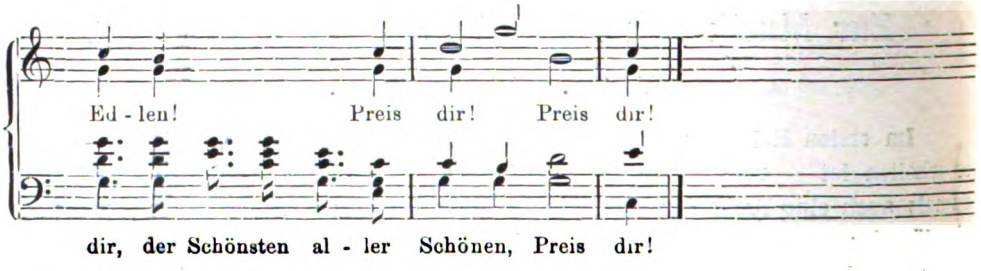


und in den Begrüßungchören



oder





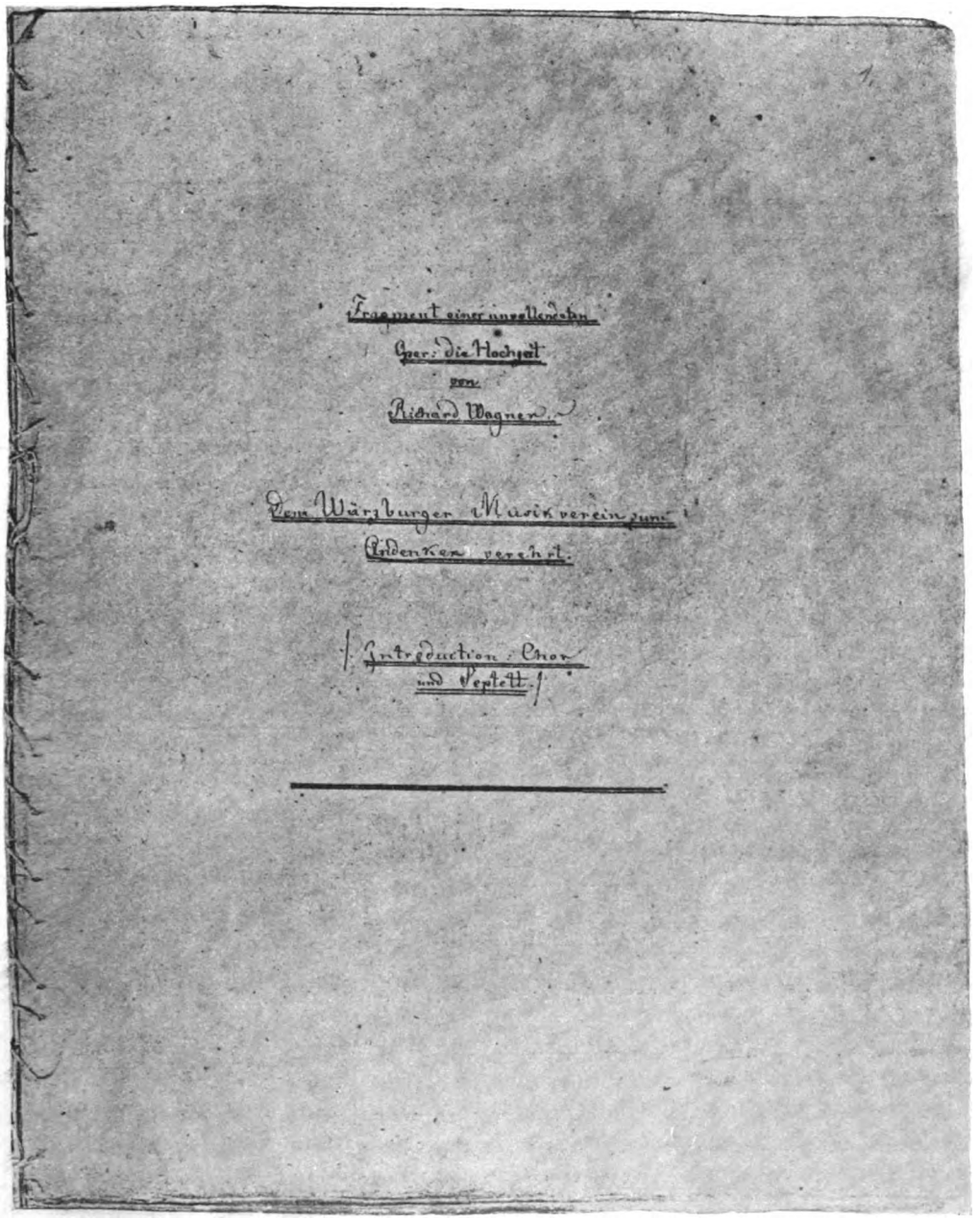
gemahnt es uns von fern an Elsas Gang zum Münster.

Die große Deutlichkeit von Wagners eigenhändiger Reinschrift gestattet uns, die Partitur wie gestochene Noten zu lesen. Und wie das Werden immer interessanter erscheint als das Sein, so mögen gewiß viele mit regem Gefühl in dieser Musik das Werden eines künftigen Tondramatikers belauschen. Wenn man von Schumann sagen durfte, er habe als Genie begonnen und als Talent aufgehört, so war es bei Wagner gerade umgekehrt. Er ist im Anfang seiner Laufbahn als Musiker nicht mehr als ein Talent und entwickelt sich erst im Mannesalter zu jenem reichen Genie, das der ganzen Epoche das kennzeichnende Gepräge gibt.

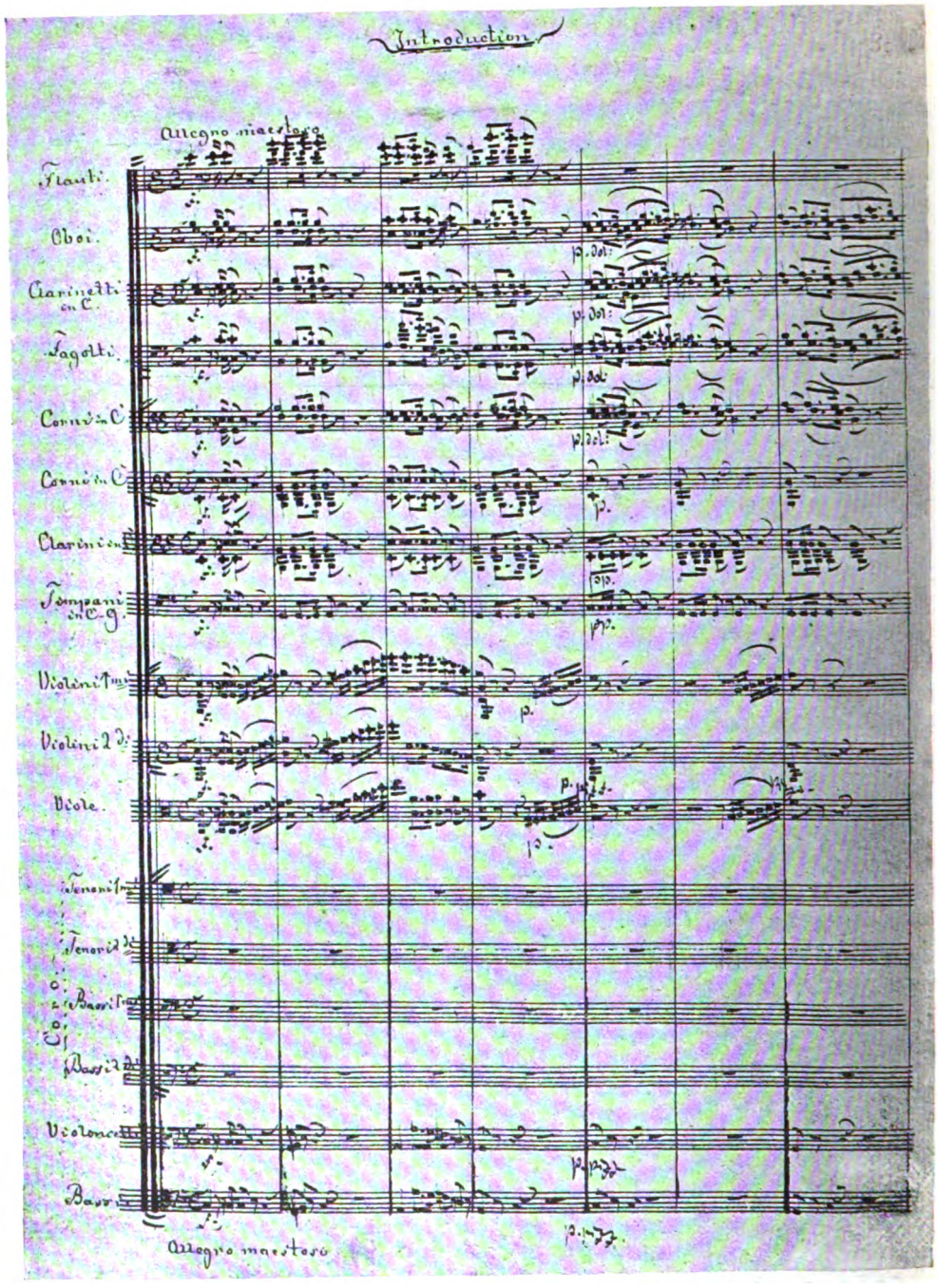
Digitized by Google

Eine unbekannte Oper Richard Wagners.

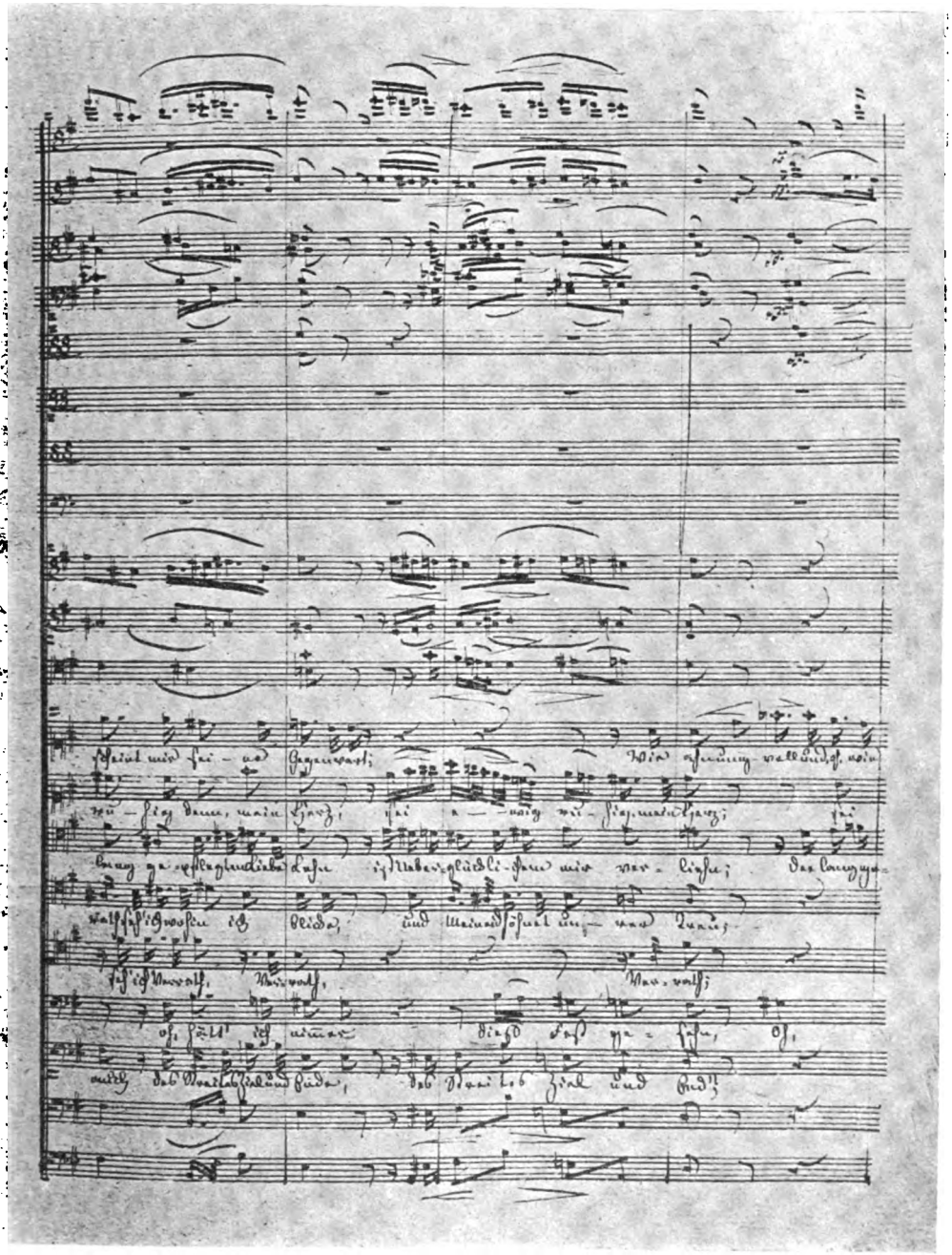
(Zum ersten Male veröffentlicht.)



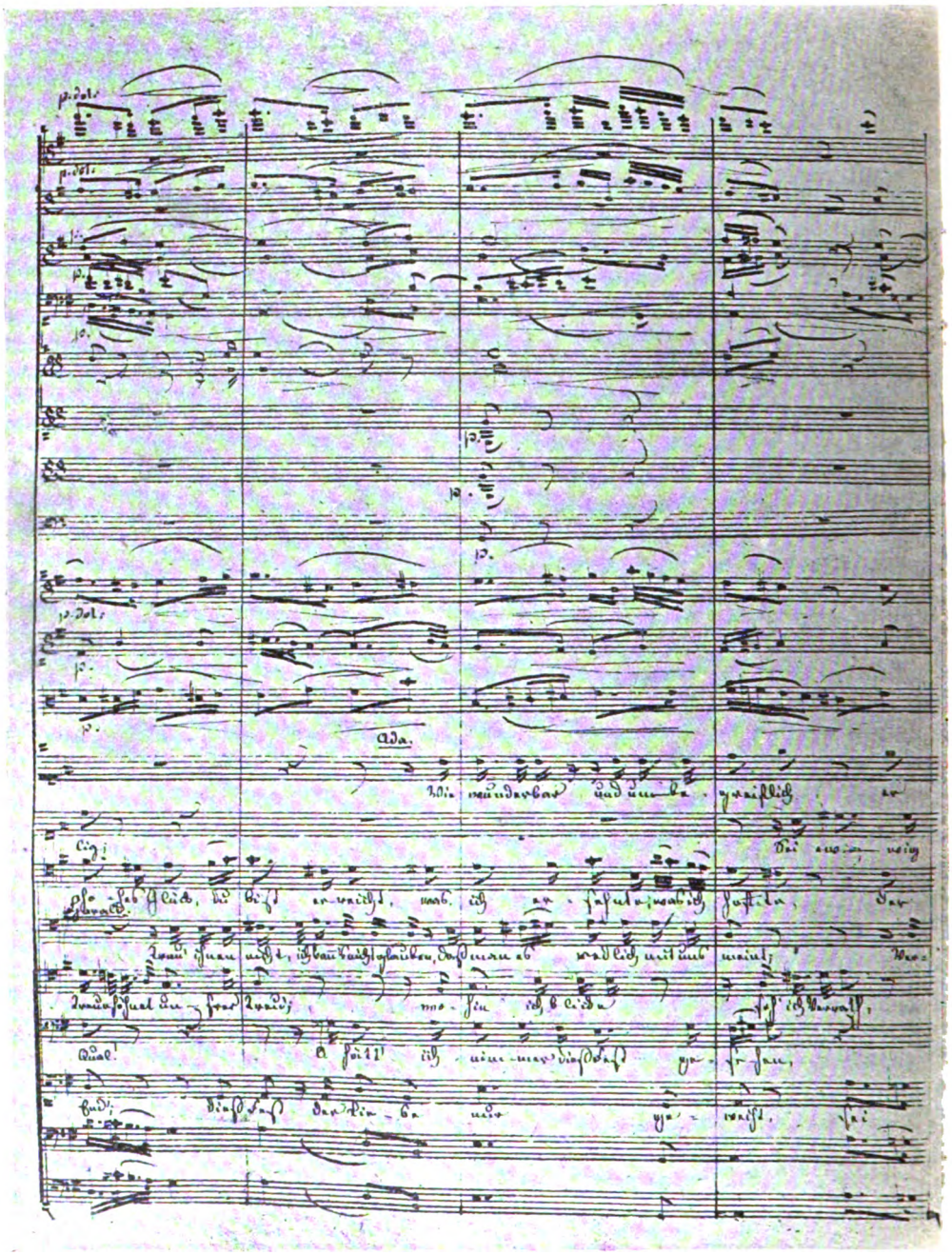
Digitized by Google



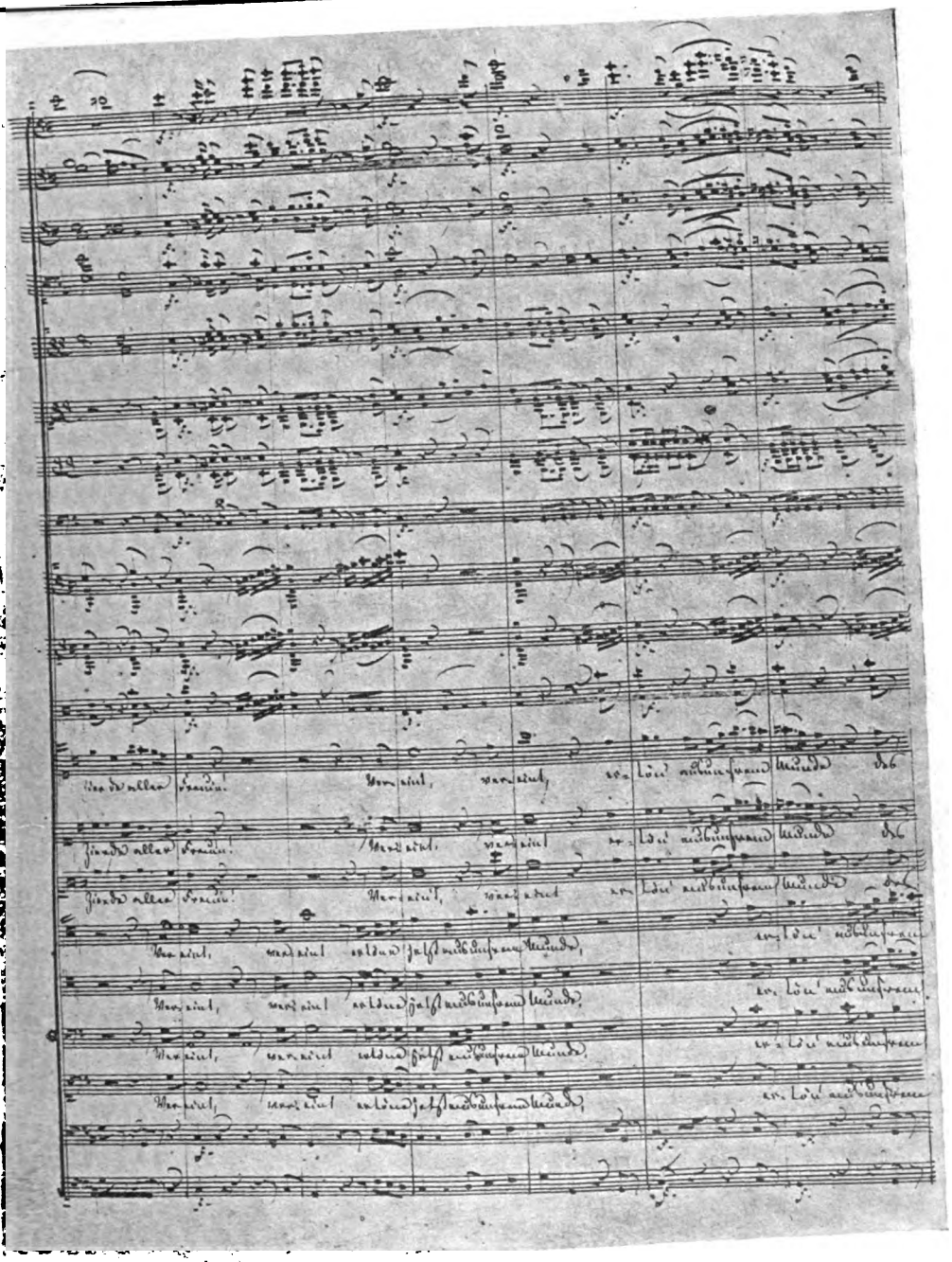
Digitized by Google



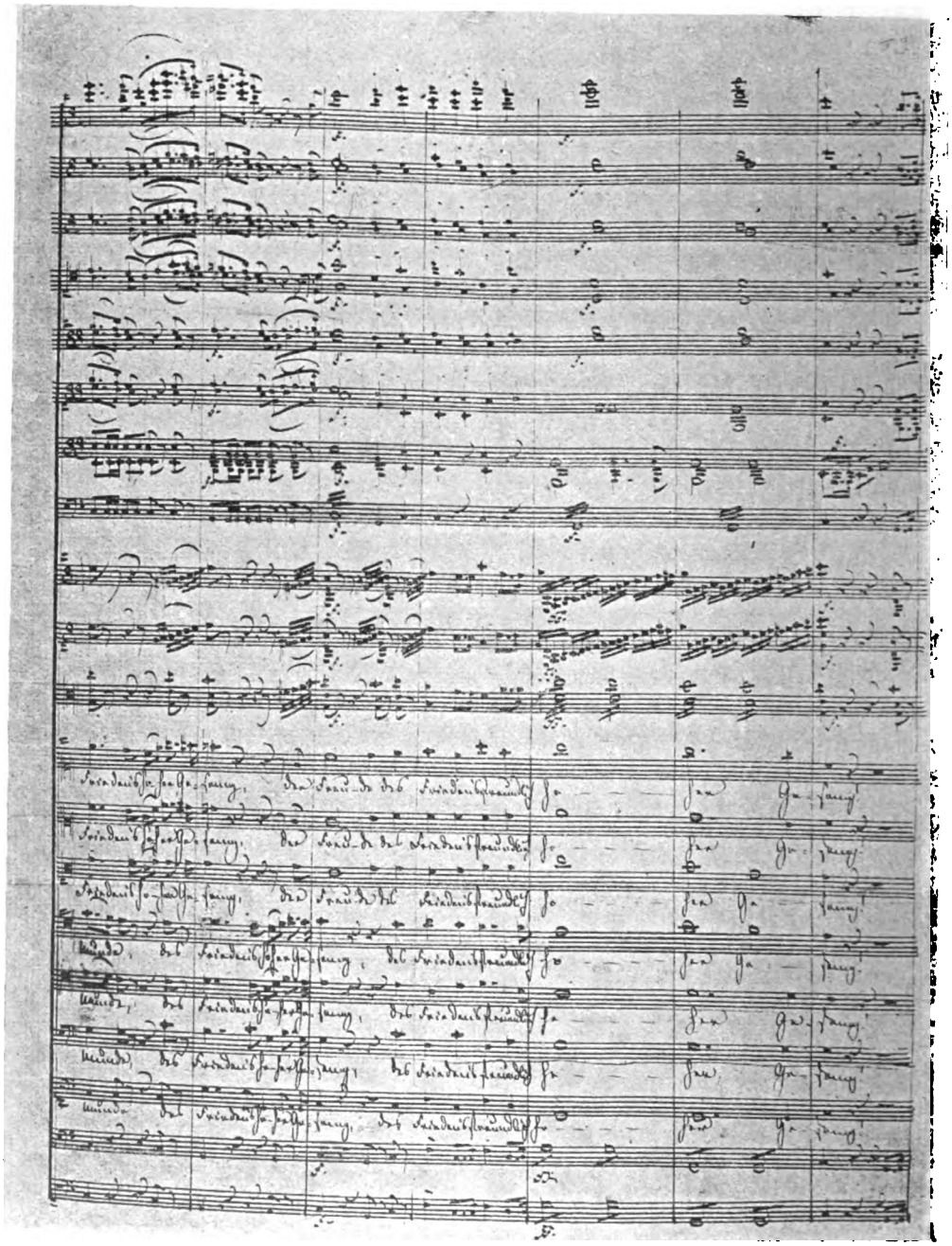
Digitized by Google



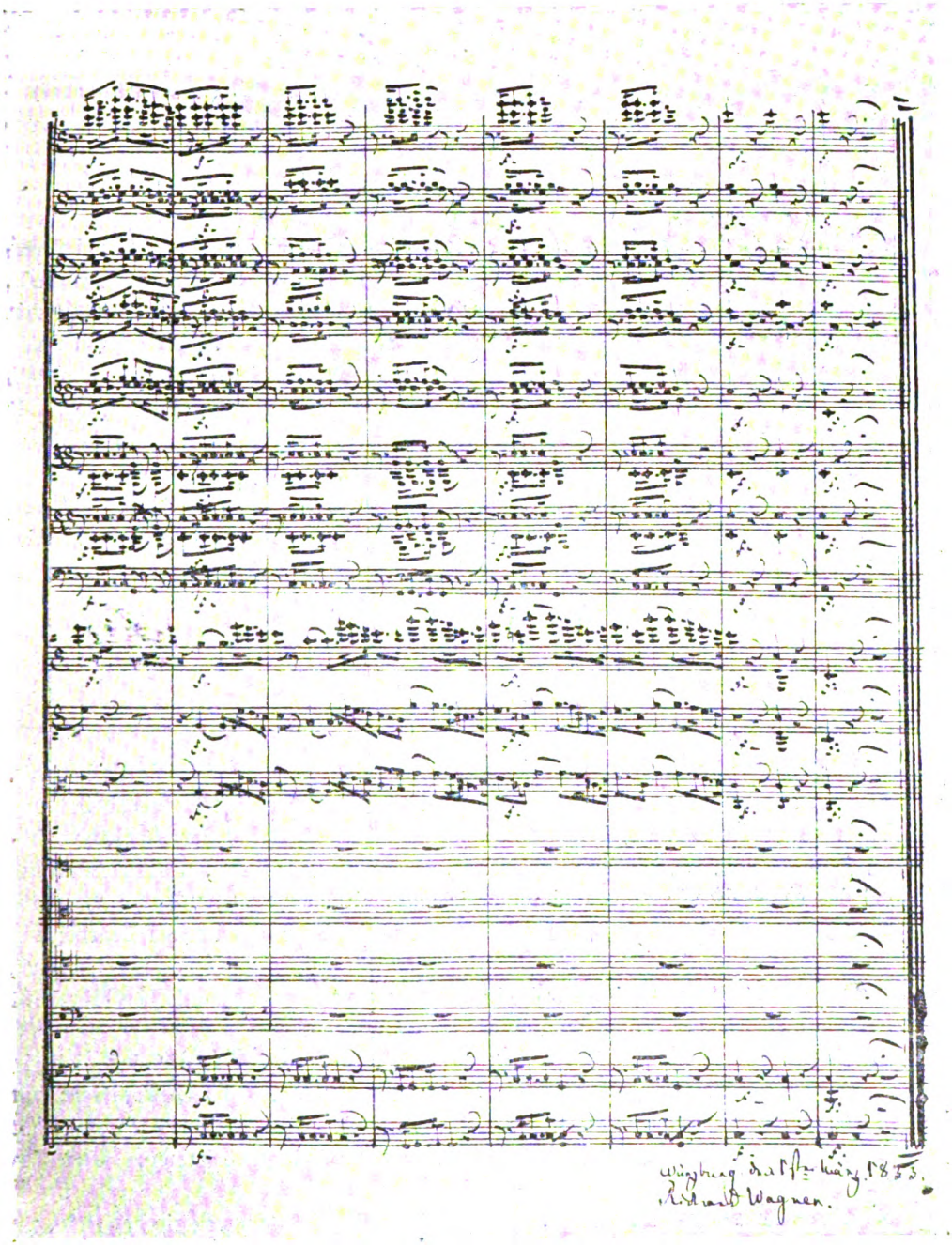
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Ein Calderon-Experiment.

(„Der Arzt seiner Ehre" im Deutschen Theater.)

Von

Josef Adolf Bondy.

Nicht immer setzt sich ein Stilmeister vom Blute Friedrich Schillers hin und übersetzt uns — „um nur nicht ganz müßig zu gehen" — ein Werk wie die „Phädra" Racine's. Manchmal, und gar in einer so hungrigen Zeit wie jetzt, müssen wir noch recht zufrieden sein, wenn ein freundliches Talent wie Herr Presber sich an Don Pedro Calderon de la Barca heranwagt. Ich überschätze Rudolf Presber nicht. Ich habe einmal ex officio hintereinander alle Gedichtbände gelesen, mit denen seine Fruchtbarkeit Deuschlands Mädchenpensionate bedacht hat. Ich war berauscht von so viel Melodie gewordener Banalität. Kein Geheimnis in den Versen, keine Gnade.

Von Rechts wegen aber dürfte nur ein frommer, in wunderbaren Klängen schwelgender Lyriker die Spanier übersetzen; denn die Sprache ist ihr letztes Leben. Was Platen von Calderons mythologischem Idyll „Eco y Narciso" rühmt:

Welche Zauberwildnis
Fesselt Ohr und Blick?
Blume jedes Bildnis,
Jedes Wort Musik,

das gilt bei Calderon im allgemeinen, und besonders auch von „El medico de su honra".

Wer dieser Dichtung nicht auch in unserer Sprache feierlich rauschende Fittiche zu geben vermag, ist zum Dolmetsch nicht berufen. Ob die Wahl der Blankverse berechtigt, ja notwendig ist, ob die stürmischen, vierfüßigen Trochäen, das angestammte Versmaß des spanischen Dramas und seiner leidenschaftlichen Seele, uns gar so fremd und „für unser Ohr unerträglich" sind, wie Presber in der Vorrede zu seiner Bearbeitung behauptet, bedarf noch des Beweises. Die ergreifenden Euphorionszenen im „Faust", Grillparzers „Ahnfrau" und noch mehr die hinreißende Glut seines dramatischen Märchens „Der Traum ein Leben" könnten zum Nachdenken anregen.

Das Ziel muß gezeigt, alle Wünsche müssen laut werden. Aber wir sind nicht in jedem Augenblick berechtigt, die Erfüllung aller zu verlangen. Und so sage ich: wir können Rudolf Presber dankbar sein, daß wir jetzt von der lebendigen Bühne her wenigstens die stärksten Wirkungen des Calderonschen Dramas zu spüren bekamen. Und das geschah.

Wieviele wären übrigens imstande, etwa mit demselben feinschmeckerischen Behagen

Digitized by Google

wie die Damen und Herren am Hofe des Theaterschwärmers Philipp IV. den vollen Wohllaut Calderonscher Verse auszukosten, jede galante Anspielung, jede funkelnde dialektische Wendung zu erfassen? Aber den möcht ich sehen, der ungerührt die beiden Nachtszenen im Garten bei Gutierres Landhaus mit ihrer atemraubenden Schwüle und Furchtbarkeit miterleben könnte, insbesondere den Augenblick, da Mencía selbst dem Gatten zuschreit, ein fremder Mann halte sich bei ihr verborgen, und den Leuchter fallen läßt.

Oder den Moment, wo Gutierre wie ein lauerndes Raubtier seine Frau beschleicht, ihr den Brief an den Infanten entreißt und sie — das Todesurteil hinterlassend — einschließt. (Leider hat Presber gerade hier nur zu viele Mätzchen aus eigenem beigesteuert.) Die ganze Unheimlichkeit eines verschollenen Jahrhunderts steigt herauf, wenn man den Auftrag hört, den Gutierre dem zitternden Wundarzt gibt: Mencía „dieser Leiche, die noch atmet", die Pulsadern zu öffnen. Dann wieder die grandiose Harun-al-Raschid-Stimmung: Don Pedro, der König, belauscht das nächtliche Sevilla, hört aus den Spottliedern des Volkes sein eigenes Schicksal und kreuzt mit Raufbolden seine Klinge. Das sind Szenen, die in der Weltliteratur ihresgleichen suchen.

Sie haben auch diesmal ihre Wirkung getan. Und Reinhardt ist nicht zu schelten, weil er lieber die Presbersche Bearbeitung nahm (eine bessere war nicht zur Hand), als auf diese Wirkung ganz zu verzichten und seinen Schauspielern Aufgaben von solcher Bedeutung zu entziehen. Das „Deutsche Theater" hat diesmal mit ehrlichen Mitteln gearbeitet und kleinlichen Firlefanz ferngehalten, soweit nicht Presber selbst „Schmachtfetzen" zur Mandoline und ähnliches vorschrieb.

Kayßler fühlte sich in der Rolle des Gutierre nicht behaglich und gab ihn von vornherein gar zu bewußt als grübelnden Fanatiker. Fräulein Heims sah lieblich aus, aber sie hat nicht die Gebärden einer vornehmen Spanierin, sie bleibt in der steifen Vermummung eine niedliche Putzmacherin, ein süßes Mädel, das zum Schluß große Angst hat. Eine neue Erscheinung war Herr George Henrich als Don Enrique; die edle Geschmeidigkeit seines Auftretens deutet auf selbständige Art hin. Herr Diegelmann ist zwar nicht immer ganz königlich, aber man freut sich, auf der Bühne wieder einmal eine so breitspurige, ihrer Kraft so sichere Gestalt zu sehen.

Will man nicht ungerecht gegen Presber werden, dann muß man sich das Calderonsche Drama, so wie es überliefert ist, — etwa in der Übersetzung von Johann Diederich Gries — aufgeführt denken. Der Romantiker Gries (der übrigens selbst klangvolle Sonette gedichtet hat, in denen er ähnlich wie Platen Männerfreundschaft überschwenglich preist) ist einer unserer geistreichsten und gewandtesten Übersetzer; aber man stelle sich vor, daß Gutierre auf der Bühne in der größten Erregung die Verse sprechen sollte:

Himmel! Was hast du gesagt?
Ha, jetzt fühl' ich, daß mir grause!
Hier vermummt, ein Mann im Hause?

Digitized by Google

Und für unser Empfinden ganz unmöglich wäre der Schluß, die geometrische Kälte, mit der der Dichter den Don Gutierre, nachdem er kaum seine Gattin als unerbittlicher Arzt seiner Ehre abgeschlachtet hat, durch einen nüchternen Machtspruch des Königs einfach wieder mit Leonore verheiratet, die er ehemals verlassen hatte. Die getötete Mencia, „dies Symbol feindsel'gen Glücks" wird verhüllt, und gleich darauf sagt Don Pedro gleichmütig:

„Trösten müßt Ihr Euch, Gutierre,
Dies ist not; und daß genügend
Diesen traurigen Verlust
Der Gewinn austragen müsse,
Gebt der Leonor die Hand.
Zeit nun ist's, daß Eure Würde
Das ernte, was sie schuld ist,
Und daß sich mein Wort erfülle,
Wenn Gelegenheit sich zeigte,
Ehr' und Ruf ihr zu vergüten.

Und als Gutierre bittet, ihm doch wenigstens Zeit zu gönnen, bis er die heiße Asche durch Tränen gekühlt hat, sagt der König kurz: „So muß es sein, dies g'nügt."

Solche wilde Beleidigungen unseres Gefühls könnten wir nicht ertragen, darüber könnte kein historisches Betrachten hinweghelfen. Gerade bei der Beseitigung der krassesten Konflikte zwischen Natur und höfischer Konvention hat Presber eine geschickte Hand bewiesen. Und wenn er vieles vergröbert hat, wie gleich die erste Unterredung zwischen Don Enrique und Don Gutierre, die ein Wunderwerk Calderonscher Dialogkunst ist, wenn seine Blankverse allzuoft eine aufdringlich erklärende Düntzerrolle spielen, wenn ihnen auch der Stempel sprachschöpferischer Kraft fehlt, dessen der Übersetzer eines Calderon nicht entraten darf, so fließen sie doch glatt und nicht übel klingend hin. Entscheidend aber ist vor allem: von dem Drama geht, auch noch in der Presberschen Bearbeitung, eine starke, das innerste Gemüt aufregende Wirkung aus. Der großartige technische Aufbau, die Stilreinheit Calderons tritt trotz vieler Verwischungen immer wieder hervor, und wer wie ich den Eindruck beobachten konnte, den das Drama nicht auf das sensationsgierige, in seinen Instinkten verwilderte Berliner Premierenpublikum, sondern auf viel naivere Zuhörer gemacht hat, die am Sonntag vor Weihnachten nur einige Bänke des Deutschen Theaters füllten, wird sich daran erfreuen, daß das Ewig-Lebendige in diesem Drama auch jetzt wieder aufflammen konnte.

Immer wieder wird die deutsche Bühne um Calderon werben, um dieses gewaltige dramatische Temperament, das alle dogmatische Starrheit doch und dennoch überwindet. Jene, die glauben, wenn sie von dem „ungeheuerlichen Ehrbegriff bei Calderon" oder gar wegwerfend vom „Mantel- und Degenstück" sprechen, diese grandiose Stilkunst

Digitized by Google

abgetan zu haben, werden an diesem Großen wie an Lope de Vega zuschanden werden. Sie werden ebensowenig Recht behalten wie Rückert, der die „steife Formenpracht" Calderons gern bewundern will, aber schon aus politischen Gründen ihn für erledigt hält:

„Wo er stehn will auf den Brettern,
Wird die Zeit herab ihn schmettern,
Die mit Fürstenknecht und Pfaffen
Künftig nichts mehr hat zu schaffen."

Wie klein gedacht! Wir wollen ja das Weben dichterischer Phantasie, des Menschenherzens Glück und Not in allen möglichen Wandlungen, auch in der Dichtung fremdester Völker, der Chinesen selbst, ja selbst der Wilden wieder finden, und sollten nicht die in den Tiefen funkelnden Schätze des spanischen Dramas heben können? Sollten nicht imstande sein, die paar Voraussetzungen zu überwinden, uns zu sagen, hier hat ein rassenstolzes Geschlecht im Bann eines noch stolzeren Herrscherhauses sich selbst einen überstrengen Sittenkodex errichtet, um durch die künstlichsten Schranken noch ein Hinabgleiten ins Gemeine zu verhüten? Und sollten nicht fähig sein, die Souveränität des Genies zu erkennen, das durch diese ehernen Spangen nur scheinbar erdrückt wird, in Wirklichkeit aber die Hemmungen zur Form, zum Gefäß wählt für den eigenen, unendlichen Reichtum?

Und auch das neue, mit lauteren Mitteln unternommene Calderon-Experiment kann uns im Verständnis edler fremder Art fördern, die auch im Spiel noch hohe Bedeutung findet. Kann uns dazu helfen, daß wir auch vom andern Pol aus einmal die Sphäre des Dichterischen überschauen. Grillparzer, wohl der beste Versteher spanischer Kunst, trotzdem seine eigene Art urdeutsch ist, weist den Weg mit den Worten: „Dem Deutschen ist die Poesie ein Haus, in dem er wohnen möchte; dem Spanier ein Garten, in dem er sich ergeht. Das erstere scheint poetischer, das letztere ist es."

Digitized by Google

Henriette Jacoby.

Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Doch ehe noch die Pause zu lang und zu inhaltsreich wurde, begann Salomon:

„Eine sehr nette Sache habe ich neulich gehört, weißt du, Riekchen, die von Heine. Wie war sie doch?“

„Ach ja,“ half Riekchen ein, „das war wirklich sehr reizend. Heine hat aus Paris an seinen Onkel nach Hamburg geschrieben . . . .“

„Laß mich doch erzählen! Nie läßt du einen ausreden! — Also hör zu, Jason. Der Dichter Heinrich Heine hat aus Paris an seinen Onkel, den Bankier Salomon Heine, nach Hamburg geschrieben, ob er was dagegen hätte, wenn er sich von jetzt an nach seiner Mutter Heine-van Geldern nennen würde. Da hat ihm der Onkel zurückgeschrieben, er hätte gar nichts dagegen, daß er sich Heine-van Geldern nenne, da er doch so wie so die Gelder von Heine bekäme.“

Alle lachten, nur Onkel Naphtali und Jason nicht.

„Verzeihen Sie, Herr Gebert,“ sagte Naphtali, „um wen dreht es sich eigentlich bei der Sache?“

Aber Jason schlug mit der Hand auf den Tisch und schrie mit rotem Kopf: „Dieser Schmutzian! Meinst du, nach ihm und seinen elenden Millionen würde ein Hahn krähen, wenn er nicht eben der Onkel von dem Dichter Heine wäre?! Heinrich Heine braucht keinen Adel . . . . Aber wer hat denn den Namen Heine geadelt? Er oder jener?“

„Nun,“ meinte Ferdinand, „zwanzig Millionen schaffen, ist auch nicht schlecht, und die hat der in Hamburg gut und gerne.“

„Was regst du dich auf, Jason,“ begütigte Salomon, „die Sache braucht ja gar nicht wahr zu sein. Ich nehm' sogar an, sie ist nicht wahr. Denn erstens schreibt so was Heine nicht, und zweitens antwortet es der Onkel nicht. Aber als Ganzes — finde ich — ist es gut erfunden.“

Aber Jason würgte es im Halse, er hätte zu gern jetzt mehr gesagt, daß das die Anschauung in diesen Kreisen wäre, mit der man Leute zugrunde richte. Er hätte jetzt von Jettchen sprechen mögen und von Kößling und ihnen alles herausgeben, was ihm darüber auf der Seele brannte. Aber dann dachte er wieder, daß es doch aussah, als ob die Parole ausgegeben worden sei, darüber und über alles, was Jettchen anging, jetzt nicht zu reden, und das er ja nachher immer noch sprechen könnte. Und er hielt an

Digitized by Google

sich. — Aber er wäre auch in der Tat nicht recht dazu gekommen, davon zu sprechen, denn schon hatten sich Eli und Ferdinand bei den Haaren. Sie hatten sich in ein Pferdegespräch verhakt und verbissen, wie zwei Fische, die an einer Angel zerren und da ging's gleich laut und heiß her.

„Denkt euch," rief Ferdinand, „das muß ich euch doch erzählen. Ich kaufe da für hundertzwanzig Taler einen Fuchswallach, vielleicht ein bißchen zu schwer in den Fesseln, aber sonst ein Prachttier. Und wie ich den nächsten Tag zu ihm in den Stall komme und ihn mir ansehen will: ich denk doch gleich, mich soll der Schlag treffen — ist es doch ein Weber! Den ganzen lieben, langen Tag steht er an der Futterkrippe und webt."

„Nun," meinte Eli, „das hättst du mir gar nicht erst zu sagen brauchen, so was kann auch nur dir passieren. Da werden sie dir schon wieder 'nen netten Zossen aufgehangen haben!"

„Wie kann ich denn das vorher ahnen?! das kann doch kein Mensch wissen!" polterte Ferdinand.

„Wenn du eben ein andermal wieder ein Pferd kaufst, nimm jemand mit, der's versteht, zum Beispiel mich. Ich sage dir, mein Sohn, ich mach dir noch heutzutage einen ausgedienten, spatigen Fliegenschimmel so zurecht, daß du glaubst, ein Prinz könnte darauf reiten!"

Aber Ferdinand versetzte, daß er wirklich genug von Pferden verstehe, mehr wie Onkel Eli, und daß er für dessen Rat danke.

„Nun, wer eben nicht hören will, muß fühlen," rief Eli ganz rot, während Minchen ihn am Rock zerrte, er solle still sein, und Salomon Ferdinand beschwichtigte.

„Weißt du, Ferdinand, bei Fischen darf man nicht so viel reden. — Aber sag mal, Jason, was gibt es Neues in der Welt?"

„Nun, der König von Hannover, hab' ich gehört, geht zur Hochzeit der Königin Viktoria nach England rüber. In Hannover hofft man allgemein, daß sie ihn da vielleicht totschlagen werden."

Aber Ferdinand hatte in der letzten Zeit sein königstreues Gemüt entdeckt und sagte: Jason sollte sich ja hüten, solch Zeug nachzureden, er hätte wohl nicht von dem einen Mal genug. Die Gefängnisse wären zwar jetzt so wie so überfüllt, aber einen Platz für ihn würden sie vielleicht doch noch finden. Und vor allem, da sie jetzt täglich überall Leute verhaften, wegen der Verschwörung, müsse Jason mit solchen Äußerungen doppelt vorsichtig sein.

Auch Salomon sagte, wozu Jason so etwas rede, er wäre doch jetzt wirklich alt genug, am Ende hätte er doch nichts davon.

„Ja," meinte Jason lächelnd, „da hast du recht, Salomon, vielleicht ist es auch klüger so, man sollte es ruhig gehen lassen, wie es geht — am Ende nämlich hat man als einzelner doch nichts davon."

Digitized by Google

„Verzeih mal einen Augenblick, wie reimt sich das eigentlich, Jason, zu dem, was du früher geredet hast?“ sagte Eli. „Wenn ich das noch sagen würde, ich bin doch nu bald da, wo die Könige ebenso viel sind wie die Bettler, und ich sag's nicht — aber du, du bist doch noch ein junger Mann gegen mich!“

„Bei uns in Benschen,“ mischte sich Naphtali ins Gespräch, „ist auch einmal ein Demagoge gewesen, aber wie er gehört hat, daß wir einen Gendarmen haben holen wollen, ist er schnell mit der Extrapost weiter nach Posen gefahren.“

Die Mädchen nahmen die Teller fort und reichten den braunen Braten herum, der auf der größten Schüssel des Hauses Salomon Gebert kaum Platz fand und rechts und links noch in die Luft hinaussah.

Für Naphtali aber war eine Eierspeise bereitet worden, um seine frommen Gefühle nicht zu verletzen.

Jason wollte Eli antworten, daß er das halb ironisch gemeint hätte, aber Eli hatte sich eine große Bratenscheibe vorgelegt, und er war nicht mehr zu sprechen.

Minchen wollte nichts nehmen, sie hätte keinen Appetit.

„Warum nimmst du nicht, Minchen,“ sagte Eli mit vollen Backen, ohne vom Teller aufzuschauen, „du wirst auch immer komischer. Eines schönen Tages wirst du noch mit dem Kopf wackeln, wie die alte Madame Schröckh als jugendliche Liebhaberin.“

„Nun, Jason,“ sagte Ferdinand, nachdem er sich mit der ersten Bratenscheibe auf seine Art abgefunden hatte, „erinnerst du dich noch an unser Gespräch von vorigem Frühjahr über die Eisenbahn? Wer hat recht behalten, ich oder du? Möchtest du jetzt vielleicht Köln-Aachener haben, oder Dresden-Leipziger?“

„Ja,“ unterstützte ihn Eli, „ich hab' damals gleich gesagt, die Sache mit der Eisenbahn ist eine aufgelegte Pleite!“

„Weißt du, Ferdinand, ich möchte sogar recht viel davon haben,“ sagte Jason gelassen.

„Ich begreif' dich nicht, so kann nur einer sprechen, der die Marktlage nicht kennt!“ sagte Salomon.

„Ja,“ verteidigte sich Jason, „ich meine, da braucht man von der Marktlage gar nichts zu kennen, um zu sehen, daß die Eisenbahn eine Zukunft hat; auch wenn die Papiere ein bißchen heruntergegangen sind.“

„Ein bißchen,“ rief Ferdinand dazwischen, „na, ich möchte das haben, was in den letzten vier Wochen an der Börse verloren worden ist. Weißt du, Jason, da ziehe ich mich morgen früh Schlag acht Uhr, vom Geschäft zurück!“

„Ich sag mit dem schwarzen Steinthal,“ mischte sich Eli ins Gespräch, „auf der Börse geht's immer wie in der Kinderstube zu, da ziehen die Großen die Kleinen aus.“

„Aber die Wagen für den Prinzen Karl wirst du doch wohl noch fertig bauen,“ unterbrach Hannchen, und brachte so den alten Eli um seinen ganzen Beifall. Denn wegen seiner letzten geschäftlichen Erfolge und seiner hohen Kundschaft verzieh Hannchen

Digitized by Google

ihrem Manne jetzt freudig und gern alles und gewährte ihm gnadenvoll Ablaß für soviel Sünden, wie selbst dem braven Ferdinand Gebert zu begehen kaum möglich war.

Aber Ferdinand war das ziemlich gleichgültig.

„Weißt du, Hannchen, fall bloß nicht aus der Kutsche mit deinem Prinzen Karl," versetzte er brüsk.

„Ja," sagte Salomon, „mit dem Königlichen Theater bei uns, das wird doch immer weniger, das einzige in letzter Zeit war noch die Schröder-Devrient, die hat wirklich gesungen, daß der Kronleuchter gewackelt hat."

„Für die Königlichen Bühnen sollte Immermann hergeholt werden," meinte Jason, „das ist der Mann, der sie reformieren könnte!"

Aber es wird nie zwei Männern gelingen, über das Theater zu sprechen, wenn die beiden Frauen neben ihnen ihre Unterhaltung über die neuen Winterhüte beginnen, und sicherlich ertönte das Geschrei: Hie Welf — hie Waiblingen kaum lauter, als aus dem Feldlager Tante Hannchen der Schlachtruf: Hie Quittel, und aus dem Feldlager Tante Riekchen das Feldgeschrei: Hie Zierlein! — Und wenn Eris ihre Locken schüttelt, fliehen die Musen.

Max war die ganze Zeit sehr still gewesen, nur wenn im Frühjahr die Blicke, die dem servierenden Mädchen folgten, mehr noch als die schüchterne Huldigung einer jungen Seele gedeutet werden mußten, die dem Bild Frau als einem fernen, schönen und unbekannten Etwas galten, so schien jetzt der Inhalt dieser Blicke schon bestimmter, wesensreicher und mehr dem Erfahrungsgebiet entnommen zu sein.

„Nun, Max," sagte Jason langsam und etwas spöttisch, „wie geht es dem jüngsten Deutschland?"

Max verstand.

„Schlecht, Onkel," sagte er.

Denn da Max in der letzten Zeit Reales und Blutwarmes an die Stelle von nur Geahntem oder intuitiv Empfundenem gesetzt hatte, so schien für ihn wirklich keine Ursache mehr zu bestehen, sich mit Worten um eine Sache zu bemühen, die er doch mit Händen greifen konnte.

„Na," meinte Jason, „weißt du Max, wenn du mit der Dichtkunst nichts mehr zu tun haben willst, kannst du dir mal die Haare schneiden lassen, du siehst nämlich wirklich aus wie ein mißglückter Beethoven!"

„Ich finde, Jason, es kleidet Max sogar sehr gut," unterbrach Hannchen und hörte sogar mitten in ihrem Hymnus auf die Madame Quitteln auf.

„Nein, Max," sagte Ferdinand, „Jason hat ganz recht, so läuft man nicht rum. Ich wollt's dir schon lange sagen, wie sieht denn das aus im Geschäft!"

Aber Max war gekränkt und strafte seine Eltern mit stummer Verachtung.

„Prachtvoll!" rief Ferdinand, als jetzt die Mädchen die große Apfeltorte herum-

Digitized by Google

reichten, die noch ganz warm war und rauchte und duftete. „Man sieht wirklich, Salomon, du hast keine Eisenbahnpapiere!“

Eli, der mit dem Alter doch schon genügsam geworden war, fand das vorzüglich, den besten Witz vom ganzen Abend. Aber noch vorzüglicher fand er doch die Speise, und er konnte sich gar nicht genug tun in seinen Lobsprüchen, und sagte einmal über das andere zu der strahlenden Wirtin:

„Weißt du, Riekchen, der Fisch war schon gut, aber mit der Apfeltorte hast du dich wirklich selbst übertroffen!“

„Nun, Onkel, wenn du noch was übrig läßt, schick ich's dir morgen vormittag!“

Damit war der alte Eli zufrieden.

Aber Naphtali sagte:

„Hör' mal, meine Tochter, die Torte ist ja wirklich ganz schön, aber so gut, wie wir sie zu Hause in Benschen machen, ist sie nun mal doch nicht!“

Da rückte Salomon mit dem Stuhl, daß es nur so kreischte und sprang auf.

„Mahlzeit!“ sagte er so schroff und kurz, als gäbe er ein Kommando.

„Mahlzeit!“ sagten die andern, schurrten, schoben die Stühle zurück, fuhren sich mit den Servietten über den Mund und drückten sich die Hände.

Nur Eli wunderte sich.

„Was heißt das?“ sagte er, „ich hätt' noch ganz gerne ein Stückchen genommen!“

Ferdinand aber rief:

„Das ist aber auch höchste Zeit gewesen!“ Denn er wollte zu seiner Partie Whist kommen. Und Jason, dem mit seinem lahmen Bein so wie so das lange Sitzen Beschwerde machte, war auch froh, daß man endlich aufgestanden war, und er war ebenso froh darüber, daß es nun bald zu einer Aussprache kommen müsse. Und während er so ein paarmal hin und her hinkte und seine alten Knochen wieder ein bißchen ins Lot brachte, dachte er daran, was er nachher sagen würde.

Die Mädchen mit den weißen Kleidern räumten ganz schnell ab, klirrten mit Tellern und Schüsseln. Die Gabeln und Messer und Messerbänke verschwanden in die Messerkörbe, das Silber war im Augenblick auf dem Buffet, die Tischbesen glitten über das Tuch, die große Damastdecke lüftete sich, die braunen Mahagoniplatten des Tisches glitten schnell und lautlos wie von selbst ineinander; und der Tisch, der noch eben fast das ganze Zimmer gefüllt hatte, wurde wieder zu dem bescheidenen Wesen, das er alle Tage war. Die Stühle kamen an die Wand und an die Fensterplätze; irgendwie drang auch für ganz kurze Zeit ein frischer Luftzug herein, der nach Schnee und Frost schmeckte. Und wer jetzt in das Zimmer getreten wäre, hätte nie geglaubt, daß man hier noch vor ganz kurzem Fische verzehrt habe, von geradezu vorweltlichen Abmessungen, und einen Braten bewältigt habe, für den selbst die größte Schüssel des Hauses Salomon Gebert sich fast als zu klein erwiesen hatte — und daß hier zudem noch eine Apfeltorte zerstückelt worden sei, wie sie besser und lobenswerter nur in Benschen angetroffen zu werden pflegt.

Digitized by Google

„Nun," sagte Riekchen, die vom Stuhl aus, ein weibliches Gegenstück zum General Torstenson, diese Schlacht geleitet hatte, „nun, vielleicht wollen die Herren zum Spiel lieber hineingehen ins g u t e Zimmer, da sind sie ganz ungestört!"

Ferdinand ließ sich das nicht zweimal sagen. Ihm folgte Eli.

„Nun, Herr Gebert, weil Sie mich so freundlich auffordern, werde ich auch ein bißchen mit reinkommen," meinte Naphtali, und im Nachgeschmack des Genossenen pustete er vor sich hin.

Pinchen und Rosalie saßen schon auf dem Sofa und hielten sich eng umschlungen. Denn wenn sie sich auch beide immer miteinander zankten, sowie sie allein waren, so liebten sie es doch, vor der Öffentlichkeit zärtliche Gruppen zu bilden.

Hannchen aber saß neben ihnen, hatte ein Kissen unter den Füßen und fächelte sich mit einem Spitzentuche. Sie sagte: das Zimmer wäre überheizt, und das könnte kein Mensch aushalten.

Die alte Tante Minchen war aber auf einen harten Rohrstuhl verbannt, und sie hockte da ganz in sich zusammengezogen mit der Haube auf ihrem kleinen schiefen Kopf und ließ die Litaneien des alten Fräuleins mit den Pudellöckchen mit freundlichem Lächeln über sich ergehen.

Jason fand drin im Zimmer alles wie einst. Vielleicht war die mattgrüne Seide an den Wänden noch etwas mehr verblichen, aber an den blanken, weißen Lackmöbeln mit den goldenen Schwanenhälsen saß kein Stäubchen, und sie spiegelten ihre weißen Linien in dem blankgebohnten braunen Boden. Oben an den beiden Kronen aus Goldbronze waren alle zwölf Kerzen angezündet und füllten mit den roten Goldtönen ihrer Flammen den weiten Raum, vom Boden bis zur weißen Decke, von den Fensternischen und den hohen geteilten Spiegeln bis zu den Konsolen an der Wand, auf denen die feinen zerbrechlichen Teetäßchen standen. Nur daran, daß die beiden Uhren, die mit dem sentimentalen Türken und die mit dem pfeilschleifenden Amor, nicht wie einst geschäftig und munter tickerten, sondern ganz tot und still dastanden, und daß die braune Platte des Tafelklaviers doch etwas stumpfer dalag denn ehedem, wurde Jason daran erinnert, daß hier Jettchens Hand fehlte. Aber in der Ecke stand wie immer der Spieltisch mit den Lichten in Silberleuchtern, und auch die silberne Kuchenschale, sie fehlte nicht. Und richtig, Onkel Eli hatte sich auch schon daran gemacht, ihre Fundamente zu untergraben. Aber er war nicht so zufrieden wie sonst.

„Weißt du, Jason," sagte er, „ich esse nur, damit sie nicht umkommen. Wie Jettchen noch hier war, haben die Kuchen doch ganz anders geschmeckt."

Der alte Eli irrte sich. Gewiß waren sie ehedem nicht besser gewesen, als sie es heute waren, und wenn sie es gewesen wären, so war auch Jettchen sicherlich daran unschuldig, denn sie hatte sie niemals zubereitet. Aber darin sprach der Onkel Eli doch die volle Wahrheit, sie schmeckten ihm wirklich nicht so gut wie die, die ihm Jettchen hier immer angeboten hatte.

Digitized by Google

„Na, Kinder," rief Ferdinand, „woran liegt's eigentlich", und teilte patsch, patsch die Karten aus, trotzdem sich noch keiner an den Tisch gesetzt hatte.

„Wer spielt denn," fragte Salomon.

„Nun, wir alle!" meinte Ferdinand, „einer muß eben sitzen."

„Ich sehe ebenso gerne zu," meinte Jason.

„Ich mache sogar gern einmal ein Spielchen, ich weiß gar nicht mehr, wie eine Karte aussieht!" sagte Eli und kam mit beiden Backen kauend zum Spieltisch herüber.

„Nun," meinte Naphtali, und wiegte mit dem Kopf, „ich werde auch so frei sein."

„Gut," sagte Salomon zu Jason, „wenn du mal sitzen willst, dann werde ich mit Eli zusammen spielen, und Ferdinand geht mit Herrn Jacoby zusammen."

Ferdinand bot am höchsten und behielt das Spiel, aber sein Alde machte ihm wenig Freude, und schon nach den ersten Stichen legte Ferdinand die Karten hin, stützte beide Arme auf den Tisch auf und sah den alten Onkel Naphtali ganz erstaunt an, als hätte er ein Meerungeheuer vor sich.

„Wissen Sie, Herr Jacoby," sagte er endlich, „in England, verstehen Sie, nicht auf dem Kontinent, — aber in England — enterbt ein Vater seinen Sohn, wenn er mit sechs Trümpfen in der Hand nicht Atout zieht. Oder wollen Sie vielleicht erst noch 'ne Prise nehmen?"

Und als der Alte nun erst recht ganz vertattert einen kleinen Trumpf ausspielte, schrie Ferdinand:

„Jetzt bringen Sie noch 'ne Herzen Sieben?! wohl damit das Spiel ganz rum geht?! Gleich nach dem ersten Stich hätten Sie die ganze Flöte von oben runter spielen müssen, daß es denen da drüben nur so mit Grundeis aufgegangen wäre. Meinen Sie etwa, wir spielen hier um Pfeffernüsse?!"

Und damit sprang Ferdinand wütend auf und warf die Karten hin.

„Nun," sagte Salomon, „wir brauchen ja nicht Whist zu spielen, wir können uns ja auch mal unterhalten. Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten, Herr Jacoby? — Aeh so, Sie rauchen ja heute nicht. Aber dir, Jason?"

„Ja," sagte Ferdinand, „wie wird das nun eigentlich doch mit Jettchen?"

„Das frage ich euch," meinte Jason.

„;Hast du gesehen?" fragte Ferdinand, „selbst in Reilstabs ‚Berlin' war versteckt darauf hingewiesen. Nächstens wird er noch einen vierbändigen Roman darüber schreiben, wie über Johanne, das Pomeranzenmädchen."

„Auf ein mageres Pferd setzen sich immer alle Fliegen," fuhr Eli auf. „Ich weiß nicht, was ihr eigentlich von Jettchen wollt. Nun schön, sie mag sich mit einem andern schon vergessen haben. Bei Jettchen sieht trotzdem jeder das Atlas-Unterfutter, und bei Julius gucken, sowie er den Mund aufmacht, — die karierten Bettücher 'raus."

„Herr Elias Gebert," meinte Naphtali und wiegte den Kopf, „ich sage Ihnen, Joel sein Vater, mein Neffe Nero, war eine Seele von Mensch, aber — er war kein Geschäfts-

Digitized by Google

mann. Wenn er mit seinem Bruder zusammengegangen ist und abgewiesen wurde, hat er dort nie wieder vorgesprochen. Und wenn sein Bruder gekommen ist, ihn des Morgens abzuholen, — wer ist da nicht aufgewesen? — Nero. Nun, man kann eine schöne Frau haben und man kann ein Geschäft haben. Man kann auch beide haben, eine schöne Frau und ein Geschäft, — aber erst das Geschäft und dann die Frau. — Joel, verstehen Sie, Joel ist ganz anders! Das ist ein Geschäftsmann!!"

Eli schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Wie kommt das zu dem?" sagte er.

„Ja," sagte Jason, „wißt ihr, es wäre wirklich ganz gut, wenn der Sache ein Ende gemacht würde, denn das Mädchen geht uns sonst kaput dabei!"

„Eh!" meinte Ferdinand und blies den Rauch durch die Nasenlöcher, „es sterben mehr Leute an verdorbenem Magen, als an gebrochenem Herzen."

„Das hast du wohl wieder aus Pappes Lesefrüchten?" versetzte Jason halblaut, aber die Stimme bebte ihm dabei.

„Ja," sagte Salomon, „Herr Jacoby, ich hatte Sie doch gebeten, mir Antwort auf meine Vorschläge zu bringen."

„Welche Vorschläge?" fragte Jason erstaunt.

„Nun, ich hatte Herrn Julius Jacoby," sagte Salomon sehr ruhig und sicher, und in dem Augenblick war er der Chef eines Handelshauses, der gewohnt war, mit großen Summen zu rechnen, vorzuschlagen, weitgehende Abschlüsse zu machen, und hierbei doch kühl und sicher jedes Wort zu erwägen, „ich hatte Julius Jacoby vorgeschlagen, daß ein Drittel des Betrages in seinem Geschäft als Grundkapital bleiben solle, und daß er es an mich, d. h. an Jettchen mit zwei Prozent zu verzinsen hat, während er das übrige zurückerstattet, und eben für dieses Entgegenkommen in der gerichtlichen Scheidung die Schuld auf sich nimmt. Und das kann ihm, wie du wohl weißt, — ja nicht schwer fallen. Denn Jason, du verstehst mich, daß ich es nie und nimmer zugeben werde, daß unsere Nichte, die in unserm Hause hier gleichsam als mein Kind aufgewachsen ist, vor der Öffentlichkeit als die Schuldige dargestellt wird."

Jason atmete auf.

„Das gefällt mir von dir, Salomon," sagte er und er schämte sich fast, denn er fühlte, wie es ihm bei seinen Worten in den Augenwinkeln brannte.

„Nun," meinte Ferdinand, „und was sagt Julius?"

„Man kann sich ja denken," versetzte Naphtali und wiegte den Kopf hin und her und blinzelte lächelnd und entschuldigend mit seinen kleinen schwarzen Jetknöpfen von Augen, „angenehm ist es ihm nicht. Er möchte nicht. Ich hab's ihm vorgeschlagen, aber Joel sagt: sie mögen alle reden, was sie wollen, Jettchen wird schon wieder zu ihm zurückkommen. Er meint, er könnt' ja auch 'nen Rückkehrbefehl gegen sie ergehen lassen, das hätte ihm der Notar auf dem Gericht gesagt. — Aber davon will er erst gar keinen Gebrauch machen, seine Frau wird schon so zu ihm kommen, meint er!"

Digitized by Google

„Nun," sagte Eli, „wißt ihr; er sagt eben, wenn du Käs sein willst, — dann stink!"

„Eigentlich," meinte Ferdinand, „kann man es ihm nicht übelnehmen."

Salomon schwieg, aber Naphtali verstand das Schweigen.

„Natürlich hat Joel gesagt, er wird sich die Sache a u c h noch mal überlegen. Aber augenblicklich, meint er, hätte er mit dem Geschäft und mit den Papieren — die doch jetzt so schlecht stehen — einen so dicken Kopf, daß er sich gar nicht drum kümmern könnte."

„Mit den Papieren," rief Salomon und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Silberleuchter beinahe umfielen, „mit welchen Papieren? Ich wüßte nicht, daß die vierprozentigen Stettiner Stadtprioritäten etwa schlecht ständen."

„Nun," sagte Naphtali, „verstehen Sie, Joel meinte doch, er würde besser fahren, wenn er statt dessen andere nähme, die mehr bringen. Ich hab ihm auch gleich gesagt, er soll lieber die Finger davonlassen."

Jetzt war es auch an Ferdinand, aufzubegehren.

„Nun geht dieser Lump doch wirklich an die Börse," schrie er, „und verhandelt dein gutes Geld."

„Wissen Sie, Herr Jacoby, ich mein's gut mit Ihnen, aber Ihr Neffe ist ein Rindsvieh," sagte Eli, der sich von seinem Staunen erst gar nicht erholen konnte. „Ein anständiger Mensch geht nicht an die Börse und macht's Geld von seiner Frau alle, verstehen Sie! Wir haben da als Jungens auf der Straße immer so ein Spiel gespielt, an der Mauer mit Steinen und Kupferdreiern, und das hat immer wieder damit geendet, daß die großen Jungens die Dreier eingesteckt haben und die kleinen Jungens geweint haben. Genau so geht's an der Börse zu. Ich hab Jettchen gleich gewarnt. Laß dich nicht mit dem ein, kein anderer als du bleibt nachher an der Pfanne kleben."

„Nja, ja," sagte Jason sehr ruhig und blies den Rauch von sich. „Es ist doch eine feine philosophische Erkenntnis der deutschen Sprache, daß sich Betrag und Betrug nur durch einen Buchstaben unterscheiden!"

Der alte Naphtali wußte sich gar nicht zu retten, als er sich von so vielen Seiten angegriffen sah.

„Nun, meine Herren," sagte er endlich, „es ist ja nicht gerade erfreulich, was ich Ihnen da mitzuteilen habe, aber was ist da zu machen? Geht Joel heute raus aus dem Geschäfte, kann's ihm bei Benjamins Kopf und Kragen kosten. Wartet er's ruhig ein paar Monate ab — und aushalten kann er's doch jetzt — wird er ebenso gut ein Vermögen wieder dran verdient haben."

„Bei Benjamins!" rief Ferdinand, „mit Benjamins arbeitet Ihr Neffe! Hörst du, Salomon, das sind doch die Benjamins, die so die ganz kleinen Krawatten machen, so klein, du spürst es erst gar nicht, wenn sie dir um den Hals gelegt werden, aber mit einemmal — eh — hängt dir auch schon die Zunge zum Halse raus!"

„Ja, Salomon," sagte Jason, „dann würde ich aber an deiner Stelle die Angelegenheit doch sofort — ohne irgendwelche Rücksicht — zum Spruch bringen."

Digitized by Google

„Gewiß," versetzte Salomon, „das wäre eigentlich wohl das Richtigste, aber ich werde es doch erst mit meiner Frau besprechen."

„Er hat's immer mit den Frauensleuten!" schrie Eli.

„Denn du kannst dir denken, Jason," fuhr Salomon fort, ohne auf den Zwischenruf zu achten, „daß es mir nicht angenehm sein wird, mich mit unserem Neffen vor Gericht herumzuschlagen."

„Aber das ist doch gar nicht nötig, eine Scheidung kann ja auch bei einseitiger Abneigung vollzogen werden, wenn, — ich glaube: so heißt es im Gesetz — zur Erreichung der Zwecke des Ehestandes gar keine Hoffnung mehr bleibt. Und ich meine, das wäre wohl hier bei Jettchen der Fall. In der Geldsache kommt ihr dann vielleicht so auseinander."

Aber Salomon wollte davon nichts hören, und auch Ferdinand meinte, man solle seine schmutzige Wäsche lieber im Hause waschen.

Riekchen war hereingekommen.

„Nun, wie ist's hier?" sagte sie, „soll ich irgend etwas bringen lassen? Warum spielt ihr denn nicht mehr?"

„Wir sprechen eben über Jettchen," meinte Eli, als die andern schwiegen. „Mit deinem Neffen Julius hast du ja einen schönen Herrn in die Familie gebracht."

„Ich erzähle dir das ein andermal," unterbrach Salomon, der seine volle Ruhe wiedergewonnen hatte.

„Ja, Salomon," sagte Riekchen, und an der sanften Freundlichkeit des Tons hörte Jason, daß irgend etwas drohte. „Hast du denn mit Jason gesprochen, wann Jettchen wieder herkommt?"

„Noch nicht," antwortete Salomon, und man merkte ihm den Unmut an, mit dem er auf dieses Gespräch einging.

„Ja," sagte Riekchen, „denn es geht wirklich nicht länger, daß Jettchen bei dir bleibt. Alle Welt regt sich drüber auf. Jeden Tag krieg ich's zu hören, daß sich's nicht schickt. Und nicht genug damit, Jason, genierst du dich nicht mal so weit vor den Leuten, daß du sogar ihren Liebhaber bei Dir empfängst!"

„Ja," akkompagnierte Ferdinand, „da hat Riekchen eigentlich recht. Ich hab' mich auch drüber gewundert. Ich hab's erst gar nicht glauben wollen, wie Hannchen mir's erzählt hat."

Jason Gebert war mit einem Ruck aufgesprungen und zerrte sich am Halstuch.

„So!" rief er, „ihr wißt ja ebenso gut wie ich, wo Jettchen jetzt wäre, wenn ich nicht gewesen wäre. Ihr könnt sie wohl nicht früh genug dahin bringen. Aber solange ich noch irgendwelchen Einfluß auf Jettchen habe, werde ich ihn auch dahin geltend machen, daß sie bei mir bleibt, da könnt ihr versichert sein! Und wenn ich bis heute Doktor Kößling in meinem Hause empfangen habe, dann wußte ich auch, warum ich es

Digitized by Google

tun konnte. Soll ich vielleicht Jettchen noch das Einzige nehmen, das ihr ihr gelassen habt? Das bißchen Hoffnung auf die Zukunft!"

„Man vermeidet auch den Schein vor den Leuten, lieber Jason," sagte Salomon nicht unliebenswürdig, aber in jenem überhebenden Ton, mit dem ein älterer Bruder einem jüngeren Bruder eine Vermahnung gibt.

„Ich find's auch unerhört!" rief Naphtali, der wieder Luft bekam, da er fühlte, daß man den Spieß umdrehte.

„Wenn sie wirklich, wie Jason sagt, — und Jason spricht nicht die Unwahrheit, da kenn ich ihn — wenn sie wirklich in Ehren zusammen sind, was geht's euch an?" polterte Eli. „Meinethalben soll sie sich alle Tage mit ihm sehen!"

„Ja," sagte Riekchen, und das war ihr letzter Trumpf, „und es wäre vielleicht auch deshalb gut, wenn Jettchen wieder zu uns käme, damit auf ihre Ausgänge ein bißchen mehr geachtet werden kann, als es jetzt geschieht!"

Gegen so viel Gemeinheit war Jason Gebert nicht gewaffnet, war er einfach wehrlos. Kein Wort brachte er vor. Er hätte vor Wut weinen mögen.

Nein, sie kamen nicht zusammen, er und diese, warum hatte er nicht schon längst das Tischtuch zwischen sich und ihnen zerschnitten!

„Weißt du, Salomon," sagte er, indem er nach der Tür ging, mit erzwungener Ruhe, und doch schlug er dabei mit der Stimme über, „ich will noch weiter. Es ist wohl auch besser, wir unterhalten uns in Zukunft über solche Dinge im Geschäft unter vier Augen."

„Gewiß, Jason," versetzte Salomon kühl und höflich, „das halte ich auch für richtiger."

Tante Riekchen aber fühlte, daß sie ihre Mission erfüllt hatte und rauschte wieder in das Eßzimmer zurück. Sie kam gerade noch zur Zeit, um Rosaliens Wundermären mit anzuhören, was sie schon alles für glänzende Partien hätte machen können, — wenn sie nur gewollt hätte.

Das Mädchen geleitete Jason hinab, und nachdem es die schwere Haustür hinter ihm geschlossen hatte, stand Jason allein in der weißen, frostigen Winternacht. Es war wohl von neuem Schnee gefallen, denn die ganze Straße lag wieder in Silber da, zart und glatt, und bis in die Torwege, selbst bis hinter die Prellsteine zog sich dieses Silberweiß hinein, noch von keiner Fußspur und von keiner Wagenspur zerrissen.

Jason zögerte mit dem Hinaustreten. Er empfand etwas wie Furcht davor, in die unberührte Fläche als Erster seine Fußtapfen einzugraben; und da jetzt hinten in irgendeiner Nebenstraße ein Wächter die Stunde abrief, da kam ihm das wie ein Frevel an dieser weißen Stille ringsum vor, die doch so ganz weich und wesenlos war, so dumpf und abgeschlossen, daß Jason Gebert sein eigenes Blut rauschen und summen hörte.

Straßauf, straßab, im Dämmer der Schneenacht und des matten Scheins der Laternen erblickte Jason Gebert keine Seele. Nur eine einsame Katze schlich über den Damm, eine Schneelast vom Gesims fiel zu Boden und schmiegte sich lautlos dem Weiß der Straße an. Und weiter drüben hing die breite Front des Postgebäudes wie ein dunkler,

Digitized by Google

heller gebänderter Teppich herab aus einem dunkleren und doch in sich seltsam leuchtenden Nachthimmel. — Hing da plötzlich als ein mächtiger, gemusterter Vorhang — unterbrochen noch von den schwarzen Höhlen der Tore und Durchfahrten.

Jason Gebert war mit sich unzufrieden. Wie ein Kind hatte er sich doch gehen lassen. Warum hatte er denn nicht ruhig seiner Schwägerin antworten können? Warum hatte er sich denn beim ersten Wort selbst verraten? Am Ton seiner Stimme hätte ja jeder sofort hören können, um was er eigentlich kämpfe. Kaum daß nun ein paar Monate seine Seele zur Ruhe gekommen war; kaum daß er nun ein paar Monate nicht mehr die Abende durch die Straßen geirrt war, wie ein herrenloser Hund, die halben Nächte, mit all seiner Unrast und seinem Unfrieden, kaum daß er nun ein paar Wochen zu Hause nicht aufgepeitscht worden war, in den Stunden, wenn plötzlich die bange Einsamkeit um ihn Worte sprach, und all seine Welten sich vor ihm verschlossen, und er so ganz allein in seiner armseligen Nacktheit stand, — da wollte man ihn wieder in sein altes Elend zurückstoßen. Nein, Jettchen konnte nicht sagen, daß er zuviel bei ihr war. Er sah sie oft kaum zwei Stunden am Tage, aber wenn er auch drüben in seiner Bibliothek saß, so fühlte er doch ihre Gegenwart. Ja, es war ihm oft, als stände sie leibhaftig hinter ihm. Wenn sie fortgegangen war, eilte er vor in ihr Zimmer und er setzte sich zu seinen Porzellanen, und während er die betrachtete, fühlte er ihre Nähe, atmete noch dieselbe Luft mit ihr. Die Bücher und Zeitungen lagen dann, wie sie sie verlassen, und auf den Auflagen der Fensterbank sah er den Eindruck ihrer bloßen Arme. In den Dämmerstunden, wenn er dann hineinging, mit ihr zu plaudern und im sich mehrenden Dunkel die Gestalt vor ihm verschwamm, bis nur noch das Weiße ihrer Augen leuchtete, — dann mochte er wähnen, daß sich ihr Wesen in der Atmosphäre löse und ihn ganz umfinge. Und das kamen die draußen ihm entreißen! Kamen ihn wieder müde und elend machen, wie zuvor. —

Endlich wandte sich Jason zum Gehen. Ganz langsam hinkte er aus dem Torweg in den Schnee hinaus, als fürchte er immer noch, seine Spuren darin einzugraben. Von oben warf — das sah er — die Reihe der Fenster eine breite Helligkeit in die Dunkelheit hinaus, deren Schein doch plötzlich in der Nacht ertrank und nicht einmal drüben mehr das Haus traf. Und Jason Gebert ballte die Fäuste nach diesem hellen Schein, von dem er sich so ausgeschlossen fühlte, und die ganze Bitterkeit seines Herzens machte ihn fast schluchzen.

Aber da kam jemand quer über die Straße mit einem flatternden Mackintosh, drüben vom Postgebäude aus einem Tor hatte sich plötzlich die Gestalt gelöst.

„Herr Gebert," rief es.

„Ach, Herr Doktor Kößling, hier warten Sie auf mich? Das ist aber heute kein Wetter zum Promenieren, wie im April. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich hier bin?"

„Ich sprach Jettchen auf dem Flur. Ich kam spät heute; ich konnte nicht eher. Aber ich muß noch mit Ihnen reden. Deswegen habe ich hier gewartet, drüben im Durchgang, die ganze Zeit über."

Digitized by Google

„Na, gehen wir noch irgendwo hin, zu Drucker vielleicht? Er wird schon noch offen haben. Wenn nicht, klopfen wir den Marqueur heraus. Gegen ein gutes Douceur kommen wir noch überall hinein."

Aber Kößling antwortete darauf nicht und ging mit ganz langen Schritten, den Mantel eng um die Hüften ziehend, neben Jason, der vorsichtig durch den Schnee hinkte und sich bei jedem Schritt auf sein langes Palmenrohr mit dem Silberknopf stützte. Fast bis an die Knöchel sank man in diese weiche, fluttrige Decke ein, und jedesmal, wenn man den Fuß hineindrückte, gab der lockere Schnee einen knirschenden Laut. — So still war es dabei, daß Jason selbst das zarte silbrige Klingeln hörte, wenn die Berloques an seiner Châtelaine zusammenschlugen.

„Nun," sagte er, „Doktor, was ist denn?" und blieb an der Ecke Königstraße stehen, beide Hände auf dem Stockknopf vereint.

Kößling antwortete nicht.

„Nun, was gibt's," meinte Jason noch einmal, und er ließ dabei rechts und links die Blicke wandern, die weiße, tote Straße, mit den gespenstischen, weißumränderten Häusern hinab und hinauf und die langen spärlichen Reihen zitternder Lichtlein hüben und drüben entlang. Das große Gebäude gegenüber war ganz finster und traurig, nur ein kleiner Anbau stand da, hell . . . vom Schnee ganz überschüttet, vom Reif ganz überzogen, und sah im flackernden Schein der Gaslaternen einem geschnitzten Wunderwerk aus glitzerndem Alabaster gleich.

„Ja," sagte Kößling endlich, „ich habe heute früh böse Erfahrungen gemacht."

„Auf der Bibliothek?" fragte Jason erschrocken.

„Da bin ich seit heute nicht mehr, Herr Gebert," sagte Kößling und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Schade," sagte Jason, mit ganz schmalen Lippen, und er war wirklich bestürzt, denn alles, was er für Kößling ins Feld führen konnte, war eben jene Stellung, oder richtiger jene Beschäftigung mit der Aussicht auf staatliche Anstellung, die Kößling jetzt seit wenigen Monaten hatte.

„Und wie kam das?" fragte Jason nach einer Weile des Schweigens und wandte sich zum Gehen, wandte sich nach dem Schloßplatz hin.

„Darüber möchte ich lieber nicht sprechen, Herr Gebert."

„Ja, das müssen S i e wissen. Eigentlich genügt mir ja auch die Tatsache."

„Oh," schrie Kößling durch die Winternacht und blieb vor Jason Gebert stehen und packte ihn an den Schultern, „es ist eine Niedrigkeit! Wenn es mich nur allein beträfe, ich würde nichts sagen. Denunziert hat man uns, in der gemeinsten Weise; mit den giftigsten, haltlosesten Verleumdungen ist man gegen uns vorgegangen!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rundschau.

Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Die Banken wollen noch keine Tendenz aufkommen lassen! So meint die Börse, die sich von der vorübergehenden Erleichterung des Geldstandes kaum so ermutigt fühlen kann, als sie ungeduldig wird, noch lange auf der faulen Haut zu liegen. Als ob es unsern Großinstituten und deren Bilanzen unpassend käme, die letzte Jahreswoche bei hohen Kursen abzuschließen! Dazu gehören aber finanzielle Kraftanstrengungen, denen heute keine Direktion, wären ihre Aufsichtsräte noch so reich, gewachsen ist. Das Publikum berechnet nur immer die Kursverluste der Banken, nicht aber die Einzahlungen auf Syndikatsbeteiligungen, die jetzt fortwährend zu leisten sind. Das bleiben effektive Ausgaben, die sich mit bloß buchmäßigen Bewertungen von Effekten gar nicht vergleichen lassen. Und wären es auch Beteiligungen, die man nur der Höflichkeit wegen und möglichst klein genommen hatte; selbst diese Art von Engagements summen sich recht ansehnlich zusammen. Und was das neuerliche Wiedereingreifen des Pariser Kapitals betrifft, so müßte dieses wieder regelmäßig bei uns diskontieren, auch große Guthaben in Berlin offenlassen. Einstweilen geschieht dies aber nur auf Tagesstimmungen hin, wenn man sich von dem hohen Zinsfuß in Deutschland einmal so gereizt fühlt, daß das Mißtrauen gegen unsere angebliche Überdisponierung etwas zurücktritt. Indessen wird naturgemäß der Barbedarf unserer Industrie so andauernd zunehmen, daß dagegen der Auslandskredit, sogar in alter Höhe (woran ja so leicht nicht zu denken ist) zu leicht wiegen muß. Hier ist der Punkt, wo die schon kürzlich erwähnten Anschauungen von dem überhaupt höheren Zinsfuße einsetzen, woran einzelne Zwischentage mit besseren Geldverhältnissen nichts ändern. Jetzt erst kommt den Leuten ins Gedächtnis, was die Liquidierung i. Zt. des Hauses Rothschild in Frankfurt für den deutschen Markt zu bedeuten hat. Die Diskontogesellschaft, welche da die geschäftliche Erbschaft antrat, hat dies in Gegensatz zu den landläufigen Meinungen nur ungern getan. Denn Herr v. Hansemann mochte wohl auf seinen Prospekten den Namen jenes Welthauses sehr schmerzlich vermissen. Das war aber nur ein enger, interessierter Gesichtspunkt, der von weit wichtigeren überragt wird. Vor allem ist es dem Auslande gegenüber, an dessen Schätzung wir keineswegs gleichgültig vorbeikommen, von größter Bedeutung gewesen, eine Firma von dem Rufe und dem Reichtum der Rothschilds noch bei uns zu besitzen. Die deutsche Valuta war dadurch mehr wert. Ebenso etwa wie London bisher noch stets etwas höher als der Pariser Wechselkurs stand, weil England eine reine Goldwährung hat. Hier arbeiten feine Einbildungskräfte mit, die ja auf praktischem Gebiete bei schärferem Zusehen niemals fehlen. Richtig ist nun, daß der letzte Chef des Frankfurter Hauses in kritischen Zeiten fast gar nicht diskontierte, also nur in normalen $1^1/_2$ Prozent unter Banksatz Wechselankäufe vornahm. Das mußte sich aber unter einem jüngeren und weniger ängstlichen Nachfolger bald ändern, selbst wenn dieser ein kleinerer (!) Krösus gewesen wäre. Jedenfalls hätten ihm die unbegrenzten Barmittel seiner englischen und französischen Verwandten zur Verfügung gestanden, die alsbald wieder einen Vertrauensmann zur Verfügung gehabt haben würden. Andrerseits hatte auch gerade die krankhafte Vorsicht jenes Frankfurter Herrn ihr Gutes für sich, weil dieser jahrein, jahraus ungeheure Summen bei der Reichsbank auf Girokonto stehen ließ (20 Millionen, auch schon bis 60 Millionen), und dadurch die Position der Reichsbank außerordentlich stärkte. Und endlich zum Coupontermin zahlte Rothschild von jeher schon sechs Wochen früher aus, was z. B. gegenwärtig einen großen Teil der Spannung beseitigt hätte. Merkwürdig! Als damals wegen der Fortsetzung jenes Hauses Einiges versucht wurde, fanden die Frankfurter ihr Platzinteresse bedroht (obgleich sie sonst

Digitized by Google

zu behaupten pflegten, Frankfurt sei — trotz Rothschild groß geworden), und die Diskontogesellschaft handelte wiederum vom Standpunkte der eigenen Bequemlichkeit. Sonst aber blieb alles ruhig; weder unsere Hochfinanz, noch unsere Regierung kümmerte sich um den drohenden Abzug. Damals hatte man wahrscheinlich noch eine übertriebene Meinung von dem völligen Ersatz der Privatfirmen durch das Aktienwesen.

* * *

Der neue Preissturz fast am ganzen Metallmarkte rührt natürlich von weiteren Übelkeiten im amerikanischen Magen her. Rockefeller gilt als der einzige Mann, der binnen vierzehn Tagen über eine Milliarde aus seinen Werten flüssig machen könnte, und dennoch mußte dieser ehrenwerte Mann, der jetzt, neben Morgan, geflissentlich als Retter hingestellt wird, die meisten Kupferhütten seiner Amalgamated Company schließen lassen. Durch solche niederschlagende Mittel, die ja vor allem eine ungezählte Menge von Arbeitern brotlos machen, den Marktpreis zu heben, kommt in Wirklichkeit noch einem Preissturz nahe. Die Selbstkosten von Kupfer sollen zwischen 10 und 13 Cents schwanken, da ja oft auch spröde Erze in Betracht kommen; jene Schließung ist demnach von Rockefeller wohlberechnet. Stellt sich doch Lieferungskupfer wesentlich höher als Barkupfer, worin die bessere Meinung für später deutlich genug eskomptiert wird. Vor dem Krach war es umgekehrt, indem eine tüchtige Spekulation in blanco lieber verkaufte. Die Hauptabnehmer fehlen gegenwärtig in Amerika, da weder die Industrie noch die Eisenbahnen Geld haben. Noch überraschender kam es mit Blei, was aber eigentlich nur die Union selbst anging, die ihr Blei in sich verbraucht. Indessen bezieht sie auch von England noch Halbfabrikate, die in New York unter Zollverschluß raffiniert werden, und damit ist auch der Weltmarktpreis hineingezogen worden. Auf diese Weise leiden nunmehr selbst unsere Bleihütten, die ja bei dem hohen amerikanischen Zollschutz gar nichts nach dort ausführen können. Deutschland kommt für sich natürlich mit seinem einheimischen Blei so wenig aus wie mit dem eigenen Kupfer. Beide Produktionen stehen aber bei uns unter dem Druck jener internationalen Verhältnisse. Selbst mit Zink geht es nicht besser. Übrigens haben die praktischen Amerikaner, um ihre Eisenbahnen nicht inmitten der notwendigen Erneuerungen stecken zu lassen, sofort eine Ausstattungs-Vereinigung gegründet (Equipment-Trust). Equipment Bonds und dito Notes, d. s. Wechsel, sind den Europäern schon lange, angeblich sogar als ganz besonders gut, bekannt gewesen, aber immer nur solche einzelner Bahnen. Letztere hatten auch monatelang sogar den Rheinisch-westfälischen Schienenwerken mit solchen Notes bezahlt, bis die Berliner Großbanken den mit ihnen befreundeten Provinzialbanken Ablehnungen zuteil werden ließen. Dies aber keineswegs damals aus Mißtrauen, sondern aus dem richtigen Grundsatz, daß jenem Zuviel ein Riegel vorgeschoben werden müsse. Freilich den Kredit, den unsere Montanwerke schon damals nicht mehr geben konnten, gewähren heute unter unvergleichlich schlechteren Umständen unsere Händler. Diese sind es, die den amerikanischen Hütten das dort stets begehrte deutsche Spiegeleisen verkaufen, ohne daß jene Hütten, die aber als gut gelten, augenblicklich zahlen können. Man sieht: an ruhiger Geschäftszuversicht fehlt es unsern Kaufleuten auch in den schlimmsten Zeiten nicht, während bei Aufwärtsbewegungen unsere Industrie den Zwischenhandel, frei nach verwirrten theoretischen Köpfen, als eine nationale Schädigung hinstellen möchte. Es gibt übrigens beachtenswerte Meinungen bei uns, nach denen ein Teil der amerikanischen Krise rasch überwunden werden soll. In Bankkreisen sind jedoch solche Optimisten nicht zu finden, nur in Handelskreisen, wo keine Consortialbeteiligungen den unbefangenen Blick trüben, sieht man weniger schwarz. Dies, trotzdem Automobile, Perlen und sogar berühmte alte Gemälde wieder an den europäischen Markt gelangen.

* * *

Unser Kohlensyndikat fährt fort, sich durch ein ungeschicktes, vielleicht auch rücksichtsloses Schweigen, selbst zu schaden. Es wird beschuldigt, das Ausland zu versorgen und das Inland im Stiche zu lassen, was es ebenso wie der Saarfiskus ausreichend begründen könnte, nachdem vor allem diese Behauptung auf ihr richtiges Maß zurückzu-

Digitized by Google

führen bleibt. Auch dürfte die weitere Beschuldigung, daß den fremden Verbrauchern die Kohle billiger abgegeben wird, mit Frachtenfragen zusammenhängen, die rasch aufzuhellen wären. Auf das Haupt unserer scheinbar mächtigsten, deutschen Verkaufsvereinigung entlädt sich jetzt aller Groll, der vor Jahren die Hunderte von unabhängigen Händlern zu treffen pflegte. Diese aber als Privatleute sind auch nicht stummer gewesen, als dies von jeher dem Syndikat beliebte. Namentlich müßte eine Darlegung erfolgen, weshalb auch im Interesse der Kohlen-Aufbereitung ein Absatz über das Inland hinaus notwendig ist. Schwieriger dürfte es das Kohlenkontor mit seiner Erwiderung haben!

* * *

Ein schwerwiegender Teil des Börsengesetzes hat trotz allem Agrarierhaß Aussicht auf Revision. Leider keineswegs aus dem Rechtsgefühl der Majorität heraus, was uns wenigstens im Auslande mehr nützen würde, vielmehr wegen des Selbsterhaltungstriebes des „Blockes". Ob der letztere, soweit die Freisinnigen in Betracht kommen, auch in der Polenfrage nur zu Gunsten der Börse kapituliert, ist nicht recht zu ersehen. Hatte doch ein Teil der Freisinnigen schon früher von einer Gefahr im Osten gesprochen, der gegenüber die Hände nicht in den Schoß gelegt werden dürften. Immerhin läßt es sich nicht leugnen, daß der Reichskanzler jene Börsenvorlage als Lockspeise für wichtige bürgerliche Kreise rechtzeitig erkannt hat, und daß diese Kreise endlich einmal um jeden Preis eine unerträgliche Geschäftseinschnürung los werden wollen. Gegner unserer Banken behaupten zwar, daß eine Revision längst erfolgt wäre, falls nur unsere Hochfinanz daran ein Interesse hätte. Allein das beruht auf einer argen Verkennung jener beiderseitigen Beziehung. Was man auch sagen oder erfinden mag: zwischen unseren Großbanken und der Regierung besteht, vielleicht nur aus bureaukratischem Zopf — weder ein Nahe- noch ein Fern-Verhältnis. Innere Anleihen werden ihnen, durch Diktatur der Seehandlung, und Reichsbank, gleichsam einfach angesagt, — bei deutschen Finanzinteressen in der Fremde meldet sich das Auswärtige Amt eben noch zur rechten Minute, um sodann die Verbindung bis zu einer anderen Gelegenheit wieder abzubrechen. In Preußen und dem Reich arbeiten die Ressorts vielfach nebeneinander anstatt miteinander.

* * *

In der blendenden Bilanz des Kruppschen Jahresabschlusses, — blendend, weil die neugierige Welt nur den Reingewinn, aber nicht den Betriebsgewinn ersehen konnte — fällt der Ausgabedienst für Obligationenzinsen auf. Einerlei nun, ob dies eine eigene Anleihe oder die des Grusonwerkes betrifft, (durch dessen Ankauf Krupp ja erst seine volle Höhe erlangte) so sollte doch ein so reiches Haus keinerlei Passiven haben. Wir besitzen in Deutschland heute mindestens noch drei Bankhäuser (Stern, Speyer, Mendelssohn), die ihre Wechsel nicht gut der Reichsbank geben können, weil sie in sich selbst als flüssig genug gelten. Und ebenso wird wahrscheinlich Krupp verfahren, wie wenigstens aus der Angabe seines Wechselportefeuilles unzweideutig hervorgeht. Weshalb also sich durch Aufrechterhaltung von Obligationen noch billigeres Geld schaffen? Neuerdings sieht man auch, wie die Mansfelder Gesellschaft auf Kupferbergbau, die in Geld förmlich schwimmt und enorme Guthaben bei Banken hat, Obligationen ausgeben will. Bisher hat sie neue Schachtanlagen aus den laufenden Betriebseinnahmen gedeckt. Heute möchte sie wahrscheinlich lieber ihre sehr großen Barmittel in hochverzinslichen 3-Monatswechseln anlegen, dagegen sich selbst Geld zu 4½ Prozent leihen. Wenigstens diejenigen, welche Geld haben, sollten sich keines borgen. Besonders jetzt, wo die Knappheit bei uns chronisch zu werden droht, muß man auf derartige Mißbräuche hinweisen.

* * *

Französische Vorschläge zur Reform des dortigen Konsularwesens bringen die merkwürdige Erscheinung mit zum Austrag, daß die meisten Konsuln dieses Landes bei uns kein Wort Deutsch verstehen. Dies mag für diejenigen angenehm sein, welche in beständiger Angst leben, daß die Fremden unserem Handel und Gewerbe etwas ablauschen könnten. Indessen ist dies doch für einen gewissen Stillstand der Franzosen, trotz der Lehren von 1870, recht bezeichnend. Noch bezeichnender

Digitized by Google

ist es aber, daß selbst die vorliegenden offiziellen Reformvorschläge noch von handgreiflichen Fehlern strotzen. So z. B. wird eine Aufhebung des Generalkonsulates in Frankfurt mit der Behauptung motiviert, daß die Engländer und die Russen, deren Regierungen in Familienverbindung mit Hessen stehen, einen Geschäftsträger in Darmstadt, der Hauptstadt Hessens haben; aber sie unterhielten in Frankfurt in bezug auf den Handel nicht einmal einen Berufsagenten. Das ist so unrichtig, daß beide Reiche in jener Stadt nicht nur Generalkonsuln, sondern auch Vizekonsuln, und stets Berufsbeamte haben. Und der russische erstreckt seine Tätigkeit sogar bis Düsseldorf, hat also noch große Teile der Montanausfuhr zu bescheinigen. Verschwiegen wird auch, daß in das französische Konsularwesen ein fremdes und wenig praktisches Element hinein gekommen ist. Ehemalige Präfekten vor allem, die durch politische Konstellationen geschoben wurden und nun in dem ganzen Avancement der wirklichen Berufskonsuln ein Hindernis bilden! Wenig bekannt dürfte auch der Umstand sein, daß der französische Konsul in Bremen durch Zufall ein solcher ist, der der deutschen Sprache mächtig. Und in Bremen hat dieser Beamte den Tabak für seine heimische Tabakregie regelmäßig einzukaufen, was demnach eine ausgebreitete geschäftliche Tätigkeit bedeutet.

* * *

Die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft haben in ihrem Rückblick auf das verflossene Jahr die alte Überlegenheit, die milde Unparteilichkeit und die vorsichtige Offenheit gezeigt, die ihnen schon seit längerem wie eine Art von staatsmännischer Form anhaftet. Während der gleiche Bericht aus Hamburg wieder so freimütig gehalten ist, wie er unserer ersten Handelsstadt gebührt, fühlen sich die Vertreter der Reichshauptstadt augenscheinlich verpflichtet, verschiedene wirtschaftliche Entwicklungen zwar hervorzuheben, aber doch, mit wenigen Ausnahmen, keine ganz entschiedene Stellung zu ihnen zu nehmen. Und man vernimmt da keineswegs jene gefährliche Verbindlichkeit des Richters, der schließlich zu einer Verurteilung gelangt, sondern jene Freundlichkeit, welche es in erster Linie statt mit dem Publikum mit den einander entgegengesetzten Elementen unter den Ältesten selbst zu tun hat. Nur in einem Punkt scheinen die Herren einmütig gewesen zu sein — nichts gegen unsere Banken zu äußern. Als ob die Großmachtspolitik gerade dieser Kreise zu dem gegenwärtigen Rückschlage allzuwenig beigetragen hätte, und als ob es der nationalen Industrie und Arbeit dienen hieße, wenn man, um für übergroße Aktienkapitalien die Dividende herauszuschlagen, Geschäfte jeder Art und oft genug um jeden Preis macht. Interessant ist übrigens dort der Vergleich zwischen den gewaltigen Geldansprüchen der modernen Elektrotechnik und denen des Eisenbahnbaues in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dem sei hier noch aus eigener Erinnerung hinzugefügt, daß unter den Nachwehen des Krachs in den 70er Jahren bereits viele die Aufgabe der Börse als erledigt anzusehen vermeinten. Denn die Eisenbahnen in der Union, Österreich, Rußland, Italien seien in der Hauptsache vollendet, es bleibe also für eigentliche Zwecke des Aktienwesen nur noch Geringfügiges zu tun. Es waren keine dummen Leute, sondern wirkliche Praktiker, die sich derartig irren konnten. Indessen übersahen sie den unberechenbaren Einfluß eines freien Marktes, in den immer neue Tätigkeiten einmünden, je nach den Notwendigkeiten der Zeit.

Die amerikanische Krise 1857.

(Eine Halbjahrhundert-Reminiszenz.)

Von Nemo.

Im Jahre 1857 sah's in der finanziellen Welt noch böser aus als heute. Eine Krise von ungeheurer Ausdehnung des Gebiets überzog damals die Welt. Von Nordamerika anhebend, sprang die Bewegung nach England über, erschütterte den ersten Handelsplatz Deutschlands bis in sein innerstes Mark, entlud als ein furchtbares Gewitter sich über den Hauptstädten der skandinavischen Königreiche, setzte ihre Schwingungen fort, Haus um Haus stürzend, über die Haupt- und Handelsstädte Norddeutschlands, Belgiens, Hollands, Polens, Österreichs und Frankreichs, und in ungeheuren Sätzen über zwei Weltmeere springend, warf sie eine Anzahl von Häusern in Brasilien, in den

Digitized by Google

Laplata-Staaten und in Batavia. Eine Reaktion nach dem überhasteten Aufschwung, der den 1848er Revolutionen und der bedeutenden Vermehrung der Goldproduktion gefolgt war, stellte diese Krise dar. Von 2 % des Jahres 1852 war der Londoner Bankdiskont in allmählicher Progression und unter saisongemäßen Schwankungen auf 7 % im Oktober 1857 gestiegen, um am 19. dieses Monats auf 8 %, am 5. November 1857 auf 9 % und am 9. November auf 10 % erhöht zu werden! Am 12. November wurde die Bank zur Suspension der Peelsakte ermutigt; nach wenigen Wochen war sie imstande, den Diskont wieder herabzusetzen, so daß dieser Anfang 1858 wieder nur 8 % erreichte, während im Privatverkehr sogar bis zu 2¼ % diskontiert wurde.

Die Entwicklung der Dinge in Amerika bietet ganz frappierende Analogien mit der Situation des Jahres 1907, wenngleich naturgemäß eine vollkommene Gleichstellung von damals und jetzt schon angesichts der fundamental geänderten industriellen Produktion durchaus nicht angängig ist. Immerhin bietet es viel Interesse und vielleicht auch manche Lehre, einzelne Stadien der Vorgänge des Jahres 1857 wieder ins Gedächtnis zu rufen, und sei es auch nur, um zu zeigen, wie wenig sich gegenüber den ungeheuren technischen Weltfortschritten des abgelaufenen Halbjahrhunderts in der Finanz- und Banktechnik der sonst so wenig konservativen, so raschlebigen Vereinigten Staaten verändert, gebessert hat. Noch im Frühjahr 1857 schien Nordamerika, wenn man die dortigen Geschäftsberichte las, das Land, wo Milch und Honig floß. Die Yankees schienen im Dorado zu schwelgen, und die durch Überspekulation und Kreditüberspannung eine Zeitlang mit Leichtigkeit gemachten enormen Gewinnste für alle Ewigkeit genießen zu wollen. Aber schon damals war das eigene Stammkapital der Banken der geringste Teil jener Mittel, mit welchen sie ihre Geschäfte betrieben. Der bei weitem größte Teil bestand aus Depositen d. h. aus Geldern, welche das Publikum entweder mit bestimmter Kündigungsfrist oder ohne eine solche (on call) bei den Banken gegen Verzinsung niederlegte. Da der Zinsfuß in Nordamerika höher stand als in Europa, und da die Banken gerne alle Mittel aufboten, um Kapital an sich zu locken, so zahlten sie für diese Depositen einen im Verhältnis zu den Bedingungen der Kündigung zu hohen Zins. Um diesen Zins herauszuschlagen, mußten sie ihrerseits wieder hohe Prozente zu machen suchen; da aber solide Häuser weniger geneigt sind, hohe Prozente zu zahlen, als verwegene Spekulanten, so gelangte ein großer Teil des von den Banken gewährten Kredits in die Hände der letzteren. In ruhigen Zeiten, wo die Depositengläubiger ihre Gelder in den Banken ließen, ging alles vortrefflich; sobald aber irgend eine Stockung eintrat und die Depositen rasch zurückverlangt wurden, verloren die Banken, wenn die Anforderungen nur wenige Millionen überschritten, den Atem. Hand in Hand mit dieser ungesunden Verfassung des Bankwesens ging — wie der Bremensische Konsul in New York in einem Berichte aus jener Zeit betont — die Überspekulation, welche konkurrierende Eisenbahnen mit geliehenem Gelde baute und mit geliehenem Geld Dividenden zahlte, welche in Baumwolle, Zucker, Kaffee, Getreide „machte", von denen enorme Vorräte angehäuft waren, und an denen die Produzenten 50 bis 100 Prozent verdienten. Daß damals auch der Humbug — noch oder schon? — in Blüte stand, dafür führt der erwähnte Bremer Bericht ein recht artiges Beispiel an: Die Gesetzgebende Versammlung von Kansas konzessionierte im Winter 1856/57 unter anderen Banken auch eine solche in Lecompton unter der Bedingung, daß der Gouverneur sich vorher von dem Vorhandensein des erforderlichen Kapitals von 50 000 Dollars zu überzeugen habe. Erst nach Eröffnung der Bank kam man darauf, daß von Anfang an nur 2000 Dollars in zwei Säcken zu je 1000 Dollars vorhanden waren. Den Gouverneur hatte man in der Weise getäuscht, daß jedesmal einer dieser Säcke, sobald er gezählt war, während der Zählung des anderen Sackes zu einer Tür hinaus — und durch die andere Tür wieder hereingebracht wurde, um nochmals gezählt zu werden.

Nordamerika war bereits der Hauptabsatzmarkt für die teuersten Luxuswaren Europas geworden; allein die Spekulation überschätzte den Bedarf um das Doppelte und Dreifache. Die Geschäftsübertreibung machte sich namentlich auch

Digitized by Google

darin geltend, daß für ungeheure Summen Waren in Europa auf Kredit genommen wurden, deren Beträge eine Zeitlang zum Teil durch die Getreideausfuhr während der Teuerung von 1856, zum Teil auch durch den aufs äußerste angespannten Kredit gedeckt wurden. Als nun infolge der günstigen Ernteaussichten des Sommers 1857 die Getreideausfuhr als nicht mehr lohnend eingestellt werden mußte — da war endlich das künstlich in die Höhe getürmte Kreditgebäude nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Bereits Anfang August — so schildert der Wiener Publizist Max Wirth in der 1874 erschienenen zweiten Auflage seiner Geschichte der Handelskrisen den Ausbruch der Katastrophe — bereits Anfangs August 1857 kamen einige Fallimente in den Vereinigten Staaten vor. Die dadurch hervorgerufene Aufmerksamkeit wurde in Mißtrauen verwandelt, als um Mitte August neue Betrügereien und Nachlässigkeiten der Verwaltungen westlicher Eisenbahnen bekannt wurden, so daß die „New Yorker Handelszeitung“ unterm 18. August berichtete: „Es herrscht in gewissen Kreisen eine Schwüle, welcher ein starker Sturm gewöhnlich auf dem Fuße folgt.“ Acht Tage später hatte das Mißtrauen schon so um sich gegriffen, daß das Geld anfing, aus dem Verkehr zu verschwinden, und daß die Entwickelung des Warenhandels durch die Abnahme an Zirkulationsmitteln gehemmt wurde. Am 24. August fallierte die „Ohio Life and Trust Company“, eine Depositen- und Diskontobank mit 2 Millionen Dollars Kapital, ein Institut, welches bis wenige Tage vor dem Ereignis in dem Rufe der strengsten Solidität stand, aber durch Vorschüsse an Eisenbahnen auf ungenügende Sicherheit so zugrunde gerichtet war, daß seine Passiva auf 5 Millionen Dollars angegeben wurden. Dieses Ereignis brachte, da die Bank eine Agentur in New York hielt, welche auf der Fondsbörse bedeutende Geschäfte machte, auf der letzteren einen panischen Schrecken hervor. Die Kurse der Effekten fielen. Die Banken begannen sofort, ihren Kredit einzuschränken und ihre Ausstände von allen Seiten einzuziehen. Der Bankerott der Ohio Life and Trust Company gab, obgleich bei ihr in Wirklichkeit nicht mehr als 20 000 Dollars verloren worden sein sollen, dennoch den Anstoß zum Sturz der Lawine, und dieser Anfang der Katastrophe, welche den Kredit zweier Weltteile zusammenstürzen sollte, war so langsam schleichend und unscheinbar, daß sich der bei weitem größte Teil der amerikanischen Handelswelt über die Größe der Gefahr täuschte, und die New Yorker Handelszeitung z. B. mehrere Wochen lang in sehr naiven Berichten die Ursache des Sinkens der Börsenkurse verwerflichen Machinationen der Baissepartei zuschrieb.

Mittlerweile schränkten die Banken, namentlich zu New York, ihren Kredit immer mehr ein, entzogen mit jeder Woche dem Handelsstand sehr bedeutende Summen. Nachdem sie mitgeholfen hatten, die Überspekulation bis auf die Spitze zu treiben, brachen sie den Kredit plötzlich ab und beschleunigten, verschlimmerten durch rasches Einziehen der Außenstände den akuten Ausbruch der Krise. Es war weniger die dem Geldmarkt entzogene Summe, die den Handel genierte, als das Mißtrauen, welches, durch diese Maßregel der Banken vermehrt, die Kapitalisten zu massenhaftem Zurückhalten, Einziehen und Verstecken ihrer Gelder bewog. Die Börsenwelt hatte ihre Hoffnung auf eine bedeutende halbmonatliche Goldsendung gesetzt, welche mit dem Dampfer „Zentral-Amerika“ angemeldet war. Der Untergang dieses Dampfers vergrößerte das Mißtrauen, so daß die Zirkulation bald ganz gehemmt war. Als dann in der letzten Septemberwoche die Banken von Pennsylvanien und Maryland und mit ihnen viele der ersten Häuser von Philadelphia ihre Zahlungen einstellten, konnte sich der New Yorker Handelsstand auch nicht länger halten, und die Suspensionen wurden ebenso zahlreich und bedeutend. Bereits am 30. September hatten 109 Häuser von 100 000 bis zu 3 Millionen Dollars zu Baltimore, Boston, Philadelphia und New York ihre Zahlungen eingestellt. Etwa 40 Banken waren so gut wie ruiniert, 175 Banken hatten die Rückzahlungen ihrer Depositen und ihre Barzahlungen suspendiert. Die Baisse auf der Effektenbörse hatte 20 bis 25 Prozent erreicht, der Diskont eine unerhörte Höhe erstiegen. Viele Fabriken waren geschlossen, viele Tausende von Arbeitern entlassen, das Mißtrauen allgemein, noch vergrößert durch dumpfe Gerüchte, wie sie zu Zeiten von Krisen umherschleichen. Jeder Tag

Digitized by Google

brachte eine neue Liste von Fallimenten. Jetzt fielen auch die Preise der Waren.

Im Oktober erreichte der Diskont die unerhörte Höhe von 60 bis 100 Prozent; bald wurden noch höhere Raten bewilligt, und endlich war für das beste Papier auch zu den höchsten Diskontsätzen kein Geld mehr zu haben. Die Aufregung erreichte den höchsten Punkt, die Suspension wurde zur Epidemie, das Rennen nach den Banken begann. Selbst die ganz sicheren Sparkassen waren überlaufen. Am 9. und 12. Oktober mußten zwei Banken von New York ihre Zahlungen suspendieren. Da kehrte sich die Leidenschaft des Publikums und die Verzweiflung der Kaufleute gegen die New Yorker Handelsbanken, welche durch die täglich weitergehende Einschränkung ihrer gewöhnlichen Diskontierungen die Lage verschlimmert hatten. Die Kaufleute verabredeten eine gemeinsame Kündigung aller Depositen und organisierten einen förmlichen Run gegen die Staatsbanken. Der erste Anlauf geschah nach der Schilderung des Times-Korrespondenten auf die kleineren Banken jenseits Wallstreet, welche den Krämern und Handwerkern kreditierten. Diese Institute waren natürlich in weniger starker Position als die Banken, welche bloß mit dem Handelsstand arbeiten, und waren weniger imstande, dem Anlauf zu widerstehen. „Um 10 Uhr des Morgens hatten sie ihre Türen geöffnet und vor 12 Uhr waren sie bereits gefallen . . ." Am Abend des 13. Oktober waren 18 Banken gefallen, von den übrigen 33 assoziierten Stadtbanken stellten 32 am nächsten Morgen ihre Zahlungen ein. Dem Beispiel der Stadtbanken folgten die übrigen Banken der Staaten New York und Neu England, folgten drei große Eisenbahnen, welche enorme schwebende Schulden kontrahiert hatten. Während der ganzen darauf folgenden Woche brachte jede Stunde neue Trauerbotschaften; in der einzigen Woche nach Suspension der Banken hatten in New York allein nicht weniger als 100 Häuser falliert; volle acht Tage herrschte ein Zustand äußerster Lethargie. Allmählich trat dann wieder eine Besserung der Verhältnisse ein, die Depositen und Barfonds der Banken nahmen zu. Mitte Dezember, nachdem der Barfond der New Yorker Banken bereits 26 Millionen (mehr als das Doppelte der sonstigen Höhe erreicht hatte), nahmen diese ihre Barzahlungen wieder auf.

Trotzdem herrschte auf dem Warenmarkt noch lange die vollständigste Stockung, war die Einfuhr auf den notwendigsten Konsum beschränkt und war selbst an der Effektenbörse, wo das müßige Kapital noch Verwendung finden könnte, solches Mißtrauen, daß nur wenige Anlagen gemacht wurden und die Kurse in ihrer Stagnation verharrten. Von den Arbeitern waren allein in den Seehäfen und in den Manufakturdistrikten des Innern zirka 100 000, in den New Yorker Gewerben 30 000 entlassen worden. Unter dem Preisrückgang der Baumwolle litten Handel und Fabriken. Viele amerikanische Baumwollspinnereien mußten ihre Arbeiten einstellen und liquidieren, weil sie zur Zeit, wo die Baumwolle sehr teuer war, mehr versponnen hatten, als der Markt tragen konnte.

Von Amerika trat die Krise ihre Wanderung über England nach dem europäischen Kontinent an . . . Doch hier seien diese Erinnerungen abgebrochen, damit es nicht den Anschein gewinne, als sollten Gespenster an die Wand gemalt werden.

Wilhelmine von Zenge über ihren Bräutigam Heinrich von Kleist.

(Ein neu entdeckter Brief.)

Vor einiger Zeit veröffentlichte eine amerikanische Zeitschrift — The Journal of English and Germanic Philology (Volume VI, No. 3) — einen Brief Wilhelminens v. Zenge, der Braut Heinrichs v. Kleist.

Trotz seinem ungemein interessanten und aufschlußreichen Inhalt, — und obschon für die Beurteilung von Kleists Liebesleben ein Dokument von höchstem Wert —, blieb dieser Brief — soweit ich sah — von der deutschen Presse unbeachtet.

Das Material über Kleists Beziehungen zu Wilhelmine ist verhältnismäßig so spärlich, vor allem so lückenhaft, daß der Fund, den wir Frau Dr. Martha Krug-Genthe danken, doppelt wertvoll erscheint.

Zwar besitzen wir zahlreiche Briefe Kleists an Wilhelmine, die aber alles, nur keine Liebes-

Digitized by Google

briefe sind. Vielmehr: die leidenschaftlich und zugleich doktrinär geschriebenen Abhandlungen eines einsamen, liebebedürftigen Jünglings, der in dem geliebten Mädchen alle seine Wünsche und seine Sehnsüchte erfüllt sehen möchte. Dessen Phantasie das brave, gute Mädchen maßlos überschätzte, — also quälte. Der nicht sie, sondern ein Produkt seiner Phantasie liebte. . . .

Nein: dieser junge, sensible Melancholiker, in dessen Brust das Chaos wütete und nach Gestaltung rang, war kein angenehmer Liebhaber. Konnte keiner sein.

* * *

Von Wilhelmine sind nur wenige Schreiben auf uns gekommen. Keins aber ist so aufschlußreich als dieser Brief, den sie an ihren späteren Gatten, den Universitätsprofessor Krug (Kants Nachfolger an der Königsberger Universität) richtete.

Keiner beleuchtet ihr im Grunde liebloses Verhältnis so deutlich, so hell, — so grausam in seiner naiven Aufrichtigkeit.

Wie charakteristisch ist das Bild, das sie von Kleist entwirft. Wir sehen: den hypersensiblen, verschlossenen Jüngling, in seinem leidenschaftlichen, gefährlichen Ernst; verlegen und schüchtern; in seiner stolzen Vornehmheit, in seiner Scheu vor dem Gemeinen des Lebens. Ein Feind aller Kompromisse; ein rücksichtslos radikaler Geist.

Und es ist interessant, zu sehen, wie sich das Mädchen dem Eigenwilligen, Herrschsüchtigen anzupassen sucht, wie es sich ihm unterordnet, — wie es sich Mühe geben muß, — ihn, den Freund, zu lieben.

Wieviel Tragik birgt dieser Brief!

Es ist gleichsam, als ob zwei kleine, unschuldige Kinderhände die Saiten eines unerhört kostbaren und empfindlichen Instruments berühren. Dunkel ahnt das Kind seine Bedeutung.

Fremdartig und unzugänglich muß ein Kleist dem Mädchen immer erschienen sein. Sein „Andersein" brach immer wieder durch. Er wollte es ihr zuliebe verleugnen, wollte dem Ideal entsprechen, das sie lieben könnte, — nur um geliebt zu werden, — es war nicht möglich. Er mußte wieder zu seinem Ich kommen, — so riß er sich los. Gequält und unbefriedigt wie zuvor. Doch aus diesen Qualen schuf er sein ewiges Wort.

Wilhelm Herzog.

Der hier in der Orthographie des Originals mitgeteilte Brief hat folgenden Wortlaut:

Mein bester Freund!

Sie äußerten gestern Abend bei Ahlemanns den Wunsch, ich möchte weniger geheimnißvoll sein. Für Sie will, und werde ich nie etwas verheimlichen. Es hängt ganz von Ihnen ab, alles was meine Person betrifft von mir zu erfahren. Da ich so sehr wünsche, daß Sie mir ganz Ihr Vertrauen schenken möchten. So will ich Ihnen den Teil meines Lebens beschreiben, welcher bis jetzt für mich der wichtigste und interessanteste war, und ich hoffe, Sie werden mich Ihres Vertrauens werth finden. Daß ich von meinen Eltern sehr einfach und häußlich erzogen wurde, ist Ihnen bekannt. Von meinem 16 ten Jahre an, führte mich meine Mutter in alle Gesellschaften, sie begleitete mich in große Assembleen, wo ich das Hofleben anstaunte, Opern, Redouten und Bälle besuchte ich, und genoß, da mir diese Freuden so ganz neu waren, dies alles eine Zeit lang mit großem Interesse, doch blieb mein Herz bei dem allen sehr leer, und mit Freuden kehrte ich wieder in unsere stille Häußlichkeit zurück. Als ich 18 Jahre alt war bekam mein Vater das Regiment in Frankfurth. Damals trennte ich mich sehr ungern von Berlin, da ich einen sehr geliebten Bruder, und eine ebenso geliebte Freundin zurück lassen mußte; doch war mein Herz noch von keinem Manne besonders gerührt worden. Mit einem tanzte, oder unterhielt ich mich vielleicht lieber als mit dem andern, doch hatte keiner besonders Theil an meiner Traurigkeit bei dem Abschiede von Berlin.

Die erste Zeit gefiel es mir gar nicht in Frankfurth, wir lebten noch ganz in Berlin, bis sich auch hier Menschen fanden, welche sich für uns interessierten, und uns durch mancherlei Vergnügungen zu zerstreuen suchten. Unter diesen zeichnete sich besonders die Kleistsche Familie aus.

Der Lieutenant Kleist stand damals noch bei des Vaters Regiment. Auch er kam mit seinen Schwestern beinahe täglich zu uns, und wurde von

Digitized by Google

allen gern gesehen, weil er ein sehr fröhlicher junger Mann war, und uns durch seinen Scherz oft zu lachen machte. Sein älterer Bruder, welcher als Lieutenant bei der Garde stand, nahm damals den Abschied, um hier in Frankfurth zu studieren. Auch er wurde unser Nachbar, nahm aber keinen Theil an unserer Gesellschaft wenn wir zu seinen Schwestern kamen. Erst als sein Bruder nach Potsdam versetzt wurde, und seine Schwestern ihren Begleiter, und wir einen angenehmen Gesellschafter verloren hatten, gesellte er sich zu uns. Wir fanden aber alle, daß er die Stelle des Bruders nicht ersetze, denn er war sehr melancholisch und finster, und sprach sehr wenig. Bald aber begleitete er uns auf allen Spaziergängen, kam mit seinen Schwestern auch zu uns, spielte und sang mit mir, und schien sich in unserer Gesellschaft zu gefallen. Damals hörte er Experimentalphisik bei Dr. Wünsch, wovon er uns gewöhnlich nach dem Colegia mit großem Interesse unterhielt. Auch wir nahmen so lebhaft Antheil an allem was er uns darüber sagte, daß seine Schwestern wir, und noch einige Mädchen aus unserem Kreise zu dem Dr. Wünsch gingen und ihn baten auch uns Vorlesungen darüber zu halten. Dies geschahe, und wir waren sehr aufmerksame Zuhörerinnen, repetirten mit unserem Unterlehrer dem Herrn von Kleist, und machten auch Aufsätze über das, was wir hörten. Als Kleist einen Abend die Aufsätze von seinen Schwestern gelesen hatte, bat er mich ihm auch den meinigen zu zeigen; ich that es, und er fand ihn gut, nur sehr fehlerhaft geschrieben.

Er bat sich die Erlaubniß aus mir die Hauptregeln der deutschen Sprache nachgerade in kurzen Aufsätzen mittheilen zu dürfen, welches ich recht gern annahm, und recht fleißig studierte, um seine Mühe zu belohnen.

Einen Abend als ich bei Kleists war, gab er mir einen ähnlichen Aufsatz, wie gewöhnlich in ein weiß Papier geschlagen, doch wie erstaunte ich als ich es zu Haus öffnete und darin von ihm einen Brief fand, worin er mir sagte, daß er mich schon lange herzlich liebe, und ich ihn durch meine Hand sehr beglücken könne. Mir war es bis jetzt noch gar nicht eingefallen, daß ein Mann mich jemals lieben könne, denn ich fand mich immer sehr häßlich und unleidlich, und war nie mit mir zufrieden. Ich hatte ihn immer sehr unbefangen behandelt, und war ihm gut wie einem Bruder, doch liebte ich ihn nicht, und erstaunte über seine Erklärung, da ich vorher auch nicht das Geringste davon geahndet hatte, sondern immer glaubte er zöge meine Schwester Lotte mir sehr vor. Louisen machte ich zu meiner Vertrauten, und gestand ihr, daß ich ihm gut sei, doch wäre er gar nicht der Mann nach meinem Sinn. Den andern Tag schrieb ich ihm daß ich ihn weder liebe, noch seine Frau zu werden wünsche, doch würde er mir als Freund immer recht werth sein.

Leider konnte ich es nicht verhindern ihn wieder zu sehen. Er war außer sich über meine Antwort und wollte mir einen zweiten Brief geben, welches ich aber schlechterdings verbat. Acht Tage lang suchte er mich auf den Spaziergängen auf, da ich nicht mehr zu seinen Schwestern kam, und bat Louisen so sehr den Brief zu nehmen, und reichte ihn mir noch einmal mit thränenden Augen, so daß ich endlich bewegt wurde und ihn annahm.

In diesem Briefe fragte er was ich an ihm auszusetzen habe, und versicherte ich könne aus ihm machen was ich wolle, ich möchte ihm nur sagen wie er meine Liebe gewinnen könne. Ich schrieb ihm wieder, und schilderte den Mann wie er mich glücklich machen könnte. Er gab sich so viel Mühe diesem Bilde ähnlich zu werden, daß ich ihm endlich erlaubte an meine Eltern zu schreiben, und ihm meine Hand versprach, sobald sie einwilligten.

Er hatte etwas Vermögen, aber nicht so viel daß wir davon leben konnten, doch hatte er vom König das Versprechen in einem Amte angestellt zu werden sobald er ausstudiert habe. Meine Eltern gaben ihre Einwilligung, doch mit der Bedingung, so lange zu warten bis er ein Amt habe, welches ich auch sehr zufrieden war. Meine Ausbildung und Veredelung lag ihm sehr am Herzen. Wenn er aus dem Colegia kam so beschäftigte er sich eine Stunde mit mir. Er gab mir interessante Fragen, auf welche ich schriftlich beantworten mußte, und er korrigierte sie. Er gab mir nützliche Bücher zu lesen, und ich mußte ihm meine Urtheile darüber sagen, oder auch Auszüge daraus machen. Er las mir Gedichte vor, und ich mußte sie nachlesen oder französisch übersetzen. Auch schärfte

Digitized by Google

er meinen Witz und Scharfsinn durch Vergleiche, welche ich ihm schriftlich bringen mußte. So lebte er ganz für mich, ich gewann ihn recht lieb und machte es mir zur Pflicht auch ganz für ihn zu leben. Wenn ich mir zuweilen gestand, daß er dem Ideale von Mann, welches ich mir entworfen hatte, noch immer nicht entsprach, so dachte ich es giebt vielleicht keinen Besseren, denn ich kannte auch keinen der mir lieber war als er. Ich erfüllte mein Vorhaben redlich. Alles, was er an mir tadelte, suchte ich fortzuschaffen, und alles, was ich dachte und that, bezog ich auf ihn. So lebten wir ein halbes Jahr sehr glücklich, da hatte er sein Studium hier beendet, er ging nach Berlin, um sich dort noch mehr zu vervollkommnen und zu einem Amte vorzubereiten.

Sein Umgang war mir nun so werth geworden, daß ich bei seiner Abreise sehr unglücklich war, und ihn nachher bei jeder Gelegenheit vermißte. Alle vierzehn Tage schrieb er an mich, und so oft er konnte, war er bei mir, und war noch immer der herzliche, gute Mensch. Er hatte viel Geist, seine schnelle Fassungskraft wurde von all seinen Lehrern bewundert, seine Phantasie war sehr lebhaft, und verleitete ihn oft zu Schwärmerei. Er hatte einen erhabenen Begriff von Sittlichkeit, und mich wollte er zum Ideal umschaffen, welches mich oft bekümmerte. Ich fürchtete ihm nicht zu genügen, und strengte alle meine Kräfte an, meine Talente auszubilden, um ihn recht vielseitig zu interessieren.

Weihnachten vor zwei Jahren kam er ganz unerwartet hier an, und sagte mir, er könne jetzt gleich angestellt werden wenn er wolle, doch wäre es ihm unmöglich ein Amt zu nehmen, die Amtsgeschäfte würden ihn unglücklich machen, auch könne er seine Freiheit nicht so aufopfern. Er fragte ob ich sein kleines Vermögen mit ihm theilen wolle, ich erschrak über dies alles sehr, ich wollte und konnte ihm weder ab- noch zurathen, um meinetwillen unglücklich zu sein, und versicherte, ich wolle alles thun, was zu seinem Glücke beitragen könne. Er reisete wieder nach Berlin, doch nicht lange nachher erhielt ich einen Brief, dessen Inhalt weit schrecklicher war als die erste Nachricht. In diesem Briefe sagte er mir, daß er jetzt die Kantsche Philosophie studiere, welche ihn so unglücklich gemacht habe, daß er es in Berlin in seinen engen vier Wänden nicht aushalten könne, er würde eine Reise machen, um sich zu zerstreuen. Er schickte mir sein Bildnis und eine Tasse mit einer sehr hübschen Inschrift, versicherte bald wieder zu kommen, und mir recht oft zu schreiben. Auch ich schickte ihm mein Bildnis, und sagte ihm nur ein schriftliches Lebewohl. Er reisete mit seiner Schwester nach Paris, schrieb mir anfänglich oft, doch als ich seit 3 Monaten keine Nachricht von ihm erhalten hatte, schrieb er mir — er werde sich in der Schweiz ankaufen, und hoffe, ich werde ihm dorthin folgen wenn er mich abholte. Ich bat ihn mit den rührendsten Ausdrücken in sein Vaterland zurückzukehren, und gestand daß ich ihm zwar folgen wolle wohin er ginge, doch würde es mir sehr schwer werden, meine Eltern zu verlassen, und besonders mich so weit von ihnen zu entfernen. Ehe dieser Brief beantwortet wurde, mußte ich 5 Monat alle Posttage vergebens auf Antwort warten. Meine Hoffnung, und die Erwartung von einer frohen Zukunft, waren schon längst in mir gesunken, ich sagte es mir oft daß ich mit dem Mann nie glücklich sein würde, da ich nicht im Stande war ihn glücklich zu machen. Doch wollte ich mein Wort halten und mich ganz für ihn aufopfern. Ich war ihm so viel Dank schuldig, und nahm so innig Antheil an Allem was ihn betraf, daß ich wenigstens hoffte ihn wo nicht beglücken, doch aufheitern zu können. Ich kannte seine Wünsche und wußte mich so gut in sein sonderbares Wesen zu schicken, daß ich überzeugt war, es könne außer mir kein weibliches Wesen mit ihm fertig werden. Nach fünf Monaten erfuhr ich endlich durch seine Schwester wo er sich aufhielt, ich schrieb an ihn, und bekam zur Antwort — er habe nicht erwartet von mir noch einen Brief zu empfangen, sondern habe mein letztes Schreiben als eine Weigerung angesehen ihm nach der Schweiz zu folgen. Nach einem heftigen Kampfe habe er es endlich dahingebracht mein Bild aus seiner Seele zu entfernen, er bäte mich deshalb nicht wieder an ihn zu schreiben. Da er durch Leichtsinn in Berlin sein Amt verscherzt habe, und durch seine Reise die Menschen zu großen Erwartungen von ihm berechtigt habe, so könne er nicht ohne Ruhm wieder in sein Vaterland zurückkehren. Sein einziger Versuch sei jetzt bald sein Leben zu enden.

Digitized by Google

— Dieser Brief erschütterte mich tief, doch beweinte ich mehr sein Schicksal als das Meine. Ich sah es sein, daß ich nie seine Frau werden konnte, und hatte auch schon lange aufgehört es zu wünschen. Ich hatte die Kraft mich von seinem Gemälde zu trennen welches ihm sehr ähnlich war, schrieb noch einmal an ihn, tröstete ihn als Freundin und sagte er möchte wenigstens seine Freundin nicht vergessen, sondern, mir zuweilen schreiben wie es ihm ginge, denn gewiß würde ich immer den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksale nehmen. Hierauf hat er nicht geantwortet.

Zu gleicher Zeit verlor ich einen sehr geliebten Freund und Bruder, — mein Schmerz war unbeschreiblich. Ich wurde sehr krank, und mein einziger Wunsch war bald zu sterben, denn mein Leben hatte für mich alles Interesse verlohren. Der Schmerz meiner Eltern welche auch durch den Tod meines Bruders einen großen Theil ihres Glückes verlohren hatten, erinnerte mich daß ich noch Pflichten zu beobachten habe. Ich verbarg meinen Schmerz, um sie zu trösten, und meine einzige Linderung waren jetzt bittere Thränen. Die Welt, und besonders die Männer waren mir sehr gleichgiltig geworden, nur Ahlemann war mein Vertrauter, er weinte mit mir, und tröstete mich. Mit der Zeit sah ich es ein, daß diese Trennung zu meinem Glücke sei und dankte dem großen Führer der Menschen für meine ertragenen Leiden, denn ich fühlte daß sie mich zu einem besseren Menschen gemacht hatten.

Meine Leidensgeschichte ist zu Ende. Die Wolken haben sich zertheilt, und ich sehe eine freundliche Sonne an meinem Horizonte aufgehen. Ich lernte Sie kennen, und gleich nachdem ich Sie zum ersten mal bei Ahlemanns gesprochen hatte sagte ich zu meiner Schwester: der Mann gefällt mir. Und mit Ihrer näheren Bekanntschaft fühlte ich immer mehr daß ich für Sie, und Sie für mich geschaffen wären, ich war so glücklich Ihnen zu gefallen, und hoffe Ihrer nicht unwerth zu sein. Die offene Mittellung meiner Jugendgeschichte wird Sie nicht beunruhigen, sie ist so war, wie ich immer gegen Sie sein werde. Wenn Sie nicht der Einzige waren der mein Herz rühren konnte, so kann ich doch versichern daß ich noch nie so von ganzem Herzen liebte, als ich Sie liebe, und daß der Entfernte nur noch als ein erhabenes Mittel, wodurch der gütige Schöpfer meine Veredelung bewirken wollte, in meinem Herzen tront.

Seien Sie ganz mein Freund, und wenn Sie in meinem Betragen auch nur das Geringste finden das nicht nach Ihrem Sinne ist, so bitte ich leiten Sie

Ihre

Wilhelmine.

Frankfurth am 16. Juni 1803.

Eine intime Unterredung zwischen Bismarck und Carl Schurz.

Von Fidus.

Als Carl Schurz im Herbst 1867 auf einer Europa-Reise von Wiesbaden aus nach Berlin kam, der Stadt, in der er lange Jahre zuvor als Verfehmter gelebt hatte, um die überkühne Befreiung Kinkels aus dem Spandauer Zuchthause ins Werk zu setzen, ließ ihn Bismarck durch Lothar Bucher auffordern, ihn zu besuchen. Das interessante politische Gespräch, das sich nun zwischen den beiden Staatsmännern entspann, hat in dem eben erschienen Schlußbande der „Lebenserinnerungen“ des bekannten Achtundvierzigers eine eingehende Darstellung gefunden. Wir sehen hier von neuem bestätigt, wie frei und rückhaltslos sich Bismarck zu geben pflegte, wenn er einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüberstand. Gleich zu Beginn der Unterhaltung behauptete der Minister, er habe Schurz schon einmal Anfang der fünfziger Jahre im Zuge von Frankfurt nach Berlin gesehen. Schurz entgegnete, das sei unmöglich, da er damals nicht in Deutschland gewesen sei. „Hätten Sie mich übrigens dann nicht als Übeltäter arretieren lassen?“ „O, nein“, rief Bismarck fröhlich aus, „da kennen Sie mich schlecht. So etwas hätte ich nicht getan. Sie meinen wegen der Sache mit Kinkel? O nein, die hat mir Spaß gemacht. Und wenn es für den Minister Seiner Majestät des Königs von Preußen und den Kanzler des Norddeutschen Bundes nicht höchst unschicklich wäre, möchte ich einmal mit Ihnen nach Spandau fahren und mir an Ort und Stelle alles erzählen lassen“. Bis-

Digitized by Google

marck fragt dann, welchen Eindruck die gegenwärtige Lage in Deutschland auf einen amerikanischen Republikaner mache und erhält die erhoffte Bestätigung, daß sich ein neubelebter nationaler Ehrgeiz rege, und daß man einer liberalen Entwicklung entgegensehe. Seinerseits erzählt Bismarck von den großen Schwierigkeiten, die er überwinden mußte, um den Konflikt mit Österreich zustande zu bringen. Das größte Hindernis bereitete ihm die peinliche Gewissenhaftigkeit und das Zaudern des alten Königs, der sich gegen jede ihm nur im geringsten bedenklich erscheinende Handlung aufs entschiedenste sträubte. Er sprach von König Wilhelm immer nur als vom „alten Herrn", und das in einem vertraulichen, höchst ungenierten Tone, der Schurz in das größte Erstaunen versetzte. „Als wenn wir unser lebelang vertraute Freunde gewesen wären, enthüllte er mir, anscheinend ganz rückhaltslos und mit übersprudelnder Lebhaftigkeit, Bilder von Vorgängen, die sich hinter den Kulissen während der berühmten Konfliktsperiode zwischen der Krone und dem Preußischen Abgeordnetenhause abgespielt hatten. Bismarck, der den Krieg mit Österreich unabwendbar kommen sah, hatte, ohne gesetzliche Vollmacht, Millionen über Millionen der öffentlichen Gelder dazu verwandt, das Heer für die große Krisis vorzubereiten. Die liberale Majorität der Kammern und die öffentliche Meinung erkannten beide nicht, daß die Einigung Deutschlands sein großes Ziel war, und erhoben sich hartnäckig und fest gegen dieses eigenmächtige Überschreiten seiner Machtbefugnis. Der König selbst schreckte vor einem derartigen Verfassungsbruch zurück, ja er fürchtete eine neue Revolution, welche ihm und seinem Minister den Kopf kosten konnte. Diese Befürchtung hätte sich leicht erfüllen können, wenn man im Kriege mit Österreich unterlegen wäre. Da hatte Bismarck, wie er sich ausdrückte, „verzweifelt die Sporen gebraucht, damit der edle alte Renner das Hindernis nahm und die Sache wagte." Einen viel zäheren und härteren Kampf hatte Bismarck mit der Bureaukratie, die allem Neuen und Kühnen abhold war, zu bestehen. Der anhängliche alte Herr war nicht zur Entlassung solcher Beamter zu bewegen. Schurz meinte, ob es nicht geholfen habe, wenn er mit seiner Demission drohte. „O, lachte Bismarck, „das habe ich oft versucht, vielleicht zu oft! Das wirkt nicht mehr. Was meinen Sie wohl, was geschieht, wenn ich damit drohe, mein Amt niederzulegen? Der alte Herr fängt an zu schluchzen und zu weinen. Tatsächlich vergießt er Tränen und sagt: ‚Nun wollen Sie mich auch verlassen?' Und wenn ich ihn Tränen vergießen sehe, was in aller Welt soll ich dann tun?" Wiederholt drückt Schurz sein Erstaunen über Bismarcks rücksichtslose Offenheit, einem völlig Unbekannten gegenüber, aus. Er sollte später erfahren, daß dieser Ton der Unterhaltung bei Bismarck nichts Ungewöhnliches war, und daß der alte König, wenn er davon hörte, nur ruhig lächelte.

Moderne Buchreklame.

Von Dr. Hans Landsberg.

Mit „Götz Krafft", dem vierbändigen Wälzer des verflossenen Dichters Stilgebauer fing es just vor drei Jahren an, und man muß sagen, daß wir es seither herrlich weit gebracht haben. Wenn ein völlig Unbefangener, etwa Voltaires berühmter Hurone, heute das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" oder auch nur die jedem zugängliche Tagespresse zu Rate zieht, muß er sich wundern, welche Fülle von Genialität sich im deutschen Dichterwalde offenbart. Lauter hochragende Stämme, lauter kräftige deutsche Eichen, die in ihrem titanischen Wuchs bis zum Himmel reichen; von bescheideneren Pflänzchen oder etwa gar von Veilchen, die still im Verborgenen blühen, ist nicht mehr die Rede, und ein Dichter, der noch zu sagen wagte: „Mein Becher ist klein, aber ich trinke doch aus meinem Becher," würde einfach ausgelacht werden. Man trinkt nur noch aus riesengroßen Humpen, wie einst die Götter Walhall's ...

Man fühlt sich veranlaßt, den Schatten Grabbes heraufzubeschwören: „Reimschmiede, die so dumm sind, daß jedesmal, wenn ein Blatt von ihnen ins Publikum kommt, die Esel im Preise aufschlagen, heißen ausgezeichnete Dichter .... Die Wörter: ‚genial, sinnig, gemütlich, trefflich' werden so ungeheuer mißbraucht, daß ich schon die Zeit sehe, wo man, um einen entsprungenen, über jeden

Digitized by Google

Begriff erbärmlichen Zuchthauskandidaten vor dem ganzen Lande auf das unauslöschlichste zu infamieren, an den Galgen schlägt: N. N. ist sinnig, gemütlich, trefflich und genial! — O stünde doch endlich ein gewaltiger Genius auf, der, mit göttlicher Stärke von Haupt zu Fuß gepanzert, sich des deutschen Parnasses annähme und das Gesindel in die Sümpfe zurücktriebe, aus welchen es hervorgekrochen ist!"

Aber ruhig Blut! Es handelt sich hier nicht darum, vage Anschuldigungen vorzubringen; was gesagt wird, soll bewiesen werden. Von vornherein sei mit Freuden konstatiert, daß unter den vornehmeren Verlegern nach wie vor die gute Sitte herrscht, dem Buche nur das zu geben, was ihm zukommt und es als ein Geistesprodukt zu behandeln, das eine überlaute Reklame nicht verträgt. Es sei ferner zugestanden, daß bei der herrschenden Überproduktion und Überflutung eine gewisse Propaganda, ohne die ein noch so gutes Buch verborgen bleibt, durchaus notwendig ist. Gegenwärtig wird aber von einer steigenden Anzahl von deutschen Verlegern das Buch ganz einfach als Ware behandelt und die denkbar gröbste marktschreierische Reklame für die armseligsten Geistesprodukte in Szene gesetzt. Ein Buch nun ist kein Zahnpulver, keine Putzpomade, kein Frühstücksgetränk, kein Nervenmittel, keine Sektmarke. Man kann also an dem Erfindergeist der Reklame eine lebhafte Freude empfinden und doch durch die sinnlose Anwendung auf das Buch entschieden abgestoßen werden. Worin bestand denn die neue Methode beim seligen „Goetz Krafft"? Der Schriftsteller war ausgeschaltet, er hatte zu schmieren, wie man Stiefel schmiert. An seine Stelle trat der Verleger, der mit Hochdruck arbeitete und mit einer wahren Flut von Inseraten auf den Buchhandel und das sehr willfährige Leserpublikum eine förmliche Suggestion ausübte. Seither ist man auf dieser Bahn erklecklich weiter geschritten. Man zeigt ganz einfach jede Neuerscheinung als „das Buch der Saison" an (nach dem Muster des „Tagebuchs einer Verlorenen"). Man gibt geheimnisvolle Inserate auf, wie jenes, das unlängst im „Hannoverschen Courier" erschien. Dort sucht ein Mann die Hand einer Frau, die einen ähnlichen Charakter besitzen muß, wie die Gräfin X aus dem neuen Roman des genialen Dichters Y, dessen Buch natürlich wieder das „Buch der Saison" ist. Oder der Dichter Aloys Kuhschnappel, der vor kurzem aus Galizien nach Berlin eingewandert ist und in einem nicht einmal talentlosen Roman ein Bild der Großstadt zu geben versucht, wird von der Kritik, von der noch ein Wort zu sagen ist, als ein Meister hingestellt, der Zola an Großzügigkeit übertrifft und so ganz nebenher noch Dostojewski, Dickens und Meunier in sich vereinigt.*) Solcher kritische Unsinn, der leider Gottes in großen Tagesblättern zu lesen ist, weil die schlechtbezahlte oder überhaupt nicht honorierte Buchkritik den jüngsten Grünlingen anvertraut wird, richtet sich ganz von selbst. Wir müssen auf diesem Wege dahin kommen, daß der Gebildete und Urteilsfähige solche verstiegenen Anpreisungen, die der gewöhnlichsten Camaraderie und dem vorurteilslosen Lobe auf Gegenseitigkeit entspringen, überhaupt nicht mehr ernst nimmt und jedem neuen Buche das größte Mißtrauen entgegenbringt. Die hier charakterisierten Verlagshandlungen verfallen aber noch auf andere Finten, um ihre Marktware an den Mann zu bringen. Man gibt z. B. einen „Literarischen Jahresbericht" heraus und kauft sich einen Namen, der als Herausgeber zeichnet, etwa Detlev von Liliencron. Gewiß die geeignetste Persönlichkeit für die Redaktion einer populär-wissenschaftlichen Bücherschau über die Neuerscheinungen des Jahres! Außerdem überträgt man die Referate der verschiedensten Wissensgebiete an Universitätsprofessoren, die merkwürdigerweise heute für jedes noch so augenfällige Reklameunternehmen zu haben sind. Aber die journalistische, wieder absolut vorurteilslose Tätigkeit des modernen Universitätsprofessors ist ein Kapitel für sich und verdient, einmal besonders behandelt zu werden. Wenn diese Herren wirklich so naiv sind, um den Speck nicht zu merken, so sollten sie das gefährliche Terrain der Journalistik meiden.

*) So lautet es in den Tageszeitungen: „Die Schilderungen des Warenhauses heben unsern Epiker über Zola hinaus" „Ein Stück Zolaischer Gewaltsinnbilderei (sic!)" „Ich wurde an Zola erinnert. Die Charakteristik zeigt feine Pinselstücke Dickensscher Genialität und das ganze wirkt . . . wie ein echter Meunier."

Digitized by Google

Unser Jahresbericht segelt unter der Flagge von „Nord und Süd", verschweigt aber, daß dieser Verlag und die „Harmonie" einem Herren dienen. Es ist also ein Propagandaheft für den Harmonie-Verlag unter sorgfältiger Verschleierung des Tatbestandes. Ein paar Schweinereien, die Herr Professor Lombroso da Torino unter dem Kapitel „Perversitäten" ausführlich darzustellen für nötig befand, haben dem Unternehmen den Hals gebrochen, weil der Sortimenter sich hüten wird, solche literarische Ausgeburten seinen Kunden ins Haus zu schicken. Bezeichnend ist die Wahl dieses Herrn Lombroso, der zwar einen berühmten Namen hat, wissenschaftlich aber doch eben nicht gar zu ernst genommen wird. In Deutschland war jedenfalls ein Psychiater und Kriminalist von ähnlicher Bedeutung nicht aufzutreiben. Dabei wird kein ernster wissenschaftlicher Arbeiter daran denken, sich über die Literatur seines Spezialfaches in einem familiären Jahresbericht zu orientieren. Man sollte die Hand von Dingen lassen, von denen man nichts versteht.

Diese Art des Büchervertriebes ist unsinnig und zugleich gefährlich. Es tut bitter not, eine strenge Scheidewand aufzurichten zwischen der Ware, die auf allerhand Instinkte des Publikums spekuliert und dem Buche als dem Werke eines Schriftstellers. Geistige Produkte haben auch ihre moralischen Gesetze, diese sind aber nie ärger verletzt worden als gegenwärtig. Mit der Ethik des Buchhandel steht es heute wirklich verteufelt schlecht, oder ist man etwa auch hier so weit, derartige ideelle Gesichtspunkte gegenüber dem alleinigen Ziele des Geldverdienens als veraltete Schrulle zu betrachten?

Man braucht kein Philosoph zu sein, um die notwendige Reaktion gegen dieses ungesunde und unheilvolle Treiben vorauszusehen. Höchstwahrscheinlich ist die Entwicklung bereits bei einem Punkte angelangt, wo die Rückkehr zur Vernunft und Natur sich als notwendig erweist.

Entscheidend hierfür wird aber die materielle Erfolglosigkeit aller dieser Bemühungen sein. Man wird endlich begreifen lernen, daß es nur in den seltensten Fällen dem Verleger gelingt, ein innerlich wertloses Buch und einen hohlen Autor zu „machen". Büchererfolge pflegen so zu entstehen, daß sich eine Reihe von berufenen Kritikern für ein Buch einsetzt. So hat man trotz aller Schwerfälligkeit des Leserpublikums einem Liliencron, ja noch dem alten Fontane zum endlichen Erfolge verholfen. Und jüngsthin einem Berliner Biedermeier-Roman. Dem Kritiker nun ist die moderne Buchreklame einfach widerwärtig. Er wird aus dem Tamtam, mit dem die Bücher neuerdings in die Welt gesetzt werden, seine berechtigten Schlüsse ziehen auf die Schwächlichkeit dieser Geisteskinder und wird da, wo der Kapitalismus mit aller Macht einsetzt, seinerseits auf Lektüre und Urteil verzichten. Wir Kritiker sind noch immer nicht für Geld zu haben, und als Schriftsteller müssen wir mit aller Energie gegen einen Modus der Reklame protestieren, der sich bereits wie bei Lawsons Spekulantenroman „Der 13. März" so weit verstiegen hat — Preise für die beste Kritik auszusetzen. Die moderne Buchreklame ist eine der schlimmsten Kulturerscheinungen, und der Kampf gegen sie ist zum mindesten so wichtig wie der Kampf gegen die Schundliteratur.

Kurpfuscher.

Von Dr. med. Dammann.

Die fortwährend zunehmende Verbreitung des Kurpfuscherunwesens in Stadt und Land, besonders aber in unseren Großstädten beweist nur allzu deutlich, daß die bestehenden Gesetze völlig unzulänglich sind, ein Treiben zu bekämpfen, durch das die Gesundheit der Staatsbürger ständig gefährdet oder sogar ernstlich geschädigt wird. Von Zeit zu Zeit lesen wir wohl, daß der eine oder andere Kurpfuscher, der es gar zu arg getrieben hat, durch eine Freiheitsstrafe für einige Zeit unschädlich gemacht worden ist, den meisten jedoch gelingt es dauernd, durch die allzu weiten Maschen der bestehenden Gesetze hindurchzuschlüpfen und ihr heutzutage recht einträgliches Gewerbe ungestört fortzusetzen zum Schaden der allzu vertrauensvollen Mitmenschen. Denn selbst die ernstlich in ihrer Gesundheit Gesehädigten unterlassen es häufig, Strafantrag zu stellen — teils aus Scheu vor den Kosten und vielfachen Umständlichkeiten des heuti-

Digitized by Google

gen Gerichtsverfahrens, teils auch aus Scham, die eigene Vertrauensseligkeit zugeben zu müssen.

Das einzig wirklich sichere Mittel gegen die vielfachen Übelstände, die das Kurpfuscherunwesen gezeitigt hat, wäre ein Gesetz, das die gewerbsmäßige Ausübung der Heilkunde nur den im Besitze staatlicher Befähigungs-Zeugnisse befindlichen Personen, das heißt also nur den approbierten Ärzten gestattete. Kleinere Verrichtungen, wie z. B. Massage und andere äußere Heilmethoden dürften auch den geprüften Heilgehilfen überlassen bleiben, ebenso wie die notwendigsten geburtshilflichen Verrichtungen den staatlich geprüften Hebammen. Jede gewerbsmäßige ärztliche Tätigkeit anderer als der genannten Personen wäre durch Gesetz unter Strafe zu stellen.

Vom logischen Standpunkte aus müßte man es ja eigentlich als selbstverständlich ansehen, daß nur den approbierten Ärzten die Ausübung der Heilkunde gestattet würde. Die durch ein langes Studium und große Opfer an Zeit und Geld erworbene Approbation hat doch nur dann Sinn, wenn sie dem Arzt ein Vorrecht sichert und ihn vor der Konkurrenz der Nichtapprobierten schützt. Statt dessen aber haben sich heute die Verhältnisse in das Gegenteil gewandelt: während der approbierte Arzt mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und ihm die gesetzlich eingerichtete Ärztekammer auch die bescheidenste Ankündigung seiner Kunst strengstens verbietet, ja unter Umständen sogar die Anbringung eines zweiten Namensschildes an der Haustüre als standesunwürdig untersagt, wird der Kurpfuscher zum reichen Manne, da ihm infolge seiner oft ganze Seiten der gelesensten Tageszeitungen einnehmenden riesenhaften Annoncen, und durch die oft ganze Häuserfronten bedeckenden Reklameschilder ein ungeheurer Zulauf des leichtgläubigen Publikums sicher ist.

Zu bedauern ist es, daß Angehörige unseres eigenen Lagers, approbierte Ärzte selbst, an der Schaffung der gegenwärtigen ungesunden Verhältnisse mitgearbeitet haben. Bei der Beratung der Gewerbeordnung Ende der sechziger Jahre waren es approbierte Ärzte, die — aus durchaus anerkennenswerten Gründen — für völlige Freiheit eintraten, ohne die jetzt eingetretenen schädlichen Folgen derselben vorauszusehen, und auch die Einrichtung der Ärztekammern mit ihren Ehrengerichten, die dem Arzt jedwede Ankündigung seiner Kunst verbieten, ihn also davon abhalten, neben dem Kurpfuscher hervorzutreten, ist wiederum der Mitwirkung von approbierten Ärzten zu danken.

Wenn unter den heutigen Verhältnissen bei der ganz ungeheuren Verbreitung des Kurpfuschertums auch wohl an maßgebender Stelle die Erkenntnis vorhanden ist, daß durch gesetzliche Maßnahmen eine Besserung erstrebt werden muß, so besteht leider doch nur wenig Aussicht, daß ein Gesetz mit der erwähnten radikalen Forderung, nur Approbierten die gewerbsmäßige Ausübung der Heilkunde zu gestatten, eingebracht und im Reichstage angenommen werden würde. Mancherlei Gründe werden gegen den Erlaß eines derartigen Gesetzes vorgebracht.

Der triftigste Grund, den man für die Beibehaltung des jetzigen Zustandes anführen kann, ist der, daß in dieser Beziehung wie auch sonst die persönliche Freiheit des Einzelnen gewahrt bleiben muß. Ein jeder Mensch hat das Recht, mit seinem Körper anzufangen, was er will, denn er allein hat die Folgen zu tragen. Hält es also jemand für richtiger, seinen erkrankten Leib nicht einem Arzt, sondern einem Kurpfuscher anzuvertrauen, so sollte ihn niemand daran hindern. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß der Staat die Pflicht hat, seine Bürger vor betrügerischer Ausbeutung und vor den Schädigungen zu schützen, denen sie sich infolge von Unerfahrenheit und Dummheit aussetzen können. Genau wie das Gesetz vom unlauteren Wettbewerb den Kaufmann daran hindert, durch falsche Vorspiegelungen das Publikum in pekuniärer Hinsicht zu schädigen, so muß der Staat auch verbieten, daß Leute, die nicht die allernotwendigsten Vorkenntnisse vom Bau des menschlichen Körpers und von der Tätigkeit seiner Organe besitzen, an der Gesundheit der Unerfahrenen und Leichtgläubigen herumkurieren und dadurch oft schwere, dauernde Gesundheitsschädigung hervorrufen. Von mancher Seite wird eingeworfen, daß eine Hebung der allgemeinen Bildung auch der unteren Volkskreise eine Verminderung des Kurpfuschertums zur Folge haben werde. Ich wage

Digitized by Google

daran zu zweifeln, denn — wie wir erst kürzlich gesehen haben — sind es oft gerade die höchsten Gesellschaftskreise, die sich durch Gesundbeter und andere Kurpfuscher behandeln lassen. Es ist bekannt, daß der Schäfer Ast von Angehörigen der obersten Schichten häufig aufgesucht wurde.

Eine weitere Erwägung, die der Einführung eines radikalen Gesetzes entgegensteht, ist die, daß es unter den Nichtapprobierten eine ganze Anzahl gibt, die man nicht als Kurpfuscher im eigentlichen Sinne betrachten kann. Studenten oder Kandidaten der Medizin, letztere zuweilen sogar mit dem Doktortitel, die aus irgendwelchen Gründen das Staatsexamen nicht absolviert haben, können unter besonderen Umständen — wenn z. B. natürliche Begabung zum ärztlichen Berufe vorhanden ist — ganz Ersprießliches leisten. Solche Mediziner wenden sich häufig der Naturheilmethode zu und erzielen oft recht gute Erfolge bei ihren Kranken. Immerhin sind es Ausnahmen, die der Staat, der einen bestimmten Befähigungsnachweis verlangen muß, nicht berücksichtigen kann.

Man führt ferner die Tatsache an, daß sich auch nicht approbierte Personen gewisse Verdienste um den Fortschritt der ärztlichen Behandlung erworben hätten und erwähnt hier besonders die Naturheilkundigen und Wasserdoktoren, die mit Behandlungsmethoden arbeiten, die in der wissenschaftlichen Medizin zwar schon seit Jahrhunderten bekannt sind, aber weniger angewandt wurden, weil das Publikum sich dagegen sträubte. Vom approbierten Arzt verlangt der Kranke — und zwar auch vielfach der Gebildete — ein Rezept mit schwierigem lateinischen Namen, und hat wenig Vertrauen zu einem Arzte, der ihm statt dessen Einpackungen verordnet. Umschläge und Bäder könne man sich allein verordnen, dazu brauche man nicht einen Arzt zu konsultieren. Das den Naturheilkundigen zugeschriebene Verdienst besteht also im wesentlichen nur darin, daß sie im Publikum mehr Verständnis für eine wissenschaftlich längst anerkannte Behandlungsart geweckt haben.

Nach diesen Ausführungen könnte es vielleicht zulässig erscheinen, den Naturheilkundigen und Wasserdoktoren, auch wenn sie nicht approbiert sind, die Ausübung der Heilkunde zu gestatten, da sie ja eine wissenschaftlich anerkannte Heilmethode anwenden, mit der sie auch im allgemeinen kaum Schaden stiften können. Darauf ist zu erwidern, daß die allerwichtigste Vorbedingung für eine erfolgreiche ärztliche Behandlung die Stellung der richtigen Diagnose ist. Kann die Krankheit und ihre Grundursache nicht richtig erkannt werden, so wird die Behandlung immer Pfuscherei bleiben. Meines Erachtens wird es nur demjenigen möglich sein, eine Krankheit richtig zu erkennen, der den Bau des menschlichen Körpers, die Tätigkeit seiner Organe in gesunden und kranken Tagen gründlich studiert hat, also nur dem Arzt, der im Staatsexamen eine ausreichende medizinische Vorbildung nachweisen kann.

Der Nichtarzt wird meist nur die Symptome des Leidens behandeln können, nicht aber das Leiden selbst. Er wird bei Magenschmerzen stets die gleichen Verordnungen geben und nicht imstande sein, feststellen zu können, ob die Schmerzen von einem Magengeschwür oder Magenkrebs, von einem einfachen Katarrh oder einer Erweiterung, von einer falschen Zusammensetzung des Magensaftes herrühren oder als nervöse Magenbeschwerden aufzufassen sind. Er wird auch nicht feststellen können, daß die Magenschmerzen z. B. die Vorboten einer ernsten Erkrankung eines ganz anderen Organes sein können — ich erinnere an die gastrischen Krisen der Rückenmarkskranken und die Magenbeschwerden bei beginnender Lungenschwindsucht und bei Herzleiden und Leberkrankheiten —. Es ist jedem Laien ohne weiteres klar, daß z. B. ein Magenkrebs ganz anders behandelt werden muß als nervöse Magenbeschwerden; der Kurpfuscher jedoch wird diese verschiedenen Krankheiten, die sich alle durch das eine Hauptsymptom, die Magenschmerzen, dem Kranken selbst bemerkbar machen, auf dieselbe Art behandeln. Das allergefährlichste bei der Behandlung durch Kurpfuscher aber ist, daß oft die kostbarste Zeit durch unwirksame symptomatische Behandlung vergeudet wird, so daß der Kranke häufig erst dann in ärztliche Behandlung kommt, wenn es zu einer wirklichen Heilung des Leidens schon zu spät ist.

Keinem würde es einfallen, etwa seine beschädigte Uhr zur Reparatur einem Bäckermeister zu geben oder seinen zerrissenen Rock von einem

Digitized by Google

Klempner instand setzen zu lassen; die außerordentlich komplizierte Maschine des menschlichen Organismus, zu deren genauem Verständnis ein jahrelanges Studium gehört, vertraut man ohne Besinnen einem Menschen an, der in vielen Fällen nicht einmal die allereinfachsten anatomischen und physiologischen Kenntnisse besitzt.

Da anscheinend wenig Aussicht ist, ein Gesetz durchzubringen, welches allen Nichtapprobierten die Ausübung der Heilkunde verbietet, möchte ich im folgenden kurz die allerwichtigsten Forderungen zusammenstellen, die wir an das neue Kurpfuschergesetz stellen müssen, wenn es imstande sein soll, wenigstens die gröbsten Auswüchse zu beseitigen.

Jede Schädigung der Gesundheit, die nachweislich durch die Behandlung des Nichtapprobierten entstanden ist, muß als strafbare Handlung angesehen werden; insbesondere ist eine Gesundheitsschädigung auch dann für vorliegend zu erachten, wenn z. B. bei einem Kranken durch die unwirksame Behandlung des Kurpfuschers die rechte Zeit versäumt worden ist, in der die Krankheit bei sachgemäßer Behandlung noch hätte geheilt oder gebessert werden können. Die Behandlung der Geschlechtskrankheiten wäre den Nichtapprobierten überhaupt zu verbieten, da gerade bei diesen Krankheiten die Folgen einer falschen Behandlung am verhängnisvollsten zu sein pflegen. Während die allergünstigsten Heilungsaussichten bestehen, wenn das Leiden sofort in ärztliche Behandlung kommt, kann jede Verschleppung verderblich sein. Gerade diese Krankheiten waren bisher — wie man auch aus den zahlreichen Anzeigen in den Tageszeitungen ersieht, — ein außerordentlich dankbares Feld für die Kurpfuscher, weil die ersten krankhaften Erscheinungen meist auch ohne jede Behandlung, also auch bei Anwendung der Kurpfuscher-Mittelchen von selbst bald zu verschwinden pflegen. Während aber der gewissenhafte Arzt den Kranken darauf aufmerksam macht, daß die Krankheit, auch wenn sich wochen- oder monatelang keine krankhaften Erscheinungen zeigen, durchaus nicht geheilt ist, sich vielmehr im Körper ganz im verborgenen weiter verbreitet, um erst nach längerer Zeit die schwersten Erscheinungen hervorzurufen, wenn nicht durch eine gründliche Kur das Gift im Körper vernichtet wird, erklärt der Kurpfuscher den Kranken für geheilt und nimmt gerne die begeisterten Dankschreiben der sich gesund wähnenden Kranken in Empfang, die er oft noch nach Jahren in den Zeitungen veröffentlicht, wenn der betreffende Kranke vielleicht längst an einem Rückfall der Krankheit zugrunde gegangen ist oder schwer an den Folgen zu leiden hat. Aus naheliegenden Gründen scheuen sich aber selbst diejenigen Kranken, die die Zwecklosigkeit der Behandlung durch den Kurpfuscher eingesehen haben, die weitere Veröffentlichung solcher Dankschreiben zu untersagen.

Genau wie es dem Arzt nicht gestattet ist, seine Kunst in Inseraten und großen Schildern anzupreisen, müßte auch den Nichtapprobierten jede Reklame untersagt sein. Man darf die ungeheure Macht der Reklame nicht unterschätzen, die selbst solche Leute, die an und für sich nicht geneigt sind, sich einem Kurpfuscher anzuvertrauen, dazu bringt, wenn sie an einer chronischen Krankheit leiden und nun Tag für Tag von den wunderbaren Erfolgen lesen, die der Heilkundige X. in den verzweifeltsten, von allen Ärzten bereits aufgegebenen Krankheitsfällen gehabt haben will. Auch die Veröffentlichung von Dankschreiben, mit denen ein ganz unglaublicher Unfug getrieben wird, sollte untersagt sein.

Endlich aber müßten alle Nichtapprobierten gezwungen sein, über ihre Kranken nach einem vorgeschriebenen Schema Bücher zu führen, aus denen die von ihnen bei den einzelnen Kranken gestellte Diagnose, sowie die Art der Behandlung im einzelnen mit sämtlichen Verordnungen sofort ersichtlich wäre. Hiermit wäre der Behörde, die selbstverständlich jederzeit Einsicht in diese Bücher nehmen könnte, eine wirksame Kontrolle gegeben, insbesondere würde z. B. in den Fällen, in denen die Behandlung schädliche Folgen gehabt hat, leicht festzustellen sein, ob die Krankheit richtig erkannt worden ist, und ob die angegebenen Verordnungen zweckentsprechend waren.

Jede briefliche Behandlung muß bei strenger Bestrafung verboten werden, denn es ist ohne weiteres klar, daß man einen Menschen, ohne ihn gesehen und untersucht zu haben, also ohne seine Körperkonstitution genauer zu kennen, nicht behandeln kann.

Digitized by Google

Eine besondere Art der Kurpfuscherei ist der Vertrieb von Geheimmitteln aller Art. Auch hier sollte das Gesetz wirksam einschreiten. Vor allen Dingen wären diejenigen Schwindelmittel und ihre Anpreisung zu verbieten, die gegen alle möglichen verschiedenartigen Krankheiten helfen sollen. Wenn ein Fabrikant ankündigt, daß sein Elixier gegen Lungenschwindsucht, Herzkrankheiten, Rückenmarksleiden, Krebs und Magenkrankheiten sicher hilft, so müßte sich jeder verständige Mensch sagen, daß das Schwindel ist. Trotzdem werden solche Mittel massenhaft gekauft, wenn nur die nötige Reklame gemacht wird. Die Fabrikanten, die eine für wenige Pfennige oder Groschen hergestellte Mixtur für 3 oder gar 5 Mark verkaufen, können nicht nur die hohen Kosten für die riesige Reklame bezahlen, sondern werden noch wohlhabende oder gar reiche Leute von den vertrauensvoll hergegebenen Groschen der armen Leute.

Die vorstehenden Ausführungen sollen nur auf die allerwichtigsten Punkte hinweisen, die die Gesetzgebung hoffentlich bald berücksichtigen wird. Dringend zu wünschen wäre freilich, daß man sich zu radikalen Maßnahmen entschlösse, um dem immer mehr anwachsenden Kurpfuschertum ein Ende zu bereiten, und daß der Staat dafür Sorge trägt, daß die Gesundheit und das Leben seiner Bürger nur denjenigen anvertraut würde, die durch die Staatsprüfung ihre Befähigung für den schweren Beruf eines Arztes dargetan haben.

Revue der Revuen.

Frankreich.

Während die Tageszeitungen sich minutiös mit den deutschen Geschehnissen beschäftigen, während sie übertreibend die Alarmnachrichten über Kaiser Wilhelms II. Gesundheitszustand ausdeuten, beschäftigen sich die Revuen nur oberflächlich mit Deutschland. Die Flottenvermehrung, die in Deutschland bevorsteht, wird in Frankreich nicht als ein eventuelles Angriffsmittel empfunden. Freundlich sieht man diese Beschlüsse an, als eine mannhafte Vernachlässigung der Empfindsamkeit nach den Herzlichkeiten im Haag. Die für diplomatische Fragen sehr kompetente Revue des Questions diplomatiques et coloniales druckt den wohlbekannten Artikel der Times nach und setzt nur den Ton zur Liebenswürdigkeit herab, der vielleicht als gehässig in dem englischen Blatte hätte aufgefaßt werden können (Dezemberheft). Frieden unter den Nationen und deshalb auch mehr Raum für geistige und künstlerische Interessen. Ein Freund des verstorbenen Vicomte Spoelberch de Lovenyone erzählt im Mercure de France (2. Dezemberheft), wie es im Hause und im Herzen des belgischen Bibliophilen ausgesehen hat. Solch Sammelfleiß ist eine seltsame Begabung. Ihre Ursache war im Grafen Spoelberch eine angeborene Schwermut, ein Pessimismus, der den Menschen nicht freundlich entgegenkam. Nun rettete sich dieser Mann vor den Kleinen, indem er sich an die Großen klammerte. Die Handschriften, alle Dokumente, die um das Werk und das Leben Balzacs existieren, waren sein Heiligtum. Mirbeau hat jüngst diese im Grund unfruchtbare Bücherwut auf ihren reellen, liebenswerten, aber nicht erheblichen Wert zurückgeführt. Immerhin ist es unterhaltend, das Seelengestrüpp dieses kranken Gemütes vom Freundesblick durchdrungen zu sehen. Das eigene Glück eines nicht alltäglichen Menschen. Das allgemeine Glück, auch des gedrücktesten Menschen, wollte jüngst der französische Jesuit J. Delbrel auf seine verzückte Gottesart. Er schrieb ein Buch über Priestergewinnung und Priestererziehung, und dieses fromme Werk wird in der Jesuitenrevue Etudes ausführlich gewürdigt. Eifer der Priesterlehrer, ihre Hingabe an die Jugend, ihr unermüdlicher Fleiß zum Seelenfang wird aufgerufen, damit eine „kranke Gesellschaft" geheilt wird, der man nicht das Evangelium in der genügenden Dosis einimpfen kann. Große Kultur will die Grande Revue im 2. Dezemberheft. Sie will, daß Frankreich nicht nur mit seinen Lebensfreuden uns die weiteste Gastfreundschaft übe, sondern auch mit seinen Ergötzungen der Seele. Und sie entwirft ein Programm, das allen Ausländern schönste Gelegenheit bietet, diese Freuden zu erwerben. Ein altes Lied stimmt endlich in der zweiten Dezembernummer die „Revue" an. Sie stellt den augenblicklichen

Digitized by Google

Tiefstand des deutschen Theaters fest und charakterisiert ganz klug einige Dramatiker der Gegenwart, als da sind Gerhart Hauptmann, Wildenbruch, Georg Hirschfeld und Rudolf Hertzog.

England.

Natürlich steht der deutsche Kaiser wieder einmal im Vordergrund des öffentlichen Interesses in England. In ihrer Dezembernummer bringt die „Fortnightly Review" einen sympathisch gehaltenen Aufsatz von Calchas: „Der Kaiser und die Zukunft". Der Kaiser als Persönlichkeit sei den Engländern immer interessant und meistens auch sympathisch gewesen. England habe durch seine jüngste Vertragspolitik durchaus nicht beabsichtigt, Deutschland einzukreisen, und jetzt, da das europäische Gleichgewicht gesichert sei, würde auch niemand etwas gegen die Flottenpläne des Kaisers einwenden. In der „Contemporary Review" schreibt Friedrich Dernburg über den Kaiser und seinen Kanzler. Der Kaiser sei durchaus nicht so sehr Selbstherrscher, wie man im Ausland vielfach glaube. Dernburg geht ausführlich auf die politische Seite des Harden-Moltkeprozesses ein und auf die Beziehungen des Kaisers zum Fürsten Eulenburg. Ein Aufsatz von John Leyland im „Nineteenth Century" untersucht die Verteidigungsverhältnisse Englands für den Fall einer Invasion. Auch er ist der Ansicht, daß ein starkes stehendes Heer nicht viel nützen könnte, wenn die Flotte geschlagen sei. Eine starke Flotte und dadurch die Herrschaft zur See, das sei eine Lebensnotwendigkeit für das britische Weltreich. Ähnliche Gesichtspunkte spielen ja bei der Frage der Untertunnelung des Kanals eine Rolle. Sir Nathaniel Barnaby in der „Westminster Review" glaubt, daß ein Tunnel zwischen Dover und Calais trotz aller Sicherheitsmaßregeln stets ein Gegenstand der Beunruhigung in England sein werde. Dagegen würden die projektierten großen Fährboote, ähnlich wie sie in New York sind, einen schnellen, sicheren und bequemen Anschlußverkehr an die Eisenbahnen herbeiführen. In derselben Nummer spricht H. Hutcheson Harris ausführlich über die Schwierigkeiten, die man in England hat, um den Willen des Volkes gegen das Oberhaus durchzusetzen. Harris schlägt zur Lösung der Frage das Referendum vor, falls die beiden Häuser sich nicht einigen können.

Italien.

Die letzte Nummer der „Rassegna Nazionale" gibt den Wortlaut einer sehr interessanten parlamentarischen Petition auf Reform der zurzeit ungleichmäßigen italienischen Grundsteuer wieder. Die Steuer ist zu Beginn des neuen Königreichs provisorisch erhöht, gleichzeitig aber die Herstellung eines allgemeinen Katasters für die neuerworbenen Landesteile angeordnet worden. Während nun Österreich oder Preußen ehemals ein solches Register in fünfzehn, beziehungsweise neun Jahren, fertigstellen konnten, sind in Italien erst achtzehn Provinzen mit einem Kostenaufwand von 112 Mill. steuermäßig beschrieben, für den Rest der Arbeit müssen noch weitere 35 Jahre und weitere 300 Mill. in Anschlag gebracht werden. Die Landwirte machen nun geltend, daß der Kataster ihre Steuerlast durchschnittlich um 38 % verringert, und daß deshalb einigen südlichen Provinzen ein vorläufiger rechnungsgemäßer Abzug von 30 % bereits gewährt wurde. In einer sehr gründlichen Untersuchung weist Badoglio in zwei Heften des „Giornale degli Economisti" auf die Leistungen der deutschen Staaten für Volkswohnstätten, im besonderen ihrer eigenen Arbeiter und Unterbeamten, hin, kommt aber zu dem natürlichen Schluß, daß die Kraft des Staates für die Gesamtheit aller weiteren Aufgaben nicht ausreicht. „Rivista d'Italia" bringt einen populär-wissenschaftlichen Aufsatz Barattas über das kalabrische Erdbeben. Zu Plinius' Zeiten und noch während der großen Erschütterungen des 18. Jahrhunderts galt die jonische Küste von Lokris für erdbebenfrei, heute aber kann man den Bewohnern der immer wieder gefährdeten Ortschaften nur den Rat einer entfernteren Ansiedlung erteilen! Außerdem veröffentlicht die genannte Zeitschrift eine Anzahl von — ziemlich unpersönlichen — Briefen des jungen Carducci an den zeitgenössischen Ge-

Digitized by Google

lehrten und Politiker, nachherigen Unterrichtsminister, Graf Mamiani und Nuova Antologia eine kleine Studie Venturis über Michelangelo, die recht viel Feines, wenn auch nicht allzuviel Neues enthält.

Spanien.

In „España Moderna" erzählt Amadeo de los Rios in anregender und fesselnder Weise von seinen Besuchen in einigen andalusischen Nonnenklöstern maurischen Bauursprungs, deren Pforten sich fast niemals einem männlichen Besucher öffnen, Perez de Guzman bringt einige Diplomatische zur Geschichte der französisch-spanischen Beziehungen vor dem Ausbruche der großen Revolution; Rivista General de Legislacion druckt die sehr wohlmeinende und ebenso wohlgesetzte Rede des Justizministers über die Beziehungen zwischen Moral und Recht bei der Eröffnung der gegenwärtigen Gerichtssession ab.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Max Schloß: Österreich-Ungarns Wacht zur See. Ein Mahnwort. Verlag Grefe & Tiedemann, Hamburg 1908.

* * * Götzendämmerung. Ein Kulturbild. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

M. v. Witten: Unsere Ostmark. Friedrich Ebbeckes Verlag, G. m. b. H. Preis 60 Pf.

Dr. jur. Klaus Wagner: Justizgesundung! Eine Programmschrift über Gerichtsorganisation, Trennung der Straf- und Streitgerichte, Gesetzessystematik, Verbrecherbehandlung und Richterstudium. Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover 1908. Preis M. 1,50.

H. A. Gillot: Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht. Ein Evangelium der Freiheit, der Toleranz und der Liebe. Moderne religiöse Gedanken. Friedrich Gottheiners Verlag August Brenzinger, Berlin 1908. Preis geh. M. 2,40, geb. M. 3,00.

Dr. Eduard Ritter von Liszt, k. k. Generalprokurator, † am 8. Februar 1779. Eine Gedenkschrift zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr seines Todestages. Verlag des „Universitätsblatt", Salzburg 1906. Preis geh. M. 2,00.

Ernst Thiele: Das Christentum — die Religion der Entarteten und Unmündigen im Laufe der Jahrhunderte. Nur für freie Geister. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

H. Tutor: Suprema lex oder Die Religion des Egoismus. Verlag Max Spohr, Leipzig. Preis geh. M. 1,00.

Hans Passarge: Ursprung des Lebens aus mechanischen Prinzipien. Verlag P. Schober, Akadem. Buchhandlung, Berlin 1908. Preis M. 1,50.

Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane, herausgegeben von Josef Ettlinger. Berlin, Verlag F. Fontane & Co.

Gustave Flaubert: Madame Bovary. Sittenbilder aus der Provinz. Mit einer Einleitung von Guy de Maupassant. Deutsch von René Schickele. Autorisierte Ausgabe. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis brosch. M. 5,50, geb. M. 6,50.

Gustave Flaubert: Die Versuchung des heiligen Antonius. Deutsch von Felix Paul Greve. Autorisierte Ausgabe. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis brosch. M. 4,00, geb. M. 5,00.

Gustave Flaubert: Briefe an Zeit- und Zunftgenossen. Deutsch von Felix Paul Greve. Mit einer Einleitung von Dr. E. W. Fischer. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis brosch. M. 5,50, geb. M. 6,50.

Frederik van Eeden: Die freudige Welt. Einzig autoris. Übersetzung von Else Otten.

Digitized by Google

Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. 1907.

Frederik van Eeden: Der kleine Johannes. Deutsche Ausgabe besorgt von Else Otten. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin u. Leipzig. 3 Bände. Preis geh. M. 7,00.

Peter Altenberg: Märchen des Lebens. Verlag S. Fischer, Berlin.

Johannes V. Jensen: Himmerlandgeschichten. Verlag S. Fischer, Berlin.

Felix Hollaender: Charlotte Adutti. Ein Buch der Liebe. Verlag Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H., Berlin 1908. Preis geh. M. 4,00, geb. M. 5,00.

Maximilian Bern: Sich selbst im Wege. Ein Stimmungsbild aus dem Bühnenleben. Verlag A. Mehlhorn, Berlin-Charlottenburg. Preis geh. M. 1,00, geb. M. 1,80.

Hans Heinz Evers: Das Grauen. Seltsame Geschichten. Verlag Georg Müller, München.

Hans Brandenburg: Erich Westenkott. Roman einer Jugend. Verlag E. W. Bonsels, München. Preis geh. M. 4,00, geb. M. 5,00.

Waldemar Bonsels: Ave vita morituri te salutant. Roman. Verlag E. W. Bonsels, München. Preis M. 3,00.

Oskar Wiener: Verstiegene Novellen. Verlag Harmonie, Berlin.

Oskar Wiener: Der lustige Kindergarten. Bilder von August Geigenberger. Verlag der Jugendblätter, C. Schnell, München.

Bernhard Shaw: Ein Ibsenbrevier. Die Quintessenz des Ibsenismus. Verlag S. Fischer. Berlin. Preis geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Bernhard Shaw: Ein Wagnerbrevier. Kommentar zum Ring der Nibelungen. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Paul Goldmann: Vom Rückgang der deutschen Bühne. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen. Frankfurt a. M. Verlag Literarische Anstalt Rütten & Löning. Preis geh. M. 4,00, geb. M. 5,00.

Hermann Kienzl: Die Bühne, ein Echo der Zeit (1905—1907). Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, Berlin W 30. Preis geh. M. 6,50, geb. M. 7,80.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1805 bis 1807. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von A. F. Seligmann. Verlag Hugo Heller & Co., Wien und Leipzig 1908.

Karl Schönherr: Erde. Eine Komödie des Lebens in drei Akten. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.

Victor Hahn: Moses. Eine Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. Verlag J. C. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

U. C. Woerner: Imelda Lambertazzi. Drama in einem Aufzug. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.

Friedrich der Große. Die Schule der Welt. Komödie in drei Akten. Übersetzt von Hans Landsberg. Verlag J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1908.

Johannes Raff: Der letzte Streich der Königin von Navarra. (Hohe Liebe.) Ein Trauerspiel. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 3,00, geb. M. 4,00.

Fritz von Briesen: Die Sandbüchse. Ein neudeutsches Schauspiel in zwei Akten. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Hans Brand: Messias. Vier Szenen. Verlag Louis Hancke (Arnold Schneider), Plau (Mecklbg.). Preis M. 1,00.

Saint-Trond: Norland (Tenorio in Thule). Eine Rassentragödie. Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig.

Bernd Isemann: Lukrezia. Ein Akt. Verlag E. W. Bonsels, München-Schwabing. Preis M. 2,00.

Joseph Victor von Scheffel: Gesammelte Werke. 6 Bände. Verlag Adolph Bonz & Co., Stuttgart. Preis für jeden Band geh. M. 1,50, geb. M. 2,40. Einzelne Bände werden nicht abgegeben. 1. Band: Biographische Einleitung von Johannes Proelß. — Ekkehard I. 2. Band: Ekkehard II.

Digitized by Google

3. Band: Hugideo. — Juniperus. — Reisebilder. 4. Band: Epistein. 5. Band: Trompeter von Säkkingen. — Waldeinsamkeit. — Bergspalmen. 6. Band: Frau Aventiure. — Gaudeamus.

Hans Benzmann: Deutschlands Lyrik. Das Zeitalter der Romantik nebst einem Anhang: Die Freiheitskriege und die Reaktion im Liede der Zeit. Eine Anthologie. Verlag Georg Müller, München und Leipzig.

Maximilian Bern: Die zehnte Muse. Dichtungen vom Brett'l fürs Brett'l. 26. Taus. Verlag Otto Eisner, Berlin.

Max Brod: Der Weg des Verliebten. Gedichte. Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart, Leipzig. Preis M. 4,00.

Max Dauthendey: Singsangbuch. Liebeslieder. Verlag E. W. Bonsels & Co., München.

Berndt Isemann: Doppelstimmen. Gedichte. Verlag E. W. Bonsels, München-Schwabing. Preis M. 2,00.

Paula Rösler: Fahana. Neue Lieder. Verlag E. W. Bonsels, München.

Friedrich Adler: Vom Goldenen Kragen. Ein Sonettenkranz. Mit Bildern von Richard Teschner. Verlag Carl Bellmann, Prag.

Udo Siegfried Fessel: Ringelreihe. Herzige Kinderlieder. Verlag Otto Tobies, Hannover. Preis 60 Pf.

Otto Ernst: Siebzig Gedichte. Neue und alte Verse. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1907. Preis M. 1,00.

A. K. T. Tielo: Klänge aus Litauen. Gedichte. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

M. von Massow: Junge Sehnsucht. Gedichte. Verlag Clauß & Feddersen, Hanau. Preis brosch. M. 2,40, geb. M. 3,00.

Adolf Hinze: Erscheinung und Wirklichkeit. Eine Kritik der reinen Empfindung. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Max Kaufmann: Heinrich Heine contra Graf August von Platen und die Homo-Erotik. Verlag Max Spohr in Leipzig.

Hans Bélart: Friedrich Nietzsche und Richard Wagner. Ihre persönlichen Beziehungen, Kunst- und Weltanschauungen. Verlag Franz Wunder, Berlin. Preis geh. M. 2,00.

Gustav Pollak: Franz Grillparzer and the Austrian Drama. Verlag Dodd, Mead & Company, New-York. Price Sh. 2,50 net.

Dr. med. Magnus Hirschfeld: Die Gurgel von Berlin. Band 41 der Großstadt-Dokumente. Herausgegeben von Hans Ostwald. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Berlin und Leipzig. Preis geh. M. 1,00, geb. M. 2,00.

Trierisches Jahrbuch für ästhetische Kultur 1908. Herausgegeben von Johs. Mumbauer. Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung Friedrich Val. Lintz, Trier 1908. Preis M. 5,00.

Jahrbuch des Kaiserlichen Automobil-Clubs und der mit ihm im Kartellvertrag stehenden deutschen Automobil-Clubs. Herausgegeben vom Kaiserlichen Automobil-Club. Jahrgang 1907. Verlag Carl Flemming, A.-G., Berlin-Glogau.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W, Potsdamerstr. 127-128

Digitized by Google

NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD. BONDY U. FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ZWEITES JANVARHEFT

No 6

1908

Digitized by Google

Ostende ✲ Belgien

Die Königin der Seebäder.

Der schönste Kursaal der Welt. Symphonie-Kapelle ersten Ranges (150 Künstler).

Täglich **zwei Symphoniekonzerte** unter Mitwirkung von Sängerinnen und Sängern der ersten Bühnen Europas.

Orgel-Konzerte. **Soirées dansantes.**

Im Kgl. Theater — großartiger Neubau — gibt eine Truppe ausgewählter Künstler 1. Ranges allabendlich Vorstellungen auf dem Gebiete der Oper, Operette, großen Ausstattungsstücke, Lustspiele etc.

Jeder Sport hat in Ostende seine Heimstätte:

Pferde-Rennen (800000 Frcs. an Preisen), Taubenschießen, Polo, Golf, Lawn-Tennis, Segel-, Ruder- und Motorbootregatten, Automobil-Rennen etc. etc.

Jährlich eine Million Besucher. Vom 1. Oktober ab Wintersaison.

Klubsessel

Leder-Stühle Katalog

Leder-Fauteuils umsonst

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H.
Berlin C. Dircksenstr. 47.
(Bahnhof Börse)
= Patente und Verkaufsstellen II. Kl. =

Heyser & Rudolff

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 20.

(VI, 4081)

Kunsthandlung

Original-Gemälde, Copien, Reproductionen etc. Sculpturen, Kunstgewerbe etc.

Einrahmungen in eigener Werkstatt

Digitized by Google

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES JANUARHEFT. 1908.

INHALT:

Seite

* * * Harden und sein Prozeß 413
Victor Fuchs, Kolonialpolitik 417
v. Woinovich, Radetzky 421
Christian Morgenstern, Im Bozener Batzenhäusl 425
Rudolf Gottschall, Die Führer des jungen Deutschland 426
Honoré de Balzac, Die Gattin des Connétable. Übers. von Friedrich von Oppeln-Bronikowski 437
Walter Behrend, Heinrich Mann, ein Künstlerproblem 448
Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.) 454

Rundschau:

Pluto, Finanzpolitische Rundschau 467
Eberhard Schalden, „Wissenschaftlich" und „Populär" 471
Ignotus, Die Kartellfrage in Österreich 475
Der moderne Staatsanwalt 478
Max Messer, Eine gestohlene Novelle 479
Revue der Revuen 479

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

Digitized by Google

Harden und sein Prozeß.

Von

* * *

Der 4. Januar 1908 war ein Tag der Rache, wie ihn so furchtbar noch kein Publizist in Deutschland erlebt hat. Vier Monate Gefängnis. Bezahlung der Gerichtskosten. „Der gegen den Grafen Kuno von Moltke erhobene Vorwurf ist nicht nur nicht erweislich wahr, sondern direkt unwahr.“ Und was besonders bitter ist: Nicht einmal die bona fides zuerkannt, die sogar der Staatsanwalt gelten ließ. „Daß Harden als politischer Schriftsteller seine politischen Gegner so scharf wie möglich bekämpft, ist sein Recht. Aber dreimal hätte er es sich überlegen sollen, ehe er die vita sexualis bestimmter Personen in die Öffentlichkeit zerrte, und der Verdacht kann nicht zurückgewiesen werden, daß auch Sensationslust mit im Spiele war. Gerade die von ihm gewählte Form seiner Artikel deutet darauf hin. Die schärfste Rüge verdient es aber, wenn mit einer Leichtfertigkeit wie in diesem Falle vorgegangen wird. So wie in diesem Falle darf kein ernster politischer Schriftsteller handeln.“ Jedes Wort dieses Urteilsspruchs ist ein vernichtender Hieb für den Mann, dem einst auf Klippen und Wolken der Stuhl bereitet war an Bismarcks Tische und dessen heißester Ehrgeiz es war, von seiner mit Büchern vollgestopften Schriftsteller-Werkstatt aus Volksschicksale zu bestimmen und der Regierenden Ratgeber und Mahner zu sein.

Der furchtlose Ritter aus dem Grunewald, der in der strahlenden Rüstung Ulrichs von Hutten auszog, den deutschen Kaiser, „diese durch Erfahrung nicht gewarnte Seele“ aus der Umklammerung abnorm empfindender Grafen und Fürsten zu befreien und das deutsche Reich vor ewigem Verderben zu bewahren, ist unter dem zentnerschweren Panzer zusammengebrochen. Welch eine Parallele! Auch Maximilian Harden hat eine „Clag' und Vermanung“ in die deutschen Gaue hinausgesandt. Hatte Luthers fränkischer Kampfgenoß gerufen:

„Sie haben Gottes wort verkehrt,
das christlich volck mit lügen beschwert:
die lügen welln wir tilgen ab,
uff das ein liecht die wahrheit hab',
die war verfinstert und verdempfft.
Gott geb jm heil, der bei ihm kempfft,“

so sagte Hardens Verteidiger vor den Schöffen: „Die bewußte Unwahrheit ist vom Grafen Moltke gesagt worden. Wenn ich sehe, wie seit Monaten ein deutscher politischer Schriftsteller, der nur seine politische Pflicht getan hat, verfolgt wird mit wissentlichen Unwahrheiten, so habe ich Mühe, mich zu halten. Man lüge doch

Digitized by Google

nicht ganz Deutschland an! Wer kämpft hier mit unreinen Waffen — ich muß das Wort sagen, ich kann nicht anders — wer ist hier derjenige, der lügt?" Und über die (inzwischen vom Freiherrn von Berger unter Eid bestätigte) Erklärung des Fürsten Eulenburg, daß Baron Berger ohne Auftrag von Eulenburg oder Moltke zu Maximilian Harden gekommen sei, sagte derselbe Anwalt des Rechts: „Der Herr Fürst Eulenburg erzählt dem deutschen Volk eine faustdicke Lüge. Warum lügen die beiden Herren das deutsche Volk so an?" Und wie Ulrich von Hutten im Jahre 1519, so rief auch Maximilian Harden noch im Juni und im Oktober 1907. „Bin unverzagt, ich hab's gewagt und kann des Ends abwarten."

Als man ihn aber näher fragte, da hatte er gar nichts gesagt und gar nichts gewagt und keinen Menschen beleidigt. Und was er vor den Richtern vorbrachte, das hatte mehr Verwandtschaft mit dem Talmud als mit einer Streitschrift Ulrichs von Hutten. Noch am 22. Juni zitierte Harden in seiner „Zukunft" ein Londoner Börsenblatt, in dem er als der „Winkelried der Presse" verherrlicht worden war, und sagte im Tone Heinrich Heines: „Beruhigt euch, wackere Herzen, es wird gut. Die Sache ist so sauber und so sicher, ich habe sie so ernsthaft bedacht und so behutsam angefaßt, daß ich sie jeden Tag vor jedem Tribunal vertreten kann" und mit einer nicht mißzuverstehenden Drohung gegen den Grafen Moltke und seine Freunde fügte er hinzu: „Ich rate ihnen, Diplomaten, Grafen, Anwälten und Redakteuren, fortan doch ein wenig vorsichtiger zu sein. Cavete: adsum! . . . Keiner kennt meine Beweismittel."

O, diese Beweismittel! Man fürchtete sie wirklich. Wer hat nicht ein Geheimfach, in dem er ungern fremde Finger stöbern ließe? Und durch Redaktionsstuben und Salons ging ein Geraune, Harden habe einen ganzen Berg kompromittierender Akten und Briefe aufgespeichert. Leicht möglich. Seitdem dokumentarisch festgestellt war, daß Fürst Bismarck mit dem „Freunde Max" die von Kaiser Wilhelm gesandte Flasche Steinberger Kabinett getrunken und sich sogar am Kaffeetisch im Berliner Königlichen Schlosse nach seiner Gesellschaft gesehnt hatte (für beides ist Geheimrat Schweninger Kronzeuge), seitdem der Welt offenbart worden war, daß die Fürstin Johanna dem Gast Harden Vanille-Eis vorgesetzt habe und daß — man höre und staune! — der älteste Sohn des Fürsten die an Harden gerichteten Briefe mit der Wendung zu schließen pflegte: „Verehrungsvoll der Ihrige. H. Bismarck" (vergl. die „Zukunft" vom 8. Dezember 1906) — seit dieser Zeit konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß es eine hohe Ehre sei, von Herrn Harden des näheren Umgangs gewürdigt zu werden, daß ein Staatswürdenträger nach dem andern in der Grunewaldvilla zur Audienz erscheine. Harden selbst deutete zuweilen diskret an, daß er mit Ministern und Botschaftern, Fürsten und Generälen, Großindustriellen und Bankdirektoren de pair en pair verkehre und daß er mit Wirklichen Geheimen Räten — natürlich nur „wenn diese es wünschten"

Digitized by Google

— das politische Geschäft bespreche, daß Offiziere ihn drängten, die deutsche Armee vor homosexuellen Versuchern zu schützen, und daß Staatsmänner ihn beschworen, dem ruinösen Treiben der jetzt Regierenden in der „Zukunft" entgegenzutreten, die noch die letzte Zufluchtsstätte des unbestochenen, wahren Wortes sei.

Gewiß sind viele Beamtete und Unbeamtete zu Harden gekommen; er konnte einem Besucher mit feinem Lächeln den Stuhl zeigen, auf dem kurz zuvor Staatssekretär Dernburg gesessen hatte (dieser hat jetzt in einem Brief an die „Hamburger Nachrichten" bestätigt, daß er lange Jahre höfliche und freundliche Beziehungen zu Herrn Harden gepflegt habe). Gewiß hat Harden in seinem von Messel erbauten Häuschen vieles erfahren, was den andern sterblichen Redakteuren verborgen blieb. Aber wenn er selbst erzählt, von hundert Geschichten, die er höre, komme vielleicht eine ans Licht, noch dazu immer an unauffälliger Stelle, damit nur um Gotteswillen niemand glaube, er wolle sich mit solcher Zufallskenntnis okkulter Dinge brüsten: so hat er die Zahl vielleicht doch zu niedrig gegriffen. Jedenfalls wußten seine Leser, daß er sie von Zeit zu Zeit immer wieder mit solchen Sultana-Rosinen oder mit einem Löffel voll Kaviar belohne, und so aßen sie sich oft tapfer durch einen ganzen Berg von Zitatenbrei hindurch.

Mit Bestimmtheit aber nahm man an, daß Harden — sobald er sich vor Gericht seiner Haut wehren müßte — keines dieser okkulten Dinge, durch das er seine Behauptungen stützen könnte, verschweigen werde. Noch nach der Schöffengerichtsverhandlung tat der Verteidiger so, als hätte Harden noch kaum ein Zehntel seiner Munition verpufft, und noch im zweiten Prozeß rief Harden dem Staatsanwalt zu, er solle ihn nicht zwingen, seinen letzten Trumpf auszuspielen, und als Dr. Isenbiel ruhig erwiderte: „Ich bitte, spielen Sie nur aus!", da hatte Harden keine Karte mehr in seiner Hand. Diese Methode dunkler Drohungen und geheimnisvoller Wichtigtuerei, als hätte der Erzengel Michael selbst dem Publizisten Harden die delikatesten Neuigkeiten über Kaiser Wilhelm, den Fürsten Bülow und die andern Verantwortlichen ins Ohr geflüstert, diese Methode ist im Prozeß zusammengebrochen. Zusammengebrochen ist aber auch das andere System Hardens, die Menschen, die er bekämpfen will, durch Enthüllungen aus ihrem privatesten Privatleben unmöglich zu machen. Lamartine hat den tödlich treffenden Pamphletisten Heine damit entschuldigt, daß er mit einer Adlerkralle auf die Welt gekommen sei. Aber hoffentlich wird es Harden von jetzt an nicht mehr nach dem übel duftenden Lorbeerkranz gelüsten, den sich Heine im Kampf gegen jenen dichtenden Grafen erworben hat, der seine dunklen Neigungen in seinen Tagebüchern unter Qualen entschleiert.

Wenn Harden vor Gericht mit verzweifelter Logik erklärt hat, er habe die Ritter der Tafelrunde „nur" gehöhnt und nicht beleidigt, so sprechen gegen ihn so häßliche Anspielungen wie: „Die Herren haben es schon warm genug." — „Ich habe nicht gefragt, wie die Herren Phili, Tütü, Willy ihre Begierden stillen, die in

Digitized by Google

ihrem Alter doch nicht mehr so wild sein können." „Ich würde mir's dreimal überlegen, ehe ich von einem Mann behauptete, er unterhalte seit langem enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg." Immer wieder wird Persönlichstes in den Kampf hineingezerrt, anstelle sachlicher Argumente, männlichen Widerspruchs werden Mehrdeutigkeiten und Spitzen in lange Artikel, die sich mit ganz andern Dingen beschäftigen, eingewoben und höhnische Beleidigungen in eine Form gekleidet, die juristisch kaum zu fassen ist.

Unzähligemal hat Harden selbst gesagt, der kontrollierbare Ehrbegriff reiche nur bis an den Nabel. Wer ohne Fug eine Geschlechtshandlung ans Licht zerre, sei ein Schwein oder ein Denunziant. „Schlafzimmerluft aufschnüffeln? Den Denunzianten spielen? Unmöglich!" Derselbe Mann, der diese Sätze prägte, hat, als die Schauspielerin Jenny Groß starb, ihr ohne die geringste Nötigung einen aus Skandalgeschichten geklitterten Nekrolog gehalten, daß noch ihr Leichnam hätte erröten können. Als Fürst Albert von Monaco in Berlin Gast des deutschen Kaisers war, schrieb Harden: „Seine erste Frau, ein Douglas-Hamilton, ist ihm bald weggelaufen; seine zweite, eine ins herzogliche Haus Richelieu geschmuggelte Heine, hat ihn (nur?) mit dem Komponisten Isidore de Lara so ungeniert betrogen, daß Witzbolde, längst bevor es zum lauten Skandal und zur Scheidung gekommen war, an die Mauer des Fürstenpalastes geschrieben hatten: Monseigneur, ici dort de Lara! Familienpech!" Seit Jahr und Tag kämpft Harden für die Abschaffung des § 175. Wir müßten auch diese Menschen menschlich beurteilen, es habe keinen Sinn, diesen Trieb als widernatürlich zu ächten; wer nicht zu den ganz Normalen gezählt werde, sei dadurch noch nicht in seinem Wert herabgesetzt.

Als Alfred Krupp im November 1902 plötzlich gestorben war, und das Gerücht verbreitet wurde, er habe, noch ehe der Staatsanwalt das von ihm erbetene Ermittlungsverfahren abschließen konnte, seinem Leben ein Ende gemacht, sagte Kaiser Wilhelm in Essen: „Die vergifteten Pfeile der Verleumdung haben ihn um seinen ehrlichen Namen gebracht und durch die hierdurch hervorgerufenen Seelenqualen getötet. Das ist eine Tat, so niederträchtig und gemein, daß sie aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröte auf die Wangen treiben mußte über die unserem ganzen Volk angetane Schmach." Damals war Harden mit dem Kaiser einer Meinung und tadelte den „Vorwärts", der die Gerüchte über Krupp wiedergegeben hatte: „Ein Feiertagsfressen für Radikalismus und Skandalismus. Das Gesindel entblödet sich nicht, Krupp als Verwüster kaprisischer Sittsamkeit hinzustellen." Er selbst hat seinen Lesern aber nur selten die Mitteilung vorenthalten, wenn ein angesehener Mann der Gesellschaft oder der Aristokratie wegen homosexueller Veranlagung aus dem Amt oder aus dem Leben scheiden mußte. Als ein Berliner Kommerzienrat sich tötete, um — wie man sagte — der Ahndung homosexueller Vergehen zu entrinnen, wies er auf die von den

Digitized by Google

Berliner Blättern verschwiegenen Einzelheiten dieser Tragödie hin, sprach von der „schlechten und unfruchtbaren Ehe“ des Verstorbenen und sagte, er habe kein Familiengeheimnis verraten, denn alle, deren Urteil dem Kommerzienrat wichtig gewesen wäre, wüßten, was er im letzten Lebensjahre gelitten habe und wie er gestorben sei.

Und warum erhob Harden gegen den Fürsten Eulenburg und die Gruppe öffentlich den Vorwurf der Homosexualität oder wie er es nach dem Besuche des Kartellträgers des Grafen Moltke vorsichtiger präzisiert hat, den Vorwurf normwidriger (wenn auch ideeller) Männerfreundschaft? Er glaubte, wie er sagt, den Kaiser warnen zu müssen, dieser habe nicht wissen können, daß er von einem Kreis abnorm empfindender Männer umgeben sei; er wollte nicht mitschuldig sein, daß Herren, die der Vertrauensmann der Nation gestern mit seiner Freundschaft ehrte, heute „der Kinädenmakel“ angeheftet wurde. Nur für Kaiser und Reich also hat Harden alles getan und gewagt.

Will man selbt dies noch gelten lassen und Harden glauben, er sei nicht das Werkzeug der Rachsucht eines Abgedankten gewesen, auch dann ist zu sagen: Man führt einen großen politischen Kampf, der das ganze In- und Ausland aufregt, nicht auf Grund von Eheklatschgeschichten, die man von einer hysterischen Frau erfahren hat, auf Grund vager Gerüchte, einer von verschiedenen Kommentatoren verschieden aufgefaßten, im Ärger ausgestoßenen Bemerkung Bismarck's und auf Grund der Aussagen eines Bollhardt. Kann man das, was man behaupten will, beweisen, dann verschanzt man sich nicht hinter Dreideutigkeiten, sondern ruft den Schädlingen die Anklagen offen und männlich ins Gesicht!

Kann man's nicht beweisen, dann muß man schweigen. Harden wußte, was auf dem Spiele stand. Gleich als er Einblick in die gräflichen Ehescheidungsakten erhalten hatte, schrieb er — den Marktwert der Enthüllungen erwägend — an den Vertreter des Grafen Moltke, sein Material könne zu dem „größten politischen Skandal der Neuzeit“ führen. Es wurde ein Riesenskandal. In Paris sprach man mit Schadenfreude von der affaire effroyable, in London spottet man über die Berliner Hofgesellschaft und über die Potsdamer Garde. Harden konnte nichts von alledem beweisen, was er von dem anormalen Empfinden und der schädlichen politischen Wirksamkeit der Gruppe behauptet hat. Diese Gruppe selbst ist zerstoben. Übrig geblieben ist nur Gestank und Tratsch. Das waren die gefürchteten Beweismittel.

Das Resultat des Prozesses ist eine gründliche Luftreinigung. Hardens Name aber bleibt von den Düften umwittert, die er aus fauligen Tiefen aufsteigen ließ. Der politische Strahlenglanz, der sein Histrionenhaupt umgab, ist für immer erloschen.

Digitized by Google

Kolonialpolitik.*)

Von

Staatsanwalt Dr. Victor Fuchs.

II.

Kolonialpolitik ist Sozialpolitik. Sie lindert die Klassengegensätze. — Die Quelle aller sozialen Unzufriedenheit ist der Raummangel. Ist der Raum einem Volke zu eng geworden für die Betätigung des Kapitals, der Arbeitskraft, des Wissens und des Ehrgeizes aller, so entsteht jenes rücksichtslose Drängen um den Futtertrog, an welchem die Vordersten sich den Magen überladen, während die Letzten darüber schreien, daß man sie ungerecht verhungern lasse. Unter der Peitsche des Hungers und der unbefriedigten Tatkraft nimmt der bürgerliche Wettbewerb schließlich die Grimasse des Bruderhasses an. Je mehr die Zahl der Abgedrängten wächst, je größer das Mißverhältnis zwischen dem materiellen und ideellen Gesamtbedürfnis aller und seiner Befriedigungsmöglichkeit innerhalb der Landesgrenzen wird, um so stärker wird das Verlangen, daß die Verteilung der materiellen und ideellen Landesmittel der Willkür des einzelnen, dem freien Wettbewerbe entzogen und der Gesamtheit genossenschaftlich übertragen werde. Der Sozialismus entsteht und der Staat selbst, trotz seiner grundsätzlichen Abneigung, sieht sich genötigt, ihm durch die von der Raumesenge gebotene Einschränkung des Individuums überall entgegenzukommen. Die Beschränkung des Staatsrechts zu Gunsten des in den Parlamenten verkörperten Individualrechts, die gewerblichen Berufsorganisationen, die fortschreitende gesetzliche Zurückdrängung des privatrechtlichen Eigentums- und Schuldbegriffs usw., sie alle haben im Grunde dieselbe Wurzel wie die marxistische Lehre: den Raumnotstand. Und am letzten Ende haben sie auch, auf verschiedenem Wege, dasselbe Ziel: die ökonomischere Verteilung und Ausnutzung der nationalen Kräfte und Güter zum Schutze des bedrängten Nächsten durch planvolle Association.

Dem Raumnotstande ein Ende zu machen, haben beide — Staat und Individuum — ein gleich eminentes Interesse. Dem Staat wird durch Klassenhaß und Klassenkampf, zu dem es kommen muß, die Einheitlichkeit und damit die Aktionsfähigkeit in Frage gestellt. Er sieht durch den wuchernden Sozialismus, der dem einzelnen mit dem Recht der freien Betätigung auch die Pflicht der persönlichen Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen abnimmt, nicht nur die allgemeine Produktivität, sondern auch die allgemeine Sittlichkeit gedrückt, die Gesellschaft der physischen und psychischen Verödung und Verelendung entgegengeführt. Die allgemeine Prosperität

*) Vgl. den Aufsatz in Heft 8 der „Neuen Revue".

Digitized by Google

leidet: die zunehmende Knappheit des Lebensmittelvorrats verursacht ein Steigen aller Preise, der Überfluß an Arbeitskräften auf die Dauer ein verhältnismäßiges Sinken der Löhne, beides ein Zurückgehen der allgemeinen Kaufkraft und infolgedessen des Ertrages des industriell-kommerziellen Kapitals. Das Nationaleinkommen beginnt zu stagnieren und geht damit verhältnismäßig zurück. Die Folge ist der Rückgang der Bevölkerungsziffer.

Dieser Bevölkerungsrückgang wäre nun allerdings das schließliche Korrektiv — aber gleichzeitig auch die Besiegelung des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Niederganges der Nation, ihr Verzicht auf weiteren Wettbewerb mit den voranschreitenden Völkern.

Das Individuum anderseits läuft immer mehr Gefahr, bei der wachsenden Erbitterung der zunehmenden Konkurrenz unter die Füße getreten zu werden. Je mangelhafter es persönlich und wirtschaftlich zum Kampf ums Dasein ausgerüstet ist, um so größer ist diese Gefahr.

Dem aus der Raumbeschränkung bei rasch zunehmender Bevölkerung drohenden Notstand gründlich zu begegnen, gibt es in der Hauptsache nur vier Wege:

1. die Auswanderung des Bevölkerungsüberschusses,
2. die Erhöhung des Bodenertrages durch gesteigerte Intensität der Bodenbearbeitung,
3. die Exportarbeit,
4. die Ausdehnung der Landesgrenzen.

Die Auswanderung in fremde Staatsgebiete hat man längst als ein Übel erkannt, weil sie den Volkskörper ebenso schwächt wie eine fortdauernde Blutentziehung den Menschen. Sie raubt dem Vaterlande Rekruten, Steuerzahler, Arbeiter im Bereiche der geistigen und der körperlichen Kraft. Um ebenso viel, wie sie das fremde Volkstum stärkt, schwächt sie das eigne.

Die Steigerung der Intensität der Bodenbearbeitung verspricht gründliche Abhilfe nur, wenn sie dem Bevölkerungswachstum zu entsprechen vermag. In Deutschland, wo mit einem täglichen Bevölkerungszuwachs von rund 3000 Köpfen zu rechnen ist, erscheint eine solche Steigerung vorderhand, d. h. ohne umwälzende neue Erfindungen ausgeschlossen. Immerhin hilft sie bei der rüstig schreitenden Schaffensfreude unserer Landwirtschaft die Not erheblich lindern.

Über Wasser gehalten hat uns während der letzten Generation die Exportarbeit. Unter ihr ist diejenige gewerbliche Arbeit des Inlandes zu verstehen, welche ihren Lohn in letzter Linie vom Auslande erhält, welche also die Gewinnung ausländischen Geldes zum Ziele, jedenfalls zum Ergebnis hat. Diese Exportarbeit ergänzt die direkte Naturalproduktion durch die indirekte, die Geldproduktion. Sie ist die Quelle, aus der ein Strom ausländischen Geldes in das Inland fließt, mit dessen Hilfe dieses sich die ihm fehlenden Nahrungsmengen im Auslande zu kaufen vermag.

Indes nicht jedes Volk kann diese Gewinnung exotischer Geld- und damit Nahrungs-

Digitized by Google

mittel systematisch entwickeln. Die natürlichen Verhältnisse — Vorhandensein von Kohle, Eisen, Wasserstraßen usw. — die politischen Zustände, die nationale Veranlagung usw. sprechen entscheidend mit. So z. B. ist Frankreich durch die Zerschlagung des Großgrundbesitzes während der großen Revolution ein Grundbesitzerstaat geworden oder vielmehr geblieben. Das hat es vor einer umfassenden Massenproletarisierung bewahrt, zugleich ihm damit aber auch die Fähigkeit geraubt, sich rasch zu industrialisieren und zu kommerzialisieren. Der Mangel dieser Fähigkeit hat seinen Nahrungsspielraum geschlossen und so die Bevölkerungsziffer zum Stillstand gebracht — mit allen weiteren jetzigen und künftigen Folgen.

Ganz anders England. Dieses Reich vermag sich schon fast seit Elisabeths Zeiten — seit das Wollschaf die Bauern mit seinen sich immer mehr ausdehnenden Weiden festlegte — nur mit Hilfe des Auslands und der Auswanderung zu ernähren.

Mit der letzten Generation ist nun auch unser Vaterland in die Reihe derjenigen Staaten getreten, deren inländische Lebensmittelproduktion für die rasch angewachsene und immer mehr anwachsende Bevölkerung unzureichend ist. Rettung vor Hunger und Rückgang brachte seine Industrialisierung und Kommerzialisierung, welche ihm ermöglichte, nicht nur seine übermäßige Bevölkerung zu ernähren, sondern sogar ihre allgemeine Lebenshaltung zu steigern. Das überraschend aufgeblühte deutsche Gewerbe hat durch die Ausfuhr seiner Industrie- und Handelsprodukte, durch die Schaffung auswärtiger Verkehrswege, durch die Tätigkeit seiner internationalen Geldinstitute usw. vom Auslande einen so gewaltigen Geldertrag nach dem Inland gelenkt, daß es möglich war, vom Ausland in Fülle die fehlenden Nahrungsmengen zu beziehen und sie zu bezahlen. Jener Geldertrag, jener vom Ausland an das Inland zunächst in Geld bezahlte, dann in Nahrungsmittel zurückgetauschte Arbeitsverdienst des deutschen Volkes ist also nicht etwa bloß eine Rente, die dem Deutschen das Leben behaglich und angenehm macht: er ist eine Existenznotwendigkeit. Ohne diesen exotischen Arbeitverdienst wäre Deutschland dem Hunger oder dem Rückgange preisgegeben.

Man kann nach den Ergebnissen der Nahrungsmittel- und der Handelsstatistik annehmen, daß etwa $^1/_3$ des deutschen Volkes in dieser Weise vom Auslande lebt. Es ist bezeichnend, daß diesem Drittel ungefähr der sozialistisch denkende Teil unseres Volkes entspricht, eine Tatsache, die u. a. beweist, daß Brot allein die Massen nicht zufrieden stellt, sondern daß dazu der Boden gehört, auf dem es wächst.

Diese Verhältnisse zeigen, in wie prekärer Lage Deutschland trotz seines glänzenden ökonomischen Bildes sich im Grunde befindet: es ist mit seiner Ernährung vom Auslande abhängig. Damit ist unzweideutig festgestellt, daß Deutschland übervölkert ist; denn übervölkert ist ein Land nicht erst, wenn es hungert — Rußland hungert zuzeiten und ist nicht übervölkert — sondern sobald es seine Bevölkerung nicht mehr autonom ernähren kann. Das aber ist in Deutschland nicht mehr der Fall, seit es in den 60er Jahren, etwa bei dem Überschreiten des zweiten Drittels seiner jetzigen Bevölkerungszahl, den

Digitized by Google

ersten Handelsvertrag schließen und damit anerkennen mußte, daß es mit der Ernährung nicht mehr auf sich selber stehe, sondern fortan — im guten wie im bösen — auf den Willen des Auslandes angewiesen sei. Mit Recht ist deshalb auch Deutschlands Handelsvertragspolitik — mag man über ihre Einzelheiten denken, wie man will — als eine rettende Tat gepriesen worden.

Diese Abhängigkeit des deutschen Nahrungsspielraumes vom Willen des Auslandes ist ohne Frage auf die Dauer ein Keim unabsehbarer Konflikte. Man braucht zunächst nicht an politisches Übelwollen gegen uns zu denken, an kriegerische Zusammenstöße, an zollpolitische Abschließung usw. Macht doch jener enge Zusammenhang unseren Nahrungsstand von jeder ausländischen Wirtschafts-Konjunktur und -Krise ohne weiteres abhängig und daher in einer Weise schwankend, die die schwersten Gefahren nach innen und außen mit sich bringt. Ja, wäre unsere auswärtige Geldgewinnung auf einem dauernd gesicherten, universellen Freihandel basiert, so ließe er sich, wie der immens gewachsene Reichtum des gewerbtätigen Englands während der freihändlerischen Weltära zeigt, als einigermaßen fester Faktor in die Rechnung stellen. Solch universeller Freihandel, der den gewerblichen Goldstrom vor Schlagbäumen bewahrt, ist aber weder erreichbar noch für Deutschland im gegenwärtigen Stadium seiner Entwickelung aus anderen Gründen wünschenswert, noch, wie die Erfahrung zeigt, irgendwie dauernd.

Einer Nation, die vorschauend ihre Zukunft sichern will, verbleibt daher als alleiniges sich selbst genügendes Mittel nur eines: die politische Ausdehnung. Die Ausdehnung der Landesgrenzen allein sichert dem Volke die Ernährung, ohne sein Wachstum zu beschränken, ohne sein Volkstum zu schwächen, ohne seine Lebenshaltung in Abhängigkeit vom Auslande zu bringen.

Die Ausdehnung kann kriegerisch oder friedlich sein. Die friedliche Ausdehnung ist die Kolonisation erworbener Fremdländer.

Die Kolonisation ist der Friede nach außen und innen. Sie gibt dem Tätigkeitsdrange ebenso wie dem Nahrungsspielraum Feld. Zusammenstöße nach Art der südwestafrikanischen von 1904/06, die sie unvermeidlich mit sich bringt, haben schlimmstenfalls immer nur den Charakter eines nationalen Zwischen-, nicht eines nationalen Unglücksfalles. Wer für den Frieden nach außen, für die Linderung und Versöhnung der Klassengegensätze im Innern, wer für Versorgung der im wirtschaftlichen Wettbewerbe der Heimat gefährdeten, für autonome Wirtschaftspolitik, Erhaltung des eignen Volkstums und Unabhängigkeit vom Auslande ist: der ist für Kolonialpolitik. Niemand aber hat mehr Interesse an ihr als der deutsche Proletarier. Sein Interesse deckt sich auf diesem Gebiete vollauf mit dem des Kapitalisten und Nationalisten; denn ihm soll in den Kolonien der Raum, der so viel lohnendere Absatzmarkt für seine Arbeitskraft geschaffen werden, dessen Fehlen er in der Heimat so schmerzlich beklagt und zum Ausgangspunkt seiner Beschwerden gegen Staat und Gesellschaft macht. Ist es den sozialistischen Führern

Digitized by Google

in Deutschland Ernst um das Wohl des Proletariats, so werden sie vor allen für eine energische Kolonialpolitik eintreten, weil diese ein ebenso sicheres wie friedliches und kulturelles Mittel zur Linderung der sozialen Schäden ist. Sollten sie Zweifel hegen, so mögen sie sich in die Kolonien begeben. Sie werden dort allerlei finden: doch keinen Sozialisten. Kein Wunder: Die Kolonie mit ihrem weiten Raum ist eben der wahre Zukunftstaat.

Radetzky.

Von

Feldmarschalleutnant v. Woinovich, Direktor des österreichischen Kriegsarchivs.

Wien im Januar 1908.

In diesen Tagen, am 5. Januar 1908, waren es fünfzig Jahre, seit Radetzky, dreiundneunzigjährig, die müden Augen schloß, die zweimal die höchste Bedrängnis des Vaterlandes, zweimal aber auch dessen Wiederaufleben gesehen hatten, das es in nicht geringem Maße ihm verdankte.

Die kaiser- und vaterlandstreue Partei in Wien hat diesen Gedenktag schon im November gefeiert, um den alten Veteranen, die der Feier beiwohnten, die Unbilden der Januarwitterung zu ersparen; eine andere Partei jedoch war bestrebt, dieser Feier eine demonstrative Spitze gegen das verbündete Italien zu vindizieren, gegen Italien, das seit 1866, in seiner öffentlichen Meinung wenigstens, jeden Anlaß benutzt, um gegen Österreich zu demonstrieren, so z. B. erst jüngst gelegentlich des 25jährigen Todestages des Deserteurs Oberdank, jenes Triestiners, der ein meuchlerisches Attentat auf das Leben des Kaisers plante. Oberdank gegen Radetzky!

Diese antiösterreichische Strömung findet innerhalb unseres Vaterlandes gegenwärtig heftigen Widerstand. Die Zeiten sind endgültig vorbei, wo, wie 1848, das Parlament auf Kosten Österreichs fremde Prätentionen zu befriedigen bereit war. Der Name Radetzky verkörpert ein Prinzip! Radetzky hat noch das deutsche Prinzip in Österreich hochgehalten, das nun freilich, durch historische Vorgänge, an denen er keinen Teil mehr hatte, verdrängt worden ist und anderen Richtungen hat Platz machen müssen. Richtig und schön wird dies in der berühmten Adresse umschrieben, die die preußische Garde im Jahre 1848 dem alten Marschall überreichte. Es heißt darin unter anderem:

> „Die Tage von Sommacampagna und Custozza gehörten nicht Österreich allein! Sie gehörten allen Soldaten deutscher Nation, die ihrem Fürsten und ihren Fahnen treu geblieben sind und ewig treu bleiben wollen, sie gehören dem deutschen Waffenruhm, der Deutschen Kriegsgeschichte! Gestatten Sie uns daher, Herr

Digitized by Google

Feldmarschall, daß auch wir in Ihnen unsern Feldherrn verehren, denn Ihre Sache ist die unsrige, daß auch wir stolz sind auf Ihre weise und kräftige Führung und auf die Ausdauer und die Tapferkeit, mit denen die Österreichische Armee gefochten hat."

So dachte man damals in dem exklusivsten und konservativsten Kreise Preußens über dessen und Österreichs Mission in Deutschland und Europa. Radetzky war von ähnlichen Anschauungen erfüllt, wie aus seinem umfangreichen, leider noch nicht genügend benützten schriftlichen Nachlasse hervorgeht.

Es ist überhaupt merkwürdig — allerdings vielleicht Schuld der Epigonen — daß Radetzky, selbst bei uns, mehr für einen tapferen Degen als für einen großen, erleuchteten Militär angesehen wird, welche Ansicht selbst Historiker von Ruf zu teilen scheinen. Die Ursache ist wohl unsere übergroße Bescheidenheit und in der Vergangenheit auch unsere Scheu, das, was das Schwert errang, mit der Feder zu verteidigen. In Preußen war es in dieser Hinsicht fast schon seit hundert Jahren anders; dort fand fast jeder hervorragende General seinen Biographen. Radetzky wurde höchstens in einer Hinsicht anerkannt, als Feldherr. Und gerade sein Feldherrntum erscheint uns, trotz seiner Siege, nicht die hervorragendste Seite an ihm; höher steht uns noch seine stille Tätigkeit als dreimaliger Organisator des Heeres, seine Bemühungen als Generalstabschef der Armee nach 1809, sein Schaffensdrang in den stillen Friedensjahren vor 1848, in einer Zeit, in der kein Mensch an einen Krieg dachte, sein Einfluß endlich, den er auf die Politik des Staates geltend zu machen bemüht war; von all dem ist bisher fast gar nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Hoffentlich wird es in Bälde möglich sein, jene archivalischen Schätze an den Tag zu fördern, welcher dies alles der Welt vor Augen zu führen vermögen wird.

In Radetzkys Leben lassen sich mehrere grundverschiedene Epochen unterscheiden. Die erste, die seiner stürmischen kriegerischen Jugend, die allein eine Darstellung verdiente, ähnlich wie sie uns Marbot in seinen Memoiren von seinen Erlebnissen lieferte. Radetzky holte sich seine kriegerischen Sporen im Türkenkrieg 1788 und 1789 unter Loudon bei der Eroberung von Belgrad und focht dann in allen Kriegen gegen Frankreich vom Rittmeister bis zum Feldmarschalleutnant mit Auszeichnung und zwar: 1792, 1793, 1794 und 95, 1796/97, 1799, 1800, 1805 und 1809. Es war dies sein militärischer Werdegang, in welchem er sich die reichen Erfahrungen erwarb, die er später verwertete. Radetzky war demnach allerdings Autodidakt, was ihm viele studierte Leute auch heute noch vorwerfen möchten und in welchem Umstande vielleicht jene von manchen Historikern geteilte Ansicht ihren Ursprung haben dürfte, daß er mehr Haudegen als Feldherr gewesen. In jener bewegten Zeit war eben eine friedliche Entwicklung, wie sie z. B. Moltke durchgemacht, unmöglich. Er war aber einer von den wenigen, die aus der Kriegserfahrung zu lernen verstanden. Diese Periode zeigt ihn uns also als jugendlichen Helden, als tüchtigen Truppenführer, der sich bei Novi das Ritterkreuz des Theresienordens erwarb und im Jahre 1809, wo er zum Schluß schon eine Kavalleriedivision

Digitized by Google

kommandiert, und Kommandeur des Theresienordens wurde, bekundet er bereits Talent und Verständnis für die höhere Kriegführung derart, daß er zuerst die Aufmerksamkeit des Fürsten Johannes Liechtenstein, des Nachfolgers von Erzherzog Karl im Armeekommando, auf sich lenkte, der ihn zum Chef des General-Quartiermeisterstabes machte. In dieser Stellung erwarb er sich das Vertrauen des Kaisers, der ihn auch im Frieden auf diesem Posten beließ. Leider waren die trostlosen Verhältnisse, die der Friede von Schönbrunn für die Monarchie schuf, nicht das geeignete Milieu, um seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen. Immerhin stammen aus jener Zeit die Anfänge mancher Einrichtungen in unserer Armee, die, entsprechend weiter entwickelt, heute noch bestehen.

Die nächste Lebensperiode Radetzkys ist die seiner Tätigkeit als Chef des General-Quartiermeisterstabes der Armee, als rechte Hand Schwarzenbergs in den Befreiungskriegen 1813, 1814. Hier tritt schon seine geistige Bedeutung zutage. Seine Wirksamkeit in diesem Kriege ist, was die Leitung der Operationen anbelangt, stark angegriffen worden. Wie jedoch ein aufmerksames, unparteiisches Studium zeigt, nicht ganz mit Recht. Verhältnisse, die abzuändern nicht in seiner Macht lagen, haben ihm zu häufig die Hände gebunden. Es war das vor allem der Einfluß Duka's beim Kaiser und jener Langenau's bei Schwarzenberg. Wir können uns hier der Bemerkung nicht erwehren, daß der bei uns, besonders zu jener Zeit beliebte Import von Ausländern, wie häufig, auch bezüglich Langenau's, der bekanntlich aus sächsischen Diensten übernommen wurde, der Armee wenig zum Nutzen gereichte.

Eine Epoche völliger militärischer Stagnation trat nach dem Wiener Kongresse bei uns und auch im Lebenslauf Radetzkys ein und währte für seine Person bis zur Übernahme des Armee-Kommandos in Italien im Jahre 1831. Radetzky war während dieser Zeit wiederholt nahe daran, den Dienst zu verlassen. Die erzwungene Rnhe und die geisttötende damalige Friedenstätigkeit in uninteressanten Garnisonen im Innern der Monarchie regten den lebhaften Geist Radetzkys nicht im mindesten an. Zu seinem Glücke hatte ihn jedoch sein alter Kriegsgefährte, G. d. K. Graf Trimont, Kommandierender in Italien, zu seinem Nachfolger ausersehen. Der Kaiser ging, zum Segen der Monarchie, darauf ein, und so wurde der Vierundsechzigjährige im Jahre 1831 an die Spitze der Armee in Italien gestellt.

Auf diesem Posten war es Radetzky beschieden, am Abend seines Lebens die größten Triumphe zu feiern und zwar nicht allein solche ephemeren Schlachtenglückes, sondern wohlvorbereiteter, militärischer Arbeit und politischer Voraussicht. Sein kleines Heer in Italien ward, wie bekannt, zur militärischen Pflanzschule für unsere Armee, zu der auch fremdländische Militärs wallfahrteten, wie dies zu Prinz Eugens und des großen Friedrich Jugendzeiten der Fall gewesen. Mit den geringen Mitteln, die ihm jene militärfeindliche, an militärischen Ausgaben knausernde Zeit noch gewährte, wußte er sein Heer in einem möglichst schlagfertigen Zustande, erfüllt vom besten Geiste, zu erhalten und auf die Höhe damaliger Kriegskunst zu heben, wodurch allein die Erfolge in den Sturmjahren 1848/49 möglich wurden. Seine durch die Praxis erworbene seltene Menschenkenntnis

Digitized by Google

ließ ihn eine glückliche Auswahl der Personen, welche ihn umgaben, und soweit dies von oben nicht gehindert wurde, auch der höheren Führer innerhalb seiner Armee treffen. Schon drei Jahre nach Antritt seines Kommandos gab er jene berühmt gewordene „Felddienstinstruktion“ heraus, welche, für die damalige Zeit mustergültig, den Gefechtswert seiner Truppen eine beträchtliche Höhe erreichen ließ und noch durch jährlich abgehaltene Lagerübungen und große Manöver vervollständigte. Dieser taktischen Vorbereitung folgten Maßnahmen organisatorischer Natur; er setzte durch, daß die seiner Führung anvertraute Armee schon im Frieden in Korps und Divisionen gegliedert wurde, was bei den übrigen Truppen der Monarchie nicht der Fall war. Er war der erste, der dem General-Quartiermeisterstab innerhalb seiner Armee eine kriegsmäßige Ausbildung zuteil werden ließ, wie sie sonst in der Armee damals noch nicht üblich war, die sich aber in Bälde glänzend bewähren sollte. Zahlreich sind auch, während dieser Periode, seine zielbewußten, reformatorischen Anträge an den Hofkriegsrat, die aber, wie z. B. jene „Pia desideria“ benannten, auf den Ausbau der Wehrmacht abzielenden, angesichts des in den hohen Regionen herrschenden, den militärischen Notwendigkeiten abholden Geistes, zurückgewiesen wurden. Auch in politischer Beziehung war er damals einer der wenigen, die den drohenden Sturm kommen sahen und vor ihm warnten — jedoch vergeblich! Die politischen Machthaber waren damals mit Blindheit geschlagen und Gott tut dies bekanntlich mit jenen, die er verderben will!

Und so kam, was kommen mußte. Der Aufstand in Mailand, während dessen der 82jährige Greis die edle Menschlichkeit besaß, die ihm von italienischer Seite allerdings nie gedankt wurde, die aufrührerische Stadt nicht vom Kastell aus in einen Schutthaufen zu verwandeln, sein Rückzug an den Mincio, die Wiederaufnahme der Operationen, die Schlachten von Sta Lucia, von Vicenza, von Sommacampagna und Custozza, für welch' letztere er das Großkreuz des Theresienordens erhielt, sein Siegeszug nach Mailand und endlich, 1849, sein viertägiger Feldzug gegen Piemont, der mit der Zertrümmerung der feindlichen Armee bei Novara endigte.

Während dieser Zeit hat sich die Macht seiner Persönlichkeit auf das Heer in einer Weise geltend gemacht, die ihn allein zu einem großen Heerführer stempeln würde, wenn ihm selbst alle anderen Attribute zu einem solchen gefehlt haben würden. Denn nur Gottbegnadeten wie Friedrich, Napoleon, Blücher ist es vergönnt gewesen, die Herzen ihrer Krieger so magisch sich zufliegen zu sehen. Er wußte aus seinen Soldaten zu machen, was er wollte. Er übte auf sie eine Suggestion fast ohnegleichen!

Die wenigen Jahre, die dem glückumstrahlten, in ganz Europa bewunderten greisen Feldherrn noch vergönnt waren, von dem Grillparzer singt:

„Wohlan, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht nur um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.“

Digitized by Google

waren aber keineswegs, wie viele glauben, geistige Ruhejahre für ihn, sie waren durchaus kein langsames Verlöschen seiner segensreichen Tätigkeit. Es ist merkwürdig, und geht aus den zahlreichen uns erhaltenen Schriftstücken aus seiner Feder hervor, wie bis kurz vor seinem Tode das hohe Alter nicht vermocht hatte, Radetzkys klaren Geist zu schwächen. Es betätigt sich dies beileibe nicht nur auf rein militärischem Gebiet. Sein weitschauender Blick umfaßt auch politische und staatliche Verhältnisse in seltener Schärfe. Wir erwähnen hier nur das von ihm stammende Reorganisationsprojekt für die Armee vom Jahre 1850, das leider nicht in seinem vollen Umfange zur Ausführung gelangte, seine Denkschrift vom 5. August 1854 über die Lage in Italien, in der er mahnt, über den Osten nicht den Westen der Monarchie, die Verhältnisse in Deutschland und Italien zu vergessen, und in welcher er der preußischen Politik den Vorzug gibt, weil sie die Finanzen des Staates bis dahin geschont und die Freundschaft Rußlands nicht verscherzt habe; und endlich einen Brief an seine Tochter, in welchem er schreibt, es stehe baldigst von seite Sardiniens ein Angriff zu gewärtigen und, charakteristisch für die ungebrochene Kraft seiner 89jährigen Heldenseele, hinzufügt: „Mir auch recht — ich stehe zu Diensten!“

Im Bozener Batzenhäusl.

(O. E. Hartlebens gedenkend.)

Von Christian Morgenstern.

Heute tret' ich diese Schwelle,
die du gestern überschritten.
Morgen wird ein andrer kommen,
und ein vierter folgt dem dritten.

Jeder, der vorangegangen,
wird Vergangenheit dem andern
Und doch ist mir oft, als säh' ich
immerdar — den Selben wandern.

Digitized by Google

Die Führer des jungen Deutschland.*)

Von

Rudolf Gottschall.

Erinnerungen an Carl Gutzkow.

Der Bundestag hatte bei seinem Anathema eine sehr streitsüchtige Gesellschaft zusammengesperrt, welche das alte Sprichwort: Eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus, Lügen strafte. Heine, für dessen Zugehörigkeit zum jungen Deutschland der Bundestag einstehen mußte, während die Literarhistoriker ihn nicht mit den anderen Mitschuldigen zusammenwarfen, sondern ihm eine Ausnahmestellung einräumten, hatte in Carl Gutzkow einen erbitterten Gegner gefunden, und dieser junge Berliner war der eigentliche Rädelsführer des jungen Deutschland, das ein anderer Schriftsteller, Wienbarg, über die Taufe heben sollte. Carl Gutzkow war nicht der Mann der genialen Inspirationen wie Heinrich Heine, aber er war der Mann einer kühnen Initiative, von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, von seltenem Fleiß, einer der vielseitigsten Köpfe, von feinem Spürsinn für alle Regungen des Zeitgeistes, für alle Schattierungen geistiger Richtungen, die er meisterlich wiederzugeben verstand.

Ich hatte mich schon als junger Gymnasiast mit seinen Schriften befreundet und in den Mainzer Unterhaltungsblättern eine eingehende Kritik über seinen Roman „Basedow und sein Sohn“ geschrieben. War ich doch ein fleißiger Mitarbeiter dieses Beiblattes zur Mainzer Zeitung. Der Redakteur derselben war Carl Andrèe, der Vater Richard Andrèes, des hervorragenden Geographen, und der Redakteur der Unterhaltungsblätter war Carl Bölsche.

Gutzkow erschien mir damals als ein großer Mann. Als blutjunger Gymnasiast machte ich schon seine Bekanntschaft, und zwar im Studierzimmer Richard Andrèes. So jung er damals war, hatte er schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich: eine erbitterte Polemik mit seinem früheren Gönner Wolfgang Menzel in Stuttgart und die Gefängnishaft wegen seiner „Wally“. Er hatte mehrere große Romane vollendet, außer dem pädagogischen „Basedow“ auch den tibetanischen „Maha Guru“ mit seiner asiatischen Spiegelung des europäischen Papsttums und den heidnischen Verzerrungen des christlichen Gottmenschentums; er hatte geistvolle zeitgeschichtliche Porträts und Essays verfaßt und scharfe Kritiken, in denen das Hohngelächter über

*) Vergl. „Neue Revue“ No. 4 (2. Dezemberheft).

Digitized by Google

geistig-schwache Richtungen und Gedichte ansteckend wirkte, und ganz vor kurzem hatte er sich mit dem Drama „Richard Savage" die Bühnen erobert mit Hilfe Emil Devrients, des talentvollen Dresdner Hofschauspielers. Damals erfüllte ihn ganz der Ehrgeiz, ein gefeierter Bühnendichter zu werden; in seinem ganzen Wesen lag eine unruhige Hast, nicht das behagliche Ausruhen auf erworbenem Dichterruhm, er hatte nichts von einer vornehmen Goethe-Natur, auch nichts von der Schwärmerei eines romantischen Lyrikers, er war kein blondlockiger Minnesänger, der am blauen Band die Gitarre trug. Sein Haar hatte etwas Struppiges, Rebellisches, seine Blicke hatten etwas Umherspürendes.

Das alles sprach von spitzfindiger Dialektik, von blühender Skepsis, aber auch von einer mutigen Initiative, wie sie dem Pfadfinder einer neuen Richtung eigen sein mußte. Wie winzig klein kam ich mir neben diesem schon berühmten Schriftsteller vor: ich glaubte vergehen zu müssen vor seinem Angesicht und dachte nicht entfernt daran, daß er von dem bescheidenen Adoleszenten irgendwelche Notiz nehmen würde Darin täuschte ich mich aber; kaum hatte ihm Dr. Andrée mitgeteilt, daß ich über seinen Roman „Basedow" eine Kritik in den Unterhaltungsblättern geschrieben hatte, da wuchs ich sichtlich in seinen Augen; ich war keine Null mehr, ich war auf einmal eine Nummer geworden. Ich war der Chorknabe, der das Weihrauchfaß schwang — und der Weihrauchduft ist immer angenehm. Gellert heimste für seine Fabeln mit Behagen zuerst das Lob seiner Köchin ein, ehe ihm die Anerkennung des deutschen Volkes entgegenkam.

Als ich in Königsberg die Universität bezogen hatte, fand mein Gutzkowkultus neue Anregung; der Professor der Philosophie, Carl Rosenkranz, dessen geistvolle Kollegien ich fleißig besuchte, hatte für Gutzkow, der in Berlin ja auch Hegels Hörer gewesen, die wärmste Anerkennung, und als ich später Dramaturg des Königsberger Stadttheaters war, fiel meine Tätigkeit in eine Zeit, in welcher Gutzkows vorzüglichste, die längste Dauer versprechende Dramen entstanden waren: „Zopf und Schwert", „das Urbild des Tartuffe" und „Uriel Acosta". An den „Uriel Acosta" knüpft sich eine Verstimmung in meinen Beziehungen zu Gutzkow; ich machte mich eines Sündenfalles schuldig, indem ich gerade dies Drama einer scharfen Kritik unterzog, die mir die lebhaftesten Vorwürfe meines Freundes Feodor Wehl einbrachten. In der Tat hatte ich mich in meinen ersten Gedichten dem Siegeszug der politischen Lyrik angeschlossen, und war in das Lager der Jung-Hegelianer übergegangen. Die Halleschen und die deutschen Jahrbücher pflegten aber den Jungdeutschen, auch Gutzkow am Zeuge zu flicken, und für den radikalen Standpunkt, den ich damals einnahm, schien das junge Deutschland mit seiner schwankenden Skepsis eine überwundene Richtung zu sein. In der Tat habe ich selbst als Dichter nie zum Gefolge der Jungdeutschen gehört, wenn mich auch einige der Neuesten in diese schiefe Stellung bringen wollen; als Literaturhistoriker habe ich ihre Bedeutung und das Talent ihrer leitenden Geister stets anerkannt. In

Digitized by Google

jener scharfen Kritik hatte ich die kritische Bilanz nicht zum besten der Gutzkowschen Aktiva gezogen und besonders die schwächliche Halbheit des Helden hervorgehoben, durch welche er im Gegensatz zwischem dem Freidenker und den orthodoxen Glaubenswächtern um seine ganze Schärfe gebracht wurde. Diese Kritik trübte indes meine Beziehungen zu dem Autor nicht, die große Woge der Märzrevolution war darüber hinweggegangen und hatte sie, wie so vieles Wichtigere, in Vergessenheit begraben. Als ich im Sommer des Jahres 1848 nach Berlin kam, hatte sich Gutzkow auch an der politischen Bewegung beteiligt, und zwar als Volksredner unter den Zelten; dazu fehlten ihm aber die starken Lungen; ich selbst konnte kaum einige Silben erhaschen und den Dichter selbst nicht sprechen.

Später, als er Dramaturg in Dresden war, der Nachfolger Ludwig Tiecks, fand ich in seiner Häuslichkeit die liebevollste Aufnahme. Damals lag sein Leben im hellen Sonnenschein. Einen Dichter wie Gustav Freytag behandelte er damals etwas herablassend, was ihm die jahrelange Feindschaft der „Grenzboten" zuzog. Er wohnte in derselben Straße mit Berthold Auerbach, stand aber keineswegs auf freundlichem Fuße mit dem schwäbischen Dorfgeschichten-Schreiber; es waren im Gegenteil zwei feindliche Heerlager. Gutzkow hatte den Wunsch, daß dem Auerbachschen „Barfüßele" irgendeine Parodie entgegengestellt würde, für welche er schon den Titel „Blaumeisele" gefunden hatte; er selbst kam nicht dazu, und mir fehlte das Talent für jede Dorfgeschichte, selbst für eine parodistische, gänzlich. Auch war ich dem biederen Auerbach durchaus nicht feindlich gesinnt. Ich war in Dresden bei ihm Mittagsgast ebenso wie bei Gutzkow, spielte gern mit ihm Billard und ließ es mir gefallen, wenn er mit seiner bekannten Offenherzigkeit von seinen Erfolgen erzählte.

Gutzkows dramaturgische Tätigkeit in Dresden war nicht von langer Dauer; als er mich später in Breslau besuchte, kam er zu mir als Redakteur der im Brockhausischen Verlage erscheinenden „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Die Redaktion hielt ihn indes zu sehr ab von einem selbständigen literarischen Schaffen; er wünschte eine Stütze, einen Unterredakteur, und hatte mich dazu ausersehen. Doch ich konnte mich nicht dazu entschließen. Es hatte sich inzwischen in der schlesischen Hauptstadt eine kleine, andächtige Gemeinde zusammengefunden, die dem berühmten Schriftsteller ihre Huldigung darbrachte. Größer war der Kreis, der sich später bei einer von mir veranstalteten Geburtstagsfeier in Leipzig im Hotel de Prusse um ihn versammelte. Gutzkow wurde bei dieser Gelegenheit in Vers und Prosa gefeiert. Der krankhafte Zug seines Wesens zeigte sich darin, daß er an den begeisterten Versen eines Verehrers schulmeisterlich zu kritteln begann, statt ihm den mit Recht erwarteten Dank auszusprechen.

Während seines Dresdner Aufenthalts hatte Gutzkow auch ein tragikomisches Dueliabenteuer zu bestehen, bei dem es indes nicht zu dem landesüblichen Pistolenschießen kam. Einer der jüngeren Schriftsteller, der ganz in Gutzkows Bahnen wandelte,

Digitized by Google

war Robert Giseke, der Sohn eines Breslauer Regierungsrates, der Verfasser der „Modernen Titanen“ und des „Pfarr-Röschens“, talentvoll, aber geneigt, sich in allerlei Spitzfindigkeiten und Übertreibungen zu verlieren. Sein geistiges Gleichgewicht war durch eine Familientragödie gestört worden. Seine Schwester, im Sommerkleid zum Besuche des Zwingergartens gerüstet, hatte durch den überlaufenden, brennenden Spiritus einer Kaffeemaschine Brandwunden erlitten, die ihren Tod verursachten. Der Vater, der sie aus den Flammen retten wollte, starb gleichfalls. Dies hatte auf das Gemüt des jungen Dichters einen so großen Eindruck gemacht, daß er in eine schwermütige Stimmung und infolgedessen in einen bedenklichen Verfolgungswahn verfiel. Dadurch verlor er seine redaktionellen Stellungen in Dresden und Coburg. In Dresden ließ er sich in krankhafter Aufregung dazu hinreißen, einer braven Schriftstellerin, Amalie Boelte, der Verfasserin mehrerer Romane, eine Maulschelle zu verabfolgen, ein Mangel an Galanterie, den man auf das Schuldbuch seiner geistigen Störung setzen mußte.

Nicht lange darauf wurde ich in Breslau zur Nachtzeit von dem Telegraphenboten aufgeklingelt, der mir ein eiliges Telegramm Gisekes überbrachte; ich möchte sofort nach Dresden kommen, um ihm bei einem Duell mit Gutzkow zu sekundieren; er sei von diesem durch einige Stellen im „Zauberer von Rom“ beleidigt worden, die er mir auf das genaueste nach Band und Seitenzahl angab; ich schlug alsbald in meinem Exemplar nach und überzeugte mich, daß es sich hier nur um eine Halluzination Gisekes handeln könne, denn es waren Stellen, bei denen auch die leiseste und allerentfernteste Beziehung auf ihn vollständig ausgeschlossen war. So lehnte ich es ab, nach Dresden zu fahren. Unser gemeinsamer Freund Kunisch, der dasselbe Telegramm erhielt, hatte kein Exemplar vom „Zauberer von Rom“ zur Hand und glaubte, der Ladung Gisekes unverzüglich Folge leisten zu müssen. In Dresden erst sah er ein, daß das Duellfieber Gisekes mit seiner geistigen Krankheit zusammenhing, und insofern bot der Ausgleich keine Schwierigkeiten. Diese lagen nur in der Ansteckungsfähigkeit Gutzkows, der sich selbst bereits in den ersten Stadien des Verfolgungswahns befand und in der gänzlich unsinnigen Duellforderung Gisekes einen Akt der Feindseligkeit sah, der im Zusammenhang stehe mit einer großen Verschwörung seiner Feinde, die ihn zu verderben strebten. Und er war nicht leicht davon abzubringen, seinerseits Giseke zu fordern, nachdem dieser sich von der Grundlosigkeit seiner Forderung hatte überzeugen lassen. Giseke verfiel in seinen späteren Schriften in allerlei Tifteleien, die man als dialektischen Schwulst bezeichnen könnte. Er starb nach jahrelangem Aufenthalt im Irrenhause in Leubus in Schlesien, wo er sich damit beschäftigte, die voluminösesten Anklage- und Verteidigungsschriften in seiner eigenen Angelegenheit abzufassen, da er sich für ein preisgegebenes Opfer der Behörden hielt, die ihn in dieser Anstalt interniert hatten. Bei Gutzkow selbst aber nahmen diese Verdüsterungen des Gemüts bei seinem Aufenthalt in Weimar zu, wohin er als Sekretär der Schillerstiftung übersiedelt war. Ich traf ihn

Digitized by Google

hier in einem Zustande seelischer Verstimmtheit und tiefster Niedergeschlagenheit. Nach seiner Überzeugung hatten seine Feinde ausgesprengt, er sei in einem Stadium geistiger Unfähigkeit angelangt, er könne nichts mehr schreiben. Immer wieder holte er aus seinem Pult das Manuskript seines Romans „Hohenschwangau" hervor und wies auf den beträchtlichen Umfang desselben hin, der ein schlagender Gegenbeweis jener Verleumdung sei. Niederdrückend war für ihn besonders seine subalterne Stellung in Weimar, wo er gleichsam ein Untergebener Dingelstedts war, der von seiner größeren Machtvollkommenheit einen launenhaften Gebrauch machte, und wenn auch Gutzkow mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seines Amtes waltete, und allen Bittstellern durch die genaueste Prüfung ihrer Leistungen und meistens auch durch liebevolle Befürwortung gerecht zu werden suchte, so fehlte es doch nicht an Kollisionen. So genial der „Kosmopolitische Nachtwächter" und so unbestreitbar sein Dichterruf war, so hielt Gutzkow doch seine eigene Bedeutung für größer, und es fiel ihm schwer, sich einem schriftstellerischen Kollegen unterzuordnen, der später als er in die Literatur eingetreten war. So spann sich Gutzkow immer tiefer in eine mit allerlei Halluzinationen verknüpfte Verdrossenheit ein. Mir machte er sogar Vorwürfe, daß ich in einem Artikel in Meyers Konversationslexikon ihn nicht nach Verdienst gewürdigt hätte. Es geschah dies bei einer Hoftafel, und trotz aller meiner Proteste und der Erklärung, daß ich nie eine Zeile für das Meyersche Lexikon geschrieben, verharrte er bei seiner vorigen Meinung.

Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen. Bald darauf gelangte zu mir die Kunde von seinen Wanderungen durch Deutschland, wo er sich auf jedem Bahnhof von Polizeispionen umgeben sah, von seinem Selbstmordversuch in Friedberg, von seinem Aufenthalt in der Bayreuther Heilanstalt. Ich erfuhr, wie er nach seiner Genesung, die bei Geisteskranken selten ohne Rest vor sich geht, in Deutschland umherpilgerte, von Genf nach Berlin, von Berlin nach Heidelberg, von dort nach Sachsenhausen, wo er von einem noch immer nicht ganz aufgeklärten Tod hinweggerafft wurde.

Heinrich Laube.

Neben Carl Gutzkow gehörte Heinrich Laube zu den Leuchten des jungen Deutschland, und auch mit ihm bin ich auf meinen Lebenswegen mehrfach zusammengetroffen. Laube hatte sich mit sporenklirrender Bravour in die Literatur eingeführt; aber er war nichts weniger als ein imposanter germanischer Heldenjüngling; er war von kleiner Statur; seine Gesichtszüge hatten eher etwas Slawisches, fast Kalmückisches, doch das Imperatorische ist nicht gerade den Flügelmännern der Garde eigen. Das hat der kleine und doch so große Napoleon zur Genüge bewiesen. Laube's ganzes Naturell hatte etwas Befehlshaberisches, Kurzangebundenes, und ihn beherrschte ein starkes Gefühl der eigenen Unfehlbarkeit; er verstand es, seine An-

Digitized by Google

hänger zu magnetisieren, ganz wie sein Wiener Antagonist Friedrich Hebbel, nur daß beiden die magnetische Kraft versagte, sobald sie sich gegenüberstanden. Laube's erste Schrift, der Roman „Das junge Europa" hatte einen revolutionären Zug; die Bewegungen des Jahres 1830 fanden darin ein lebhaftes Echo, besonders das Polentum, dem ja auch Graf Platen seine begeisterten Oden gewidmet hatte, wurde in mehreren Romankapiteln verherrlicht; dazu kamen einige sinnliche Schilderungen à la Heinze, das Ganze war danach angetan, Anstoß zu erregen, und der blieb nicht aus. Laube wurde in die Hausvegtei gesperrt und nur durch den Fürsten Pückler dazu begnadigt, in Muskau seine Gefangenschaft absitzen zu dürfen. In seinen Reisenovellen war Laube ein Kopist der Heineschen Reisebilder gewesen; man nannte ihn Heinrich den Zweiten; doch er reichte bisweilen nicht an Heinrich den Ersten heran: Frische und Ungebundenheit fehlte diesen Reisenovellen nicht, wohl aber Heines zündender Witz, der durch kecke Renommage nicht ersetzt werden konnte.

Ich sah Laube zum ersten Male bei meiner Durchreise durch Leipzig 1846; mit dem Grafen Reichenbach reiste ich nach Hallgarten zu Itzstein, wo sich alle Vertreter des deutschen Liberalismus in den verschiedensten, von Gagern bis zu Hecker vorhandenen Schattierungen zusammenfanden. Laube war Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" und sollte eine neue Mode erfinden, in welcher er und die Seinen durch die Straßen der Pleißestadt in das Rosental stolzierte. Dies, soviel ich mich besinne, knappe und etwas altdeutsche Kostüm ist gar nicht durchgedrungen; immerhin zeugte es, wenn auch auf einem mehr den Schneidern zugänglichem Gebiete, von dem erfinderischen Mute, den der Dichter des „Jungen Europa" besaß. Er war besonders mit Corvin, dem späteren Verteidiger von Rastadt in den badischen Revolutionskämpfen, befreundet und stand unzweifelhaft an der Spitze der ganzen literarischen Gemeinde, die in Leipzig lebte, und zu der ein Herloßsohn, ein Robert Heller, der unentwegte Trabant Laube's, ein Oettinger, der fleißigste Biograph und Anekdotensammler gehörten. Er war der Diktator in Pleiß-Athen, bei seiner Wortknappheit machte er indes damals keinen tiefen Eindruck auf mich; ich stand schon ganz im Banne der politischen Lyrik und Junghegelschen Philosophie und hatte für die Leipziger Schöngeisterei und für eine Verjüngung der Literatur, die mit einer Verjüngung der Modekupfer Hand in Hand ging, kein besonderes Interesse.

Dann sah ich Laube in Wien wieder, wo er sich als Direktor des Burgtheaters bereits großen Ruf erworben hatte. Er setzte damals ein Lustspiel „Pitt und Fox" in Szene, und ich fand Gelegenheit, sein Regietalent kennen zu lernen. Er hielt gewissenhafte Leseproben ab, wobei er kleine Einlagen und Zusätze machte, die von seinen Schauspielern stets mit großem Beifall aufgenommen wurden. Die jüngeren Talente, die er um seine Fahne versammelt hatte, gingen für ihn durchs Feuer; die älteren, von ihm beiseite geschobenen Berühmtheiten der Burg kamen beim Lesen ganz neuer Stücke nur selten in Betracht — von ihnen spielte in meinem Lustspiel nur Herr Fichtner mit, der den König

Digitized by Google

Georg vortrefflich darstellte. Bei den Theaterproben war Laube mit unermüdlichem Eifer von Anfang bis zu Ende tätig; in den Lustspielen gab er den Darstellern manche glückliche Nuance an die Hand; er sprach ihnen oft den Text vor, allerdings mit einem widerspenstigen Organ, welches eines jeden Wohllautes entbehrte — und dennoch erschloß sein Vortrag sehr oft den Künstlern das volle Verständnis der einzelnen Stellen, und sie konnten ihn in den Wohlklang ihrer schönen Organe übersetzen. Im Trauerspiel dämpfte er aus Furcht vor dem Deklamatorischen zu sehr den begeisterten Aufschwung, der den schönen Versen der Dichtung gerecht zu werden suchte. Ihm war indes das dichterische Wort, das Gebärden- und Mienenspiel die Hauptsache, so daß er sich um das Drum und Dran der Bühne wenig kümmerte, die Poesie der Szene war ihm verschlossen, das unterschied ihn wesentlich von seinem Nachfolger Dingelstedt, der durch stimmungsvolle und prachtvolle Inszenierungen glänzte.

Laube stand damals, im Jahre 1864, im Zenit seines Ruhmes, die ganze Wiener Presse huldigte ihm, und diese Huldigung fand ein Echo in den andern deutschen Blättern; die von ihm entdeckte Künstlerschaft, Sonnenthal, Lewinsky, Gabillon, Baumeister, Charlotte Wolter und andere, hatte das ganze Publikum für sich, der grollende Mißmut der älteren Künstlergeneration konnte dagegen nicht aufkommen. Die Österreicher wußten es ihm Dank, daß er ihren Nationaldichter Grillparzer wieder ausgegraben, von dem Versenken in ruhmlose Vergangenheit gerettet hatte. Auffallend blieb es immer, daß Laube, dieser Gegner der spanischen Dramatik, sich so von der Muse eines Dichters entzücken ließ, die gerade in dieser Dramatik wurzelte. Doch Laube war ein aufrichtiger Verehrer derselben, wenn er auch nicht die eigensinnig im Pult verwahrten Stücke des Dichters auf die Bühne heraufbeschwören konnte, so weckte er doch alle andern, welche bestaubt im Winkel lagen, zu neuem Leben, und noch später, am achtzigsten Geburtstag des Dichters, hat er ihm ein großartiges Jubelfest veranstaltet, war der begeisterte Festredner und hatte die ganze Wiener Bevölkerung, von den Komtessen bis zu den Besenbinderinnen, mobil gemacht. Ich selbst war während meines Wiener Aufenthaltes die vielen Treppen zu dem Einsiedler in der Spiegelgasse emporgestiegen, in Begleitung Anastasius Grün's, des Grafen von Auersperg, der die Liebenswürdigkeit hatte, mich bei dem Dichter der „Sappho" und „Medea" einzuführen; ich fand einen alternden Bureauhocker, von der Stickluft des Metternichschen Systems angekränkelt, etwas schwerhörig und nicht leicht in Fluß zu bringen; dann aber doch von warmer Anteilnahme, mit dem Aufleuchten des echten Dichtergeistes und allen den Verdüsterungen des Mißmutes, in welche ihn eine jahrzehntelange Erfolglosigkeit versetzt hatte.

Daß Grillparzer für das junge Deutschland schwärmen würde, konnte man kaum erwarten. Doch er war dem Direktor des Burgtheaters dankbar, der die halbvergessenen Dramen wieder auf die Bühne gebracht hatte. In einem Schmollwinkel saß dagegen ein anderer deutscher, nach Wien verschlagener Dramatiker, der Holsteiner Friedrich Hebbel, und welche Menge von Erbitterung und Haß gegen Laube dieser bei sich auf-

Digitized by Google

gespeichert hatte, das kann man ja noch heute in seinen „Tagebüchern" lesen. Hebbel aber hatte eine durch seinen Geist elektrisierte Gemeinde um sich versammelt, und soweit sich in Wien der Groll gegen Laube regen durfte, fand er hier ein Ventil. Laube teilte nicht die Bewunderung der Hebbelianer.

Er warf ihm Mangel an theatralischer Anschauung vor und wies mehrere seiner Dramen zurück. Ich selbst habe den Dichter der „Judith" und „Maria Magdalena" mehrfach besucht; er machte den Eindruck eines kranken Löwen, der sich in seine Höhle zurückgezogen hatte und ingrimmig seine Mähne schüttelte und seine Tatzen zeigte. Er bot dem Burgtheaterdirektor noch eine andere verwundbare Seite; seine Frau Christine Enghaus war eine Schauspielerin des Burgtheaters und noch mehr von Laubes Gunst und Ungunst abhängig, als der dramatische Dichter, dem ja alle übrigen deutschen Bühnen offen standen.

Meine dritte Begegnung mit Laube fand in Leipzig statt, wo er die Direktion des Stadttheaters übernommen hatte. Sein Vorgänger, Herr von Witte, war durch eine feindliche Partei, welche gehässige Flugblätter gegen ihn ausstreute, verdrängt worden; er hatte sich aber edel gerächt, indem er dafür sorgte, daß Laube, mit dem er in Karlsbad alles Nötige besprochen, und den er dem Leipziger Rat auf das wärmste empfohlen hatte, sein Nachfolger wurde. Dies rechneten ihm indes die Laubeschwärmer gar nicht an; sie hängten die Wittesche Direktion, die im Schauspiel Vortreffliches geleistet hatte, immer tiefer herab und begrüßten den kommenden Direktor mit einem Hosianna, das in allen deutschen Blättern widerhallte. Die Leipziger Musterbühne wurde gepriesen, obschon sie zunächst nur auf dem Zeitungspapier stand. Laube sollte sich doch noch als Direktor einer Privatbühne bewähren, als ein Theaterleiter, der aus eigener Tasche wirtschaftete, und das war doch etwas anderes, als mit einem festen Gehalt eine große Hofbühne zu leiten. Der Fürst war noch nicht da, und schon hatte er eine Kamarilla gefunden, die sein Lob in allen Tonarten sang; daß dies auf Unkosten des verdienstlichen Herrn von Witte geschah, erbitterte einen großen Teil des Leipziger Publikums, und auch ich selbst, obschon keineswegs ein Gegner Laubes, hatte Bedenken gegen diese Lobhudeleien, die das Weihrauchfaß mit übertriebenen Huldigungen schwenkten. Und als der Triumphator seinen Einzug gehalten hatte, hielt ich es für angebracht, die Tageblattkritik gegen den Verdacht zu verwahren, als wolle sie mit allen kritiklosen Lobrednern in ein- und dasselbe Horn stoßen; ich betonte daher, bei aller Anerkennung der Verdienste Laubes und mit den besten Glückwünschen für seine Direktion, daß das Tageblatt eine gesinnungsvolle Opposition machen werde, wie sie König Friedrich Wilhelm IV. selbst geliebt und anerkannt habe. Die Herren um Laube, schriftkundige Schauspieler und Literaten, sahen aber hierin eine Kriegserklärung, und er selber suchte mich in einem langen Zwiegespräch davon zu überzeugen, daß sich ein Theaterdirektor jede Opposition, auch eine gesinnungsvolle, verbitten müßte. Diese Unfehlbarkeit wollte ich nicht zugestehen, und wenn es auch nicht

Digitized by Google

zum offenen Bruche kam, und das Tischtuch zwischen uns nicht ganz zerschnitten war, so kriselte es doch bedenklich hüben und drüben, und es standen sich auf einmal zwei feindliche Heerlager gegenüber. Laube selbst brachte noch in guter Einstudierung mein Schauspiel „Catharina Howard" und mein Lustspiel „Pitt und Fox" zur Aufführung. Doch in dem Konkurrenzblatt des „Tageblatts", den „Neuesten Nachrichten", knatterte bald ein heftiges Kleingewehrfeuer gegen mich los, kritische Bemerkungen jeder Art, böswillige Glossen, die mich als Kritiker bloßzustellen suchten, und überall in der auswärtigen Presse las man, daß das „Tageblatt" unfähig sei, die Laubesche Musterbühne nach Verdienst zu würdigen; und während eine Korrespondenz irgendwo im Süden hinzufügte, daß die Leipziger, mit einziger Ausnahme der Tageblattkritik, von der Laubeschen Theaterdirektion entzückt seien, las man irgendwo im Norden, daß das ganze Publikum zu wenig von der Kunst verstehe, um den Verdiensten Laubes gerecht werden zu können. Die Bühnenmitglieder selber wurden indes gegen mich mobil gemacht: eine erste Darstellerin verwahrte sich in den „Nachrichten" gegen einen Atmungsfehler, den ich ihr zum Vorwurf gemacht hatte; selbst die Damen des Chors erklärten feierlich, wenn mir ihre Kostümierung zu mangelhaft erscheine, so möchte ich doch selbst das Geld dazu hergeben, daß sie ihre Garderobe verbessern könnten; auswärts mehrten sich die Stimmen, die mir bescheinigten, daß ich bei meiner mangelhaften kritischen Einsicht unfähig sei, die Leipziger Musterbühne nach Gebühr zu würdigen. Da riß auch mir mal die Geduld, und ich schrieb einen geharnischten Artikel, der die Mißstände der Laubeschen Direktion mit Schärfe hervorhob. Die Antwort blieb nicht aus; nach dem Kleingewehrfeuer wurden nun die schweren Batterien demaskiert und my poor self in einem gereizten Aufsatz der Nachrichten vernichtet, der von einem Schauspieler, dem dramaturgischen Berater Laubes, Emil Claar, herrührte und mit seinem Namen unterzeichnet war. Glücklicherweise hatte ich zu meiner Abwehr eine gute Waffe, deren Handhabung mir weiter keine Mühe machte; ich ließ nur ein Gedicht wieder abdrucken, welches mich mit weihevollem Schwung verherrlichte, das vor einigen Jahren ebenfalls in den „Nachrichten" veröffentlicht worden war und denselben Verfasser hatte, wie das Pamphlet in Prosa, Herrn Emil Claar. Dann schrieb ich noch einmal eine wenn auch sachliche, doch scharfe Kritik, in welcher ich bei einer Teilaufführung einige Besetzungsfehler rügte, wohl mit Unrecht, wie ich jetzt glaube. An diese Kritik knüpfte sich, infolge eines kaum erklärlichen Mißverständnisses, das Attentat des Schauspielers Herzfeld auf den Laubianer Dr. Tellerstein, der eine Gegenkritik veröffentlicht hatte, ohne allzu heftig gegen mich vorzugehen, da er als Verfasser einer liebevoll verstehenden Biographie, die sich mit allen meinen Schriften in sehr eingehender Weise beschäftigt hatte, sein Pulver schonen mußte. An den tumultuarischen Vorgängen im Neuen und Alten Theater, die auf jenes Attentat folgten, hatte ich nicht den geringsten Anteil, ebensowenig an den bedauerlichen Ausfällen, die Tag für Tag in zahlreichen Zuschriften in den Spalten des Tageblatts sich gegen Laube

Digitized by Google

richteten und an den fulminanten Artikeln, welche, von ganz anderen Federn herrührend und ohne mein Wirken veröffentlicht, die Kampfgenossen Laube's und seine ganze Koterie in schonungsloser Weise angriffen. Davon war ich so überrascht, wie Laube es selbst nur sein konnte, und wenn er und seine Biographen mir dies alles in die Schuhe schoben, so zeugt dies, da ich von bösem Willen nicht sprechen will, nur von der größten Unkenntnis der Verhältnisse. Es hatte sich, durch die Maßlosigkeit der Laube-Enthusiasten und die Disziplinlosigkeit, die bei seiner Truppe herrschte, ebenso durch einige recht grobe Besetzungsfehler, wie die Zuerteilung der Rolle der Jeane d'Arc an eine Soubrette, Frl. Feuerstein, eine solche Masse von Zündstoff beim Publikum angehäuft, daß solche Explosionen unvermeidlich geworden waren. Nach der Entlassung Emil Claars trat eine Beruhigung ein; Laube dirigierte weiter, ich spendete mancher Vorstellung entschiedenes Lob — da rief der herabbröckelnde Plafonds des Neuen Theaters einen Konflikt zwischen den städtischen Behörden und dem Theaterpächter hervor, der mit der plötzlichen Verabschiedung desselben endete. Daß sich Laube mit dem Rat und dem Oberbürgermeister nicht gut zu stellen vermochte, trug ich doch wahrlich keine Schuld. Selbstverständlich verfolgte Laube zeitlebens die Seestadt Leipzig, wo sein Theaterschiff gescheitert war, mit ingrimmigem Haß; in seiner Schrift über „Das Norddeutsche Theater", in seinen „Erinnerungen" wurde die Stadt Leipzig und besondes ich selbst in den tiefsten Schatten gestellt, mir fälschlich die kleinsten Motive untergeschoben. Ich habe in meiner Nationalliteratur, in allen neueren Auflagen und auch in selbständigen Essays Laubes Verdienste mit größerer Wärme hervorgehoben, als dies in den meisten neueren Literaturgeschichten geschieht.

Theodor Mundt.

Einen anderen jungdeutschen Autor, der von dem Bannspruch des Bundestags betroffen worden war, aber sich bald wieder mit den Behörden auf guten Fuß stellte und Dozent an der Berliner Universität wurde, Theodor Mundt, lernte ich im Jahre 1844 kennen, als ich in Berlin als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardeschützen mein Jahr abdiente. Theodor Mundt hatte großes Aufsehen erregt, als er zuerst mit einem frivolen Madonnenkultus und den Lehren von der Emanzipation des Fleisches aufgetreten war, mit seinen späteren größeren Romanen, seinem „Thomas Münzer" und anderen rechtfertigte er nicht die Erwartungen, die man nach seinem ertsen Auftreten von ihm hegen zu dürfen glaubte, ebenso wenig mit seinen literaturhistorischen und dramaturgischen Schriften, die oberflächlich und skizzenhaft, zum Teil aus einer geschäftsmäßigen Vielschreiberei hervorgegangen schienen. Und in seinen Reiseschriften, Erinnerungen an die Weltstädte, ihren Schilderungen hervorragender Persönlichkeiten, zeigte er sich als einen geistreichen und vielseitig gebildeten Autor, der in den Bahnen des Fürsten Pückler wandelte, ohne seine Marotten und hoch-

Digitized by Google

aristokratischen Launen zu teilen. Er war ein junger, liebenswürdiger Gelehrter mit einer gewissen Eleganz und Salonvirtuosität, wie sie weder Gutzkow noch Laube besaßen; in den Kreisen Varnhagens war er anfangs heimisch, bis der Apfel der Eris in den Saal der himmlischen Götter fiel; irgend eine Kritik Mundts, deren Wendungen nicht wohlerwogen genug waren, hatte dazu den Anlaß gegeben. Sehr oft machte ich mit Theodor Mundt Spaziergänge in der Umgebung Berlins und konnte mich dabei der angenehmsten Gespräche erfreuen.

Auch Theodor Mundt hatte seinen Salon, welchem seine Gattin Luise Mühlbach präsidierte, eine Dame, so voluminös wie ihre Romane. Dort wurde geplaudert, aber es wurden auch Gedichte und andere poetische Erzeugnisse vorgetragen. Mein Freund Feodor Wehl, der nichts weniger als ein Demokrat war, aber für einige epigrammatische Wespenstiche auf der Festung Magdeburg hatte büßen müssen, eine Haft, die ihm vielleicht weniger Kummer bereitet hatte als später seine mehrjährige Intendanz des Stuttgarter Hoftheaters, gehörte zu den ständigen Gästen des Mundtschen Salons; er trug dort seine Dichtungen vor, und auch ich mußte meinen „Robespierre" teilweise vortragen und zwar in meiner Uniform als Unteroffizier des Garde-Schützenbataillons, die zu dem französischen Revolutionsdrama nicht recht passen wollte.

Einmal war ich eben ermüdet von einem der großen Gardemanöver zurückgekommen, als ich eine Einladung zu einer Abendgesellschaft bei Theodor Mundt erhielt. Ich schickte in aller Eile eine schriftliche Zusage und legte mich dann zu einem Nachmittagschlaf hin, zu dem ich mir durch die Strapazen der vorausgehenden Tage ein gutes Recht erworben hatte. Als ich aufwachte, wurde es schon Dämmerung; ich suchte im Kleiderschrank meinen Frack hervor, denn ich wollte diesmal in Zivil erscheinen. Da brachte mir das Mädchen den Kaffee; ich verzichtete auf diesen Nachmittagsgenuß, da es schon zu spät war. Wie erstaunte ich, als ich erfuhr, daß dies mein Morgenkaffee sei; ich hatte die Mundtsche Gesellschaft gänzlich verschlafen und nicht viel von der dicken Luise Mühlbach geträumt.

Digitized by Google

Die Gattin des Connétable.*)

Von

Honoré de Balzac.

Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Der Connétable von Armignac ehelichte aus Ehrgeiz nach hohem Gesehick die Gräfin Bona, welche sehon kräftig verliebt war in den jungen Savoisy, den Sohn des Kämmerers Seiner Majestät des Königs Karl des Sechsten.**)

Der Connétable war ein rauher Kriegsmann mit saurer Miene und runzliger, dicht behaarter Haut, der stets finstre Worte sprach, stets einen aufknüpfen ließ, stets im Schweiß und Staub der Schlachten war oder Kriegslisten ersann, doch nicht solche der Liebe. Und so war dieser wackre Krieger denn auch wenig darauf bedacht, das Ragout der Ehe zu würzen; er benutzte seine artige Frau als ein Mann, der höhere Ziele verfolgt, wovor die Damen einen weislichen Graus haben, maßen sie nicht die Bettpfosten als alleinige Richter ihrer Ziereréien und Streiche zu haben wünschen.

Also auch die schöne Gräfin, sobald sie das Weib des Connétable geworden, nun erst recht in den Apfel der Liebe biß, denn ihr Herz war voll davon für besagten Savoisy, welches ihr Gefährte auch wohl merkte.

Da sie beide die gleiche Musik spielen wollten, so hatten sie ihre Lauten bald gestimmt und das Zauberbuch entziffert; und es ward der Königin offenbart, daß Savoisys Pferde öfter bei ihrem Vetter Armignac als im Hotel Saint Paul waren, woselbst der Kämmerer hauste, seitdem seine Wohnung auf Befehl der Universität zerstört war, wie männiglich bekannt ist.

Die tugendhafte und kluge Fürstin, im voraus einen sehlimmen Verdruß für Bona fürchtend, maßen der Connétable seine Klinge ebenso unbedenklich gebrauchte, als er seinen Segen gab, die besagte Königin also, die eine gewandte Zunge hatte, sprach eines Tages beim Verlassen der Vesper zu ihrer Base, als sie mit Savoisy Weihwasser nahm.

„Meine Teure, seht Ihr kein Blut in diesem Wasser?"

„Bah," erwiderte Savoisy der Königin, „die Liebe liebt das Blut, gnädige Frau . . ."

Welche Antwort die Königin sehr gut fand und sich aufschrieb, auch später in die Tat übersetzte, als ihr Herr und König einen ihrer Liebhaber verwundete, dessen Gunst man in dieser Geschichte wird lächeln sehen.

---

*) Diese Novelle ist das Vorbild des Dramas „Katherina Gräfin von Armagnac" von Vollmöller, das gegenwärtig in den Kammerspielen aufgeführt wird.

**) Regierte von 1388 bis 1392, verfiel dann in Wahnsinn und starb 1422. Seine Gemahlin Isabeau, die bayrische Fürstentochter, führte die Regentschaft.

Digitized by Google

Ihr wisset durch mancherlei Erfahrung, daß jeglicher der beiden Liebenden im Lenze der Liebe große Furcht hegt, das Geheimnis seines Herzens zu verraten; und sei es aus Vorsicht, sei es wegen der Freuden, die der holde Betrug der Liebe gewährt, sie spielen um die Wette Versteck. Doch ein Tag des Vergessens genügt, um all die vergangene Vorsicht zu begraben. Das arme Weib fängt sich in seiner Liebe wie in einer Schlinge; ihr Freund verrät seine Anwesenheit oder bisweilen sein Lebewohl durch etliche Spuren, einen Hosenlatz, eine Schärpe oder ein paar Sporen, die er durch einen schlimmen Zufall zurückgelassen; und siehe, ein Dolchstoß zerschneidet das so minniglich gesponnene Gewebe ihrer goldigen Wonnen. Doch wenn die Tage erfüllt sind, soll man dem Tode kein schlefes Maul schneiden, denn der Degen des Gatten ist ein schöner Tod für die Liebenden, wenn anders es einen schönen Tod gibt! Also sollte auch die holde Minne der Gattin des Connétable enden.

Eines Morgens hatte Herr von Armignac ein gut Stück Muße vor sich, wegen der Flucht des Herzogs von Burgund, welcher Lagny geräumt hatte. Der Connétable gedachte also seiner Dame Guten Morgen zu sagen und wollte sie sänftiglich wecken, also daß sie nicht aufgebracht ward. Doch sie lag in schweren Morgenträumen und antwortete auf sein Tun, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Laß mich doch, Karl!“

„Oh! oh!“ rief der Connétable, als er den Namen eines Heiligen vernahm, der nicht sein Schutzpatron war, „ich halte diesen Karl im Sinne.“

Damit sprang er aus dem Bette, ohne sein Weib zu berühren, und eilte mit feuerrotem Antlitz und mit gezücktem Degen dorthin, wo die Kammerfrau der Gräfin schlief, denn er meinte, daß diese Dienerin ihre Hände mit im Spiel hätte.

„He! He! Höllendirne!“ schrie er sie an, um seinen Zorn auszulassen, „sprich dein Vaterunser, denn ich werde dich zur Stunde umbringen wegen der Anschläge Karls, der ins Haus kommt.“

„Ach, gnädiger Herr!“ entgegnete das Weib, „wer hat Euch das gesagt?“

„Sei gewiß, daß ich dich ohne Frist umbringe, wenn du nicht die kleinsten Stelldicheins beichtest, und auf welche Weise sie sich ins Einvernehmen setzen. Wenn deine Zunge sich dreht und windet, wenn du mit den Wimpern zuckst, so ersteche ich dich mit meinem Dolche. Rede!“

„Erstecht mich,“ sprach das Mädchen. „Ihr werdet nichts erfahren.“

Der Connétable nahm diese treffliche Antwort übel auf und erstach sie auf der Stelle, so sehr hatte ihn der Zorn erhitzt. Dann kehrte er in das Schlafgemach seiner Gattin zurück und sprach zu seinem Knappen, den er auf der Treppe traf und den der Todesschrei der Magd aufgeweckt hatte:

„Geht hinauf, ich habe mein Wappen ein wenig stark verbessert.“

Ehe er jedoch wieder vor Bona trat, holte er seinen Sohn, welcher wie ein Kind schlief, und schleppte ihn zu ihr mit wenig sanftem Gebaren. Die Mutter machte die

Digitized by Google

Augen weit auf beim Geschrei ihres Kindes, wie ihr euch denken könnt; dann ward sie gar sehr bewegt, als sie den Knaben in den Händen ihres Gatten sah, welcher Blut an der Rechten hatte und beiden, Mutter und Kind, einen flammenden Blick zuwarf.

„Was habt Ihr?" fragte sie.

„Madame," fragte der Mann des kurzen Prozesses, „ist dieses Kind aus meinen Lenden oder aus denen Savoisys, Eures Freundes?"

Bei dieser Rede ward Bona bleich und sprang auf ihr Kind zu wie ein erschreckter Frosch, der ins Wasser hüpft.

„Oh, es ist wahrlich das unsre."

„Wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch seinen Kopf vor die Füße lege, so beichtet mir und antwortet grade heraus. Ihr habt einen Stellvertreter für mich erwählt?"

„Jawohl."

„Wer ist es?"

„Es ist nicht Savoisy, und nie werd' ich den Namen eines Mannes nennen, den ich nicht kenne."

Da erhob sich der Connétable und packte sein Weib am Arme, um ihr das Wort mit einem Degenstreich abzuschneiden. Doch sie warf ihm einen gebieterischen Blick zu und rief:

„Wohlan, tötet mich, doch rührt mich fürder nicht an."

„Ihr sollt am Leben bleiben," entgegnete der Gatte, „damit Euch eine größere Züchtigung zuteil wird als der Tod."

Und aus Furcht vor den Listen, Fallstricken, Redekünsten und Kniffen der Weiber in heikelen Fällen, welche sie bei Tag und bei Nacht, allein oder untereinander, in allen Lesarten studieren, verließ er sie mit diesem harten und bitteren Wort. Er ging unverzüglich, seine Diener auszufragen, und schaute sie an wie Gott, wenn er zürnt; daher antworteten ihm auch alle wie Gott dem Vater am jüngsten Tage, wo ein jeglicher Rechenschaft ablegen muß.

Keiner von ihnen kannte das ernstliche Ärgernis, das auf dem Grunde dieser kurzen Verhöre und listigen Fragen lag; doch schloß der Connétable aus ihren Worten, daß keine Mannsperson seines Gesindes die Finger im Spiel hatte, ausgenommen einen seiner Hunde, welcher stumm war, und den er zum Wächter des Gartens bestellt hatte. Den packte er mit den Händen und erwürgte ihn vor Wut. Diese Tatsache brachte ihn auf den Verdacht, daß der Liebhaber sich durch den Garten einschlich, welcher nur einen Ausgang hatte, nämlich ein Ausfallstor nach der Seine. Denen, so die Lage des Hotel d'Armignac unbekannt ist, muß gesagt werden, daß dieses nahe dem Königssitz bei Saint Paul einen beträchtlichen Raum einnahm. Auf dieser Stelle ward später das Hotel Longueville errichtet. Gegenwärtig aber hatte das Hotel d'Armignac eine schöne steinerne Vorhalle nach der Rue Saint-Antoine, war ringsum befestigt, und die hohen Mauern an der Flußseite gegenüber der Kuhinsel, an der Stelle, wo heute der Grèveplatz

Digitized by Google

ist, waren mit Türmchen besetzt. Die Zeichnung davon war lange zu sehen bei dem Herrn Kardinal Duprat, Kanzler des Königs. Der Connétable zerbrach sich den Kopf und fand im Grunde seines Hirns unter seinen schönsten Kriegslisten die beste heraus. Auch paßte er sie dem vorliegenden Falle so trefflich an, daß jener sich darin fangen mußte wie ein Hase in der Schlinge.

„Bei Gottes Tod!“ rief er aus, „mein Hörneraufsetzer ist gefangen, und ich habe Zeit, darüber nachzusinnen, wie ich ihm dienen werde.“

Dies ist der Schlachtplan, welchen der wackere rauhe Kriegsmann, der den Herzog Johann Ohnefurcht so gewaltig bekriegte, anordnete, um seinen geheimen Feind anzugreifen. Er nahm eine gute Zahl seiner treusten und geschicktesten Bogenschützen, postierte sie an den Uferwindungen und befahl ihnen bei den schwersten Strafen, ohne Ansehen der Person, ausgenommen ihn selbst, auf alle Leute seines Hauses zu schießen, die Miene machten, den Garten zu verlassen oder dem Liebhaber bei Tag oder Nacht Einlaß zu gewähren. Das gleiche geschah auf der Seite der Halle an der Rue Saint-Antoine.

Die Dienerschaft, selbst der Kapellan, wurde angewiesen, das Haus bei Todesstrafe nicht zu verlassen. Ferner ward die Wache auf beiden Seiten des Hotels Soldaten von seiner Leibkompagnie gegeben, mit dem Auftrage, die Seitenstraßen gut zu bewachen. Auf diese Weise mußte der unbekannte Liebhaber, dem der Connétable seine Hörner verdankte, auf frischer Tat ertappt werden, wenn er zur besprochenen Liebesstunde ahnungslos erschien, um seine Fahne auf dem rechtmäßigen Eigentum des Herrn Grafen aufzupflanzen.

Das war eine Fußangel, in die auch der Listigste fallen mußte, wofern er nicht von Gott ebenso ernstlich behütet ward, wie der gute Sankt Petrus durch den Heiland, als dieser ihn vor dem Ertrinken rettete, — an jenem Tage, da sie auf den Einfall kamen, zu erproben, ob das Meer ebenso feste Balken hätte wie die Erde.

Der Connétable lag mit Denen von Poissy in Fehde und mußte sich nach Tisch in den Sattel schwingen, so daß die arme Gräfin Bona in Kenntnis dieses Vorhabens schon am Tage vorher Sorge getragen hatte, ihren jungen Diener zu dem holden Zweikampf zu laden, in dem sie immer die Stärkere blieb.

Indessen der Connétable sein Haus mit einem Gürtel von Tod und Späheraugen umgab und auch Leute bei der Ausfallspforte in Hinterhalt legte, um den Liebhaber beim Herauskommen aufzugreifen, stand der armen Gräfin der Sinn nicht nach müßigen Scherzen.

Zunächst machte sich die mit dem Dolch an die Wand gespießte Kammerfrau los, schleppte sich zu ihrer Herrin und sagte zu ihr, daß der Herr Hahnrei nichts wüßte; und bevor sie ihre Seele aufgab, tröstete sie ihre teure Herrin mit der Versicherung, daß sie sich ihrer Schwester vertrauen könne, die Wäscherin im Hause und von solchem Schlage sei, daß sie sich wie Wurstfleisch zerhacken ließe, um ihrer Herrin gefällig zu sein, ja, daß sie das geschickteste und mutwilligste Frauenzimmer sei und unter den

Digitized by Google

kleinen Leuten von den Tournelles bis zur Croix du Trahoir im Rufe stünde, daß sie in heikelen Liebesangelegenheiten reich an Erfindungen sei.

Die Gräfin beweinte den Tod ihrer guten Kammerfrau und sandte zu der Wäscherin, ließ sie von ihrem Waschtrog zu sich bescheiden und beriet mit ihr hin und her über allerhand Listen, denn sie wollte Savoisy um den Preis ihres Lebens retten.

Zunächst beratschlagten die beiden, wie sie ihm den Argwohn des Hausherrn mitteilen und ihn bewegen sollten, sich ruhig zu halten.

So belud sich also die brave Wäscherin mit Wäsche wie ein Maultier und wollte das Haus verlassen. Doch in der Vorhalle fand sie einen Gewaffneten, der gegen alle Reden der Wäscherin taub blieb. Da entschloß sie sich aus besondrer Hingebung und Treue, den Soldaten an seinem schwachen Punkt zu fassen, und belustigte ihn durch so viele Zierereien, daß er trefflich mit ihr spielte, obwohl er wie zum Kriege gewappnet war. Doch nach dem Minnespiel wollte er sie nicht auf die Straße lassen, und als sie versuchte, sich von ein paar der Schönsten, die sie für galanter hielt, einen Paß siegeln zu lassen, wagte keiner der Bogenschützen, Reisigen und andren, ihr das schmalste Pförtchen des Hauses zu öffnen.

„Ihr seid boshaft und undankbar," sprach sie zu ihnen, „daß ihr mir nicht Gleiches mit Gleichem vergeltet."

Zum Glück erfuhr sie bei diesem Handel alles weitere und kehrte in großer Eile zu ihrer Herrin zurück, der sie die seltsamen Vorkehrungen des Grafen anvertraute.

Da begannen die beiden von neuem Rat zu halten, und sie plauderten noch nicht so lange, als man zwei Hallelujas singt, über diese Kriegszurüstungen, diese Wachen, Verbote, Befehle und zweideutigen, heimtückischen, trügerischen und teuflischen Maßnahmen, als sie durch den sechsten Sinn, der jedem Weibsbild verliehen ist, die besondre Gefahr erkannten, die dem armen Liebhaber drohte.

Die Herrin hatte bald gemerkt, daß sie allein das Haus verlassen durfte, und sie machte sich rasch auf, um dieses Recht zu nützen. Aber sie kam nicht so weit, als wie eine Armbrust schießt, maßen der Connétable vier von seinen Pagen befohlen hatte, die Gräfin stets zu begleiten, und zwei Fähnrichen von seiner Kompagnie, sie niemals zu verlassen.

Als die arme Gräfin ihr Gemach wieder betrat, weinte sie so viel wie alle Magdalenen zusammen, die man auf den Kirchenbildern weinen sieht.

„Ach!" sprach sie, „mein Geliebter wird also umgebracht werden, und nie werd' ich ihn wiedersehen! . . . Er, der so sanft in Worten, so anmutig in Schimpf und Kurzweil war! Dies schöne Haupt, das so oft auf meinen Knieen geruht hat, wird also fallen! . . . Wie, ich sollte meinem Gemahl nicht anstatt dieses reizenden und wertvollen Hauptes ein eitles und nichtiges Haupt hinwerfen! . . . Ein unreines Haupt für ein gesalbtes, ein gehaßtes für ein geliebtes! . . .

„Ha, Herrin!" rief die Wäscherin aus, „wenn wir den Sohn des Kochs die Kleider

Digitized by Google

eines Edelmanns anlegen hießen? Er ist vernarrt in mich und langweilt mich gar sehr. Und wenn er so angetan ist, setzen wir ihn zur Ausfallspforte hinaus?"

Da blickten sich die beiden Weiber mit teuflischem Mordblick an.

„Ist dieser Sudelkoch erst erschlagen," begann sie von neuem, „so fliegen alle Soldaten auf und davon wie Kraniche."

„Wohl. Wird aber der Graf nicht den Küchenjungen erkennen?"

Und die Gräfin, sich an die Brust schlagend, rief kopfschüttelnd aus:

„Nein, nein, meine Teure, hier dies Edelblut muß fließen; es darf nicht geschont werden."

Dann dachte sie ein wenig nach, sprang vor Freude hoch und fiel der Wäscherin um den Hals, indem sie sagte:

„Dafür, daß ich meinen Freund durch deinen Rat gerettet habe, verschreibe ich dir dies Leben bis zu deinem Tode."

Darauf trocknete die Gräfin ihre Tränen, nahm ein Gesicht wie eine Braut an, ergriff ihren Almosenbeutel, ihr Stundenbuch und wollte nach der Kirche Saint Paul, deren Glocken sie läuten hörte, maßen die Abendmesse gesprochen werden sollte. Diese schöne Zeremonie verfehlte die Gräfin als händelsüchtige Frau nie, gleich allen Damen vom Hofe. Darob hieß man diese Messe auch die „geputzte Messe", dieweil sich dort nur süße Herrchen, schöne junge Edelleute und parfümierte Damen trafen; kurz, man sah dort keine Kleider, die nicht mit Wappen geschmückt waren, noch unvergoldete Sporen.

So ging die Gräfin Bona von dannen, dieweil die Wäscherin gar verwundert zurückblieb, mit der Weisung, die Augen offen zu halten. Sie erschien in der Pfarrkirche mit großem Gepränge, geleitet von ihren Pagen, zwei Fähnrichen und von Bewaffneten.

Es gebührt sich zu sagen, daß die Gräfin in dem Schwarm hübscher Ritter, welche die Damen in der Kirche umwedelten, mehr als einen zählte, dessen Freude sie war und der ihr sein Herz geweiht hatte, gemäß dem Brauche der Jugend, nach welchem wir mehr als nötig auf unsre Tafeln schreiben, nur zu dem Zwecke, wenigstens eine aus der großen Zahl zu erobern.

Unter diesen nach zarter Beute lüsternen Raubvögeln, die allzeit den Schnabel auftaten und mehr durch die Bankreihen und zwischen den Paternostern umherspähen, als die Blicke auf den Altar und die Priester zu richten, war einer, dem die Gräfin bisweilen mit den Augen ein Almosen gab, darum weil er sich minder mit Nichtigkeiten befaßte und tiefer angelegt war als die übrigen.

Dieser lehnte still an immer dem gleichen Pfeiler, ohne sich zu rühren, und wahrlich verzaubert durch den bloßen Anblick der Dame, die er sich erkoren. Sein bleiches Antlitz war sanft und melancholisch. Sein Ausdruck zeugte von einem wohlausgestattetem Herzen, einem von denen, welche sich von glühenden Leidenschaften nähren

Digitized by Google

und sich mit Wonne in die Verzweiflung einer aussichtslosen Liebe versenken. Von solchen Leuten gibt es wenige, dieweil man gemeiniglich mehr das liebt, was bekannt ist, als die unbekannten Seligkeiten, die in der Tiefe der Seele liegen und erblühen.

Besagter Edelmann erschien der Gräfin, wiewohl seine Kleider von gutem Schnitt und reinlich und einfach waren, ja selbst einen gewissen Geschmack im Aufputz verrieten, als ein fahrender Ritter, der sein Glück machen wollte und nichts sein eigen nannte als Mantel und Degen. Darum auch wünschte sie ihm die Gunst der Frauen und Glücksgüter, sowohl aus Verdacht auf sein geheimes Elend, wie auch, weil er sie heiß liebte, und ein wenig auch, weil er schmuck aussah, schöne schwarze, sehr lange Haare hatte und von schöner Gestalt war, und weil er demütig und in allem gefügig blieb. Um aber nicht Mangel an Liebhabern zu leiden und ihrem guten Hausfrauensinn folgend, nährte sie seine Glut je nach ihrer Laune mit etlichem Zuspruch, etlichen Blicken, die sich ihm entgegenringelten wie Natternmäuler, und machte sich jederzeit lustig über dies junge Leben, als Fürstin gewöhnt, mit kostbareren Dingen zu spielen, als es ein junger Ritter war. Und wahrlich, ihr Gatte, der Connétable, wagte das Königreich und alles dran, wie unsereines einen Gulden beim Spiele.

Schließlich, es war noch nicht drei Tage her, zeigte die Gräfin der Königin diesen Verfolger mit einem Blicke und sagte lachend:

„Dies ist ein Mann von hohen Eigenschaften."

Zufällig hatte die Gräfin bei diesem Edelmann das Rechte getroffen. Es war ein Ritter, der zu keiner Fahne geschworen hatte, namens Julian von Bois-Bourredon, welcher auf seinem Lehen nicht Holz genug geerbt hatte, um sich einen Zahnstocher zu schneiden, und keine höheren Güter besaß, als die reiche Natur, womit seine verblichene Mutter ihn sehr zu seinem Vorteil begabt hatte, denn er gedachte bei Hofe Nutzen und Zins daraus zu ziehen, wohl wissend, daß die Damen auf diese guten Gaben sehr begierig sind und sie hoch und teuer schätzen, wenn sie stets ohne Fehl zwischen Sonnenuntergang und -aufgang gewährt werden. Viele seinesgleichen haben derart den schmalen Weg der Frauen gewählt, um zu Ehren zu kommen. Doch er, weit entfernt, seine Liebe mit Maß und Ziel abzuteilen, vertat sie von Grund und Boden aus, sobald er bei der „geputzten Messe" der sieghaften Schönheit der Gräfin Bona ansichtig ward. Da fiel er in eine wahre Liebe, welche von großem Vorteil für seine Taler war, maßen er nicht mehr aß noch trank. Diese Liebe ist von der schlimmsten Art, dieweil sie uns zur Liebe der Enthaltsamkeit während der Enthaltsamkeit der Liebe anspornt; ein doppeltes Gebresten, deren eines genügt, einem Menschen das Lebenslicht auszulöschen.

Derart war der junge Herr beschaffen, dessen die gute Gräfin gedacht hatte und zu dem sie eilte, um ihn einzuladen, für sie zu sterben.

Als sie eintrat, erblickte sie den armen Ritter, der, seiner Liebe getreu, sie an dem Pfeiler lehnend erwartete, wie ein Kranker Sonne, Lenz und Morgenlicht erharrt. Dann

Digitized by Google

wandte sie den Blick von ihm ab und wollte zur Königin gehen, um ihren Beistand in diesem verzweifelten Fall zu erflehen, denn sie hatte Mitleid mit ihrem Geliebten; doch einer der Hauptleute sagte zu ihr im Tone tiefster Ehrfurcht:

„Madame, es ist Befehl ergangen, Sie mit keinem Mann noch Weib sprechen zu lassen, und wäre es selbst die Königin oder ihr Beichtvater. Bedenkt auch, daß unser aller Leben auf dem Spiel steht."

„So ist es nicht Euer Beruf, zu sterben?" gab sie zur Antwort.

„Und auch zu gehorchen," entgegnete der Krieger.

Die Gräfin kniete also auf ihrem gewohnten Platz zum Gebet nieder, und ihren Liebhaber nochmals betrachtend, fand sie, daß sein Antlitz magrer und hohler war denn je.

„Bah!" sprach sie zu sich, „ich werde mich über seinen Tod minder grämen. Er ist schon halb tot."

Bei diesem Gedanken warf sie dem besagten Edelmann einen jener heißen Blicke zu, die nur Fürstinnen und Französinnen zu Gebote stehen, und die falsche Liebe, die ihre schönen Augen bezeigten, bereitete dem Liebhaber am Pfeiler ein süßes Weh. Wer liebt nicht den heißen Ansturm des Lebens, wenn es derart das Herz umfließt, also daß es schwillt? Die Gräfin merkte mit einer Freude, die in der Seele der Frauen stets neu erwacht, die Allmacht ihrer herrlichen Blicke an der Antwort, die der Ritter ihr schweigend gab. Und wahrlich, die Röte, die seine Wangen bedeckte, sprach beredter als die besten Worte der lateinischen und griechischen Redner und ward auch wohl vernommen. Bei diesem holden Anblick ergötzte die Gräfin sich, um sicher zu sein, daß dies kein Naturspiel sei, damit, zu erproben, wieweit die Macht ihrer Augen ginge. Und nachdem sie ihren Diener mehr denn dreißigmal angefeuert hatte, glaubte sie fest, daß er bereit sei, tapfer für sie zu sterben. Dieser Gedanke rührte sie dermaßen, daß sie zwischen ihren Gebeten dreimal versucht war, ihm alle Freuden der Sterblichen auf einmal zuzuwerfen und sie ihm in einer einzigen Liebesgebärde zu schenken, damit man ihr nicht dereinst vorwerfen könnte, nicht allein das Leben, sondern auch das Glück dieses Edelmannes verscherzt zu haben. Als der Priester sich umkehrte und dieser schönen geputzten Herde das Missa est ecclesia entgegensang, wählte die Gräfin den Ausweg nach der Seite des Pfeilers, an dem ihr Liebhaber stand, schritt an ihm vorbei und suchte ihm durch einen deutlichen Blick zu bedeuten, daß er ihr folgen möge. Dann, um ihn im Verständnis und der bedeutsamen Auslegung dieses leisen Lockrufes sicher zu machen, wandte sich die kluge Dame, nachdem sie weiter gegangen, ein wenig zurück, um von neuem seine Gesellschaft zu fordern. Sie sah, wie er von seinem Platz etwas emporfuhr und nicht näher zu treten wagte, so bescheiden war er; doch auf dies letzte Zeichen hin mischte sich der Edelmann, sicher, daß es nun keine Anmaßung war, unter ihr Gefolge mit kleinen und leisen Schritten. Und ob er nun hinten oder vorn, rechts oder links schritt, stets warf ihm die Gräfin einen leuchtenden Blick zu, um ihn besser an sich zu locken, gleich einem Fischer, der die Angel langsam emporhebt, um den Gründling

Digitized by Google

in der Luft zu wiegen. Kurz, die Gräfin trieb das Handwerk der Freudenmädchen, wenn sie das Weihwasser auf ihre Mühle leiten wollen, so gut, daß man hätte meinen können, nichts sei einer Dirne so ähnlich wie ein Weib von hoher Geburt. Und wahrlich, als die Gräfin die Vorhalle ihres Hauses erreichte, zauderte sie, sie zu betreten; dann wandte sie das Antlitz von neuem dem armen Ritter zu und lud ihn ein, sie zu begleiten, indem sie ihm einen so teuflischen Blick zuwarf, daß er auf die Königin seines Herzens zueilte, da er sich von ihr gerufen wähnte. Alsbald reichte ihm die Gräfin die Hand, und alle beide, aus verschiedenem Anlaß kochend und schaudernd, betraten das Haus. Zu dieser Stunde schämte die Gräfin sich all dieses kupplerischen Gebarens zum Zwecke des Todes, nicht minder aber, daß sie Savoisy verriet, um ihn besser zu retten. Allein dieser leichte Gewissensbiß hinkte ebensosehr wie die schweren und kam zu spät. Als die Gräfin alles eingefädelt hatte, stützte sie sich fest auf den Arm ihres Dieners und sprach zu ihm:

„Kommt schnell in mein Zimmer, denn ich habe mit Euch zu reden . . ."

Und er, nicht ahnend, daß er sein Leben wagte, war keiner Antwort fähig; so erstickte ihn die Aussicht auf das nahe Glück. Als die Wäscherin den schönen Jüngling so geschwind an der Angel sah, sprach sie:

„Jawohl, nur die Damen vom Hofe verstehen sich auf solche Geschäfte."

Dann betrachtete sie den Hofmacher mit tiefer Verbeugung, in die sich der ironische Respekt vor solchen mischte, welche für so geringen Anlaß ihr Leben dransetzen.

„Picarde," sagte die Gräfin, indem sie der Wäscherin am Rock zupfte, „ich finde nicht die Kraft zu dem Geständnis, mit welchem Preis ich seine stumme Liebe und seinen schönen Glauben an die Redlichkeit der Frauen zu belohnen gedenke."

„Bah, Madame, wozu ihm das sagen? Schickt ihn befriedigt durch das Ausfallstor. Es fallen so viele Männer im Kriege für nichts. Kann er nicht für etwas sterben, was Grund hat? Ich schaffe Euch einen andern, wenn das Euch tröstet."

„Genug," rief die Gräfin, „ich will ihm alles sagen. Das soll die Strafe für meine Sünde sein." —

In dem Glauben, daß seine Dame mit der Weibsperson ein paar Anordnungen und geheime Dinge beredete, um in dem versprochenen Zwiegespräch ungestört zu bleiben, hielt der unbekannte Liebhaber sich bescheiden zur Seite und blickte die Fliegen an. Freilich sagte er sich, daß die Gräfin sehr verwegen sei; doch fand er, wie selbst ein Buckliger es getan hätte, tausend Gründe zu ihrer Rechtfertigung und hielt sich für sehr würdig, solch einen Wahnsinn einzuflößen. Diese guten Gedanken erfüllten ihn, als die Gräfin die Tür ihrer Kemnate öffnete und ihren Ritter einlud, ihr zu folgen. Hier ließ die mächtige Dame all den Zubehör ihres hohen Geschicks fallen und ward zu einer schlichten Frau, die sich ihm zu Füßen warf.

„Ach, schöner Herr," sprach sie, „ich stehe sehr in Eurer Schuld. Hört mich an. Wenn Ihr dies Haus verlasset, findet Ihr den Tod. . . ie Liebe zu einem andern,

Digitized by Google

die mich entflammt, hat mich verblendet, und ohne daß Ihr hier seinen Platz einnehmen könntet, habt Ihr ihn vor den Mördern zu behaupten. Das ist die Freude, zu der ich Euch lud."

„Ach," sprach Bois-Bourredon, indem er eine finstre Verzweiflung in seinen Herzensgrund versenkte, „ich danke Euch, daß Ihr Euch meiner bedient habt als eines Gutes, das Euch gehört. . . . Ja, ich liebe Euch so, daß ich täglich darauf sann, Euch nach Art der Damen etwas zu bieten, was man nur einmal geben kann. So nehmt denn mein Leben hin!"

Und der arme Ritter schaute sie, dies sagend, mit einem Blick an, als wollte er alle Tage seines Lebens hineinlegen. Als Bona diese tapferen und liebenswürdigen Worte vernahm, erhob sie sich plötzlich.

„Ach, wäre nicht Savoisy, ich würde dich lieben!" sprach sie.

„Ach, mein Schicksal ist also vollendet!" seufzte Bois-Bourredon. „Mein Horoskop sagt mir, daß ich durch die Liebe einer großen Dame sterben werde. O Gott!" sprach er, nach seinem guten Degen greifend, „ich will mein Leben teuer verkaufen; doch ich werde zufrieden sterben in dem Gedanken, daß mein Tod der Geliebten das Leben rettet! Ich werde in ihrem Gedächtnis besser leben als in der Wirklichkeit."

Als die Gräfin die Gebärde und das leuchtende Antlitz dieses tapferen Mannes sah, ward sie mitten ins Herz getroffen. Und alsbald verletzte es sie tief, daß er sie scheinbar verlassen wollte, ohne auch nur eine kleine Gunst zu erbitten.

„Kommt, ich will Euch schmücken," sprach sie und machte Miene, ihn zu umarmen.

„Ach, Herrin," erwiderte er, indem das Feuer seines Blickes sich durch einen leichten Tränenflor trübte, „wollt Ihr meinen Tod vereiteln, indem Ihr mein Leben zu wertvoll macht?"

„Wohlan," sprach sie, durch die Glut dieser Liebe gezügelt, „ich weiß nicht, wie das alles noch endet. Doch komm. Später kommen wir alle in dem Ausfallstor um."

Die gleiche Flamme durchloderte ihre Herzen und die gleiche Saite erklang in beiden; sie umarmten sich rechtschaffen, und in dem köstlichen Anfall von Wahnsinn und Fieber, das Ihr männiglich kennt, vergaßen sie alles, die Gefahr, die Savoisy drohte, die eigne, den Connétable, den Tod und das Leben.

Indessen hatten die Späher dem Connétable gemeldet, daß der Liebhaber gekommen sei, und ihm berichtet, wie der Edelmann in seiner Raserei nicht der Blicke geachtet hätte, welche die Gräfin ihm während der Messe zuwarf, um ihn vor dem Tode zu bewahren. Sie fanden ihren Herrn in großer Eile, nach dem Ausfallstor zu gelangen, da nämlich seine Schützen am Ufer ihm von weitem zugerufen hatten:

„Da kommt Herr von Savoisy."

Und wirklich war Savoisy zur besprochenen Stunde gekommen. Und da er wie alle Liebenden nur an seine Dame dachte, hatte er die Späher des Grafen nicht bemerkt und war durch das Ausfallstor gekrochen. Durch dieses Sichkreuzen der Liebhaber

Digitized by Google

geschah es, daß der Connétable die Worte derer, die von der Rue Saint Antoine kamen, kurz unterbrach und ihnen mit gebieterischer Handbewegung verbot, ihm zu widersprechen.

„Ich weiß, daß die Bestie gefangen ist!“ . . .

Darob stürzten alle mit großem Lärm in die besagte Ausfallspforte und schrien: „Tötet ihn! Tötet ihn!“

Und Gewappnete, Bogenschützen, Connétable, Hauptleute, alle stürzten über Karl Savoisy, das Patenkind des Königs, her und erschlugen ihn just unter den Fenstern der Gräfin. Und das Ächzen des unseligen Jünglings mischte sich mitsamt dem Gebrüll der Soldaten gar schmerzlich in die leidenschaftlichen Seufzer und die Ausrufe des Liebespaares, das sich in großer Angst eilte.

„Ach,“ klagte die Gräfin, vor Schrecken bleich, „Savoisy stirbt für mich.“

„Doch ich werde für Euch leben,“ erwiderte Bois-Bourredon, „und werde mich noch glücklich schätzen, wenn ich mein Glück mit dem Preise des seinen bezahle.“

„Verbergt Euch in dieser Truhe,“ rief die Gräfin, „ich höre den Schritt des Connétable.“

In der Tat erschien alsbald Herr von Armignac mit einem Kopf in der Hand. Er stellt ihn blutüberströmt auf das Kaminsims und sprach:

„Hier, Madame, ein Bild, das Euch die Pflichten einer Ehefrau gegen ihren Gatten lehren wird.“

„Ihr habt einen Unschuldigen erschlagen,“ antwortete die Gräfin, ohne zu erbleichen, „Savoisy war nicht mein Liebhaber.“

Und indem sie so sprach, blickte sie den Connétable stolz an, mit solcher Verstellung und weiblichen Keckheit, daß der Gatte betroffen stand wie ein Mägdlein, das in großer Gesellschaft ein Wörtlein verlauten ließ; und ein Zweifel beschlich ihn, ob er kein Unheil angerichtet habe.

„An wen dachtet Ihr denn heute morgen?“ fragte er.

„Ich träumte vom König,“ antwortete sie.

„Und, meine Teure, warum habt Ihr mir das nicht gesagt?“

„Hättet Ihr mir geglaubt in der tierischen Wut, in der Ihr waret?“

Der Connétable schüttelte den Kopf und fragte weiter:

„Aber wie kam es, daß Savoisy einen Schlüssel zu unserer Ausfallspforte besaß?“

„Ach, ich weiß nicht,“ antwortete sie kurz, „ob Ihr für mich soviel Achtung hegt, um zu glauben, was ich Euch zu antworten habe.“

Damit drehte sich die Gräfin auf ihren Hacken behend um, wie eine Wetterfahne im Winde, und machte Miene davonzugehen, um ihren häuslichen Pflichten obzuliegen. Und denkt nur, Herr von Armignac war sehr verlegen über den Kopf des armen Savoisy, während Bois-Bourredon für sein Teil keine Lust hatte zu husten, als er den Grafen allein allerlei Worte brummen hörte. Endlich schlug der Connétable zweimal gewaltig auf den Tisch und sprach:

Digitized by Google

„Ich will über die von Poissy herziehen."

Damit ging er von dannen, und als die Nacht gekommen war, stahl sich Bois-Bourredon verkleidet aus dem Hotel.

Der arme Savoisy ward von seiner Dame heiß beweint; sie hatte alles getan, was eine Frau vermag, um einen Liebhaber zu befreien; und später beweinte sie ihn nicht nur, sondern sehnte sich auch nach ihm, maßen die Gräfin ihr Abenteuer der Königin Isabeau verplaudert hatte, und diese Bois-Bourredon dem Dienst ihrer Base abspenstig machte, um ihn in den eignen zu nehmen: so gerührt war sie von den hohen Eigenschaften und dem festen Mut dieses Ritters.

Bois-Bourredon war ein Mann, der durch die Damen dem Tod sehr empfohlen war. In der Tat war er so hochfahrend gegen jedermann durch die hohe Auszeichnung, die ihm die Königin erwies, daß die neidischen Höflinge einen Tag benutzten, wo er den König Karl schlecht behandelt hatte und der Ärmste sich just bei Verstande befand, um ihm sein Hahnreitum zu verraten. Da ward Bois-Bourredon im Nu in einen Sack genäht und in der Nähe der Fähre von Charenton in die Seine geworfen, wie männiglich bekannt ist. Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß mit dem Tage, wo der Connétable gewahr wurde, daß er unbedacht mit Messern gespielt hatte, seine brave Frau die beiden Morde, die er begangen, so gut zu benutzen wußte und sie ihm so oft an den Kopf warf, daß er sanfter ward als ein Katzenschwanz und auf den rechten Weg der Ehe kam. Er erklärte seine Gattin für eine tugendsame und ehrbare Frau, was sie ja auch war. Die Moral dieser Geschichte aber ist die: daß die Frauen in heiklen Augenblicken nie den Kopf zu verlieren brauchen, maßen sie der Liebesgott nie im Stiche läßt, insonderheit, wenn sie schön, jung und aus edlem Hause sind; ferner, daß die Liebhaber, wenn sie zum Stelldichein gehen, dies nie wie Gimpel tun sollen, sondern mit Maß und Ziel, und rings um den Fuchsbau auf alle ein Auge haben, um nicht in Schlingen zu fallen und ihr Leben zu verwirken; denn nächst einem guten Weibe ist das Köstlichste sicherlich ein hübscher Edelmann.

Heinrich Mann, ein Künstlerproblem.

Von

Walter Behrend.

Der Schöpfer der flammenden Historien der Herzogin von Assy wurde in Lübeck geboren, der nordischen Stadt, deren gotisches Zackenwerk, wie es der schlaue und stolze Geist kriegerischer Handelsherrengeschlechter heischte, in schwere Meeresluft stößt, in ergrauter Herrlichkeit, die trotzig und traumhaft in den Azur greift. Im Milieu einer überfeinerten Patrizierfamilie wuchs er auf. Sinnliche Trauer, Melancholie, zur Tragik

Digitized by Google

gesteigert, ist die Stimmung seiner Seele, überschattet ihn mit Einsamkeit und Verlorenheit, in der er verharren kann, beseligt nur von den lichten und boshaften Schauspielen, mit denen seine Phantasie ihn entzückt. Thomas Mann, seinen musikalischen Bruder, überragt er hier. Ihm fehlt, wie diesem, der sens intime, der Sinn intim zu werden, mit dem Stendhal seinen romantischen Octave nicht ausgestattet hat. Und eine feine Sentenz La Bruyeres wäre auf seine Seele anzuwenden, daß alle unsere Leiden daher kommen, daß wir nicht allein sein können.

Ironisch meinte Heinrich Mann von sich: „Man geht grelle Wege, legt das Viehische an Menschenfeindschaft. Nicht der Kitzel der andern ist das Ziel: wo wären denn andere. Sondern man schafft Sensationen für einen einzigen. Man ist darauf aus, das eigene Erleben reicher zu fühlen, die eigene Einsamkeit gewürzter zu schmecken." Die Fähigkeit südlicher Völker, für die er schwärmt, an den Grenzen der Dinge zu leben, ist bei ihm stark ausgeprägt, seine Sinnlichkeit, der die Gabe plastischer Intuition entsprang, hat ihn, den Bildner, vor metaphysischen Räuschen bewahrt. Für den Künstler (die Franzosen seien hier Beispiel) ist es wichtiger, die äußeren Erscheinungen, so viele wie nur möglich, heftig zu erleben, als nur sich selbst, sich zu ihnen in eine ganz bestimmte (nach der Individualität auszumessende) Distanz zu setzen. Man wird ruhiger dadurch, lebt bewußt und intensiver. In diesem Punkte muß man geschmeidig sein, um den Triumph des Willens zu feiern, der voll auf das Sinnliche gerichtet ist. Heinrich Manns Art gibt hier ein glänzendes Exempel. Ihn befähigen diese Eigenschaften, den modernen deutschen Roman großen Stils zu schaffen. Er verschwendet auch keine Unsumme von küntlerischen Kämpfen an das Problem, Ideal und Wirklichkeit auf einen reinen Akkord zu bringen. Er stilisiert einfach die Realitäten, die an unmittelbarer Eindringlichkeit deshalb keine Einbuße erleiden (im Gegenteil!), ist sensibel genug, einer zärtlichen Musik zu lauschen, die für ihn hinter allen Dingen singt. So gibt der Romancier Heinrich Mann bis auf das feinste durchgearbeitete Stimmungen, ist Ästhet sans phrase, den rauschende und schlichte Vorgänge fesseln; etwa nur eine flackernde Kerze, deren Licht in einen Silberspiegel, von Ebenholz umrahmt, springt, oder er gibt das kühl erfaßte Bild einer venezianischen Straße, die in der Tropenhitze zittert, in wundervoller Stimmung: „Sie schlichen zusammen um Mittag im stickigen Schatten der leinenen Schutzdächer den Korso entlang. Ein eherner Augusthimmel lastete auf den verödeten Palästen. Die Gecken mit ihren Mädchen waren von den Perrons vor den Caféhäusern verschwunden, die bunten Blumenverkäuferinnen schliefen, von den brennenden Schwellen flüchteten die goldenen Portiers. Beim Auftauchen eines vereinsamten Fremden mit dem Leinwandhut im Nacken, traten die Besitzer sehr teurer Geschäfte auf die Straße hinaus und boten ihm ihre Waren um ein Geringes an. Die Ausdünstungen der Läden, Parfüms, Blumen- und Tabaksdüfte durchdrangen den Geruch des erhitzten Asphalts, und eine leise Mahnung an Kloake plante über allem. Eine Zigarettenwolke blieb viertelstundenlang liegen in der stillen Luft."

* * *

Digitized by Google

1897 ist er in die Literatur eingetreten. 1901 erschien sein erster Roman von Bedeutung: „Schlaraffenland", ein Roman unter feinen Leuten. Andreas, ein Provinzler mit der Miene des Glückes, wird in das Berliner Literatenleben von 1893 geworfen. Er betritt die verschwenderischen Salons eines Börsenkönigs, dessen Gattin ihn lieben wird, die er, in eine Mönchskutte gehüllt, zu sich ins Bett zieht. La comédie humaine: er entrinnt seinem prekären Studentendasein, darf durch Frauengunst pompöse Träume, wie sie in den Herzen phantastischer Jünglinge flammen, verwirklichen, darf in Gold und Pracht wühlen, als hätte er der luziferischen Suada eines Vautrin, jenes majestätischen Galeerensklaven, gelauscht. Es handelt sich um eine schwächliche Imitation der Symphonien des robusten Balzac, an die viel Witz vergeudet ist. Die krausen, unerhörten Bahnen, über welche die Helden der ville-lumière hasten, sind auf die preußische Hauptstadt übertragen. Schnoddrige Requisiten dürfen nicht fehlen, nicht der Jammer der Nüchternheit. Andreas, der Dandy auf der Friedrichstraße, gewinnt die freche Hetäre seines Gönners, die er nach einer schrillen Orgie an sich preßt. Sein Schicksal ist besiegelt. Die Götter verlassen ihn, er versinkt wieder in die Alltäglichkeit. Das Experiment, das unterhält, mußte mißglücken, weil das grandiose Milieu fehlt. In dem spottsüchtigen Roman blitzt eine Fülle von scharfen Silhouetten, blendenden Charakteristiken auf, die Heinrich Mann erlebte und künstlerisch gab. Seine Art konnte er noch nicht verkünden.

Ein zweiter satirischer Roman „Professor Unrath" liegt vor, der feine Bericht von den Geschicken eines Schultyrannen. Das Ringen nach einem Stil, den der Dichter sich schaffen will, wird bewußter. Wir haben es mit einem Versuch zu tun, eine Unglaublichkeit glaublich zu machen, sie derart zu gestalten, daß sie schlechthin überzeugend wirkt. Hier ist eine psychologische Wandlung ohnegleichen kühn und folgerichtig ermöglicht worden: der senile Pädagoge Unrath durchläuft die Metamorphose zum Verbrecher, ohne daß der schneidende Ton seines Wesens abbricht, die Hochspannung seines explodierenden Charakters um einen Grad sinkt. In Gift und Haß krümmt sich dieses greise Geschöpf in der Idylle seiner Bürgerlichkeit, seines Oberlehrertums. In tollem Vernichtungsfanatismus kreischt er auf, schwingt er die dürre Faust, rasche Gier läßt ihn vor nichts mehr zittern. Er gerät in die schmutzigen Netze einer Chantanthuldin, vor der er stammelnd in schäbigen Kleidern steht. Trotz durchzuckt sein winziges Despotenhirn, er will sie, die auf dem Podium plärrt „wail lesch noch so klain uhnd so uhnschuldisch bin", seinem Schüler, dem nonchalanten Lohmann, abzwingen. Er heiratet sie. Vor der Stadt errichtet das lächerliche Paar eine Spielhölle, eine Lasterstätte, auf der Unrath, wie ein züngelnder Nachtalp brütend, seine ehemaligen Schüler, die er mit Haß belauert, zur Strecke bringt, Teufelstriumph in dem morschen Antlitz. Die ganze Stadt ist in Aufruhr, infiziert von den Ungeheuerlichkeiten des geifernden Scheusals. Das letzte Kapitel bricht grell ab: Unrath raubt dem Todfeind Lohmann in Hyänenwut eine Brieftasche, hinter ihm zu fliegt die grüne Tür des Gefängniswagens, gellt der Spott der Krapüle.

In meisterlicher Form sind die Vorkommnisse hingestellt, von der giftigen Beleuch-

Digitized by Google

tung der Groteske umflossen. Jedes Jota ist mit Haß und Verachtung gesetzt, gekritzelt mit der superioren Bosheit eines zerwühlten Herzens: der spitze Roman ist eine namenlose Satire auf die dumpfe Bourgeoisie. Kaum hat Thomas Mann, der Zärtlichere, in den „Buddenbrooks" so viel Galle gegen die Lübecker Oberlehrer verspritzt. Er tat es nur mit scheuer Ironie.

* * *

Wir stehen vor den bezaubernden Kapiteln der „Göttinnen", den Ekstasen, den elysischen Phantasien des Romantikers Heinrich Mann, die die Einbildung und Wirklichkeit mit rauschender Verklärung umfabeln. Nichts gleitet ins Wesenlose, in schattenhafte Sphären, die uns nichts angehen, alles umringt uns, alles empfinden wir fortdauernd schmerzlich, zerquält von der Tyrannei bielerner Tage. Es bleibt, wie geschrieben, nur ein Ausweg: die Wirklichkeit stilisieren. Heinrich Mann hat sie in den Assy-Romanen mit epischem Enthusiasmus, in dem jedoch die Foltern seines desillusionierten Geistes deutlich blinken, durch diese Perspektive begriffen und vorgegaukelt. Von goldenen Hörnern und Silberflöten schwebt die feierliche Musik in purpurne Dämmerungen, aus matten Adagien der Melancholie zu funkelnden Allegren orgiastischer Leidenschaften aufjubelnd, wie sie nie zuvor die Sinne aufstörten. Nie zuvor sind berückendere Gewalten im deutschen Roman gespürt worden. Dem schwelgerischen Latinisten d'Annunzio soll er ähneln; er hat kein Similigeschmeide, den schnöden Pomp bestechender Worte, zu verschwenden. Alles vielmehr ist an dem Künstler Mann problematisch, der mit der geschulten Sinnlichkeit, der gebändigten Phantasie des Romanen, die sich fest, leidenschaftlich, saugend an das Spiel der Erscheinungen schmiegt, mehr und mehr den für den Dichter besonders schwierigen Kampf aufnimmt, den Stoff, den Gegenstand gleichgültig zu machen und den absoluten Sieg der Form zu ermöglichen, die allein interessieren soll. Letzte künstlerische Ergebnisse sind schon die harten, blanken Sätze der Romane „Die Göttinnen" und „Zwischen den Rassen", die wie Dolchklingen funkeln. In breitem, bestrickendem Glanz entschwebt ihnen der Demantgehalt der Stimmung, die nie zerfahren wird, in der jede Nuance mit ungewöhnlichem Temperament und künstlerischem Bewußtsein erbracht ist.

Die Noblesse, mit der die „Göttinnen" geschrieben sind, darf nicht übergangen werden. Mit Symbolen ist der Brandaltar behangen, der heidnischer Sinnlichkeit in den brennenden Nächten des Südens flammt, und es erklingt wie jene Träumerei: Tout n'est ici bas que symbole et que songe. Les dieux passent comme les hommes, et il ne serait pas bon qu'ils fussent éternels. Tragödie ... In drei schimmernden Phasen, bacchantisch und symphonisch, sind die majestätischen Fata Violantes, der Herzogin von Assy, die selbst Italiens Purpurfirmament überschimmern, verbildlicht. Drei Kapitel, Diana, Minerva und Venus, sind es, drei Symbole, die die Wandlungen ihres prunkenden Geistes spiegeln,

Digitized by Google

Sinnbilder, die uns unmittelbar packen, weil sie die Summe unserer hellen Kämpfe auch überflammen, die Qualen unserer Seele: Freiheit, Kunst und Liebe. Am Ausgang dieser pathetischen Metamorphosen stirbt Violante in Abendschönheit, mit verwüstetem Leib, zwischen den Goldflammen schwerer Kandelaber und düsteren Nebeln. Schwarze Todespracht überflutet sie, und die blassen Truggestalten ihrer beseligten Agonie sind von einer Plastik, die die Phantasie der Gegenwärtigen nicht mehr überflügeln wird. Violante, die Condottieretochter, hat das stolze Gesicht, das in die Vergangenheit gehört, den kühlen Rasseleib, für den die zarten Grandseigneurs sich in Paris duellieren. Sie agiert eine Glanzrolle in der Operette des dritten Kaiserreichs, auf den Tuilerienfesten tanzt sie, tanzt an der Schwermut des welken Napoleon vorüber, kurz vor dem Donner der Saarbrückener Kanonen. „Der Krieg mit Deutschland brachte sie zum Stillstehen inmitten eines Tanzes, dessen Musik jäh abbrach. Den von Melodien gewiegten Kopf noch wollüstig im Nacken, fühlten die Tänzerinnen von ihren Lippen das Lächeln gleiten und ein Zittern um sie her von fernem Donner."

Sie siedelt nach ihrer adriatischen Heimat über, nach der Fischerstadt Zara. Ein blonder Volkstribun schwelgt vor ihr in der Musik seiner Tiraden, sie erliegt ihm. Gegen die lächerliche Dynastie beschwört sie eine Revolutionscharivari und flieht mit dem Brand vergeblicher Freiheitsideale über das Meer.

Mit schrillen Sätzen bricht die Dianaouvertüre ab. Violante lebt unter den Zypressen Italiens, die wie blaue Lanzen in den harten Sonnenhimmel stechen, im funkelnden Venedig unter schwarzwuchtenden Palästen, umbraust von Sternen und Abenteuern maßloser Epochen. Sie ist Minerva in Silbergewändern, die kühl die Zedernanmut ihres Leibes umgleiten. Wir wandeln eine Galerie bunter Figuren ab, unter denen Violante in Vestalinnenkeuschheit atmet, in magischer Einsamkeit. Und vom rauschenden Hintergrund, der von Gold und Lilien blitzt, heben sich die Silhouetten der unseligen Damen Blà und Properzia ab, ihrer verlorenen Freundinnen. Unter vielen taucht San Bacco auf, ein fröhlicher Marchese im Piratennimbus, der den Frühling der Garibaldilegende hinter sich hat. An seiner Bahre wird Violante trauern wie eine aufgelöste Andromache. Der Geliebte ihrer Seele aber ist Nino, der schüchterne Ephebe. Am Schluß des Minervaintermezzos wird den Siroccoleidenschaften ihrer alternden Psyche, die im dritten Roman stürmen, präludiert durch ihren Ausruf an San Baccos Leiche: „Ich aber, ich fühle in mir die Kraft von hundert Menschenleben!" In taumelnder Jugend wandelt sie unter dem Silberfirmament.

Der Venusroman beginnt. Betörend blitzen die rubinenbesäten Portale schwüler Pantempel. Violante wird nicht flatternden Herzens lieben, wie Lady Olympia, jene laszive Offenbachkönigin, sondern mit der überwältigenden Andacht einer symbolischen Gestalt. In unversöhnlicher Reinheit fröstelt sie unter trunkenen, wollüstigen Heiligtümern, in zermalmendem Aphroditekult. Über blassen Jünglingsleichen lodert ihre gierige Liebe, unersättlich, umgellt von der Wut eines ganzen Volkes. Alle Brünstigen

Digitized by Google

besitzen ihren Leib, und noch kurz vor den Wundern ihres Totenlagers zu Neapel jammert Rustschuk, der ihn nicht hatte.

Durch alle Bacchanalien werden wir gehetzt, alle Zauber der hysterischen Renaissance sind feil. Die Morgenrothymne auf die Sinnlichkeit, auf die Lust tönt, jauchzt in ungezählten Akkorden. Und was wäre außerdem! Geist ist nichts weiter als sublimierte Sinnlichkeit. Uns bleibt nur die Leidenschaft und ein harter Adel: Freiheit, Kunst und Liebe.

Dieselbe Form ist in dem jüngsten Roman „Zwischen den Rassen" gehämmert, dessen Herausgabe Albert Langen in München ebenfalls besorgt hat. Die Verdammnisse und Unruhen des Mischblutes sind verbildlicht; ein verschämter Platonismus von den zwei Seelenhälften ist geklärt. Die feinsten Schwingungen der Frauenseele werden deutlich. Lola, die unfrohe Abenteurerin, verfällt dem Italiener Pardi, einer Figur, die in Piselli und dem Sohn der lasterhaften Fürstin Cucuru in den „Göttinnen" schon vorweggenommen wurde. Er ist der drohende Don Juan von brutaler, tierischer Schönheit, wie ihn die Frauen lieben, die daran verderben. Der Casanovatyp ist ärmlich, stellt er doch die Zersplitterung des Komplexes der Empfindungen dar. Lola mit ihrer verirrten Sehnsucht wird daher dem Malheur ihrer Heirat fliehen und den stillen Arnold lieben, den Mann mit den Stimmungen und der Seele. Überwunden sind die Qualen ihrer Art, die zwischen den Rassen stand.

Die Drangsal seines eigenen Mischblutes macht für Heinrich Mann die Aufwerfung des Rasseproblems künstlerisch notwendig. Es wurde für ihn zuletzt fast zum Programm, daß die Menschheit des Nordens, die im Begriffe sei, am Geist zugrunde zu gehen, sich erneuern müsse durch die des Südens: durch ihre gesündere Animalität, die sie vor den Verführungen und Lastern des Geistes bewahrt habe.

Wir wollen noch bei den kostbaren Novellen „Flöten und Dolche" verweilen, bei der ersten: „Pippo Spano". Sie ist den Krämpfen, dem Flennen des Poeten Mario Malvolto gewidmet, der die Komödie der Gefühle spielt, die er nicht hat. „Ich fühle den melancholischen Stolz auf ein Werk, das nicht die Kraft schuf, sondern nur der Wille zu ihr; auf ein Leben ohne wahre Stärke, das nur sehnsüchtiger Drang in die Höhe reckt, wie eine Niobe ihre Arme. Ich sehne mich am Schlusse von allen, die ich gehabt habe, noch heute nach der Frau. Ich träume von ihr wie mit zwanzig Jahren — nur hoffnungsloser." Er hat Furcht vor dem Weibe, daß es das Mysterium seiner Jämmerlichkeit, seiner Schwäche entschleiere. In seine Ohnmacht brechen Machtträume vor Pippo Spano's Bild, des Condottiere. In einen Monolog legt Malvolto seine Besiegtheit, die Zerrüttung des Spätgeborenen. „All meine Sehnsucht drängt nach den Starken, die das könnten, nach den Condottieri des Lebens, die in einer einzigen Stunde ihr ganzes Leben verschlingen und dann glücklich sterben." Und Gemmas Erscheinung wird für ihn zum ungeheuren

Digitized by Google

Ereignis, das ihn aufschnellen läßt. Er erträumt Leidenschaften, in denen alle Ängste zerstieben, rauschend wie die silberne Ozeanbrandung. In den Schrecken des Todes wird der Trug des Hysterikers verwehen. Er will mit der heroischen Gemma, der verzückten Lateinerin, sterben, erdolcht sie und ist zu feige, die Klinge in sein Herz zu senken — ein steckengebliebener Komödiant, den die Kunst ausbrannte. Über der Dichtung leuchtet das Balzacwort: Semblables à ces criminels d'autrefois, qui, poursuivis par la justice, étaient sauvés s'ils atteignaient l'ombre d'un autel, il essayait de se glisser dans la sanctuaire de la vie.

Es ist vielleicht, zum künstlerischen Dokument verdichtet, ein Akt der eigenen Tragödie Heinrich Manns, die uns hier anheult. Sein Problem. Nicht das Schicksal eines einzelnen Individuums wurde in Malvoltos Figur vorgespielt, sondern das Schicksal eines ganzen Typus, das Fatum des modernen Talentes, das in geistiger Trauer an der Leere des Gefühls und der Phantasie verelendet — unsere Zeit sei schuld daran. Mancher von uns, der auch zum Literaten ernüchtert ist, fühlt das. Sie sind blasser als der Opernholländer und wimmern aus den Martern der Abgebranntheit und der Vereinsamung nach dem erlösenden Weibe. Nur im Intellekt blühen Einbildungen von Größe, die wir nicht in Taten verwandeln können. Über uns unheilige Ironie . . . .

Henriette Jacoby.

Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Jetzt war es auch an Jason, darüber erregt zu werden. „Was ist das, Doktor?"

„Also — man läßt mich rufen."

„Wer?"

„Professor Wilken. Aber es war noch ein Rat vom Kultus da, ein junger, kleiner, blasser Mensch, irgend ein angehender Auditor oder Richter von der Universität, glaube ich. Ich kannte ihn nicht. Man müsse mir eine Vermahnung erteilen, sagte er. Mein Lebenswandel gebe zu öffentlichen Ärgernissen Anlaß, es wäre stadtbekannt, daß ich unlautere Beziehungen zu einer verheirateten Frau unterhielte, die von ihrem Mann getrennt lebe. Solange das nur Gerüchte waren, hätte noch kein ausreichender Grund vorgelegen, dagegen einzuschreiten, aber jetzt wäre eine Anzeige eingelaufen, und da könne man es nicht weiter unberücksichtigt lassen. Ein derartiges offenkundiges Ver-

Digitized by Google

hältnis ließe sich mit der Würde und dem Ansehen eines zukünftigen königlichen Beamten und Bibliothekars nicht mehr vereinen; aber man würde es trotzdem dieses Mal auf die Fürsprache des Professor Wilken hin bei einem Monitum bewenden lassen, wenn von mir das Versprechen gegeben würde, durch mein Verhalten dem Gerücht keine neue Nahrung zuzuführen. An jedes Wort erinnere ich mich!"

„Und was sagten Sie ihm?"

„Nun, ich blieb eben nicht ruhig. Ich sagte ihm, daß mein Privatleben derart wäre, daß es keiner Einmischung bedürfe, und daß ich deshalb jede Einmischung von der vorgesetzten Behörde strikte ablehnen müßte; wenn er es aber wagen würde, die Beleidigungen, die er hier in seiner amtlichen Eigenschaft gegen den Ruf einer Dame geäußert habe, mir gegenüber vielleicht noch einmal als Privatmann zu wiederholen, so würde er von mir sofort die gebührende Antwort erhalten. — Sie hätten das Gesicht sehen sollen! Wilken war ganz entsetzt aufgesprungen. „Aber Herr Doktor," rief er, „bitte nehmen Sie doch Vernunft an. Eine ganze Weile dauerte es, bis der kleine, blasse Mensch sich faßte. Als Privatmann, sagte er, habe ich nicht die Ehre, Sie zu kennen und enthalte mich jeglichen Urteils. In meiner amtlichen Eigenschaft aber habe ich Ihnen noch weiter mitzuteilen, daß es mit der Gesinnung eines zukünftigen königlichen Beamten für unvereinbar betrachtet werden muß, im Hause eines Menschen ein- und auszugehen, der den Aufsichtsbehörden seit langen Jahren als politisch verdächtig bekannt ist und der — wie Sie wohl n i c h t wissen — schon einmal in eine peinliche Untersuchung wegen Geheimbündelei verwickelt war."

„Diese Hunde, — Hunde!" schrie jetzt Jason durch die Nacht, in Gedanken an die alten qualvollen Monate. Er hatte ein Gefühl dabei, als risse man ihm da innen eine Narbe auf.

„Oh," sagte Kößling, „ich höre noch jedes Wort. Ich könnte die ganze Szene malen. Das kahle Zimmer, ein paar Stühle an der Wand, ein paar alte Bilder — Männer darauf mit großen, grauen Perücken, — ein kleines birkenes Tischchen dann, mit einem ganz großen Tintenfaß, einem Stoß Papier und den Akten daneben. Unten im Erdgeschoß war es, und ganz hell war der Raum vom Schnee draußen."

Kößling stieß mit dem Fuß in die weiße Decke.

„Da sitzt Wilken, hier der kleine, blasse Rat im flaschengrünen, langen Rock, und ich stehe mitten im Zimmer. Mir hat man keinen Platz angeboten. Oh, Herr Gebert, ich blieb ihnen wirklich die Antwort nicht schuldig. Ich werde mir meinen Umgang, sagte ich, nie vorschreiben lassen, und ich scheide mit diesem Augenblick aus dem Dienst, da ich nicht weiter einer Behörde unterstehen kann, die vorgibt, der freien Wissenschaft die Wege zu bahnen und statt dessen Gesinnungsschnüffelei treibt. Als ich das gesagt hatte, sprang der kleine Rat auf und griff nach seinen Akten. Ich verlasse dieses Zimmer, quiekte er. Aber Wilken, er meinte es wirklich gut, sprach mir noch eine ganze Weile zu und suchte beizulegen. Ich wäre jetzt erregt und wöge deshalb die Worte nicht. In

Digitized by Google

ruhigen Stunden müsse ich mir selbst sagen, daß man nur mein Bestes wolle. Wenn ihm nicht an meiner Mitarbeit läge, und wenn er für die Wissenschaft keine Hoffnungen in mich setze, so hätte er ja einfach in die Entlassung willigen können, die man von vornherein, ganz ohne Angabe des Grundes beabsichtigt hätte; und ich solle jetzt ruhig wieder an meine Arbeit gehen, er würde mich dann noch einmal zu sich rufen lassen. Dann würde ich wohl anderen Sinnes geworden sein. Für mein jetziges Benehmen könne nur meine Jugend als Entschuldigung gelten, aber er würde schon alles wieder ins Lot bringen.

Aber ich antwortete ihm, daß es zwecklos wäre, und daß ich in einer Stunde auch nicht anders sprechen könnte, als ich es hier getan hätte. Man hätte hier von einer edlen Frau und einem Mann, dem ich unendlich viel in jeder Weise verdanke, gesprochen, als ob es sich um Gesindel handle, und man hätte meine Beziehungen zu dieser Frau, die nicht das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen brauchten, in einer Weise gedeutet, für die es für mich und jeden Menschen von Ehre nur noch eine Antwort gäbe. Aber da ich ihm eben diese Antwort nicht geben wolle und dürfe, so möchte man mir wenigstens sagen, von welchem Buben diese Verleumdung herrühre, damit ich ihn züchtige. Das hat man natürlich nicht tun wollen; aber ich werde es schon herausbringen — und wenn ich die Tage und Nächte daran setzen sollte."

Jason zuckte die Achseln. „Warum, Herr Doktor," sagte er, „sind Sie denn der Meinung, daß Ihre Wunde weniger blutet, wenn Sie den Hund prügeln, der Ihnen heimtückisch in die Waden gefallen ist?"

Darauf wußte Kößling nichts zu entgegnen und biß nur auf seine Unterlippe.

„Ja," sagte Jason und hielt im Gehen inne, „ziehen wir das Fazit. Sie sind also nun nicht mehr an der Bibliothek."

„Ich habe sogleich dem Direktorium," meinte Kößling, „mein Entlassungsgesuch eingereicht und um sofortigen Dispens bis zur Gewährung gebeten."

„Wissen Sie auch, daß das unklug war? Man legt sich nicht an mit der preußischen Regierung."

„Und Sie, Herr Gebert, was hätten Sie an meiner Stelle getan?"

„Ich? Wohl das Gleiche. Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich klug handele?"

Sie waren jetzt beide auf der Langen Brücke angelangt. Oben, ihnen zu Häupten, ritt der Kurfürst durch die Winternacht. Sein weißer Hermelin wehte hinter ihm her, und erstarrt in schreckhaften Stellungen wanden sich die eingehüllten Sklavenleiber unter den Hufschlägen seines Rosses. Die Uferwege lagen ganz hell; und schwarz, tiefschwarz preßte sich die unheimliche Flut zwischen ihnen hindurch. Eisnadeln und Platten trieb sie gegen die Brücke in einem ununterbrochenen Knirschen, Schleifen und Knistern, das durch die stille Schneenacht zu den beiden heraufdrang. Weiter unten spannen sich noch andere Brücken, gleich weißen Webeketten von Ufer zu Ufer; und drüben tauchten vor ihnen auf dunklem Grund die mächtigen Umrisse des Schlosses auf, hoch hinauf,

Digitized by Google

bis zu den lichten Figuren, die sich scharf gegen den dumpfen Nachthimmel abhoben. Aber unten auf dem weiten Platz erschienen die langen Budenreihen dagegen, über denen so ein rätselhafter, spärlicher Lichtschimmer lag . . . erschienen in ihren Schneelasten dagegen, wie die hohen, weißen Wogen eines Sees, die nun ein Machtwort hatte erstarren lassen, ehe sie noch ihre Wut gegen das schwarze Mauerwerk richten konnten.

„Ja," sagte Jason nach einer ganzen Weile des Sinnens, während immer noch sein Blick auf dem Winterbild da vor ihm ruhte. „Ja, Doktor, was nun? Was werden Sie nun tun?"

„Daran habe ich noch nicht denken können. Ich weiß nur, daß ich das fortwerfen mußte."

„Erinnern Sie sich, Doktor, was Börne einmal sagt?" versetzte Jason und wollte sich zum Gehen wenden. „Wir haben, und sie behalten recht, sagt er; so wird es Ihnen auch gehen. So geht es Leuten unseren Schlages immer. Wollen Sie nun wieder nur schreiben? Gott, wenn Sie erst mal wie Raupach für den Akt zwanzig Dukaten hier bekommen, können Sie ja sicherlich ganz gut dabei existieren."

Kößling faßte das Brückengeländer, griff mit beiden Händen tief in den Schnee hinein. „Ich weiß nicht, Herr Gebert, ob ich je wieder etwas schreiben werde. Ich habe seit Monaten für mich kaum die Feder angerührt. Vielleicht habe ich es mir bisher nur eingeredet, ich hätte etwas zu sagen. Man glaubt ja so vieles von sich. Hören Sie, was ich jetzt spreche. Ich kann nicht mehr zu Haus sein, ich laufe fort, die Nächte lang. Ich sitze die ganzen Nachmittage, die ganzen Abende seit Wochen und Wochen beim Schachbrett. Ich wüßte nicht, was ich sonst tun würde. Sie werden mich nicht verstehen, aber wenn in meinem Hirn sich die schwarzen und gelben Steine untereinanderschieben, dann bin ich glücklich, dann habe ich keinen andern Gedanken, keine andere Empfindung mehr. Sie marschieren da, bilden die Figuren, stellen sich da zu Reihen und zu Quadraten und lösen sich wieder in den seltsamen, unmöglichen Opfern. Noch Stunden, nachdem ich vom Brett aufgestanden bin, bis in meine wirren Träume spinnt sich das fort. Die Kinder sollen über ihre Spielsachen das Weinen vergessen. Lieber Herr Jason Gebert, ich glaube, ich würde weinen, die ganzen Abende weinen vor Sehnsucht und Elend, wenn ich mich nicht im Schach betäuben könnte. Ich spiele da immer mit einem Manne von vierzig Jahren, einem Witwer, dem die Frau vor kurzem gestorben ist, wir sitzen uns beide ganz stumm gegenüber — keiner spricht eine Silbe, — und schieben die Steine, das Roß, den Läufer, den Turm, die Dame. Partie folgt auf Partie — wir merken uns kaum, wer gewonnen hat, immer wirrer werden unsere Züge, immer unüberlegter — und doch wagen wir nicht vom Brett aufzustehen, denn wir wissen beide: nur hier sind wir geborgen, und schon an der Tür lauert es vielleicht wieder auf uns. — Wir haben uns das nie gesagt, nur der Blick des andern sagt es, wenn ich mich erheben will. Wirklich: manchmal, in stillen Nächten, da möcht ich die Hände ringen und beten!"

„Kößling, Kößling," rief Jason, „erinnern Sie sich, was ich Ihnen vor bald einem

Digitized by Google

Jahr sagte, wie wir beide an der gleichen Stelle standen. Damals in der Mondnacht? Ja? Das Leben ist ein Strom, sagte ich Ihnen, und in dem müssen wir schwimmen, so lange schwimmen, bis wir untergehen. Was haben Sie inzwischen gemacht? Ein paar Schläge — und schon sind Sie müde, und schon sind Sie verzweifelt. Ich schwimme nun schon fast zwei Jahrzehnte länger wie Sie in dem gleichen Strom, und ich habe mehr Elend, körperliches und seelisches gekostet, als Sie! Und wenn meine Schläge auch schwächer werden, ich halte durch, bis mir das Wasser über dem Kopf zusammenschlägt. Ich werde mich nie betäuben. Und auch im letzten Augenblick werde ich mich nicht an den brüchigen Strohhalm des Gebetes klammern!"

„Herr Gebert, was wissen Sie denn von mir und meinem Leben?! Ich habe gehungert und stolz gehungert, wenn die andern neben mir satt waren; aber solch ein Leben, ausgeschlossen sein von allem, das macht bitter. Sie vermochten doch Ihre Freude an der Schönheit zu finden. Sie hatten Ihre Porzellane, Ihre Bücher, Ihre Stiche. Ich bin immer nur wie ein Bettler um die Türen gelaufen. Sie meinen, daß das nichts wäre, und daß mir ja vielleicht dafür die Bäume des Waldes, die Blumen, die Wolken und die Worte der Dichter ebenso gehört hätten?! Weiß ich denn, wie ein Frühling aussieht? Bin ich nicht immer durch diese Welt gehetzt und gejagt, in ewiger Sorge um das bißchen Leben?! Ich kann mich nicht der Zeit erinnern, daß ich mal sorglos im Gras gelegen hätte — immer mußte ich weiter! Als Junge, ja, da habe ich einmal eine Harzreise gemacht, vom Geld, das ich mir vom Stundengeben abgespart hatte — und es regnete, regnete, regnete — früh und spät. Doch ich sah wenigstens einmal, daß es grüne Bäume gibt, und daß der Wald auch im Regen duftet. Aber am letzten Tag, Herr Gebert, wie ich meinen letzten Taler angriff, da wußte ich schon wieder, daß ich weitergejagt würde, ... von Morgen zu Morgen; daß ich von jetzt an nicht eine Stunde mehr am Wege ruhen könnte, und es gab im Augenblick keine grünen Bäume mehr für mich, und kein Wald duftete mehr für mich. Und so ist das nun stets gewesen, bald durch zwanzig Jahre — solange ich denken kann! Von der Stunde an, wo ich von der Volksschule ins Gymnasium kam, bis heute nacht. Gewiß, Dichterworte und Dichterträume hat es auch für mich gegeben, aber das Leben mit der Knute hat mich stets von neuem aus ihnen hinausgepeitscht. Und von dem, was unser Dasein vergolden soll, von dem, was unsere tiefsten, goldenen Stunden sein sollen, was habe ich denn davon bisher kennen gelernt und heimgetragen? Herr Gebert, — ich sage Ihnen, — nur ein paar ganz armselige Erinnerungen, die so kümmerlich und roh sind, daß mich jedesmal schaudert, wenn sie nur in mir auftauchen."

Sie waren indessen, ohne daß sie wußten, wohin sie ihre langsamen Schritte durch den Schnee lenkten, an der Spree entlang gegangen, den Uferweg, die Burgstraße hinabgewandelt, an verschneiten Zillen vorüber, die so ganz still und tot im Halblicht lagen. Von jenseits über das gurgelnde Wasser sah immer noch der phantastische Schloßbau mit der wechselnden Höhe seiner dunklen Geschosse und den krausen Linien seiner Dächer.

Digitized by Google

„Ich verstehe Sie, Doktor," begann Jason langsam und leise, und als es zu Ende ging, da sprach er hastig und laut. „Ich verstehe Sie, Doktor, und ich verstehe Sie doch wieder nicht. Sie mögen vielleicht recht haben mit dem, was Sie sagen, ich habe mir da für das, was ich eingebüßt habe, solch ein paar kleine mühselige Freuden am Leben erkämpft, und Hunger gelitten habe ich eigentlich nie, auch nicht der goldenen Stunden entbehrt, von denen Sie sprachen. Aber wissen Sie, Kößling, ich habe doch Hunger, mein Leben lang stets bittern Hunger gelitten, nach dem einen, was Sie gefunden haben und was Ihnen, ohne daß Sie einen Finger darum geregt haben, ohne Verdienst und ohne Mühe zugefallen ist. Oh, was sind Sie doch undankbar! Und wenn man mir sagen würde, ich sollte von hier bis Potsdam mit bloßen Füßen durch den Schnee laufen, um mit Ihnen tauschen zu können; hier, auf der Stelle, im Augenblick zöge ich meine Stiefel aus; und ich bin doch heute schon ein alter Bursche, der wirklich entsagen hätte lernen können. Sie neiden mir, Doktor, meine goldenen Stunden! — Nun, ich will Ihnen auch nicht gram sein. Sie haben mich die immer wieder siegende Macht des Lebens gelehrt, — aber was es heißt, ganz und für ewig in den Gedanken und Sinnen einer Frau leben, die so schön ist wie klug, so anbetungswürdig wie rein, — das habe ich nie erfahren. Und das habe ich gesucht, und gesucht, straßauf und straßab, mit wunden, lahmen Füßen, bis ich so steif und so grau wurde, wie ich es heute bin."

„Vielleicht haben Sie recht, Herr Gebert, all das, was ich Ihnen da gesagt habe, wäre undankbar und schlecht von mir, wenn ich wüßte, sicher wüßte, daß Ihre Worte eben Wahrheit waren. Gewiß, ich will's mich ja auch immer wieder glauben machen, aber gerade, da ich von Tag zu Tag mehr fühle, daß sie nicht wahr sind, da ich erkenne, wie die Geliebte meinen Händen und meiner Seele immer von neuem entschwindet, und ich immer wieder ihr nach ins Leere greife, da ich fühle, wie wir uns voneinander entfernen, auch wenn wir uns zueinander flüchten, gerade deshalb bin ich ja jetzt immer so grenzenlos verzweifelt. Was habe ich denn für einen Teil an Jettchens Leben? All ihre Kämpfe hat sie stumm gekämpft, und die ganze Luft ihres Lebens, in die ich eindringe, sie wird mir nicht mehr wie ein fremder Hauch. Was wissen wir beide denn bis heute voneinander? Sagen Sie mir das!"

„Und was sie Ihretwegen getan hat? Wer so handeln kann, Doktor?"

„Oh, das habe ich mir ja hundertmal schon vorgehalten. Aber endlich galt es nicht ebenso sehr ihr wie mir? Galt es nicht vielleicht Ihnen? Galt es nicht der ganzen Welt, in der sie einzig leben kann?"

„Herrgott im Himmel!" rief jetzt Jason, und er sprach da ganz gegen besseres Wissen, denn Kößlings letzte Worte hatten ihn doch seltsam verwirrt und betroffen. „Herrgott im Himmel! was sind doch Verliebte für komische Leute! Ich habe noch nie in meinem Leben Verliebte kennen gelernt, die sich nicht gegenseitig durch nutzloses Grübeln das Leben schwer machten; statt, daß Sie dem Schicksal die Hände küssen und dem da oben danken, wie gut Sie es haben. — Ich glaube nun dem jungen Herrn heute etwas Ange-

Digitized by Google

nehmes sagen zu können, und er tut, als ob alles für ihn verloren wäre. Ich bin heute abend bei meinem Bruder gewesen, hören Sie, und wir haben natürlich über Jettchen gesprochen, und es scheint mir, als ob man beginnt, sich mit der Sache abzufinden. An eine Einigung ist gewiß noch nicht zu denken, aber schon, daß man bei uns den Willen hat, die Sache um jeden Preis zu Ende zu führen, und daß kein Mensch mehr versucht, Jettchen im andern Sinne zu beeinflussen, schon das ist eigentlich für heute Sieg genug. Aber kommen Sie, Doktor, mir ist kalt, ich erzähle es Ihnen dann."

Und sie bogen vom Wasser ab, bogen in die Neue Friedrichstraße, die ganz schmal sich zwischen den dunklen Häuserreihen vor ihnen auftat, mit einem dünnen, ungetrübten Band von Weiß. Ganz glatt lag es im Licht der wenigen Laternen, die an den Ecken ihre eisernen Arme ausstreckten.

„Herr Gebert," begann Kößling, „Sie müssen mir verzeihen, was ich eben sagte, Sie müssen mir versprechen, nicht mehr daran zu denken. Die Szenen auf der Bibliothek, alle diese schwere Einsamkeit, die letzten Wochen, das hatte mich übermannt. Gewiß, ich war ungerecht, ich sage es mir ja selbst, wenn ich mir all das in Ruhe überlege."

„Oh," unterbrach ihn Jason, „seien Sie versichert, ich werde es Ihnen nicht nachtragen. In solch einer stillen Nacht, da redet man ja manches hin, was bei Lichte nicht bestehen kann. Aber nun will ich Ihnen erzählen. Hören Sie!"

Und Jason sprach. Er erzählte, daß er ganz überrascht gewesen sei, wie gut die Sache für sie beide stehe. Sein Bruder hätte, ohne daß er davon eine Ahnung gehabt hätte, schon Vorschläge gemacht, die er für sehr generös halte, und in denen er das erstemal seit Jahren die wahre Natur Salomons wieder gesehen hätte. Natürlich wäre man noch nicht darauf eingegangen, aber er erblicke doch darin einen Anfang, und schon das müsse sie beide freuen und ermutigen.

Jason kam ganz ins Feuer und ließ die Dinge weit rosiger erscheinen, als sie doch ausschauten. Ja, er sagte, daß er jetzt gar nicht mehr an einem glücklichen Ausgang zweifeln könnte. Welchen Abschluß aber diese Unterredung genommen, davon erzählte er Kößling nichts. Warum sollte er auch Doktor Kößling das anvertrauen?

Und Jason war gerade daran, sich selbst in diese aussichtsreiche Auffassung hineinzutrügen und ihr sogar musikalisch Ausdruck zu verleihen, indem er, durch eine merkwürdige Gedankenverbindung verleitet, die Ouvertüre aus dem Templer und der Jüdin zu pfeifen begann, als er neben sich ein Haustor knarren, einen Schlüssel schließen hörte, und als er sah, wie sich ein Tor öffnete und im Spalt der bloße Kopf des braven Vetters Julius auftauchte, um gleich wieder zu verschwinden. Nicht länger dauerte das, wie die Fischotter im Bach den Kopf heraussteckt, um Luft zu schöpfen und wupp, wieder untertaucht. Aber für Jason Gebert genügte es. Dann aber tuschelte und raunte es im dunklen Hausgang, und eine junge Person, mit heller, flatternder Chenille und hohem Federhut und Haaren so rot, daß man einen Dachstuhl daran anstecken konnte, trat heraus,

Digitized by Google

schnippte rechts, schnippte links mit dem Kopf und tappte vor den beiden her, mit den spitzen Stiefeletten durch den neuen Schnee.

Herrgott, sagte sich Jason, wo hast du denn die schon gesehen?! Und plötzlich war es Jason Gebert, als spüre er in der kalten Dezembernacht den Hauch eines warmen Frühlingsabends, und er sah eine Rosenbergsche Droschke an sich vorbei rattern, schwer bepackt und voligestopft, mit allerhand johlendem und quiekendem Weibs- und Mannsvolk. Und oben auf dem Bock saß neben dem Kutscher der neue Vetter Julius und schwenkte eine leere Weinflasche, die er auf einen Stock gesteckt hatte, und neben ihm, halb auf ihm, saß in armseliger heller Kattunfahne, um die Hüften gehalten von des neuen Vetters männlichem Arm, eine große, rote Person. Richtig, das war sie. Damals trug sie noch nicht solchen Chenillemantel und noch nicht solchen teuren Italiener, ... aber das war sie.

„Onkel Naphtali hat ganz recht, lieber Doktor," begann Jason schmunzelnd nach einer ganzen Weile, während die rote Person hinten im Dämmern um eine Ecke verschwand. „Unser verehrter Freund Julius Jacoby scheint wirklich meist bis in die späte Nacht eifrig im Geschäft tätig zu sein!"

„Wie kommen Sie darauf, Herr Gebert?" fragte Kößling erstaunt, denn er hatte nichts gehört und nichts gesehen.

„Oh," sagte Jason, „das fiel mir eben so ein." Und dann summte er weiter vor sich hin. Jetzt war er bei der Schweizerfamilie: Setz dich, liebe Emmeline, setze dich recht nah zu mir!

Eigentlich war der Vetter Julius gar nicht so übel. Immerhin, er hatte doch menschliche Seiten.

Langsam tappten die beiden an den Häusern entlang durch den frischen Schnee. Wie das so oft geht, war die schwere Stimmung Kößlings plötzlich umgeschlagen, und der Wind von Lebenslust schwellte ihm die Segel und trieb sein Schiff. Das würde doch nun alles gut werden, und er würde sich ja immer durchschlagen. Endlich war seine Stellung bei der Bibliothek ihm ja doch nur eine Zuflucht gewesen, und, genau betrachtet, ein Irrtum und eine Ablenkung von seinem eigentlichen, innersten Beruf. Jetzt würde er schon etwas zuwege bringen.

„Na, Herr Doktor," sagte Jason, und es war, als erriete er Kößlings Gedanken, „was wollen Sie nun beginnen?"

„Arbeiten, Herr Gebert!"

„Ich werde Ihnen etwas sagen, geben Sie doch Pfennigmagazine heraus."

Kößling lachte. „Das ist vielleicht ein guter Gedanke, Herr Gebert, denn mit schlechtem und jämmerlichem Geschmack ist immer viel Geld zu verdienen, aber ich will es doch lieber nicht tun. Nein, ich habe andere Dinge vor. Ich freue mich, daß ich von Büchern nichts mehr höre und sehe. Ich will etwas ganz Unabhängiges schaffen, etwas aus dem Heute, aus dem Berlin von jetzt, oder will vielleicht eine

Digitized by Google

Handwerkergeschichte aus meiner Heimat schreiben. Das kenne ich, das habe ich miterlebt."

„Ja," sagte Jason, „Sie haben gewiß recht. Manchmal will es mir auch scheinen, daß wir uns alle aus dem Leben hinausstudiert haben und uns nun wieder hineinleben müssen. Ihre letzten Arbeiten gefielen mir deshalb nicht, sie hatten einen so Jean-Paulisierenden Stil, der ist nicht Ihr Eigentum, der liegt Ihrem Wesen nicht, das müßten Sie doch lieber uns anderen lassen."

Kößling lachte ganz laut durch die Nacht.

„Aber," sagte Jason Gebert und blieb stehen, „was nun, Doktor? Trinken wir noch eine Flasche Chambertin? Schleiermachers Leibwein, Doktor, denn es ist verteufelt kalt, und ich möchte endlich wieder einmal unter Dach und Fach kommen."

Aber Kößling bat Jason Gebert, er möchte ihm verzeihen, wenn er es nicht täte. All das, was er heute erlebt, hätte ihn mitgenommen, und dann wäre er zugleich jetzt so beschäftigt mit seinen Plänen, es strömte so auf ihn zu, daß er es nicht möchte, daß seine Gedanken im Dunst der Weinstube gleich wieder verflögen.

„Denken Sie doch an Hoffmann," sagte Jason.

„Nein, Herr Gebert, ich glaube nicht, daß Hoffmann in die Weinstube gegangen ist, wenn er mit seinen Gespenstern allein sein wollte, ich meine, erst wenn er nach Hause schwankte und auf den leeren, weiten Gendarmenmarkt trat, sowie er sich an den Schreibtisch setzte, da wurden erst seine Gestalten und Geister lebendig, zerrten ihn am Rock und zogen ihn am Haar, rissen ihn hin und her und spielten endlich Fangball mit ihm, und nicht um sie zu bannen, sondern um ihnen zu entfliehen, ist er dann wieder die halben Nächte hindurch, fast bis zum Morgengrauen, in die Weinhäuser gegangen. Eigentlich war er nur nüchtern, wenn er trank."

Sie waren indes schon wieder in die breite, licht- und schneehelle Königstraße eingebogen, hatten sich durch die hohen zerfahrenen Schneeflächen des Damms getappt und standen schon wieder — den Schnee von den Schuhen klopfend — an der Ecke der Königstraße, unter einer zuckenden Gasflamme.

„Also adieu, Doktor, ich will nicht daran schuld sein, daß Bacchus bei Ihnen die Musen und Charitinnen verjagt. Wenn Sie irgend etwas wünschen, irgend einen Rat haben wollen, oder vielleicht etwas anderes brauchen, so wissen Sie ja, wo Sie jederzeit anklopfen dürfen."

Und wie Jason das sprach, da sah er drüben eine Gesellschaft von Menschen auftauchen, Ferdinand und Max und Eli, Minchen und Hannchen. — Und da es ihm nicht lieb war, etwa von ihnen gesehen zu werden, so zog er schnell seinen Hut, machte Kehrt und hinkte nach Hause, während Kößling noch einen Augenblick stehen blieb und ihm nachblickte.

Als Jason nach oben kam, sah er noch in Jettchens Stube Licht, und er klopfte, ob sie schon schliefe.

Digitized by Google

Jettchen hatte bis jetzt auf Jason gewartet, aber nun, als sie ihn kommen hörte, hatte sie doch nicht den Mut gefunden, ihm entgegen zu gehen, denn es sollte nicht aussehen, als ob sie seinetwegen so lange munter geblieben wäre, und dann fürchtete sie sich auch davor, üble Nachrichten zu hören. Desto lieber also war es ihr nun, daß Jason klopfte und fragte, ob er sie noch sprechen könnte.

Jason war guter Dinge, das sah Jettchen sogleich. Er erzählte, daß er jetzt das erstemal den Eindruck gewonnen hätte, daß ihre Sache nicht schlecht stände, ja man hätte sich sogar schon fast völlig mit dem Gedanken einer Scheidung vertraut gemacht. Onkel Salomon hätte in großmütigster Weise Vorschläge getan, die natürlich nicht angenommen worden wären, aber immerhin: das wäre doch ein vernünftiges Wort von ihm gewesen, und endlich, endlich ein Anfang. Tante Riekchen hätte zwar gewünscht, daß Jettchen sogleich in ihr Haus zurückkehre, aber er hätte dem mit aller Macht widersprochen. Das könne sie ja später noch immer tun, wenn die gerichtliche Scheidung erst im Gange wäre; bei Tante Riekchens schöner Art, immer wieder auf das zurückzukommen, was s i e wolle und mit allen Mitteln zu versuchen, ihren Kopf durchzusetzen, würde sie ja Jettchen das Leben jetzt zur Hölle machen. Da wäre es schon besser, sie bliebe noch einige Zeit bei ihm.

Jettchen war ganz erregt über die Nachricht. Alles Traurige, der dumpfe Druck der Bekümmernis, unter dem sie nun Wochen und Wochen dahingelebt, hatte sich plötzlich von ihr gehoben, und es durchströmte sie wie eine warme Welle von Lebenslust und Lebensmut. Und ehe Jettchen noch recht wußte, wie das geschah, und ehe Jason noch recht wußte, was das bedeute, hatte Jettchen auch schon ihre beiden bloßen Arme, denn sie trug gerade einen weinfarbenen Morgenrock mit offenen Ärmeln, — um Onkel Jasons Schultern gelegt und Onkel Jason auf den Mund geküßt und noch einmal rechts und links auf die Backen geküßt — und dann ganz lange wieder auf den Mund, — aus einem plötzlichen Gefühle der Dankbarkeit. Und dann senkte Jettchen den Kopf und schluchzte auf, aber das war nicht vor Unglück, sonern vor Freude, daß es nun gut würde.

Jason machte sich schwer los. Alles Blut war ihm zu Kopf geschossen. Solange sich auch Jason erinnerte, hatte ihn Jettchen nie geküßt, und er hatte Scheu empfunden, selbst ihre Hand zu berühren. Er wollte etwas sagen, wollte das mit einem Wort ins Lächerliche ziehen, um dem Zwang des Augenblicks dadurch zu entgehen, aber er stand ganz stumm da und brachte keinen Laut hervor.

„Doktor Kößling," Jettchen nannte ihn Jason gegenüber nie beim Vornamen, „war am Abend hier, er hätte dich gern noch gesprochen, Onkel. Ich weiß nicht, was er dir sagen wollte, aber er hatte irgend etwas, das sah ich ihm an."

„Ja, ja," meinte Jason, froh, auf einen andern Gesprächsstoff übergehen zu können, „richtig, — ich vergaß. Ich traf ihn noch. Es war nichts von Bedeutung. Aber eins, Jettchen, du mußt versuchen, ihm das Schachspielen abzugewöhnen."

„Wie soll ich das, Onkel?" meinte Jettchen und seufzte.

Digitized by Google

„Das geht mich gar nichts an, das ist deine Sache. Eine Frau kann aus dem Mann alles machen, der Mann aus der Frau nichts. Gute Nacht!"

Und damit ging Jason und ließ Jettchen allein.

Langsam, ganz langsam ging Jason den Flur entlang, nach seinem Zimmer. Er war erregt, freudig und traurig zugleich. Er hatte über das kurze Liebesgeschenk ein Glücksempfinden, das ihn in seiner sinnlichen Gewalt ganz trunken machte, und zugleich krampfte ihm die Angst, daß sein Traum je Wirklichkeit werden könnte, das Herz zusammen.

Und lange, lange lag Jason noch, nachdem das Licht gelöscht war, mit offenen Augen, träumend im Bett und starrte in das Zimmer, das von der Schneenacht draußen seltsam und milde durchleuchtet erschien, so daß man unschwer die Umrisse und Formen der Möbel, die dunkleren Flecke der Bilder an der Wand erkennen konnte. — Jetzt schlief Jettchen gewiß schon.

Und lange, lange lag Jettchen noch, nachdem das Licht gelöscht war, mit offenen Augen träumend im Bett und starrte in das Zimmer, das von der Schneenacht draußen seltsam und milde durchleuchtet erschien, so daß man unschwer die Umrisse und Formen der Möbel, die dunkleren Flecke der Bilder an der Wand erkennen konnte. — Jetzt schlief Onkel Jason gewiß schon. . .

Und der Schnee wich nicht, ließ sich nicht verjagen, er blieb lange Tage und Wochen bis ins neue Jahr hinein. Er zog sich in hohen Wällen am Bürgersteig dahin und kaum, daß man den Fußweg an den Häusern freigemacht hatte, so besann sich der Himmel nicht lange und streute auch schon von neuem Schneekörner und Flocken darüber aus. Einmal warf er Schneefedern herab, groß und breit wie Schwanendaunen und ein anderes Mal feine, rieselnde Körnlein, ganz dicht wie rinnender Sand. Und wenn auch immer wieder die Leute in Fausthandschuhen mit ihren Schiebern und Besen und Hacken und Schippen kamen, den Schnee fortzustoßen und seine Last zu den vorigen, zu den grauen Bergen warfen, der Himmel ließ sich das nicht verdrießen, und sobald man sich des Morgens die Augen rieb, da war wieder alles beim alten. Die Fahrstraßen, die Dämme waren dadurch mit der Zeit ganz schmal geworden, und sobald zwei Fuhrwerke aneinander vorüber mußten, ging das nie mehr ohne Lärm, Streit und Schimpfworte ab, bis endlich einer von den Fuhrleuten sich doch entschloß, mitten durch die Schneehügel zu fahren, und dann mußten die Gäule wild emporspringen und mit aller Kraft an den Strängen ziehen, um die Wagen herauszureißen.

Und wenn der Schnee schon nicht verging, so wollte der Rauhfrost darin auch nicht nachstehen. Tag für Tag war ganz seltsames Wetter, stets kalter Nebel und der Himmel dabei so tief, daß die Kirchtürme ringsum und die breite Schloßkuppe sich fast jederzeit im Wolkendunst verloren. Und selbst am hellen Mittag arbeitete da der Silberschmied Rauhfrost weiter an seinen grazilen und zerbrechlichen Kunstwerken, und in den Nachtstunden war er ebenso noch am Werk. Er gönnte sich keine Ruhe, als wisse er, daß seine Zeit doch nicht allzu lange währen könnte. Und um seine Arbeit

Digitized by Google

zu bewundern, ging Jason sogar hinaus in den Tiergarten; er schritt dort zwischen Wänden, die ganz dicht aus dem weißen Maschenwerk von hunderttausend Zweigen gewebt waren, dahin — auf ganz schmalen, niedergetretenen Pfaden, mitten durch ein weiches, blendend helles Weiß, das die Büsche verschüttet hielt und in dem jedes Leben ertrunken und versunken war. Gerade, daß der Nebel nicht weit sehen ließ, sagte er, das wäre so schön gewesen. Wie durch die Säle einer marmorweißen Alhambra wäre man dahingeschritten, und die Tannenbäumchen am Wege, deren Zweige von den Schneelasten ganz niedergedrückt waren, sie hätten ausgesehen wie verzauberte maurische Prinzessinnen, von Kopf bis Fuß eingehüllt in Spitzenkleider.

Daß Kößling nicht mehr an der Bibliothek arbeitete, hatte Jettchen nicht verborgen bleiben können. Irgendwie war's aufgekommen, schon am nächsten Tage — da ja selbst die dicksten Wände ein Geheimnis nicht festzuhalten wissen. Und in wenigen Stunden war es Stadtgespräch geworden. Daß man sich erzählte, man hätte Kößling dieses Skandals wegen schimpflich fortgejagt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Und nur die Wohlgesinnten berichteten noch, daß man ihm zart gewinkt hätte, seinen Abschied zu nehmen. Es war ganz wertlos, dem zu widersprechen, denn es glaubte es doch niemand, und es erübrigte sich ja eigentlich auch. Denn ob mit eigenem Willen und eigenem Entschluß oder durch höhere Macht und auf fremden Befehl, ob handelnd oder leidend, die Schlußsumme blieb für Dr. Kößling nun einmal bestehen, blieb ganz die gleiche: Durch alle seine sicheren Aussichten für die Zukunft war ein dicker Strich gemacht worden, und ob das nun mit Recht oder mit Unrecht geschehen war, das änderte nichts an der Tatsache. Und darüber jetzt noch zu grübeln und zu reden, hieß leeres Stroh dreschen.

Jettchen weinte sehr, als sie es erfuhr. Nicht ihretwegen weinte sie, sondern Kößlings wegen. Sie hatte das Gefühl einer schweren Verantwortung, als ob sie es gewesen wäre, die Kößling aus Brot und Lohn gebracht hätte, und nicht die Schimpflichkeit der Verdächtigung schmerzte sie, denn die letzten Monate hatten sie daran gewöhnt, sie hinzunehmen ohne zu zucken und hatten ihr Herz den Reden der Leute gegenüber stolz gemacht, aber die ganze Niedrigkeit, die in der Anzeige lag, machte sie doch jedesmal von neuem aufschluchzen, wenn sie nur wieder daran dachte. Von wem diese Anzeige ausgegangen sei, das hatte Kößling nicht erfahren können, und Jettchen hatte für ihre Vermutungen auch keine rechte Unterlage. Endlich war es auch so schmutzig und widerwärtig, daß weder sie noch Jason, noch Kößling sich Mühe gaben, den Angeber festzustellen. Wenn es wirklich von d e r Seite kam, wie sie vermuteten, nun so waren das eben Waffen, deren sie sich nicht bedienen wollten und auch nicht zu bedienen vermochten; — wie ja der unanständige Gegner von vornherein eben den Vorteil seiner Unanständigkeit genießt!

Jason dachte wohl flüchtig daran, ob er nicht vielleicht aus seinen nächtlichen Wahrnehmungen dem Vetter Julius einen Strick drehen sollte, aber der Gedanke wurde nie alt bei ihm, und Jason nahm nie Gelegenheit, auch nur davon zu sprechen.

Digitized by Google

Jettchen suchte sich gewißlich ebenso mit in die Täuschung hineinzureden, daß es für Kößling das Beste gewesen wäre, seine Stelle aufzugeben, und daß er dadurch gleichsam Raum für seine eigene Entwicklung gewonnen hätte; aber sie hätte nicht den klaren Blick der Geberts für Menschen und Verhältnisse haben müssen, wenn sie nicht alsbald auch bei aller Zuneigung zu Kößling empfunden hätte, daß mit dem Verlust der Stellung Kößling wieder an Halt und Festigkeit verloren hatte, und daß das Träumerische und Ziellose plötzlich wieder in ihm die Oberhand bekommen hatte, — das Träumerische und Ziellose, das im Grunde seines Wesens lag und das ihn auch schon früh aus der festen Bahn heraus, in die ungewisse Daseinssphäre eines Literaten gestoßen hatte.

Aber jedenfalls trug die Entlassung Kößlings und die Anzeige gegen ihn mit dazu bei, daß Jettchen den geplanten Besuch bei Tante Riekchen und Onkel Salomon immer wieder und wieder hinausschob. Denn, wenn bisher die Zuneigung zu ihrer Tante Riekchen kaum eine Trübung erfahren und Jettchen es bisher gleichsam nur als ein Mißverständnis empfunden hatte, das zwischen ihnen lag, — da man sie eben doch nur in bester Absicht in eine Lage gedrängt hatte, der sie sich um jeden Preis wieder entwinden mußte, — so konnte sie jetzt plötzlich über die Empfindung von Feindschaft und Kampf nicht mehr hinwegkommen, und so viel sie sich auch selbst zusprach, daß doch sicherlich Onkel Salomon wenigstens daran unschuldig sei, so brachte es Jettchen doch jetzt nicht über das Herz, die beiden und ihr altes Heim aufzusuchen und wiederzusehen.

Und zudem schien es noch, als ob Jason doch allzu freundlich geurteilt hätte, und die erste freudige Aufwallung Jettchens, weil sie nun glaubte, in allerkürzester Zeit von dem lästigen Joch befreit zu sein, machte wieder der Entmutigung von vordem Platz, wenn auch ihre Schatten sich nicht mehr ganz so tief über ihr Leben zu senken vermochten. Noch sah zwar Jettchen keinen Ausgang aus dem Labyrinth, in dem sie sich verfangen hatte, aber sie hatte doch die Hoffnung, daß sie nun bald einmal am Ende einer neuen Biegung die Helligkeit der Pforte aufblinken sehen müsse, und schon diese leise und schwankende Hoffnung machte es, daß Jettchen wieder mehr Anteil am Leben nahm und mehr auf sich und ihre Person achtete. Sie begann Freude an ihren neuen Kleidern zu haben, die so lange schon seit der Hochzeit, seit der ersten Anprobe fast unberührt in dem Schrank gehangen hatten, und sie konnte halbe Stunden damit zubringen, wenn sie zu den Schuten und Capotten die kleidsamsten Frisuren vor der Spiegeltoilette ausprobte oder die Morgenhauben um eine Schleife bereicherte oder verkürzte. Es war das keine Eitelkeit und Putzsucht bei Jettchen, sondern es stand ihr wohl an und es gehörte zu ihrem Wesen, sich mit Sorgfalt schön zu machen und so durch ihren Anblick den anderen Freude zu bereiten. Für wen tat sie es denn? Für Onkel Jason, der es gern sah, und für Kößling, dem es manchmal aufblitzte, daß Jettchen heute irgendwie anders aussähe als gestern oder vorgestern, der aber vergebens sich Rechenschaft darüber abzulegen versuchte, worin dieses anders, dieses schöner oder liebenswürdiger nun eigentlich bestände. Sonst sah Jettchen kaum jemanden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rundschau.

Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Sollen wir jetzt von der ersten in die zweite Etage ziehen? Das ist die Frage, die in den leitenden Geschäftskreisen ernstlich ventiliert wird. Die Industrie selbst dürfte sich durch diese Frage so getroffen fühlen, daß sie einen solchen Umzug natürlich verneinen wird. Einen Niedergang der Konjunktur, wie er jetzt so oft ziemlich phrasenhaft ausgesprochen wird, hat z. B. erst kürzlich die Direktion von Siemens & Halske in der Generalversammlung geleugnet, da die vorliegenden Aufträge die des Vorjahres nicht unbeträchtlich übersteigen. Schwartzkopff in Berlin hat von den italienischen Staatsbahnen weitere 24 Heißdampf-Schnellzugslokomotiven in Auftrag erhalten und ähnliche Äußerungen aus unseren großgewerblichen Zentren geben sich viele Mühe, unsere Marktlage noch immer als sehr günstig hinzustellen. Alle diese erfreulichen Momente helfen aber über das Rechenexempel nicht fort, daß die Gesundheit einer großen praktischen Tätigkeit weniger von der Größe ihrer Umsätze, als zuerst von der Größe ihrer Barmittel abhängt. In dieser Beziehung kann man ruhig sagen, die deutsche Hochfinanz hat die Industrie so über alle Maßen gefördert, daß es auch ohne den amerikanischen Krach bei uns zu einer starken Überdisposition gekommen wäre. Will man ganz kritisch verfahren, so könnte man sogar jene Zwischenfälle in New York als ein Glück für uns ansehen, da hierdurch wenigstens die Großbanken sofort zu einer Mäßigung ihrer bisherigen Politik schreiten mußten. Ohne diesen Zwang von außen würden unsere Geldverhältnisse heute sicher noch deroutierter sein. In diesem Sinne zürnen denn auch unsere Kaufleute über diejenigen Einschränkungen, welche ihnen heute auferlegt werden, ohne daß sie es sind, denen man im Gegensatz zur Industrie übergroße Ansprüche vorwerfen konnte. Wir haben aber doch keine reinen Handelsbanken mehr. Berlin, wo alles konzentriert ist und alle deutschen Kreditinteressen unterjocht zu sein scheinen, hat eben unseren Fabrikationen Jahre hindurch so viel Geld gegeben, daß es jetzt für seine kaufmännischen Kunden nichts mehr übrig hat. Man kann es aber den Letztbetroffenen nicht verdenken, daß sie sich energisch zur Wehr setzen, und keineswegs für das büßen wollen, was andere verbrochen haben. Ja, es geht noch weiter! Wollen doch gut Unterrichtete wissen, daß die Filialen unserer Großbanken diese kritische Zeit durchaus nicht zu einer klugen Milde benutzt hätten, sondern im Gegenteil oftmals nach dem Auslande hin eher pessimistische Auskünfte über die Lage vieler Handelsfirmen gaben. Ganz gleichgültig, ob die Rheinisch-Westfälischen Banken hierzu in einem erfreulichen Gegensatz standen, indem sie eher ermutigten und stützten, als ablehnten und düstere Prophezeiungen ausstießen, so sind doch die Wirkungen jener von Berlin aus diktierten Haltung recht niederdrückend gewesen. Selbstverständlich macht es sich unsere Kaufmannschaft etwas leicht, wenn sie auf eine starke Einschränkung der deutschen Industrie pocht, da ja auf diesem Gebiete auch ein Arbeitsmarkt in Betracht kommt, den man selbst nicht einmal teilweise brotlos machen darf. Ferner mag es vielleicht unserer Technik erwünscht sein, einmal eine zeitlang zu Atem zu kommen, um auf weitere Verbesserungen zahlreicher Methoden zu sinnen, aber die Grenzen hierfür lassen sich keineswegs aus dem Stegreif von irgend einem Bankdirektor stecken, da unter Umständen ein Stillstand zugleich einen Rückschritt bedeuten kann. Jedenfalls haben sich unsere Großbanken in vielen maßgebenden Handelskreisen neuerdings bedeutsame Gegner geschaffen und von keiner andern als von dieser Seite wird vielleicht in nächster Zeit eine Trennung der verschiedenen Banktätigkeiten unter anscheinend sehr sachlicher Begründung befürwortet. In unseren Bankkabinetten scheint man sich tatsächlich über das Nahen einer solchen Bewegung keinen Illusionen hinzugeben, denn sonst würden schwerlich einzelne

Digitized by Google

Bemühungen Londoner Finanziers, englische Banken nach unserem deutschen Muster einzurichten resp. zu erweitern, als so wichtig in der Presse hingestellt werden. In Wirklichkeit dürfte es dem einzigen Herrn Schuster, der in der City jetzt ein derartiges Großinstitut vorschlägt, kaum gelingen, über die ersten schriftlichen Versuche dabei hinauszukommen. Wenn die Engländer, selbst unter dem Ärger ihrer Fabrikanten und der Macht eines Chamberlain nicht zu einem Rückfall in den Schutzzoll gelangt sind, so werden sie auch sicher eine Teilung der Arbeit, wie sie ihre Banken längst durchgeführt haben, nicht mutwillig zerstören. Diese wachsenden Umklammerungen unserer einzelnen Banken seitens weniger Berliner Institute sind doch durchaus nicht ausschließlich auf wirtschaftliche Machterweiterungen zurückzuführen. Man erinnere sich nur, daß die Norddeutsche Bank in Hamburg von der Diskonto-Gesellschaft aus keinem anderem Grunde s. Z. aufgekauft wurde, als um aus dem beispiellosen Agiogewinn von zirka 30 Millionen die Verluste an Venezuela und dem Pariser Druckluftgeschäft abzuschreiben. Sollten wir also in nächster Zeit die Forderung wieder auftauchen sehen, daß andere Banken entweder Kredite geben oder Depositen nehmen (d. h. aus Neigung zu Zwischenzinsen ihre Verpflichtungen vermehren), so braucht man dabei keineswegs an börsenfeindliche und agrarische Quellen zu denken. Es mag heute noch voreilig sein, aber immerhin könnte eine frühe Zukunft zugunsten einer solchen Arbeitsteilung nach englischem Muster entscheiden. Indem wir voraussichtlich in dem ganzen Jahre 1908, wobei ja der Herbst wie gewöhnlich noch höheren Geldbedarf zeigen wird, einen Diskonto von 5% und einen Lombardzins von 6% haben werden, kann die Frage nach einer Besserung dieser Verhältnisse sehr leicht auch einen agitatorischen und sodann einen parlamentarischen Charakter annehmen. Die Einigkeit der Großbanken dürfte dann nicht allzu viel nützen, selbst falls untereinander weitere Annäherungen stattfinden sollten, wie neuerdings zwischen der Handelsgesellschaft und der Dresdener Bank gelegentlich der Berliner Bodengesellschaft. Das Ohr der Regierung hat man auch nicht immer, wenn man mit dem ersten Manne bei der Dresdener Bank, der s. Zt. die Hibernia zu verkaufen hatte, wieder in Eintracht lebt.

* * *

Es ist ein wohlfrisierter Prospekt, den die Seehandlung in den ersten Tagen dieses Monats herausgegeben hat. Erst in unserer letzten Nummer hatten wir wörtlich geschrieben, daß innere Anleihen durch Diktatur der Seehandlung und Reichsbank den Banken einfach angesagt werden. Diesmal ist die Überraschung eine noch größere geworden, indem man es nicht einmal der Mühe wert gehalten hat, besondere Zeichnungsstellen zu ernennen. Das umgekehrte Prinzip! Früher glaubte man in der zu geringen Zahl solcher Stellen den Mißerfolg unserer Emissionen zu sehen, jetzt schlägt man den gerade entgegengesetzten Weg ein. Die etwa vermittelnden Bankfirmen erhalten einfach ¼ % Provision, stehen aber doch nicht ausdrücklich der Bequemlichkeit des Publikums zur Verfügung. Gegen das Fortlassen der eigentlichen Anleihesumme ist wenig einzuwenden, man nimmt eben, soviel man bekommen kann. Eine kritischere Beleuchtung verdient aber die neue Maßregel, daß die Zeichner erst nach einem Jahre ihre Stücke erhalten. Da noch im April 1907 die 4 %ige Schatzanweisungsanleihe 45 mal überzeichnet worden war, so scheint die Regierung diesmal sogenannte Konzertzeichner ausmerzen zu wollen. Heißt es nicht aber das Kind mit dem Bade ausschütten, indem man die gewünschten ernsten (!) Kapitalisten nicht nur ein ganzes Jahr lang von einem Verkaufe ihrer neuen Anlagen abhält, sondern ihnen auch noch den Ausweg versperrt, sich darauf in irgend einer Weise Geld zu machen. Wenn man wenigstens Sperrstücke hat, was aber diesmal unterbleibt, so lassen sich diese doch lombardieren. Nunmehr müssen jedoch die Zeichner einfach auf ein ganzes Jahr hinaus sich festlegen. Ob damit nicht ein arger Rechenfehler bezüglich der notwendigen Bewegungsfreiheit zahlloser deutscher Rentner begangen ist, dürfte sich bald zeigen. Keinenfalls scheint Herr Havenstein allein der Vater dieser Idee zu sein. Spricht man doch in intimen Kreisen unter anderm von ungewöhn-

Digitized by Google

lichen Lobeshymnen, die Herr Fürstenberg (Handelsgesellschaft) bezüglich der Eigenart des ganzen Prospektes erschallen lasse. Herr Havenstein, der überhaupt als aufmerksamer Zuhörer und deshalb guter Bekannter so mancher Bankiers gilt, wird in unterrichteten Kreisen alles eher als ein Bureaukrat genannt. Es hat aber schon viele Päpste gegeben, die vor ihrer Inthronisation Ghibelinen waren und es nach eigenem Bekenntnis später nicht mehr bleiben konnten. Vielleicht erlebt die deutsche Geschäftswelt auch bei dem gegenwärtigen Übergang des vorgenannten Seehandlungsherrn zur Reichsbank allmählich eine ähnliche Veränderung. Endlich muß auch das ganz Unvorbereitete dieser Emission mancherlei Bedenken erwecken. Gewiß riecht es nach vieler Geschicklichkeit, mit einer Anleihe so lebhaft zu überraschen, daß die Bundesstaaten, wie etwa jetzt Württemberg mit 30 und Hamburg mit 60 Millionen sofort folgen müssen. Entspricht aber auch der geringe Nutzen einer solchen Geheimniskrämerei der Würde unseres Staates? Wenn die Seehandlung das Vertrauen zu unseren Kapitalisten hat, daß sie so rigorose Bestimmungen, wie die oben angeführten, ruhig hinnehmen können, so muß sie doch auch die Zeiten als normal ansehen. Wozu also ein solches Versteckspielen? Eine ganze Woche vor Erscheinen des Prospektes wurden die 3%igen Konsols hinaufgesetzt, was doch nur die Seehandlung tun konnte, nachdem sie seit ihrer Kapitalsvermehrung den Anlagemarkt überhaupt hinsichtlich des Kurses kontrolliert. Begreiflicherweise haben dann die Banken, als ihnen die neue Überraschung zuteil wurde, zunächst mit einer Herabsetzung des Kurses geantwortet. Indessen ein ganz überflüssiger Trost wird jetzt der Börse mit der offiziösen Versicherung eingeflößt, die Seehandlung werde den Anleiheerlös, der ja vorderhand nicht gebraucht wird, der Börse zur Verfügung stellen. Abgesehen davon, daß die Börse so große Unsummen augenblicklich gar nicht braucht, klingt es doch seltsam, daß eine Bank, die mit Staatsgeldern arbeitet und just im Gegensatz zu den Aktienbanken von den Konservativen gestellt wird, ihre angeblich so notwendigen Kapitalien stets der Börse zur Verfügung hält. Kein Wunder! Dort macht man eben die meisten Zinsen und vor dem Zinsfuß beugt sich die Seehandlung ebenso tief, wie etwa die Zentralgenossenschaft, die ja unwillkürlich einen börsenfeindlichen Charakter in sich trägt.

* * *

Aus Amerika laufen noch immer Brandnachrichten genug ein, obgleich die eigentliche Hauptgefahr gedämpft zu sein scheint. Besonders auffällig sind Konkursnachrichten über einzelne Bahnen oder deren Zweiglinien, wobei fast regelmäßig zunächst von der Einsetzung eines Receiver (d. h. eines Verwalters) die Rede ist, was dann nachher durch ein schnelles Eintreten für die fällige Couponzahlung wieder rückgängig gemacht wird. Zur Aufklärung dieser verschiedenen Vorgänge sei hier bemerkt, daß ein Receiver gewöhnlich von den Hauptinteressenten befürwortet wird, welche also auch die Wahl der betreffenden Persönlichkeit vollkommen kontrollieren. Nun kann gleich einem Kapitän, der für Schiffsreparaturen auswärts Geld aufnehmen muß, der Receiver zur Erhaltung der Bahn Schulden machen, die allen andern vorausgehen. Solche Receiver-Certificates, unter Umständen schon zu ungemessenen Beträgen ausgefertigt, bedrohen also ein Bahnunternehmen so stark, daß sich so manche Bankiers zu einer Intervention treiben lassen, nur um die Receivership wieder rückgängig zu machen. Im übrigen hat der Staatssekretär Taft recht, wenn er in einer seiner jüngsten Reden die Gerichte und Eisenbahnverwaltungen gegen früher als stark gebessert hinstellt. Tatsächlich sind drüben die Richter mit den ehemaligen gesetzlich installierten Werkzeugen großer amerikanischer Geschäftsleute nicht mehr zu vergleichen und besonders die verschiedenen Höchstgerichte erfreuen sich heute eines unbedingten Vertrauens, auch bei den europäischen Großinteressenten. Ähnlich lassen sich die Eisenbahnleitungen mit Räubern vom Charakter eines Trustherrn nicht mehr vereinen. Es ist unmöglich, daß heute noch Prioritäten zur Anlage eines Doppelgeleises emittiert werden, das nie gelegt wurde, und es ist auch unmöglich, daß fortwährend neue Bondsgattungen ins Publikum dringen, nur um in die Tasche des Präsi-

Digitized by Google

denten Millionen fließen zu lassen. Jay Gould krönte seinerzeit sein Werk bei der Eriebahn, indem er ungeheure Posten von Aktien à la hausse kaufte und sodann, was er doch ganz sicher wissen konnte, seine Entlassung nahm. Darauf stiegen dann die Kurse ganz logischerweise 100 %. Damals hatten die Bahnleitungen auch oft das Prinzip, die Aktionäre und Bondsinhaber aufs brutalste auszubeuten, sich aber dementgegen beim großen Publikum durch Bequemlichkeiten aller Art, selbst durch billige Preise beliebt zu machen. Die gegenwärtige Korruption der amerikanischen Eisenbahnen ist erst aus der neuen Methode der Zusammenlegung großer Gesellschaften entstanden. Denn hierzu sind so ungezählte Millionen nötig, daß naturgemäß die Bankiers und Vermittler exorbitante Gewinne einzustreichen haben und — der Appetit kommt im Essen! Indessen abgesehen von den dortigen finanziellen Mißständen im Eisenbahnwesen spielen diesmal auch noch die Rücksichtslosigkeiten und Vergewaltigungen großer Warenhändler mit. „Mit wieviel sind Sie vorbereitet zu kämpfen“? (to fite). Diese Frage wird drüben ganz im Ernst an jeden sehr großen Warenkaufmann gerichtet, der entweder mit andern sich vereinen will, oder auch um Kredit nachsuchen muß.

* * *

In Wien wird jetzt die größte Anleihe aufgenommen, welche jemals dort abgeschlossen wurde. Trotzdem außer Italien kein Land seine eigenen Anleihen so stark absorbiert hat wie gerade Österreich, wendet sich die Kaiserstadt dennoch an das Ausland. Es sind die Länderbank und die Unionbank, durch deren Vermittlung die Société générale in Paris die Finanzierung übernimmt. Mit Recht oder Unrecht wird bei dieser Gelegenheit mancherseits der preußischen Regierung vorgeworfen, in den heutigen so geldknappen Zeiten von einer Beteiligung des Auslandes bei ihrer neuen Konsolausgabe abgesehen zu haben. Immerhin ist zwischen der Stadt Wien und der, wenn man sagen darf: Würde des preußischen Staates ein sichtbarer Unterschied. Die erste große Transaktion des Bürgermeisters Lueger wurde zwecks Elektrifizierung der Straßenbahn mit Siemens & Halske in Berlin gemacht, hinter denen die Deutsche Bank stand, welche den Wienern sodann die Anleihe hierfür versprochen hatte. Scheinbar wurden Siemens & Halske damals durch zahllose Einschränkungen und Verschärfungen um ihre Gewinnchancen gebracht, während von vorneherein als Hauptprofit die Preisveränderungen des dortigen Grund und Bodens in Berechnung kamen. Wie die chemische Industrie bereits seit langem ihre Hauptgewinne am Nebenprodukt verdient, so pflegen unsere Fabrikationen da, wo sie von Staat und Stadt zu knapp bezahlt werden, auf andern Wegen die ihnen gebührenden Summen wieder herauszuschlagen.

* * *

Man spricht in neuester Zeit in übertriebener Weise von der Wirkung der Rückwanderer aus Amerika auf unsere Arbeitsverhältnisse. Nun wird aber ein großer Teil dieser Emigranten aus Ausländern bestehen, die, selbst wenn sie noch Anstellung bei uns finden könnten, von unseren Behörden bald abgeschoben sein würden. Es ist dies früher während unserer Hochkonjunktur geschehen, als sogar deutsche Fabrikbesitzer selbst diese fremden Hände schwer entbehren konnten. Besonders unsere Glasfabrikation weiß hiervon einiges zu erzählen. Auf der anderen Seite läßt sich als das entscheidende Zeichen einer Wirtschaftskrisis die Auswanderung unserer Arbeiter bezeichnen. Eine solche Erscheinung ist aber in Deutschland seit langem nicht eingetreten, also auch dann nicht, wenn über den Niedergang unserer Konjunktur die ärgsten Darstellungen tagtäglich erschienen, und die Statistiker inmitten ganzer Säulenhallen von Zahlen die tiefsinnigsten Betrachtungen über der Industrie Glück und Ende anstellten.

* * *

In unserem Verkehrsministerium bekommen wir jetzt einen Ministerialdirektor für Wasserbau, was soviel wie eine größere Selbständigkeit im preußischen Kanalbau bedeuten soll. Bis jetzt hat es sich aber oft genug gezeigt, wie stark die alten fiskalischen Interessen den modernen Kanalprojekten entgegenarbeiten. Gegen den

Digitized by Google

Moselkanal, diese vielleicht wichtigste Verkehrserleichterung Preußens, hat neben dem Hüttenbesitzer Stumm die Kohlenbureaukratie an der Saar von jeher das Haupthindernis gebildet und in bezug auf andere Kanäle, für die sogar ein Königswort eingesetzt war, haben nicht nur unsere konservativen Parteien unterminieren helfen. Auch aktive Minister, wie z. B. Miquel, machten gar kein Hehl daraus, daß angeblich große Techniker (die natürlich anderswo ausgelacht werden würden) ein Kanalsystem überhaupt als überwundenen Standpunkt ansehen. Die Geschichte der Verhinderung des Moselkanals wird für den späteren Geschichtschreiber interessanter zu schildern sein als Hof- und Diplomatengeschichten.

* * *

In Temesvar hätte eine große Sparkasse ihre Zahlungen einstellen müssen, wenn ihr nicht von ungarischen Instituten schnell geholfen worden wäre. Dieser Zwischenfall bringt überhaupt die seit langem beliebte Geschäftsgebarung solcher Sparkassen in Erinnerung, die auch kleine Einlagen recht hoch verzinsen und dadurch sogar die Wirtschaftsgelder der Hausfrauen zur tageweisen Fruktifizierung zu erhalten pflegen. Wie dann diese Einlagen weiter angelegt werden — ob in Diskonten oder Effekten — hängt anstatt von Staatsvorschriften von dem Belieben der Direktoren ab. Nehmen nun die größeren Banken solche Wechsel oder Papiere nicht wiederum in Pfand, was ja geschäftliche Grundsätze oft genug verbieten, so entstehen oft unmittelbar die größten Zahlungsschwierigkeiten. Die Ungarn denken unaufhörlich und unter jedem Parteiregime an eine Vergrößerung ihres Geschäftslebens, aber sie scheinen zu vergessen, daß man auch im Kleinverkehr, der ja summiert einen großen Faktor vorstellt, laxe Gewohnheiten nicht dulden solle.

„Wissenschaftlich" und „Populär".

Eine Betrachtung

von Dr. Eberhard Schalden.

Unser Geistesleben von heute zeichnet sich vor dem anderer Kulturvölker durch die eigenartigen Begleitumstände und Wirkungen einer Erscheinung aus, die man „Wissenschaftlichkeit" nennt. „Wissenschaftlichkeit" ist ein speziell deutscher Begriff, für den im Vokabular fast aller anderen Sprachen das Wort fehlt.

Mit frommem Schauder macht der angehende Jünger der Gelehrsamkeit vor dieser Schranke Halt, wenn er die Zettel zu seiner Doktordissertation zusammenstellt. Zweifelnd fragt er sich, ob es ihm gelingen wird, sie zu überspringen und damit darzutun, daß er „wissenschaftlich" denken und schreiben kann. Aus ehrfurchtsvoller Ferne bewundern weite Kreise der Gebildeten die Auserwählten, die der Nimbus der „Wissenschaftlichkeit" umstrahlt.

Andere Völker begnügen sich damit, zwischen Wissenschaft und Dilettantismus eine allgemeingültige Grenzlinie zu ziehen. Anders wir. Wir begrenzen unsere „Wissenschaftlichkeit" enger und nach zwei Seiten hin.

Erstens nach der „Unwissenschaftlichkeit" hin. Eine Abhandlung über eine wissenschaftliche Materie kann vielen Wissenschaftlern „unwissenschaftlich" erscheinen, ohne im geringsten dem Dilettantismus anzugehören. „Wissenschaftlich" ist, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, bald das, was die Wissenschaft fördert, bald, was ihre heute gebräuchlichen Methoden befolgt, bald, was (in Ermanglung dieser beiden Eigenschaften) wenigstens durch eine eigenartige Form sich dem Verdacht, weiteren Kreisen verständlich sein zu wollen, zu entziehen weiß. Und „unwissenschaftlich" ist, was diese Forderungen nicht erfüllt, oder — „populär" ist.

„Populär" nennt man — hier kommen wir auf die zweite Grenzlinie —, was jeder gebildete Mensch lesen kann, und was jeden zu interessieren vermag. Das „populäre" wird, auch wenn es mit dieser Eigenschaft diejenige, die Wissenschaft in

Digitized by Google

irgend einer Frage zu fördern, vereinigt, nicht als voll, als „wissenschaftlich“ anerkannt. Gelehrte, denen die Wissenschaft eine Förderung verdankt, die in ihrem Leben aber nur Dinge geschrieben haben, die jeder Gebildete versteht, deren wissenschaftlichen Vorlesungen ein jeder zu folgen vermag, pflegen von solchen Gelehrten, die derartiges aus Vorbedacht oder aus Mangel an Fähigkeiten unterlassen, nicht als „wissenschaftliche“ Männer anerkannt zu werden.

„Populär“ bedeutet ein Odium, eine wissenschaftliche Schande, die in den Augen vieler schon der auf sich lädt, der in einer Tageszeitung oder in einer Zeitschrift für die gebildete Welt Aufsätze über seine Wissenschaft veröffentlicht.

Bei einer anderen Grenzlinie liegt der Beginn der „Wissenschaftlichkeit“ für viele Laienkreise. Für manchen Leser ist durch die akademischen oder staatlichen Titel des Verfassers der Beweis für die Wissenschaftlichkeit dessen, was er schreibt, bereits erbracht. Kritischere unterscheiden zwischen „populärwissenschaftlich“ und „wissenschaftlich“, Zum ersteren gehört das, was man verstehen kann, was sich nett liest, den „Erdgeruch“ der Gelehrsamkeit mitbringt, nach „Spänen“ aus der „Geisteswerkstatt“ aussieht. „Wissenschaftlich“ ist das, was in langweiligen Zeitschriften steht und was man nicht kapiert.

Und wieder andere Leute, die diesen Wirrwarr der teils unvermeidlichen, teils absichtlich gezüchteten Mißverständnisse zwischen der gelehrten Welt und den wissensdurstigen Laien unbefangen beurteilen, schließen sich keiner dieser Auffassungen an.

* * *

Ist die Popularisierung der Wissenschaft in den Kreisen der Gebildeten berechtigt und notwendig, soll, was wirklich wissenschaftlich, wissenschaftsfördernd ist, auch — im guten Sinne — populär gemacht werden? Und wie hat dies zu geschehen? Die Klarlegung dieser Fragen ist hier von besonderer Bedeutung.

Unter Popularisierung der Wissenschaft kann Verschiedenes verstanden werden. Es können ihre Stoffe, die Art ihrer Erforschung, ihre wichtigeren, gesicherten Ergebnisse einem großen Kreis bekannt gegeben und verständlich gemacht werden. Eine solche Popularisierung kann, richtig angefaßt, von höchster Fruchtbarkeit für die Allgemeinheit werden. Nicht in allen Disziplinen werden solche Popularisierungen unternommen; wo es geschah, sind sie zum Teil in sehr ungleichem Maße durchgeführt. Nicht alle die volkstümlichen Handbüchlein der Einzelwissenschaften, von buchhändlerischer Spekulation in die Welt gesetzt, erfüllen diese Forderung. Das Beste, was der Laie von dem Fachmann empfangen kann und sollte, ist nicht summarische stoffliche Belehrung, wie sie z. B. in den Konversationslexika gefunden wird, sondern das tiefere Verständnis für Aufgaben, Wesen und Erfolge der Forschung. Nur selten erst vermag die deutsche volkstümliche Schriftstellerei solches zu vermitteln.

Nur zu häufig läßt es sich beobachten, daß Ergebnisse, Lehren irgend einer Spezialwissenschaft, die als ein notwendiger Bestandteil des allgemeinen Wissens, der allgemeinen Bildung angesehen werden müssen, im Wissensschatz auch hochgebildeter Laienkreise, die höhere Schulen frequentieren, entweder ganz fehlen oder nur in einer seit Generationen innerhalb der betreffenden Spezialwissenschaft überholten Gestalt angetroffen werden. Ist diese Erscheinung nicht höchst betrübend? Wenn in bezug auf irgend ein Gebiet der Nichtfachmann, der sonst geistig hochstehende Laie um Jahrzehnte hinter der wissenschaftlichen Forschung einherhinkt, so ist ihr selbst in erster Linie, nicht dem „Dilettanten“ die Schuld daran beizumessen.

Eine umfangreiche Popularisierung — im guten Sinne — hat zu bewirken, daß wissenschaftliche Errungenschaften und Erkenntnisse dem allgemeinen Geistesleben fruchtbar werden. Sie wird vielfach durch eine weitgehende Spezialisierung des wissenschaftlichen Betriebs erschwert, nicht selten infolge der Detailmaulwurfsarbeit vieler Gelehrter unterlassen. Die Männer, die den Blick auf das Ganze ihrer Wissenschaft gerichtet halten, die weitere Stoffgebiete noch zu überschauen vermögen, und daher befähigt sind, das Beste vom Guten dem wissensdurstigen Laien einwandfrei und dabei anziehend mitzuteilen, scheinen immer seltener zu werden. Wenigen Fachleuten sich mitzuteilen, ist

Digitized by Google

leicht, weiteren Kreisen, ohne das Niveau herabzudrücken, schwer. Der Drang nach der „Wissenschaftlichkeit" hat schädliche Auswüchse hervorgebracht. Denn man sucht sie viel zu sehr in der äußeren Form.

Man bestrebt sich z. B., das Wissenschaftliche möglichst so vorzutragen, daß es einige Spezialisten richtig, andere Fachmänner mangelhaft, Laien überhaupt nicht verstehen, auch da, wo es sehr gut anders ginge. Gewiß gibt es Materien, deren ernste, gründliche Erforschung unmöglich in allgemeinverständlicher Form niedergelegt werden kann. Doch auch da, wo die „Wissenschaftlichkeit" d. h. Langeweile und Unverständlichkeit der Form gänzlich entbehrlich, ja schädlich ist, pflegt sie als eine chinesische Mauer vor dem Publikum aufgerichtet zu werden. Einem „Wissenschaftler" von diesem Schlage liegt der Gedanke daran, daß die Wirkung seiner Forschung, die Nachfolge, die sie findet, nicht lediglich durch ihren inneren Wert, sondern auch durch ihre künstlerische Sorgfalt und Durchsichtigkeit der Form bedingt ist, häufig sehr, sehr fern.

Auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften z. B. läßt sich das nur zu gut beobachten. Gerade hier, etwa in der Kulturgeschichte, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte besteht in weiten Kreisen ein starkes Interesse, vielfach auch eine treffliche Mitarbeit. Das beweisen unsere Zeitschriften, die sich an das gebildete Publikum wenden, durch den Raum, den sie diesen Stoffen gewähren und durch die Namen ihrer Mitarbeiter, die häufig keine zünftigen Gelehrtennamen sind. Auf der einen Seite der chinesischen Mauer bezeichnet man diese Zeitschriften vielfach verächtlich mit dem Urteil „populäre" Zeitschriften. Darin zu schreiben, gilt vielen in der Gelehrtenzunft als „unwissenschaftlich". Und um sich desto deutlicher von den „Populären", „Unwissenschaftlichen" zu unterscheiden, verschanzt sich, wie es scheint, der Wissenschaftler dieser Auffassung gerade auf einem solchen Gebiet mit besonderer Vorliebe hinter einer ungenießbaren, abstoßenden Form. Je mehr Anmerkungen, Belege, Zitate, Einschaltungen, Exkurse, Tabellen seine Darstellung unterbrechen, je mehr sie mit fachmännischer Terminologie, unerklärten Abkürzungen und wechselnden Schriftarten durchsetzt ist, um so „wissenschaftlicher" dünkt ihm und manchem anderen seine Ausarbeitung. Der deutsche Stil, den dieses System erzeugte, ist vielfach abscheulich.

* * *

Daß vieles wirklich Wissenschaftliche auch sehr gut anders, anziehend nämlich und geschmackvoll, vorgetragen werden kann, beweist die Durchsichtigkeit und Flüssigkeit des französischen Gelehrtenstils. Es gibt bei unseren Nachbarn überhaupt keinen besonderen Stil und keine besondere Form für die wissenschaftliche Darstellung. Mancher, der ein wissenschaftliches französisches Buch in die Hand nimmt, erstaunt über seine Klarheit. Noch ehe er sich mit dem eigentlichen Inhalt bekannt gemacht hat, wird er durch die „leichte" Form gegen das Buch eingenommen. Das kann ja jeder verstehen! Ergo ist es ein unwissenschaftliches Buch! Nur zu häufig begegnet man solch törichter Auffassung. Man wende nicht ein, daß die französische Sprache innerlich weit gefestigter als die unsrige und von größerer Klarheit und Präzision, dem Schriftsteller einen geringeren Spielraum läßt, und daß darum der französische Gelehrte nur notgedrungen die Wissenschaftlichkeit seiner Gedanken gefährdet, wenn er sie in die populäre Form gießt. Nicht hierin liegt der Grund der Erscheinung. Man übertrage eine solche französisch geschriebene wissenschaftliche Spezialabhandlung etwa aus dem Gebiet der Literaturgeschichte in ein gutes Deutsch. Sie behält die Popularität der Form, aber sie büßt auch nichts von ihrer wahren Wissenschaftlichkeit ein. Sie zeigt also, daß wir ohne Gefahr es im Deutschen ebenso machen könnten, wie gut die falsche, weil äußerliche Wissenschaftlichkeit, der „Nimbus", entbehrlich ist. Und wenn wir im „Journal des Débats" oder in der „Revue des deux mondes", nach unseren Begriffen „populären" Organen, mitunter die wertvollsten Aufsätze der größten französischen Gelehrten lesen, oder wenn die Lebensarbeit eines manchen in „populären" Vorträgen, womöglich vor Damen und Nichtakademikern gehalten, niedergelegt ist, so zeugt diese Tatsache einmal von dem löblichen und für die Allgemeinheit höchst fruchtbaren Geschick,

Digitized by Google

mit dem diese Männer mit der Gesamtheit der Gebildeten den Kontakt aufrecht zu erhalten wissen, und sie beweist zugleich ihre große Vorurteilslosigkeit gegenüber der bei uns vielfach so verpönten „populären" Schriftstellerei.

Ein Blick auf die rein wissenschaftlichen Publikationen des Volkes, das mehr als alle anderen für die Erfassung und Darstellung der Form begabt ist, kann in dieser Frage vielleicht noch lehrreicher sein. Niemand wird heute mehr bestreiten, daß auf vielen Wissensgebieten, besonders auf den historischen, die Wissenschaft Italiens der unsrigen, wenn auch nicht an Quantität, so doch an Qualität ebenbürtig ist. Und doch hat es die Gelehrtenschaft dieses Landes verstanden, bei aller Wissenschaftlichkeit des Inhalts sich einer, man darf sagen, künstlerisch veredelten Form zu bedienen. Es hat sich dort eine hochvollendete Gelehrtenprosa entwickelt, deren mannigfaltige Formen einem jeden den weitesten Spielraum zu neuer, künstlerischer Gestaltung lassen, und die infolgedessen vielen Wissensgebieten bei der gebildeten Welt eine starke Anziehungskraft verleihen konnte. Die große Popularität der Kunst- und Literaturgeschichte, der Geschichte, ja sogar der Sprachwissenschaft, die in dem starken Besuch der öffentlichen Vorträge großer Wissenschaftler auch seitens des nichtakademischen Publikums in Italien zutage tritt, die weite Verbreitung der gelehrten Publikationen aus solchen an sich dem Laien näher stehenden Gebieten, die Existenz und Beliebtheit „populärer" Zeitschriften und Zeitungen, in denen viele wahre Wissenschaft geboten wird, — ich nenne nur den Florentiner „Marzocco" —, sind Kulturfaktoren von gewaltiger Tragweite, deren Vorhandensein zu einem sehr großen Teile dadurch bedingt ist, daß der italienische Gelehrte, was er zu sagen hat, wenn irgend angängig, auch in vollendeter, ja künstlerischer Form vorträgt.

* * *

Die Nachteile einer solchen innigeren Fühlung zwischen Wissenschaft und Laienpublikum, die Ersetzung der Schranke zwischen „Wissenschaftlichkeit" und „Unwissenschaftlichkeit" durch die vernünftigere zwischen Wissenschaft und Dilettantismus, sind nur scheinbare Nachteile. Gewiß wird die Verlockung, rhetorische Erfolge bei der Menge wissenschaftlicher Forschung vorzuziehen, für manchen Wissenschaftler größer. Manch einer wendet der Zunft den Rücken und tritt in die Reihe der Modedichter und Tagespolitiker. Aber an ihm ist damit nichts verloren; wenn er bei der Wissenschaft geblieben wäre, seine Zugehörigkeit zu ihr etwa durch jene oben charakterisierte äußere Wissenschaftlichkeit einer abstoßenden Form dokumentierend, ängstlich seine Arbeiten mit wissenschaftlichem Schmuck behängend, wäre es nicht besser. Der Gefahr der Verflachung erlag in Frankreich, Belgien oder Italien schon manch einer. Aber er ist zuvor schon ein Flachkopf gewesen.

Dieser anderen Popularisierung, die jedes wissenschaftliche Goldkorn, sobald es gefunden, in blecherne Scheidemünze für jedermann umsetzen möchte, soll hier keineswegs beigestanden werden. Der Bildungshunger weiter Schichten wird leider vielfach durch eine sehr gefährliche Nahrung gestillt, das wissenschaftliche Süßholz. Solche, denen zu einer selbständigen Förderung der Wissenschaft Kraft und Fähigkeiten mangelten, denen sie eine Fundstätte der Sensationen, eine melkende Kuh bedeutet, sind seine Fabrikanten. Salonwissenschaftler und -popularisierer, die mit ihren Titeln, ihrer aparten Haartracht oder ihrer schönen Rednergabe eine kritiklose Menge blenden, existieren bei allen Kulturvölkern, auch bei uns. Dem pseudowissenschaftlichen Schönschwätzen über Kunst, Literatur, „Kultur", liefern sie ergiebige Stoffe.

Die strenge Zurückgezogenheit der wahren Wissenschaftler, nicht in allen Stücken berechtigt und notwendig, macht solchen Karikaturen das Handwerk leicht. Um so dienlicher könnte es erscheinen, wenn das oft sehr geringe Verständnis des Laienpublikums für die richtige Wissenschaftlichkeit dadurch geschärft und der fruchtbare Kontakt zwischen Menschheit und Wissenschaft, zwischen der stillen Gelehrtenklause und dem hellen Tageslicht des heutigen Kulturlebens dadurch befördert würde, daß man unnütze Schranken zwischen Fachwissenschaft und Publikum einreißt. Zopfige Vorurteile, wie z. B. die manchen Gelehrten noch eigentümliche, auf der Unkenntnis

Digitized by Google

ihrer Aufgaben beruhende, aber auch von vielen anderen als aparter Stempel geistiger „Vornehmheit“ gewählte Verachtung der Presse, müssen fallen. Die wahre Wissenschaftlichkeit trete hervor und entreiße der Pseudowissenschaft den Wirkungskreis, die große Öffentlichkeit. Das zu fordern, hat die gebildete Welt ein Recht.

Man kann nicht leugnen, daß die Entwicklung der populären Schriftstellerei sich in den letzten Jahren immer mehr auch bei unserem Volke in dieser Richtung bewegt. Um so berechtigter ist die Hoffnung, daß der Mißbrauch ein Ende findet, der bei der Verwendung und Verwertung der Begriffe und Werte „wissenschaftlich“ und „unwissenschaftlich“, „populär“ und „populärwissenschaftlich“ bei der scientia und dem populus getrieben wird.

Die Kartellfrage in Österreich.

Von Ignotus.

Es gibt in Österreich ein Gesetz, das sogenannte Koalitionsgesetz, das sich über die zivilrechtlichen Wirkungen von Kartellvereinigungen mit großer Einfachheit und Bestimmtheit folgendermaßen ausspricht: Verabredungen von Gewerbsleuten zu dem Zwecke, um den Preis einer Ware zum Nachteil des Publikums zu erhöhen, haben keine rechtliche Wirkung. Man möchte meinen, daß Kartelle in Österreich auf schwachen Füßen stehen, denn es dürften sich immer Richter finden, welche der Ansicht sind, daß jede Vereinbarung, die den Zweck hat, den Preis einer Ware zu erhöhen, zum Nachteil des Publikums erfolgt, und daß so ziemlich jedes Kartell in letzter Linie auf Preiserhöhungen abzielt. In den bekannt gewordenen Fällen, in welchen österreichische Gerichte über die Rechtswirksamkeit von Kartellvereinbarungen auf Grund des Koalitionsgesetzes zu entscheiden hatten, haben sie die Kartelle für ungültig erklärt. Trotz dieses Gesetzes und dieser Praxis bestehen in Österreich weit über 100 Kartelle und die Fälle, in denen ein Kartellmitglied vor Ablauf der Kartelldauer dem Kartell den Rücken kehrt, sind äußerst selten. Landesberger streift in seiner überaus lesenswerten Schrift über die rechtliche Behandlung der Industriekartelle die Frage, ob der § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, welcher ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, für nichtig erklärt, auf Kartellverträge und Kartellbeschlüsse Anwendung finden könnte, und meint, daß der Paragraph höchstens den Gerichten die Möglichkeit bieten könnte, gegen Kartellausschreitungen allerstärkster Art ein Warnungszeichen aufzurichten. Wie dem immer sei, das Beispiel Österreichs zeigt, daß kaufmännische Ehre oder kaufmännische Solidarität oder kaufmännisches Interesse Kartelle in Österreich trotz des Koalitionsgesetzes gut zusammenschweißt. Da es aber genug Leute in Österreich gibt, welche einem Kartell von vornherein feindlich gegenüberstehen (es sind meistens dieselben, die die Machtmittel des Staates gegen alle Großbetriebe angewendet sehen möchten), und da es auch genug Leute gibt, die diese Ansicht über Kartelle zwar nicht teilen, aber Kartellausschreitungen aufs schärfste verurteilen, bringt man dem Kartellproblem und den theoretischen und praktischen Versuchen, ihm im Wege der Gesetzgebung beizukommen, auch in Österreich lebhaftes Interesse entgegen.

Die geringen Erfolge dieser Versuche sind bekannt. Auf dem deutschen Juristentag in Innsbruck gab es erregte Debatten über das Kartellproblem, die österreichischen Juristen waren einer gesetzlichen Regelung des Kartellwesens geneigt, die deutschen wollten von einer Staatsaktion gegen die Kartelle nichts wissen. Der Beredsamkeit Kleins gelang es schließlich, einen Kompromißbeschluß durchzusetzen, der wahrscheinlich niemand von denen, die ihm zustimmten, befriedigt hat. Mit einem Kartellgesetz hat man sich in Österreich schon zweimal beschäftigt. Einmal hat die Regierung einen Gesetzentwurf im Abgeordnetenhause eingebracht, der sich auf Kartelle über Verbrauchsgegenstände der indirekt besteuerten Produktion bezog, ein anderer Entwurf wurde im Jahre 1901 im Industrierate ausgearbeitet. Der Regierungsentwurf machte die Kartelle anzeigepflichtig und sah die Errichtung eines öffentlichen Kartellregisters vor. Dem Finanzministerium sollte nach Anhörung der Kartellleiter und einer aus Beamten und Interessenten gebildeten Kartellkom-

Digitized by Google

mission das Recht zustehen, die Bildung von Kartellen oder die Ausführung von Kartellbeschlüssen zu untersagen, wenn sie geeignet wären, die Preise von Waren zum Nachteile der Verbraucher zu erhöhen und hierdurch das Erträgnis der indirekten Abgaben oder der Steuer- oder Konsumptionskraft der Bevölkerung offenbar zu schädigen; es wäre denn, daß die Preise durch die objektive Sachlage (Konjunktur) des betreffenden Industriezweiges gerechtfertigt wären. Das Finanzministerium hätte nach dem Regierungsentwurfe die Pflicht, ein Kartell zu untersagen, das den Zweck hätte, die Arbeitslöhne zum Nachteile der Arbeiter zu ändern. Der Industrierat schreckte in seinem Entwurfe davor zurück, bei Beurteilung von Kartellen und Kartellbeschlüssen eine so große Machtfülle in die Hand der Regierung zu geben, statuierte die Einsetzung eines Kartellrates, gab jedem, der sich durch Kartelle geschädigt fühlen würde, ein Beschwerderecht und verwies solche Beschwerden vor einen Einigungssenat. Gegen Kartellausschreitungen räumte der Entwurf dem Handelsministerium das Recht ein, die Einfuhrzölle auf kartellierte Waren aufzuheben oder zu ermäßigen, für derartige Waren Ausfuhrzölle einzuheben oder Ausfuhrverbote zu erlassen, entsprechende Tarifmaßnahmen zu treffen und durch Vergünstigungen die Konkurrenz zu befördern; auf Antrag des Kartellrates sollte aber der Handelsminister bei sonstigen hohen Geldstrafen dem Kartell die Beseitigung der rechtswidrigen oder wucherischen Ausnützung oder Schädigung auftragen dürfen.

Die Kritik hat namentlich dem Regierungsgesetzentwurf gegenüber dem Zweifel Ausdruck gegeben, „ob die Behörden in jedem einzelnen Falle imstande wären, zu einer hinreichenden Kenntnis der schwierigsten wirtschaftlichen Probleme (Beschaffenheit der Konjunktur, Angemessenheit des Unternehmergewinnes usw.) in jedem einzelnen Falle vorzudringen“ (Landesberger). Beide Entwürfe sind schätzbares Material geblieben. Seit sie bekannt wurden, sind einige Jahre vergangen, und wieder drängt sich das Kartellproblem in die öffentliche Diskussion. Vor kurzem hat der Ministerpräsident Freiherr v. Beck eine Interpellation über die Lebensmittel- und Kohlenteuerung beantwortet und ist in diesem Zusammenhange — man möchte fast sagen: selbstverständlich — auch auf die Kartellfrage zu sprechen gekommen. Das von ihm angedeutete Regierungsprogramm (Programme sind geduldig) zur Beseitigung der Lebensmittelteuerung und des Kohlenmangels werde nach Maßgabe des Bedürfnisses auch noch eine Ergänzung zu erfahren haben, und die Regierung werde in dieser Beziehung auch an die schwierigsten Fragen beherzt herantreten. Eine dieser Fragen sei die Regelung des Kartellwesens. Niemand täusche sich darüber, wie wichtig es ist, diese Frage ihrer Lösung zuzuführen. Das Beispiel der Vereinigten Staaten zeigt aber auch augenfällig, welche Schwierigkeiten sich gerade der Lösung dieser Frage entgegenstellen. Auf jeden Fall werde dieses Problem eingehend studiert werden, damit jene Maßnahmen getroffen werden können, die das Interesse der Konsumenten wahren, ohne die Produktion zu gefährden. Wenn man's so liest, möcht's leidlich scheinen; bleibt nun abzuwarten, was das Ergebnis der eingehenden Studien der Regierung sein wird. Sie hat schon einmal eingehend studiert und das Resultat jener Studien, ihr Gesetzentwurf, schläft den ewigen Schlummer im Archiv des Parlaments.

Noch bevor aber die Regierung die angekündigten neuen Studien in Angriff nahm, hat sie das Kartellproblem in einem bestimmten Falle bereits überaus beherzt angepackt und ohne viel Kopfzerbrechen „gelöst“. Der vom Abgeordnetenhause bereits angenommene Gesetzentwurf, der die Zuckersteuer um 8 K. auf 30 K. herabsetzt, gibt der Regierung die Befugnis, solange die Gesetzgebung Vereinbarungen zur Erzielung unbegründeter Zuckerpreise nicht verhindern kann, die entsprechenden Maßnahmen durch Geldstrafen im Verordnungswege zu treffen. Noch hat das Herrenhaus zu dieser Bestimmung Stellung zu nehmen, aber das Abgeordnetenhaus hat sich mit solcher Wucht für die Strafbestimmung eingesetzt, daß die bedächtigen Gesetzgeber in der Pairskammer es wohl nur beim Kopfschütteln bewenden lassen, im übrigen aber ihre Zustimmung nicht verweigern werden. Alles überläßt der Gesetzentwurf dem Ermessen der Regierung: die Feststellung, ob die Zuckerpreise unbegründet sind, die Festsetzung der „entsprechenden Maßnahmen“, die Höhe der Geldstrafen und

Digitized by Google

die Auswahl der Personen, gegen die sie verhängt werden sollen. Etwas Genial-Einfacheres als diese Lösung des Kartellproblems im Verordnungswege kann man sich wohl nicht vorstellen; ihrer Übertragung auf die gesamte industrielle Produktion steht nichts im Wege. Es ist die Rückkehr zur guten alten Zeit, in der die hohe Obrigkeit alles war; woran bis vor kurzem nur die Bestimmung der österreichischen Gewerbeordnung gemahnte: daß für den Kleinverkauf von Artikeln, die zu den notwendigsten Bedürfnissen des täglichen Unterhalts gehören, Maximaltarife festgesetzt werden können. Das Kartellproblem ist gelöst, wenn man diese Einschränkungen „Kleinverkauf" und „notwendigste Artikel des täglichen Unterhalts" ausschaltet und einfach statuiert, daß die Regierung im Verordnungswege alle Warenpreise festsetzen kann.

Von den großen Kartellen, die bis vor kurzem das österreichische Syndikatswesen repräsentierten, hat das Zuckerkartell seit dem Geltungsbeginne der Brüssler Konvention, die den Zuckerzoll auf 6 frcs. herabsetzte, seine Bedeutung verloren; das Petroleumkartell hat sich im Frühjahre aufgelöst, und nur das Eisenkartell ist mächtig wie zuvor. Bevor die Brüssler Konvention das Budget des Staates von den Zuckerausfuhrprämien und den Konsum vom hohen Zuckerschutzzoll befreite, nützte das Zuckerkartell seine Macht rücksichtslos aus. Dasselbe ist vom seligen Petroleumkartell zu sagen, das im letzten Grunde daran scheiterte, daß der Konsum mit der galizischen Erdölproduktion nicht Schritt halten konnte. Es starb an der Not des Überflusses. Gerade in dem Augenblick, da die Kreditanstalt daran ging, die Petrolea den Rohölpreis auf 4½ K. erhöhen zu lassen, brach die Organisation der Petroleumproduzenten zusammen und der Rohölpreis fiel auf 1¼ K. Die diesjährige Bilanz der Kreditanstalt wird zur Erinnerung an diese Preisbewegung eine Abschreibung von über einer Million Kronen ausweisen. Die galizische Rohölgewinnung ist in den letzten Monaten bereits erheblich zurückgegangen, über kurz oder lang wird das Petroleumkartell wieder auferstehen. Der auf 6 frcs. herabgesetzte Zuckerzoll wird das Publikum vor „unbegründeten" Zuckerpreiserhöhungen besser schützen, als die neue Strafbestimmung; die Neubildung des Petroleumkartells aber wird den Petroleumpreis sofort wieder mindestens um jenen Betrag von 10 K., um welchen er mit der Auflösung des Kartells zurückging, heben. Das Eisenkartell hat den Eisenzoll im österreichisch-ungarischen Zolltarif und in den Vertragstarifen dem ungarischen Einfluß zu danken. Der Vater des österreichischen Eisenkartells, der heutige Privatier Wittgenstein, sprach sich über Zollschutz und Ausnützung des Zollschutzes einmal folgendermaßen aus: „Auf der einen Seite wird der Handelsminister beglückwünscht, wenn es ihm gelingt, mit einem benachbarten Reiche einen Handelsvertrag zustande zu bringen, durch welchen der inländischen Industrie Vorteile geboten werden, auf der anderen Seite wird es den Fabrikanten als ein Vergehen angerechnet, wenn sie untereinander zur Ausnützung dieser Vorteile Vereinbarungen treffen. Findet man den Vorteil zu groß und für den Konsumenten zu lästig, so möge man die Zölle heruntersetzen. Gegen Auswüchse des Kartellwesens kann nur eine Zollermäßigung Hilfe schaffen." Die Richtigkeit dieser Ansicht wird von allen Kartelleuten geteilt; die Konsumenten urteilen anders und eben deshalb gibt es eine Kartellfrage. Und weil die Kartellleute, wie Wittgensteins Ausführungen beweisen, nicht zugeben wollen, daß auch ein Kartell verpflichtet. Die Prager Eisenindustriegesellschaft hat zu den 36 000 Aktien der Alpinen Montangesellschaft, die sie schon besaß, jüngst weitere 10 000 Stück erworben, so daß sie nun schon ein Achtel des gesamten Aktienkapitals der Alpinen Gesellschaft besitzt. Man hat diesen neuesten Aktienerwerb sehr überraschend gefunden, einmal deshalb, weil er in einer Zeit erfolgte, da sich auch in den österreichischen Eisenpreisen die geänderte Konjunktur des deutschen Eisenmarktes fühlbar zu machen beginnt, dann, weil die Prager Eisenindustriegesellschaft den Kaufpreis nicht etwa aus schon vorhandenen flüssigen Mitteln bestritten hat, sondern aus den erst erwarteten bestreiten wird. Sie ist, wie ihr Leiter erklärte, mit den großen Investitionen nahezu fertig und stand offenbar vor der Frage, was sie in der Folge mit den Überschüssen machen soll. Zuletzt hat sie eine Dividende von 42½ Prozent verteilt und will offenbar den weiteren Dividendensteigerungen eine gewisse Grenze ziehen.

Digitized by Google

Ein verschämter Reicher. Statt den ganzen Gewinn an die Aktionäre auszuschütten, will man einen Teil in Aktien der Alpinen Montangesellschaft investieren, so daß die Aktionäre nur den von der Steuer nicht getroffenen Teil der Erträgnisse dieser Aktien bekommen werden. Aber außerdem bedeutet dieser Aktienerwerb einen weiteren Schritt zu einem engeren Zusammenschluß der beiden großen Gesellschaften. So bereiten die führenden Unternehmungen des österreichischen Eisenkartells auf ihre Weise die Lösung des Kartellproblems vor.

Der moderne Staatsanwalt

stülpt das Barett auf den sorgfältig gescheitelten, grau-melierten Kopf und verschränkt die Hände auf dem Rücken. Dann beginnt er:

Ich bin der Oberstaatsanwalt Isenbiel,
Ich bin gerecht und kenne mein Ziel.
Ich darf mich nicht freuen und ärgern nicht,
Wie ein Pendelschlag tu ich meine Pflicht.
Ich bin ein Gemäßigter und kein Verwegner,
Das sagen von mir sogar meine Gegner.
Und was hohe Gönner von mir sagen,
Danach soll mich kein Sterblicher fragen.
Denn eines haß ich, man weiß gar nicht, wie:
Das ist die süßliche Koketterie.

(Der Herr Oberstaatsanwalt nimmt einen Schluck Wasser.)

Ich bin nicht Jurist und Beamter nur,
Ich bin gesättigt mit Kultur.
Ich bin Abonnent der „Zukunft“ gewesen
Und habe auch den Ovid gelesen.
Besonders gefielen mir die famosen
Und geistreich verfaßten Metamorphosen.
Dabei ist mir, wie wohl Ihnen allen,
Ein zwingender Vergleich eingefallen:
Herr Harden hat mit dem — gleichfalls gescheiten —
Herrn Ikarus große Ähnlichkeiten.
(Nur hat sein Erzeuger — wie die Akten beweisen —
Nicht Dädalus, sondern Witkowski geheißen.)

Herr Ikarus und Ernst Felix Max
Sie hoben zur Sonne die Flügel von Wachs,
Ernst Felix Max und Ikarus,
Sie hatten erst Glück nnd dann leider Verdruß.
Denn beiden sind beim Auffiug zur stolzen
Majestät die Schwingen abgeschmolzen.
Ach, beider Streben war ein hehres,
Ein wissenschaftliches, humanitäres.
Ihr Schicksal ist würdig des Heldenliedes,
Sie wurden Opfer der — bona fides.

Was Harden schrieb, roch nicht nach Narden.
Aber in Villen und in Mansarden
Erquickte man sich am Stile des Harden.
Ich bin hier nicht bestellt zum Barden,
Aber sein Stil ist wirklich genialisch,
Er funkelt von Zitaten bengalisch.
Ich finde, so oft er leitartikelt,
Die Weltliteratur dreingewickelt.
Um's schlicht zu sagen: Herr Harden ist
Der Neuzeit erarbeitetster Publizist.
Und jedenfalls — sagt' ich's nicht schon? —
Ein Mann von großer Distinktion.

(Der Herr Oberstaatsanwalt lüftet mit eleganter Bewegung sein Barett.)

Nach dieser bescheidenen Huldigung
Bitt' ich tausendmal um Entschuldigung.
Ich muß, der Bewunderung unbeschadet,
Diesen Mann so gottbegnadet —
Der Antrag wird mir selbst zur Bedrängnis —

(Der Herr Oberstaatsanwalt nimmt wieder einen Schluck Wasser.)

Vier Monate schicken ins Gefängnis.
Auch laß ich diesen genialen
Herrn die gesamten Kosten zahlen.

Um einen würdigen Abschluß zu finden,
Will ich noch eines hier verkünden:
Man hat mich zu erschießen gedroht,
Des lach' ich und fürchte nicht den Tod.

Digitized by Google

Eine gestohlene Novelle.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Im April d. J. reichte ich beim „Pester Lloyd" meine Novelle „Ich werde dich lieben" ein. Der „Pester Lloyd" akzeptierte diese Arbeit und ließ sie in seinem Feuilleton erscheinen. Nicht gering war daher mein Erstaunen, als ich eines Abends — es war der 29. Oktober — das „Neue Wiener Journal" zur Hand nahm und dort meine Novelle „Ich werde dich lieben" wortwörtlich, jedoch mit dem Autornamen „Marie Gräfin Sturza" abgedruckt fand. Ich telephonierte an die Redaktion des „Neuen Wiener Journal" und bekam die Auskunft, daß meine Novelle tatsächlich von einer Gräfin Marie Sturza in Dresden, Hettnerstraße 1, eingesendet worden sei. Die Dame habe die Novelle bereits unter ihrem Namen im „Berliner Tageblatt" als Originalarbeit erscheinen lassen und sie dem „Neuen Wiener Journal" zum Zweitdruck, selbstverständlich gegen Honorar, eingereicht.

Der Sache nachgehend erhob ich, daß tatsächlich das „Berliner Tageblatt" am 23. August 1907 meine Novelle unter dem Namen Marie Gräfin Sturza gebracht hatte, und zwar mit folgender amüsanter Fußnotiz:

„Gräfin Marie Sturza, die unter dem Namen Marie Anne de Vovet auch in Deutschland durch Übersetzungen bekannte französische Schriftstellerin, stellt uns diese Skizze als eine ihrer ersten Arbeiten in deutscher Sprache zur Verfügung."

So schmeichelhaft es nun für mich ist, daß eine französische Schriftstellerin und angebliche Gräfin gerade meine Novelle als würdiges Objekt des Diebstahls auserlesen hat, und daß sowohl das „Berliner Tageblatt" als auch das „Neue Wiener Journal" meine Novelle (wenigstens unter gräflicher Flagge) ihres Feuilletonteiles würdig fanden, so sehr war ich überrascht, als beide Blätter es ablehnten, ihren Lesern die literarische Gaunerei, der sie zum Opfer fielen, bekanntzugeben.

Ich habe nun gegen Gräfin Marie Sturza, oder wie sie heißt, die Strafanzeige in Dresden und Wien erstattet und darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß ein gegen die Täterin gerichtetes Strafurteil dieser Dame das Handwerk legen wird.

Hochachtungsvoll

Wien. Dr. Max Messer.

Revue der Revuen.

Frankreich.

Es ist in den französischen Tageszeitungen zur Sitte geworden, den Kampf der Antimilitaristen als einen Kampf gegen das Vaterland anzusehen und die verschiedenen Erscheinungen der Bewegung unter diesem Titel zu berichten. Die „Sozialistische Revue" sieht hierin einen Unfug. Sie beginnt schon im Dezemberheft einen wissenschaftlichen Feldzug gegen den Militarismus und setzt ihn im Januarheft fort. Aber sie leistet sich eine eigene Gattung von Postulaten. Sie ist der Ansicht, daß alle bisherigen Vorschläge, das Haager Schiedsgericht, der Hervéismus, niemals zum Ziele führen werden. Allein die kühne Tat einer Macht werde den Krieg aus der Welt schaffen. Und zu dieser Tat wird Frankreich aufgerufen. Es soll abrüsten, ohne nach allen anderen Nationen zu fragen. Es werde dann durchaus nicht eine Beute der gierigen Nachbaren werden. Im Gegenteil, die regierenden Häupter der übrigen Völker werden beschämt dem Beispiel der Franzosen folgen. — Nun, ehe diese Traumsehnsucht erfüllt ist, prüft Louis Aubert auf etwas festerer Basis den Antagonismus von Japan und Amerika. Er tut es in der „Revue de Paris" und fühlt sich gedrängt, Japan als den Friedensstörer zu bezeichnen, Japan auch als die Macht anzugeben, die im Falle eines Krieges anzugreifen entschlossen sei. — Für die „Revue Suisse" hat Henry Aubert die deutschen Städte durchwandert. Er schreibt über deren Psychologie. Er stellt mit kräftiger Ironie und mit ungerechter Übertreibung die Reinlichkeit, die Exaktheit, die Nüchternheit, die mangelnde Persönlichkeit in allen diesen Großstädten fest. Er sieht mit Befremden in ihnen zu viel Regelmäßigkeit, zu viel kühle Überlegung, zu wenig Kultur und Kunst.

Digitized by Google

Er schimpft auf viele Polizeireglements und ist der kindlichen Ansicht, daß hier ein böses Denunziantentum den deutschen Bürger nicht dazu kommen lasse, nach freiem Geschmack seine Großstädte auszubauen und zu entwickeln (1. Januar). — Im ersten Januarheft der „Revue de Paris“ werden unbekannte Briefe mitgeteilt, die Bizet, der Carmenkomponist, an seine Mutter aus Rom schrieb. Da lesen wir folgende schöne Stelle: „Die tugendhafte Italienerin hat alle meine Bewunderung. Ich ehre und achte sie mehr als Jeanne d'Arc und Lukrezia. Bei meiner Abreise von Paris hoffte ich, den Leichtsinn der Frau aus dem Auge zu verlieren, und ich bin schön enttäuscht. Ich bin sicher, daß Du jetzt wütend bist, aber was willst Du? Ihr seltenen Frauen, die ihr wahrhaft tugendhaft seid, die ihr von der Ergebenheit und Familienliebe lebt, ihr wollt es nicht verstehen, daß ihr tausendmal mehr Verdienst habt als die heiligen Märtyrerinnen.“ — Den neuen Jahrgang beginnt endlich die „Revue“ damit, daß sie sich bei französischen Literaten und Künstlern erkundigt, wie sie dem Alkohol gesonnen sind. Sardou, Jules Claretie, Bourget, Massenet, sie alle hassen ihn. Allein Rodin singt das Loblied eines guten Tropfens.

Amerika.

Die Politiker in Amerika haben zu tun: Die Krisis und die Präsidentenwahl, die geheimnisvolle Ausreise der Flotte und der Kampf gegen die japanische Einwanderung, ja nicht zuletzt auch der Prozeß Thaw geben Artikelschreibern und Parteirednern genug Stoff zu Betrachtungen. Daß bei dem kriegerischen Charakter der beiden jugendlichen Völker die Spannung mit Japan früher oder später zum Kriege führen kann, ist durchaus nicht ausgeschlossen, besonders wenn große Industrie- und Spekulationsinteressen, oder auch das Bedürfnis, über innere soziale und politische Schwierigkeiten hinwegzukommen, schürend dahinter treten. Einstweilen rüstet man in Amerika mit Macht. Neben der Schaffung einer neuen atlantischen Flotte ist es auch die Küstenverteidigung, der man große Aufmerksamkeit zollt. In der Dezembernummer der „North American Review“ gibt Georg Griswold Hill eine Übersicht über die Pläne der Regierung auf diesem Gebiete. Man schafft eine gänzlich selbständige Waffengattung der Küstenverteidigungsartillerie und scheut keine Kosten; vor dem New Yorker Hafen will man sogar eine künstliche Insel als Sperrfort anlegen. — In derselben Nummer wendet sich Henry C. Ide, der frühere Generalgouverneur der Philippinen, gegen alle Pläne, die Inseln etwa aufzugeben, oder selbständig und neutral zu machen. Das hieße, sie dem Chaos und der Überflutung durch Chinesen preiszugeben. In „Atlantic Monthly“ spricht John L. Mathews über „Die Zukunft unserer schiffbaren Gewässer“. Durch den Ausbau der Eisenbahnen haben die Flüsse ihre Bedeutung als Transportmittel sehr verloren, aber jetzt will man an einen großzügigen Ausbau der Wasserwege gehen und hofft, im Anschluß an den Panamakanal, auf einen riesigen Aufschwung des Gütertransports, besonders auch nach der Westküste von Südamerika.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W, Potsdamerstr. 127-128

Digitized by Google

NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD. BONDY U. FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ERSTES FEBRUAR HEFT

№ 7

1908

Digitized by Google

Ostende * Belgien

Die Königin der Seebäder.

Der schönste Kursaal der Welt. Symphonie-Kapelle ersten Ranges (150 Künstler).

Täglich **zwei Symphoniekonzerte** unter Mitwirkung von Sängerinnen und Sängern der ersten Bühnen Europas.

Orgel-Konzerte. **Soirées dansantes.**

Im Kgl. Theater — großartiger Neubau — gibt eine Truppe ausgewählter Künstler I. Ranges allabendlich Vorstellungen auf dem Gebiete der Oper, Operette, großen Ausstattungsstücke, Lustspiele etc.

Jeder Sport hat in Ostende seine Heimstätte:

Pferde-Rennen (800000 Frcs. an Preisen), Taubenschießen, Polo, Golf, Lawn-Tennis, Segel-, Rader- und Motorbootregatten, Automobil-Rennen etc. etc.

Jährlich eine Million Besucher. Vom 1. Oktober ab Wintersaison.

Sandow's Buch frei

Eben erschienen.

Dieses neue Buch zeigt, wie Eugen Sandow, der weltberühmte Gründer des Sandow-Körperpflegesystems, zu Kraft und Ruhm gelangte, ist herrlich illustriert und zeigt jedermann, wie man durch körperliche Uebung Gesundheit und Kraft erlangen kann. Spezialangebot: Jeder Leser, der sofort an nachstehende Adresse schreibt, erhält ein Exemplar dieses Buches kostenlos und portofrei zugesandt.

SANDOW COMPANY, Abt. A.,
Berlin W. 9, Potsdamerstraße 127.

Heyser & Rudolff

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 20.

(VI. 4081)

Kunsthandlung

Original-Gemälde, Kopien, Reproductionen etc. Sculpturen, Kunstgewerbe etc.

Einrahmungen in eigener Werkstatt

Digitized by Google

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES FEBRUARHEFT. 1908.

INHALT:

	Seite
Wilhelm Cremer, Der Feminismus der Amerikaner	483
Bamberger, Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen	488
S. v. H., Über die Grenzen der Staatsanwaltschaft	493
Emil Kolben, Aus Thomas Alva Edisons Werkstatt, illustriert	495
Heinrich Mann, Der Tyrann	504
Josef Adolf Bondy, Kaiser Karls Geisel	518
Fritz Wolff, Schlesien	523
Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)	526
Rundschau:	
Plutus, Finanzpolitische Rundschau	541
Eine Erklärung des „Berliner Tageblatts"	547
Paul Stauber, Goldmarks „Wintermärchen"	547
Paul Westheim, Zahltag	548
Revue der Revuen	549

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

Digitized by Google

Der Feminismus der Amerikaner.

Von

Wilhelm Cremer.

Alle Wissenschaft strebt dahin, die Auffassung, die wir von der Welt haben, zu vereinfachen, aber sie erreicht nur das Gegenteil, immer komplizierter, immer verwirrter wird das Netzwerk des Lebens. Immer neue Möglichkeiten tauchen bei jeder Entdeckung auf, und Erscheinungen, die wir gestern noch in feste Formeln bannten, spotten heute schon aller Fesseln. Das Leben ist unsern Nachstellungen noch immer davongelaufen, und das einzige, was uns bleibt, ist eine kluge Resignation und ein fröhliches Hinterherlaufen.

Was ist denn eigentlich feminin? Dürfen wir diesen Ausdruck wirklich noch gebrauchen, wenn wir von einer so gänzlich neuartigen Erscheinung reden, wie sie der moderne Feminismus ist? Das Seelenleben des Menschen ist so zart, daß bei seiner Sezierung auch die feinsten Instrumente versagen, und jedes Abwägen mit Worten wird hier nur ein plumpes und rohes Zufassen. Wir müssen uns darüber klar werden, daß es auf keinem Gebiete so notwendig ist, einmal gänzlich umzulernen, wie gerade bei dem Begriff Feminismus.

In einer Zeit, die Mann und Weib in gleicher Weise auf den Arbeitsmarkt, in die Fabriken wirft, die in der Theorie wenigstens beiden dieselben Bildungsmöglichkeiten und bald auch dieselben Rechte gibt, findet eine immer stärkere Vermischung der Geschlechtsunterschiede, eine langsame Zersetzung und Auflösung der alten Geschlechtscharaktere statt. Was sich daraus entwickelt, wissen wir noch nicht, aber vorläufig sehen wir eine gewisse Annäherung der beiden Geschlechter aneinander, eine „unweibliche" Selbständigkeit bei der Frau und eine feminine Nervosität beim Manne. Wir stehen am Ende einer langen Entwicklung und am Anfang einer neuen. Das Ende ist der Mann, wie er bisher gewesen, und der Anfang ist die Frau, wie sie sein wird.

Man braucht diese Entwicklung weder zu begrüßen, noch zu beklagen. Der Mann wird dabei nicht seine Produktivität und Kampfesenergie, die Frau nicht die leidende Tapferkeit der Mutterschaft verlieren, und es schadet nichts, wenn sich die ästhetisch, oder wenn man will unmoralisch, neuschaffenden Instinkte des Mannes mit den ethisch weiterbauenden der Frau vermischen. Was verloren geht, sind nur das innerlich verlogene männliche Philisterheldentum und die hingebende Unwissenheit als Ideale auf der einen und der andern Seite.

Natürlich geht eine solche Entwicklung nicht gleichmäßig vonstatten. Wir finden sie in den fortgeschrittensten Schichten unserer Großstadtbevölkerung und am ausgesprochensten bei den Amerikanern. Aber ihre feineren Spuren sind überall zu finden,

Digitized by Google

wo die Einflüsse moderner Kultur arbeiten, und selbst bei einem so eminent männlichen Volk, wie es die Engländer sind, zeigt sich eine immer stärker werdende nervöse Färbung, die wir, wie auch sonst in der Welt, durchaus nicht nur als etwas Krankhaftes auffassen dürfen.

Amerika hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem großen Welttheater entwickelt, in dem alle modernen Probleme in nicht immer mustergültiger, aber stets interessanter Auffassung dargestellt werden. Die Lustspieldichter und Tragödienfabrikanten sitzen dabei meist in dem alten Europa, aber zur ersten Aufführung, zum Versuch kommt es da drüben, und technische, politische, soziale, psychologische, religiöse Probleme aller Art läßt man sich erst einmal von diesem Schauspielervolk vorführen, ehe man mit philisterhafter Behaglichkeit entscheidet, ob man davon etwas gebrauchen kann.

Die Amerikaner sind ausgesprochen feminin, darüber besteht für einen aufmerksamen Beobachter kein Zweifel. Sie sind aber auch außerordentlich energisch und mutig; Professor Lamprecht nennt sie ein Volk von geborenen Kriegern. Man darf daher in dem Begriff des Femininen durchaus nichts Minderwertiges oder gar Verächtliches sehen. Man ist noch lange nicht mutig, wenn man keine Nerven hat. Selbst da, wo der Amerikaner uns komisch erscheint, in seinem etwas weibischen Aussehen und Gebaren, in seiner übertriebenen Unterwürfigkeit gegenüber der Frau, sollten wir uns hüten, zu lächeln; wir erscheinen ihm dafür barbarisch und rückständig.

Wenn man die Seele des Amerikaners studieren will, muß man bei der Frau anfangen. Ihre bevorzugte Stellung im öffentlichen und privaten Leben ist noch jedem Europäer aufgefallen, ebenso aber auch ihr selbstsicheres Benehmen und ein gewinnender Reiz, der nur ihr eigen ist. Wilde sagt einmal: „Die Amerikanerin benimmt sich stets, als wäre sie schön. Das ist das Geheimnis ihres Reizes.“ In der Tat ist sie die liebenswürdigste Gesellschafterin und die einzige Frau auf der Welt, die unbefangen mit dem Mann Freundschaft halten kann.

Für die Amerikaner sind die Frauen immer etwas außerordentlich Kostbares gewesen, schon weil es ihrer stets zu wenig gegeben hat in diesem Lande. Sie wurden umschmeichelt und umworben, und die rauhen Abenteurer, die sich mit Raufen und Spielen die Zeit vertrieben, hatten einen ritterlichen Stolz, sich für sie aufzuopfern, für sie zu verschwenden, ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Für sie waren die Frauen der bessere Teil ihrer Seele. Alles was schön war und gut, das wurde das Reich der Frauen. Nur zwei Geschäfte behielten die Männer: das Geldverdienen und die Politik.

Und die Frauen haben diese Verhältnisse gründlich ausgenützt. Das ganze geistige und gesellschaftliche Leben Amerikas wird heute von den Frauen beherrscht, und auch im öffentlichen Leben setzen sie auf die Dauer alles durch, was sie durchsetzen wollen, denn sie machen den stärksten Faktor im amerikanischen Leben: die öffentliche Meinung. Der Amerikaner unterwirft sich seiner Mutter, Schwester oder Frau in der Familie und

Digitized by Google

in der Gesellschaft. Er läßt sich Sitten und Gewohnheiten von ihnen vorschreiben, es geht hierbei durchaus nicht wie in England nach seiner Bequemlichkeit. Die Frauen bestimmen ihm, was er liest, was er sieht und hört an Kunstgenüssen, wenn er überhaupt neben seinem Beruf, für die Frau möglichst viel zu verdienen, sich einen solchen Luxus gestatten kann. Die ganze literarische und künstlerische Produktion Amerikas ist von Frauen geleitet, trifft den Geschmack der Frauen, und nur ihre künstlerische Unfruchtbarkeit ist schuld daran, daß überhaupt noch Männer unter ihrer Leitung schaffen. Aber jeden Erfolg auf dem Büchermarkt, im Theater, Konzertsaal, in der Kunstausstellung macht die Frau.

Dasselbe ist auf allen wissenschaftlichen, sozialen, religiösen Gebieten der Fall. Zunächst haben sie das ganze Erziehungswesen in die Hände genommen, und man muß sagen, daß sie hier etwas geleistet haben. Bis in die höchsten Klassen der Gymnasien bilden sie die Mehrzahl der Lehrkräfte, und es sieht seltsam genug aus, wenn eine Schar halberwachsener Burschen von einem kleinen Fräulein über die Straße geführt wird. Die Frauen errichten und leiten die Kranken- und Armenhäuser, die Erziehungsanstalten, sie beherrschen auch die Kirchen.

Die Frauen befinden sich durch ihre reiche Betätigung auf allen Gebieten des geistigen Lebens natürlich auf einer höheren Kultur- und Bildungsstufe als die Männer. Während diese auch heute noch möglichst früh ins Erwerbsleben eintreten und in aufregender Hetzjagd ihre Nerven ruinieren müssen, genießen die Frauen ihre Jugend, studieren auf den Universitäten, widmen sich jeder Art von Sport und Körperkultur, reisen zu ihrer Ausbildung nach Europa und sind nachher den Männern in jeder Hinsicht, besonders auch in positivem Wissen weit überlegen, so daß sie mit geringschätzigem Spott auf das arbeitende Geschlecht herabsehen. Sie heiraten nur, weil sie es bequem finden, sich einen Mann zu halten, der das Geld herbeischafft für Toiletten und Brillanten, für Haus, Wagen, Dienerschaft, kurz für alles, was eine Dame zum Leben braucht. Und der Mann ist stolz, wenn er eine solche Frau hat, die das Geld mit vollen Händen wegwirft, er versagt sich auch die allernotwendigste Rast, nur damit sie es ihren Freundinnen noch zuvortun kann.

Sowas findet man aber nicht nur beim wohlhabenden Kaufmann, sondern auch in kleinerem Maße bei jedem Arbeiter. Der steht des Morgens auf, macht Feuer an, kocht Kaffee, den er seiner Frau ans Bett bringt, und geht erst dann zur Arbeit. In seinen Mußestunden hilft er im Haushalt, besorgt Einkäufe und verwahrt die Kinder. Er spart sich das Geld vom Munde ab, damit seine Frau bessere Kleider und Schmucksachen tragen kann. Kein Wunder, wenn in Amerika die Geburt eines Mädchens mit größerem Jubel begrüßt wird, als die eines Knaben. Selbst in den eingewanderten Familien, die ja ganz anders geartete Instinkte mitbringen, begreift man die veränderte Stellung der Frauen sehr schnell und unterwirft sich den Landessitten.

Diese tatsächliche Herrschaft der Frauen hat nun aber die Folge gehabt, daß der

Digitized by Google

Mann in Amerika sich in seinem ganzen Wesen immer mehr dem weiblichen Typus genähert hat und heute vollständig feminiert ist.

Schon seine ganze Erscheinung ist seltsam genug. Wenn man in einer amerikanischen Stadt über die Straße geht, so fällt einem das Stutzerhafte an der Kleidung der meisten Männer auf. Alles ist so auf den Effekt herausgearbeitet, und bei manchem möchte man von einer Hochstaplereleganz reden. Der Anzug im Warenhausgeschmack, meist von geringem Stoff, aber selbst bei älteren Herren bis auf jede Kleinigkeit nach der letzten Mode und frisch aufgebügelt. Die Hosen und Rockschöße zeigen scharfe Falten. Die Schuhe sind äußerst blank gewichst, von den Halbschuhen hängen kokett die sorgfältig gebundenen breiten Schnürbänder herunter. Der Amerikaner liebt Schmuck jeder Art und trägt schwere Ringe, Uhrketten, Brillantbusennadeln. Die größte Sorgfalt verwendet er auf die Frisur. Er liebt es, die Haare etwas lang zu tragen, und da der Nacken sorgfältig ausrasiert wird, sieht es täuschend aus, als trüge er eine Perücke. Dazu kommt das glattrasierte Gesicht. Auch sonst weiß er sich durch allerlei Mittel ein interessantes Aussehen zu geben. In New York findet man oft in Kaffeehäusern Leute, die mit Kneifern aus Fensterglas hausieren. Der Amerikaner hält sich dann für einen äußerst smarten Kerl, wenn er ein solches unbequemes Ding auf der Nase hat.

Selbst der Arbeiter im Wochentagsanzug ist immer noch bestrebt, eine gewisse Eleganz hervorzukehren. Er kann in einer schmutzigen, zerrissenen Kleidung umherlaufen, aber seine Stiefel wird er immer blank gewichst haben. Auffällig ist auch das Bestreben des älteren Amerikaners, um jeden Preis jung zu erscheinen. Das bringt ihn dazu, sich die Haare zu färben und in Gang und Haltung krampfhaft eine gewisse Elastizität zu wahren. Er beteiligt sich dann auch an jugendlichen Scherzen und Balgereien, was uns steifen Europäern bei Leuten dieses Alters grotesk und unnatürlich vorkommt.

Mehr noch als in seinem Äußern zeigt der Amerikaner seinen femininen Charakter in seinen seelischen Eigenschaften. Jeder von uns hat schon einmal in seinem Leben eine Frau kennen gelernt, die aus irgend einem Grund an die Spitze eines Geschäftes oder Unternehmens gestellt, hier plötzlich ganz bedeutende Fähigkeiten und eine unverwüstliche Energie entwickelte. Solche Frauen schlagen gewöhnlich die Männer aus dem Felde, weil sie nüchterner, zäher, ehrgeiziger sind. Und sie sind dabei oft die besten Mütter, oder gutmütige Versorger eines schwachköpfigen Mannes, in dessen Namen sie arbeiten. Nun, die Amerikaner haben etwas von solchen Frauen in ihrem Wesen. Ein ungeheurer Trieb zum Arbeiten scheint in ihnen zu stecken, eine Spielerleidenschaft, Erfolge zu erringen, ein unermüdliches Weiterwagen ohne Rücksicht auf das schon Erreichte. Nichts Hausbackenes, nichts Kleinliches, nichts Feiges. Also haben sie doch einen männlichen Charakter? Nein, denn das nicht erwerbstätige, öffentliche und private Leben des Amerikaners zeigt die ganze Musterkarte weiblicher oder weibischer Eigenschaften. Sensationslust, Sentimentalität, religiöser Aberglauben mit Zirkusfirlefanz, Quacksalberei und Wahrsagerei aufgeputzt, — Prüderie, eine im Sexuellen zu Masochismus

Digitized by Google

ausartende Sklavenehrfurcht vor dem stärkeren (hier weiblichen) Geschlecht, Autoritätsanbetung, Unterwerfung unter Mode und öffentliche Meinung, — Unproduktivität auf allen Gebieten wissenschaftlicher, künstlerischer, technischer Kultur, verbunden mit meisterhafter Anpassung an neu Erfundenes und mit der Fähigkeit, solche Erfindungen weiter zu bauen und auszunutzen. Nirgendwo etwas Erzeugen, aber Gebären, keine neuen Wege finden, aber sie erst gangbar machen. Man kann diese Aufzählung beliebig vermehren. Jede menschliche Eigenschaft hat einen femininen und einen maskulinen Pol, beim Amerikaner wird der Zeiger immer nach der femininen Seite ausschlagen.

Man übersieht in Europa diese Eigenschaften leicht, weil man den Amerikaner nur nach seinen Erfolgen und als Geschäftsmann beurteilt. Aber im Geschäft kann er nicht weich, sentimental und moralisch sein, da ist ihm für den Zweck jedes Mittel recht, er wird hart, rücksichtslos und roh. Dennoch darf man ihn nicht der bewußten Heuchelei zeihen. Der Mann, der soeben einen Konkurrenten durch einen feinen Trick ruiniert und zum Selbstmord getrieben hat, sitzt wohlgefällig in der Kirche und läßt sich von einem pomadisierten, parfümierten Geistlichen eine Verdauungspredigt halten. Die entrüstete öffentliche Meinung hat es durchgesetzt, daß z. B. die „Salome“ oder „Frau Warrens Gewerbe“ nicht aufgeführt werden können. Man läßt sich dafür Bauchtänze und Folterszenen auf der Bühne vorführen und ist fest davon überzeugt, daß Amerika nicht nur das moralischste, sondern auch das künstlerisch fortgeschrittenste Land der Welt ist.

Man wird dem Amerikaner nur gerecht, wenn man bei dem allen seinen guten Glauben nicht bezweifelt. Ich wiederhole es noch einmal, bewußte Heuchelei liegt ihm vollständig fern. Seine Kritiklosigkeit und seine Unfähigkeit, selbständig zu denken, führen ihn dazu, sich einmal die notwendigen Eigenschaften eines rücksichtslosen Dollarjägers zu erwerben und dann die von den Frauen fabrizierte und für deren Bedürfnisse zurechtgestutzte Moral damit zu verbinden.

Daß da ein Gegensatz vorhanden ist, das empfindet er gar nicht. Er ist so sehr an die weibliche Leitung gewöhnt — die Schwestern und Lehrerinnen geben ihn an die Braut und Frau ab, die er früh, meist schon mit 21, 22 Jahren heiratet — daß er niemals daran denkt, etwa antiweibliche Instinkte zu entwickeln. In Amerika sind die Männer gegen die Frauen noch weiter zurück, als bei uns die Frauen gegen die Männer. Die Amerikaner machen nicht einmal Emanzipationsversuche.

Die Vorherrschaft der Frau hat auch im öffentlichen Recht ihren Ausdruck gefunden, und die Gesetze bevorzugen die Frauen so sehr, daß es gefährlich ist, ihnen nicht den Willen zu tun. Jedes Mädchen kann einen Mann, der mit ihr einmal ausgegangen ist, verhaften lassen. Und wenn sie bei ihrer Aussage bleibt, daß er ihr die Ehe versprochen hat, so muß er sie entweder sofort heiraten oder auf ein halbes Jahr ins Gefängnis gehen. Ebenso hat es die Frau in der Hand, ihren Mann wegen Mißhandlung, Bedrohung, oder weil er nach ihrer Angabe sie nicht ausreichend ernährt, verhaften zu lassen. Umgekehrt

Digitized by Google

sind aber die Richter von einer bewundernswerten Milde gegen Damen, die — sagen wir unzart mit einem Manne umgesprungen sind. Ein Mädchen, das letzthin einem Masher, wie sie die Flaneure nennen, mit der Pistole in den Kopf geschossen hat, weil er sie auf der Straße ansprach, wurde natürlich freigesprochen. In einem kürzlich erfolgten Ehescheidungsprozeß stellte sich heraus, daß die Frau ihren Mann acht Tage lang in ein Zimmer eingesperrt hatte, ohne ihm etwas zu essen zu geben. In der Zeit amüsierte sie sich mit ihren Freunden. Dann verklagte sie den Mann, dem es endlich gelungen war, zu entfliehen, wegen böslichen Verlassens und brachte ihn ins Gefängnis, weil natürlich ihr Zeugnis mehr galt als seines.

Die Amerikaner haben sich auch in ihre gesetzliche und gesellschaftliche Wehrlosigkeit gegen die Frau vollständig gefunden und nehmen sich sorgsam in acht, mit ihr in Konflikt zu geraten. Ein resignierter, feiner Humor, eine delikate, kaum bemerkbare Selbstironie hilft ihnen wie über alles auch über diese Dinge hinweg, und es ist ein Genuß, in den Zeitungen die Reporterfeinheiten zu lesen, mit denen sie die Nachrichten vom ehelichen Kriegsschauplatz bringen.

Für uns aber entsteht die Frage, wie sich ein solches Volk nach außen hin entwickeln wird. Vor allen Dingen werden sie niemals mit irgend etwas, das sie erreicht haben, zufrieden sein. Wenn sie ihr eigenes Land erst voller Menschen haben, werden sie Britisch-Nordamerika einverleiben, wie sie es bis dahin schon mit Mittelamerika getan haben werden. Sie werden Südamerika unter ihre Verwaltung bringen. Wenn sie in Asien mit der gelben Rasse nicht fertig werden, werden sie sich in Europa, in Afrika, in Kleinasien und Indien in jede Angelegenheit mischen. Sie werden einmal den Amerikanismus zur Weltsache machen, denn sie haben keinen Respekt vor andern und sind von ihrer eigenen Universal-Überlegenheit viel zu fest überzeugt. Es kann sein, daß sie auch einmal gründlich Fiasko erleiden, aber eins werden wir ihnen auch dann nicht nehmen können: Das letzte Wort.

Digitized by Google

Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen.

Von

Justizrat Bamberger.

I.

Sozialpolitische Reformen haben im allgemeinen die Eigentümlichkeit, daß sie viel Geld kosten. Daher insbesondere kommt es, daß sie bei dem steuerzahlenden Bürger nicht ganz so beliebt sind, wie es sonst wohl der Fall wäre. Es gibt jedoch ein Problem auf dem Gebiete der Sozialpolitik, dessen Lösung keine Kosten verursacht, sondern im Gegenteil reiche dauernde Einnahmen mit sich bringt, das ist die Reform des gesetzlichen Erbrechts. Diese Reform besteht darin, daß bei dem Fehlen eines Testaments, — nur dann spricht man von gesetzlicher Erbfolge — zwar die nahen Anverwandten und die Ehegatten erben wie bisher, die Seitenverwandten hingegen ersetzt werden durch das Reich. Welche außerordentliche Tragweite diese Reform nach der materiellen Seite hat, ist wohl noch nicht allgemein bekannt. Der Ertrag des künftigen Reichserbrechts beläuft sich, wie früher berechnet wurde, auf jährlich 500 Millionen Mark.*) Setzt man nun den Fall, daß diese Änderung der Erbfolge vor zehn Jahren bereits vorgenommen und ihr gesamter Ertrag, also fünf Milliarden Mark, zum Ausbau der Flotte verwendet worden wäre, so besäße Deutschland heute ohne die geringste Mehrbelastung der Bevölkerung die stärkste Kriegsflotte der Welt, trotz Großbritannien; der deutschen Industrie wären ungeheure Aufträge, ein ungeheurer Nutzen zugefallen; die allgemeine politische Lage wäre vermutlich eine wesentlich veränderte! — Mit dieser Erwägung soll nicht rückschauende Konjekturalpolitik getrieben, sondern es soll an einem praktischen Beispiel gezeigt werden, daß die Bedeutung der Erbrechtsreform nur unterschätzt, nicht überschätzt werden kann. Die Erbrechtsreform stellt die beste, ausnehmend ergiebige Staatseinkommensquelle dar, und damit das geeignete Mittel zur Befestigung der schwankenden und unzulänglichen Reichsfinanzen.

Nach dem jetzt geltenden Recht erben, wenn es an einer letztwilligen Verfügung fehlt, nicht allein nahe Angehörige des Verstorbenen, seine Kinder, Eltern, sein Ehegatte, sondern auch Seitenverwandte bis zum zehnten, zwanzigsten Grade und darüber hinaus bis ins Unendliche. Obwohl dies unverständlich, unwahrscheinlich und den meisten Lesern dieser Zeilen auch unbekannt sein wird, so ist es doch Rechtens. Nach § 1929 BGB.

*) Vgl. den Artikel „Ein Reformprojekt“ desselben Verfassers im 5. Heft der „Neuen Revue“. Justizrat Bamberger hat seine Aufsätze, die diesem bedeutsamen Problem gewidmet sind, gesammelt und unter dem Titel „Erbrechtsreform. Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen“ im Verlage von J. Guttentag in Berlin erscheinen lassen.

Digitized by Google

braucht derjenige, der den Nachweis führt, daß er der nächste Anverwandte Adams ist, sich nur an das Amtsgericht zu wenden, bei welchem dieser seinen letzten Wohnsitz gehabt, um als legitimer Erbe von Adam anerkannt zu werden. Ein noch so entfernter Verwandter erhält den Nachlaß, wenn keine näheren vorhanden sind, also der vom zehnten Grade, wenn die vorhergehenden neun ausfallen, der vom elften, wenn auch im zehnten keiner vorhanden ist, usw. Er erbt nicht etwa deswegen, weil positive überzeugende Gründe dafür sprechen, daß ihm das ganze Vermögen eines anderen übertragen wird, sondern er erbt darum, weil negativ keine näherstehenden Personen vorhanden sind. Wollte man hiergegen geltend machen, daß er doch immerhin noch verwandt mit dem Erblasser sei, daß also die Verwandtschaft den Grund für sein Erbrecht abgebe, so ist dieser Einwand nicht durchgreifend; denn der Erblasser kann ihn ja trotz dieser Verwandtschaft durch ein Testament einfach beiseite schieben und andere Personen einsetzen. Es müßten dann doch auch ein Verwandter im zehnten und ein Verwandter im elften Grade, die einander in ihrem Verhältnis zum Erblasser gewiß ziemlich gleich stehen, ungefähr in gleicher Weise von der Erbordnung berücksichtigt werden. Das aber ist nicht der Fall. Der vom zehnten Grade erhält alles, der vom elften nichts. Und wenn es noch so schwierig ist, festzustellen, wer als nächster Anverwandter des Verstorbenen zu betrachten sei, so werden die Gerichte, die Ministerien, Gesandtschaften, Konsulate, Privatpersonen, Zeitungen im In- und Ausland ohne Rücksicht auf die Kosten in Bewegung gesetzt, es werden Vormundschaften, Pflegschaften eingerichtet, Aufrufe, Verschollenheitserklärungen vorgenommen, um nur ja noch den Erben in dem verborgensten Winkel aufzustöbern und ihm, der oft von der ganzen Erbschaft, vom Tode und vom Leben des Erblassers keine Ahnung hat, dessen gesamtes Vermögen gleichsam auf dem Präsentierteller anzubieten. Läßt sich das Rätsel so nicht lösen, kommen mehrere anscheinend Gleichberechtigte in Betracht, dann beginnen nun erst die eigentlichen Erbschaftsprozesse, die bekanntlich so viel reine Freuden für die Beteiligten, so viel Segen und Frieden für den Kreis der Verwandten mit sich bringen und den Familiensinn stärken — bis zum Meineid und zum Giftmord!

Der Erfinder dieses arithmetischen Geduldspieles ist der byzantinische Kaiser Justinian. Er hat damit zugleich von Staats wegen ein Glücksspiel geschaffen, die Institution der lachenden Erben, bei dem ganze Vermögen auf der Schicksalskarte stehen; dem Spieler fällt der Gewinn zu, ohne daß auch nur ein Einsatz von ihm gefordert wird, — es genügt der Nachweis einer Verwandtschaft, auch wenn diese im ganzen Leben der Beteiligten sonst keine Rolle gespielt hat. Die großen Juristen der Blütezeit des römischen Rechts waren weit davon entfernt, so gedankenlose, nur auf mechanischer Zählung beruhende Rechtssysteme aufzustellen, weit entfernt davon, an die lex Julia et Papia Poppaea zu rühren, durch die Augustus, der weise Vorgänger Justinians auf dem Throne der Cäsaren, in gerechter Abwägung der Interessen der römischen Familie und der steigenden Bedürfnisse des Weltstaates das gesetzliche Erbrecht des Fiskus aufgerichtet

Digitized by Google

hatte. Allein das Erzeugnis römischen Verfalles erschien immer noch gut genug, um bei der Rezeption des römischen Rechts gegen Ende des Mittelalters gesunde und entwicklungsfähige deutsche Erbrechtsnormen zu verdrängen.*) Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß übertriebener Respekt vor dem fremden Recht und vor der lateinischen Sprache, wie sie bis auf den heutigen Tag herrschen, dazu beigetragen haben, um der oströmischen Institution Eingang zu verschaffen. Daß das preußische Landrecht noch auf demselben Boden steht, ist vielleicht nicht auffallend, da die romanistischen Grundsätze zu jener Zeit fast unumschränkte Geltung erlangt hatten. Befremdlich aber ist es, daß auch das Bürgerliche Gesetzbuch noch das unbegrenzte Verwandtenerbrecht aufgenommen hat; befremdlich sind auch die Gründe, die in den Motiven dafür angegeben wurden.**) Der Entwurf folge dem in Deutschland überwiegend geltenden Rechte, wenn er jede Begrenzung unterlasse. Das war ja gerade die Frage, ob dieses geltende Recht nicht sehr der Abänderung bedurfte. Weiter heißt es, ob aus sozialpolitischen Gründen die Verwandtenerbfolge zugunsten des Staates oder der Gemeinde beschränkt werden müsse, sei eine Frage, die zurzeit noch nicht spruchreif erscheine. Noch nicht spruchreif! So bescheidene Zurückhaltung war kein Verdienst des berufenen Gesetzgebers, nachdem seit einem vollen Jahrhundert eine reichhaltige ausländische und einheimische Literatur entstanden war, die übereinstimmend die Beseitigung eines Systems forderte, das nicht etwa nur veraltet sondern zu keiner Zeit gerechtfertigt gewesen war, — nachdem die besten Vertreter deutscher Staatswissenschaft, Roscher, Schmoller, Wagner, dieselbe Forderung erhoben, nachdem der hochverdiente Hans v. Scheel in seiner klassischen Schrift den Stab über die lachenden Erben gebrochen hatte!***)

Gesetzt aber, man habe vor 20 Jahren noch darüber streiten können, so wird heute kein Zweifel mehr aufkommen, daß die Frage spruchreif ist. Wenn es jemals erlaubt sein konnte, einen Nachlaß von Staats wegen einem einzelnen hinzugeben, der, ohne zu den nahen Angehörigen des Verstorbenen zu zählen, nur den leeren Namen der „Verwandtschaft" als Rechtstitel auf das Vermögen eines anderen aufzuweisen hat, — so erscheint ein solches Verlangen nach fremdem Gut, nach ganz unverdientem Gewinn im Zeitalter der Sozialpolitik als ein schweres Unrecht gegen die Gesamtheit, zumal gegen die Staatsgemeinschaft, die den hohen Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit aufgestellt und bewährt hat.

Sollte sich aber durchaus keine Verwendung für die Erträge des Reichserbrechts finden lassen, sollte die Reform für die Befestigung der Reichsfinanzen überflüssig sein und keinen anderen Zweck und Erfolg haben, als daß sie es ermöglicht, einen Reichsschatz aufzusammeln für den Fall der Not, — wie jeder sorgsame Familienvater einen

*) „Vom Recht der lachenden Erben" vom Verfasser in d. D. Juristenzeitung. 1. Juni 1907.

**) Motive zu dem Entwurfe eines BGB. f. d. Deutsche Reich. Bd. V, S. 366, 367.

***) „Erbschaftssteuer und Erbschaftsreform". Jena 1877 von Professor Dr. v. Scheel, weiland Direktor des Kaiserl. Statistischen Amtes in Berlin.

Digitized by Google

Sparpfennig zurücklegt, — so wird mancher die Ansicht und den Wunsch teilen, daß schon um dieses Zweckes willen der unüberwindliche Gedanke der Reform aufs schnellste verwirklicht werden möge.

II.

Die Erbrechtsgrenze.

Das Bürgerliche Gesetzbuch bestimmt im § 1929, daß die Verwandtschaft einen Erbanspruch gibt, auch wenn sie ins Unendliche geht. Heute herrscht kein Streit darüber, daß diese unfaßbare Bestimmung gleichmäßig unvereinbar ist mit den Grundsätzen der Logik, des Rechts und der Staatsinteressen. Wie sie zu ändern, zu ersetzen ist, das ist die Frage nach der Erbrechtsgrenze, die Frage, an welcher Stelle der Verwandtenstufenleiter das Erbrecht der Verwandten enden und das Erbrecht der Staats- oder Reichsgemeinschaft eintreten soll.

Die Lösung dieses Problems durch die geltenden Gesetze der verschiedenen Staaten zeigt eine große Mannigfaltigkeit. Während einzelne Gesetzgebungen, wie die deutsche, ein schrankenloses Verwandtenerbrecht aufstellen, lassen andere die Erbfolge der Verwandten beim 12. Grade enden, wie der Code civil, oder beim 8. Grade, wie Mexiko, oder beim 4. Grade, wie beispielsweise Guatemala. Schon an diesen Beispielen sieht man, daß sich über die Änderung des gesetzlichen Erbrechts in der Seitenlinie jedenfalls reden läßt. Es ist sehr bemerkenswert, daß die frühesten dieser Einschränkungen der Verwandtenerbfolge aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammen, aus der Zeit, als die ersten wissenschaftlichen Verfechter der Reform des Erbrechts auftraten, Bentham und John Stuart Mill.

Die Wissenschaft hat damals einen starken Einfluß auf die Praxis ausgeübt. Am weitesten in der Eindämmung des Familienerbrechts sind einige amerikanische Staaten gegangen, sie ziehen die Grenze bei dem 4. Grade der Seitenlinie, also bei den Vettern. So bestimmt der Codigo General de la Republica de Costa Rica in Art. 623, 635, daß der Nachlaß eines Verstorbenen, wenn Erben bis zum 4. Grade fehlen, dem Departement für Unterrichtszwecke anheimfallen soll. Diesem Beispiele folgten die benachbarten Freistaaten Venezuela und Guatemala. Verwandte erben bis zum 4. Grad in der Seitenlinie, in Ermangelung solcher aber fällt der Nachlaß an die guatemaltekische Landesuniversität — in Venezuela direkt an den Staatsfiskus. (Art. 957 des Gesetzbuchs für Guatemala, Art. 689, 702 des Gesetzbuches für Venezuela.) So hat man jenseits des Ozeans in zweckmäßiger Weise die privaten Interessen und das Interesse der Gesamtheit bei der Regelung des gesetzlichen Erbrechts berücksichtigt. Man griff entschlossen auf altspanische Verordnungen zurück und schuf sich ein eigenes Recht nach eigenem Bedürfnis, unbekümmert um Kaiser Justinian und um sein Corpus juris. Und diese freie Auffassung stammt nicht etwa erst aus neuester Zeit, das erste der in Rede stehenden Rechte, von Costa Rica, datiert vom 30. Juni 1841. Also schon zu jener Zeit hatten die leitenden

Digitized by Google

Männer in dem amerikanischen Freistaat ein starkes Gefühl dafür, was der Bürger dem Gemeinwohl, dem Staatsverbande schuldig war, zu einer Zeit, in der der Staatsgedanke in kulturell höher stehenden Ländern noch schwach entwickelt, die staatlichen Aufgaben beschränkte waren. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die einheimische Gesetzgebung im Vergleich hierzu rückständig geblieben ist, selbst dann noch, als Deutschland die Führung auf dem Gebiete sozialpolitischer Reformen übernommen hatte.

Welche Lehre soll man nun aus der vorstehenden Betrachtung ziehen? Vielleicht, daß man das Versäumte nachholen und die Erbrechtsgrenze nach dem Vorgang jener überseeischen Republiken bei dem 4. Grade der Verwandtschaft festsetzen müsse? Gewiß nicht. Das Deutsche Reich des 20. Jahrhunderts kann das Recht von Costa Rica aus dem Jahre 1841 ebenso wenig brauchen, wie das Gesetz byzantinischer Kaiser aus dem 7. Jahrhundert. Es bedarf keiner fremden Vorbilder. Die hervorragendsten Werke deutscher Gesetzgebung der Neuzeit, die großen Sozialgesetze sind nicht auf dem Boden der Fremdherrschaft römischen Rechts erwachsen, sondern es sind selbständige, von eigenen schöpferischen Gedanken erfüllte Rechtsbildungen, die ihrerseits Vorbild wurden für das Ausland. So sei es auch mit der Reform des gesetzlichen Erbrechts! Was dem heutigen Bedürfnis, dem heutigen Rechtsempfinden entspricht, angesichts der wachsenden Ausdehnung staatlicher Leistungen, das hat kein Geringerer als Gustav Schmoller im Anschluß an John Stuart Mill ausgesprochen, wenn er als einen berechtigten Gedanken hinstellt, daß das Erbrecht der Seitenverwandten zu beseitigen sei. Damit ist die Richtschnur für die Neuregelung der gesetzlichen Erbfolge gegeben.

Freilich hängt die Verwirklichung der besten Gedanken nicht allein davon ab, daß sie richtig sind. Die Frage nach dem praktisch Erreichbaren ist häufig anders zu beantworten. Da nun nicht zu verkennen ist, daß die Erhaltung des gesetzlichen Erbanspruches der Geschwister in weiten Kreisen notwendig erscheint, so empfiehlt es sich, den Grundsatz der Reform insoweit einzuschränken und das Erbrecht des Reiches erst nach den Geschwistern einsetzen zu lassen. Dabei aber müßte es verbleiben. — Der Erbonkel aus der Komödie kann als Testator seine ruhmvolle Rolle weiter spielen. Empfindet er ein Herzensbedürfnis, einen Neffen zum Erben einzusetzen, so kann er dies nach wie vor. Unterläßt er es aber, macht er von seiner Befugnis der Testamenterrichtung keinen Gebrauch, so ist ein staatliches Bedürfnis, ein Interesse des Gemeinwohls nicht dafür anzuerkennen, daß das herrenlos gewordene Vermögen dem lachenden Erben in den Schoß geworfen wird.

Die Reichskasse an Stelle der Seitenverwandten mit Ausnahme der Geschwister, das sei die Losung für eine Reform, die maßvoll und durchgreifend zugleich einen Platz neben den großen Sozialgesetzen in Anspruch nehmen darf. Wie diese wird sie ihren Siegeslauf durch alle Kulturländer nehmen.

Digitized by Google

Über die Grenzen der Staatsanwaltschaft.

Von

S. v. H.

Othello und Jago! Gleichwie auf großen Bühnen die Darsteller dieser beiden Rollen einander zuweilen zu übertrumpfen suchen — das Publikum wiehert dann seinen Beifall dazu — so sehen in Italien die Monstreprozesse Verteidiger und Staatsanwalt als wahre Mimen auftreten. Die Kunst des vom Angeklagten Bezahlten reizt dort heißblütigerweise die Eitelkeit des nur vom Staate Bezahlten und so kehrt sich nur zu oft die ernste Gerichtsverhandlung zum hohlen Schauspiel um.

Sind wir nun Deutsche oder Italiener? Der letztere bringt wenigtens für diese gefährlichen Rechtsübermalungen die Fehler seiner Vorzüge mit, die von einem starken künstlerischen Temperament ausgefüllt werden. Nichts dergleichen ist aber bei uns angeboren und so erscheint, während der Südländer stets ein natürlicher Komödiant bleibt, der Nordländer unwillkürlich als ein — gelernter Komödiant. Also würden auch auf uns die Wirkungen solcher Theatralik ungleich häßlicher sein, als inmitten eines Volkes, wo fast jeder zehnte Mensch mit Ausdruck und Lebendigkeit reden kann. Einstweilen sind wir glücklicherweise noch nicht so weit, allein jene schlichte, trockene Art, die den preußischen Ankläger von jeher ausgezeichnet hat, ist in dem jüngsten Hardenprozesse vermißt worden. Es soll da keineswegs von dem Eintreten für die Herren Moltke und Eulenburg gesprochen werden! Indem es die bedeutendste Aufgabe des Gerichts darstellt, Angegriffene zu schützen, die Bestrafung der Angreifer demnach erst in zweiter Linie folgt, darf man schon von einer so maßgebenden Stelle aus die Unschuld eines Verfolgten mit dicken Strichen an die Tafel malen.

Ganz anders steht es freilich um die persönliche Haltung des Herrn Isenbiel in diesem Prozeß! Weil die Herren Bernstein und Harden eine verzweifelte Sache mit allen Künsten der Rhetorik und Mimik zu verteidigen hatten, brauchte ihnen der Staatsanwalt noch durchaus nicht zu folgen. Herr Isenbiel aber ließ sich von den feinen Karten, die er in der Hand hatte, zu einer triumphierenden Haltung fortreißen, so daß der Zuhörer meinen konnte, es handele sich hier nur um den Kampf zweier klägerischen Parteien. Als Herr Harden, von der Not des Augenblicks gepreßt, mit dem Vertreter des Gesetzes ein Privatgespräch begann: „Wollen Sie mich denn zwingen, meinen letzten Trumpf auszuspielen?“ hätte Herr Isenbiel sich einfach an den Vorsitzenden zu wenden gehabt: „Herr Präsident, der Herr Angeklagte droht mir, seinen letzten Trumpf auszuspielen; ich ersuche Sie hierdurch, ihn dazu ausdrücklich aufzufordern!“ — Das hätte dem wahren Sachverhalt mehr entsprochen, als die wirkliche Antwort des Herrn Isenbiel: „Bitte, Herr Harden, spielen Sie

Digitized by Google

aus!“ Es ist nur ein Nebenzug, der hier hervorgehoben wird, aber derselbe illustriert doch die ganze elegante, fechtende Art, zu der sich der betreffende Staatsanwalt durch die Talente des Angeklagten und seines Advokaten sehr bald hinreißen ließ. Augenscheinlich nahm Herr Isenbiel an, das Publikum erwarte von ihm, daß er sich ebenso interessant zeige. Indessen, nirgends waren doch Yankees zu sehen, die Wetten entrierten, wer nun von den beiden der Überlegenere, der Witzigere sei.

Noch sonderbarer wurde aber sein Irrtum, als er endlich zu plaidieren begann und uns nun zunächst des längeren seinen eigenen belletristischen Geschmack vorsetzte. Glaubte er tatsächlich, daß sich die Welt für die Mußestunden und die Lektüre eines Staatsanwalts erwärmt? Herr Isenbiel zu Hause! wird uns stets ein großer Unbekannter bleiben, dessen Heim man sogar in der „Woche“ nicht gründlich anzusehen braucht. — Herr Isenbiel bei Gericht! wird sofort zu einer wichtigen Persönlichkeit, eben, weil er dann gar kein Privatmann mehr ist; — sein sollte!

Ein minder gewappneter Herr könnte ja schon eitel werden, wenn er die Zeitungsberichte über sich liest, die den dunkelroten Plüsch der Türvorhänge als Hintergrund seiner hohen Gestalt eben so wenig vergessen, wie das blendende Weiß seines Kragens, das tiefe Schwarz seines Talars und den eisgrauen Schnurrbart, der sich wie drohend in die Höhe schiebt. In der Tat hatte Herr Isenbiel auch ganz gut erkannt, daß er jetzt aufhören müsse, denn bevor er mit der Offenbarung seiner innersten Geschmacksrichtung über den Angeklagten hervortrat, erklärte er ausdrücklich: „Ich könnte hiermit eigentlich schließen.“ Nun aber schloß der Redner erst recht nicht, und es begann eine Charakterisierung des Angeklagten, von der man schon sagen kann: der öffentliche Ankläger habe sich darin gefallen, auch einmal literarische Saiten anzuschlagen. Er nennt Herrn Harden und es wäre ein gutgebildetes Wort, wenn es richtig sein würde, den erarbeitetsten Journalisten der Neuzeit. Er heißt ihn ein Genie, nach anderen Drucklegungen „gewissermaßen“ ein Genie. Beides unverständlich für alle Menschen, die sich jemals außerhalb des Gerichtssaales und fern von Staatsanwaltsakten über den Begriff des Genies den Kopf zerbrochen haben. Er spricht endlich von den „ungeheuren Kenntnissen“ jenes Publizisten. Ich habe die verschiedensten Berichterstattungen nachgeprüft und fand in allen dieses „ungeheuer“ wieder. Auch war nirgends ein nachträgliches Dementi des so Zitierten zu ersehen und somit muß es sich Herr Isenbiel gefallen lassen, Leute wie Humboldt, Mommsen, Virchow ihrer bisherigen Singularität in Beziehung auf Kenntnisse entkleidet zu haben. Was geht es uns an, ob der Staatsanwalt den Werdegang Hardens genau verfolgt haben will, ob er seine Zwistigkeiten mit Lindau, Delbrück, Hartleben, Mehring, Hans Leuß kennt — „alles Namen von gutem Klang“. Herr Isenbiel muß es wissen! Sogar einen Diesem eigenen Stil glaubte er bei Harden hervorheben zu müssen. Das ist bei einem so erfolgreichen Schriftsteller so selbstverständlich wie

Digitized by Google

bei einem reichen Manne eine eigene Zahnbürste, die man doch auch nicht noch einmal extra bewundert. Der Henker Karl I. bat diesen noch auf dem Schafott um Verzeihung, aber die Zärtlichkeit, wie hier der Angeklagte gelobt wurde, war erst dem 20. Jahrhundert vorbehalten. Immer wieder kann es der Staatsanwalt nicht unterdrücken, vom Gerichtshofe hinweg Herrn Harden selbst anzureden, so bei Mitteilung des anonymen Drohbriefes: „Ich möchte Herrn Harden noch etwas sagen, was ihm in gewissem Sinne erfreulich erscheinen muß. Herr Harden hat begeisterte Anhänger, die bereit sind, für ihn in den Tod zu gehen."

In seiner ganzen Art des Plaidierens gab sich eine für Ruhigerdenkende peinliche Tendenz kund, nämlich, um keinen Preis langweilig zu sein. Indem aber das Effektvolle, Koloristische, Sprühende und Flimmernde bereits in so unübertroffener Weise von der andern Seite aufgetragen worden war, konnte sich der Staatsanwalt durch nichts besser und im edlen Sinne auch wirkungsvoller abheben, als durch größte Einfachheit. Dies hat er unbedingt versäumt, wobei Selbstgefälligkeit, die ja auch der Tüchtigste in sich bergen kann, als Ursache nicht gedacht zu werden braucht. Es war wohl mehr die irrige Meinung, daß der Vertreter des Gesetzes nicht hinter den Vertretern schwer gefährdeter Privatinteressen rednerisch zurückbleiben dürfe. Auf diese Weise ist denn auch Herrn Isenbiel die Gelegenheit verloren gegangen, noch weit über den Prozeß hinaus den eigentlichen Kern dieser ganzen Angelegenheit zu treffen. An ihm wäre es wohl gewesen, zum Schluß Worte der wilden Verachtung über den Klatsch an sich auszusprechen, den Klatsch, der von Schmutz fast niemals zu trennen ist, und dem der feine Pöbel heute mehr zujauchzt als je. Von einer solchen Höhe aus hätte Herr Isenbiel zahllosen Ehrlichen, Gradsinnigen und Anständigen das erlösende Worte aus der Seele gesprochen. — Er hatte aber wohl Wichtigeres zu tun; wenigstens nach seiner Meinung!

Aus Thomas Alva Edisons Werkstatt.

Von

Dr. Techn. honoris causa Emil Kolben.

Der erfolgreiche Erfinder! Wohl die meisten Leute haben die sonderbare Vorstellung, daß die epochemachende Erfindung das Werk eines glücklichen Augenblicksgedankens sei, der wie ein zündender Blitz im Gehirn des geistreichen Denkers plötzlich aufzucke, und daß die glückliche Idee im Momente des Entstehens gleich der schaumgeborenen Venus in jener denkbar höchsten Vollkommenheit dastehe, in welcher sie später der

Digitized by Google

Kulturwelt unendlich wichtige Dienste erweisen soll. Falsch, ganz falsch! Ähnlich wie sich im Werke des genialen Künstlers, des Dichters, Malers oder Komponisten in kristallklarer Weise das Wesen der eigenen Zeitepoche wiederspiegelt, ebenso wie der künstlerische Genius die großen Ideen seiner Zeit in lapidar einfacher Weise in seinem Werke konzentriert, so ist es auch mit dem Entdecker, dem bedeutenden Erfinder auf technischem Gebiete bestellt, der ein seit langem „in der Luft" liegendes Problem, mit welchem sich vielleicht Hunderte von Fachgenossen vor ihm oder gleichzeitig beschäftigten, in der praktischsten, d. h. für die zweckmäßige allgemeine Verwendung einfachsten Weise löst. Die wertvolle technische Erfindung ist das Endprodukt vorhergegangener, ausdauernder, oft langjähriger Arbeit; des eisernen Fleißes, des zähen, ja geradezu starrköpfigen Beharrens in der Verfolgung und Durcharbeitung einer Idee; der Schlußstein, der das Werk der Ausdauer krönt.

Aus diesem Grunde ist es auch seit jeher das Schicksal großer Erfindungen gewesen, daß sich, als sie, die langerwarteten, endlich da waren, gleich eine Reihe von Leuten meldeten, welche die gleiche Erfindung lange vorher gemacht haben wollten. Leider fehlte an dieser „Vorerfindung" jene Kleinigkeit, jener Punkt auf dem i, das eben die Großtat des wahren Erfinders ausmachte, nämlich die langgesuchte, einfachste und zweckmäßigste Lösung des betreffenden Problems.

Ähnlich erging es auch Thomas Alva Edison mit seinen Erfindungen auf elektrischem Gebiete. Seiner genialen Idee, zur elektrischen Beleuchtung als Lichtquelle von mäßiger Intensität den im luftleeren Raume glühenden Kohlenfaden als „Glühlampe" zu verwenden, wodurch das Problem der elektrischen Beleuchtung mit einem Schlage glänzend gelöst war, waren zahlreiche Versuche anderer Forscher vorausgegangen, die es mit dünnen, zum Glühen gebrachten Metalldrähten, insbesondere Platindrähten erfolglos versucht hatten, die Frage der Herstellung von beliebig kleinen Lichtstärken an beliebig vielen Stellen auf elektrischem Wege zu lösen. Nur den unermüdlichen, jahrelangen Arbeiten Edisons, welche durch seinen unumstößlichen Glauben an seine Idee gefördert wurden, gelang es schließlich, die Kohlenfaden-Glühlampe in solcher Vollkommenheit herzustellen, und sie der Öffentlichkeit zu übergeben, daß die elektrische Beleuchtung in wenigen Jahren alle anderen Beleuchtungsarten aus dem Felde schlug.

Es sind jetzt fast zwanzig Jahre her, daß ich Edisons Arbeitsstätten und Arbeitsweise durch eine glückliche Fügung kennen lernte. — Die Elektrotechnik war damals im Wesentlichen noch Zukunftsmusik, aber gerade in den Vereinigten Staaten in rascher Entwicklung begriffen. Um diese zu studieren, dampfte ich als 25jähriger Ingenieur, mit einem kleinen Staatsstipendium ausgestattet, über den Atlantik. Einige Monate blieb ich in New York, dann unternahm ich Reisen in den Staaten und studierte insbesondere in den großen, aufstrebenden Industriezentren die gewaltigen Werke der Technik, welche die amerikanische Ingenieurkunst in von europäischen Fachbegriffen vielfach so abweichender Art geschaffen hatte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mein Fonds, der nach europäischen Begriffen für zwei Jahre hätte ausreichen sollen, war nach Verlauf von wenigen Monaten allmählich derart zusammengeschmolzen, daß ich schleunigst nach New York zurückeilte, um dort eine Anstellung in einem elektrotechnischen Unternehmen zu finden, aber meine Bemühungen blieben, trotz der tatkräftigen Unterstützung des New Yorker deutschen technischen Vereines, erfolglos. Ein Zufall sollte mir zu Hilfe kommen. Eines Tages las ich in der „New York World", daß die große Gießerei der Edison Machine Works in Schenectady, einem kleinen, am Mohawk-Fluß gelegenen Städtchen in der Nähe der Hauptstadt Albany des Staates New York (das damals etwa 15 000 Einwohner hatte, heute aber deren über 100 000 zählen dürfte), abgebrannt sei. In der richtigen Voraussetzung, daß aus diesem Anlasse technische Arbeitskräfte rasch benötigt werden würden, bot ich mich mit Expreßbrief zu sofortigem Eintritt an. Gleich den folgenden Tag, am 3. August 1888, früh erhielt ich folgenden lakonischen Anstellungsbrief:

„If you will come up here right away, we can put you to work." (Wenn Sie sofort heraufkommen wollen, so können wir Ihnen Arbeit geben.) — Noch am selben Tage kam ich mit dem „Chicago Expreß" in Schenectady an und war schon abends wohlbestallter Elektro-Ingenieur mit 15 Dollars Wochengehalt im Konstruktions-Bureau der Edison Works.

Edison selbst bekam ich zunächst nicht zu sehen, da er nur bei wichtigen Anlässen, gelegentlich der Vorbereitung der fabrikationsmäßigen Herstellung neuer Maschinen und Apparate, in die Werke kam. Er hatte sich schon damals in Orange, N. J., im Llewellyn-Park, ein großartig ausgerüstetes „Laboratorium" eingerichtet, eigentlich eine kleine Fabrik, ausgestattet mit den modernsten technischen Hilfsmitteln, einem Ingenieurbureau, einem schönen chemischen Laboratorium, einer leistungsfähigen mechanischen Werkstätte, die mit den modernsten Werkzeugmaschinen versehen war, und einer reichhaltigen technischen Bibliothek. Als im Oktober 1888 Edison von der Schenectadyer Fabrik die Delegierung eines Ingenieurs in sein Laboratorium verlangte, um ein neues, elektrisches Straßenbahnsystem auf Grund vorhergegangener Versuche für die Praxis durchzuarbeiten, wurde ich zu meiner nicht geringen, aber angenehmen Überraschung mit dieser Mission betraut.

In seinem Laboratorium lernte ich Edison inmitten seiner intensiven Tätigkeit kennen und hatte auch während meiner nachfolgenden vierjährigen Tätigkeit bei der Edison Company, bei welcher ich schon nach einjähriger Tätigkeit zum Chefingenieur der Konstruktionsbureaux und der Laboratorien avancierte, häufiger Gelegenheit, Edison bei der Lösung seiner Probleme an die Hand zu gehen.

Thomas Alva Edison war damals 40 Jahre alt; er war mittelgroß, nach amerikanischer Art glatt rasiert, hatte schon ergrautes Haar; er war lebhaft und heiter, mit einem jugendlichen Ausdruck des Gesichts, dem aber auch sein ganzes lebhaftes, impulsives Gebaren entsprach. Sein Blick hatte etwas Klares, sich tief in die Dinge Ver-

Digitized by Google

senkendes, sein feingeschnittener Mund, sowie sein kräftiges Napoleon-Kinn zeugten von der großen Energie, die dem Manne innewohnte. Im Umgang mit Bekannten war er stets von gewinnender Liebenswürdigkeit; neue Bekanntschaften mied er nach Möglichkeit, da er von Jugend auf stark schwerhörig war und das Gehör durch Beobachtung der ihm vertrauten Gesichtszüge beim Sprechen unterstützen mußte. Die ihm erteilten Antworten wiederholte er, indem er den Sprecher scharf beobachtete. Aus diesem Grunde, und um sicher zu sein, nicht mißverstanden zu werden, gab er seine Weisungen in Form von schriftlichen, kurzen Bemerkungen, die er in gefälliger, deutlicher und fester Handschrift auf lose Zettel schrieb, wie etwa den folgenden Auftrag, den ich in seiner eigenen Handschrift nachstehend reproduziere:

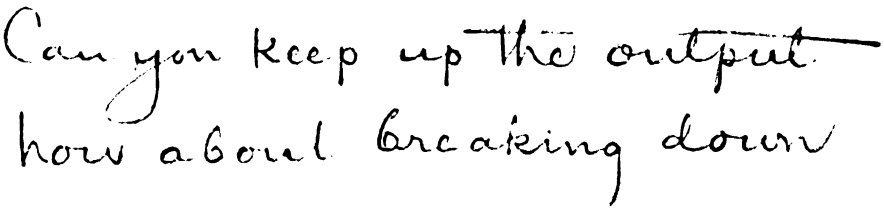


Fig. 1.

In Übersetzung heißt dies: „Können Sie die Leistung aufrecht erhalten; wie steht's dann aber mit dem Zusammenbruch?"

Edison war eine heitere Natur, er liebte es, nicht nur selber gute und schlechte Witze zu machen, sondern insbesondere sich solche erzählen zu lassen. Über einen Aufsitzer konnte er vor Freude förmlich aus dem Häuschen geraten, und war imstande, viertelstundenlang über einen wohlgeratenen Witz herzlich zu lachen. Besonderes Vergnügen bereiteten ihm die Bären, welche er ihn interviewenden Zeitungs-Reportern aufbinden konnte. Er liebte es, ihnen scherzweise krasse Zukunftsphantasien über die weittragende Bedeutung der Resultate seiner Studien zu erzählen; sie setzten dann, ohne es zu ahnen, wie sie genarrt wurden, unglaubliche Nachrichten von Edisons Plänen in die Welt. Freilich wurden diese Nachrichten in Unkenntnis der näheren Sachlage von ernsten Fachgenossen oft mit bedenklichem Kopfschütteln aufgenommen. So ist es zu erklären, daß die Tätigkeit Edisons, dieses gediegenen, ernsten und erfahrenen Forschers, vielfach von der Fachwelt mißverstanden, und daß seine Arbeiten namentlich in der deutschen Gelehrtenwelt sogar als nicht ernst zu nehmen, eine Zeitlang mit einer gewissen Geringschätzung, als eine Art amerikanischer Humbug betrachtet wurden. Er selbst hat über seine Arbeiten direkt niemals Mitteilungen verfaßt und publiziert; er wußte wohl als Mann der Tat seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen, auch die Theorie und namentlich das Experiment hierfür auszunützen, aber er war außerstande, die Ergebnisse seiner Forschungen theoretisch zu behandeln oder dieselben in einer so wunderbar einfachen, klaren, wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Form niederzuschreiben, wie der große englische Forscher Faraday, der Entdecker der elektrodynamischen Induktion und ihrer Gesetze, der gleich Edison ein Autodidakt war.

In der naturwissenschaftlichen und elektrotechnischen Fachliteratur war Edison wohlbewandert; er wurde im Studium derselben durch sein ausgezeichnetes Gedächtnis sehr unterstützt. Seine Achillesferse war jedoch die Theorie, zu deren Beherrschung sich dieser prächtige Selfmademan, der in seiner Jugend leider eine allzugeringe Schulbildung genossen hatte, nie durchgearbeitet hat. Wiederholt jedoch versuchte er es, in die Geheimnisse der Theorie, namentlich auf elektrotechnischem Gebiete, einzudringen, allerdings mit geringem Erfolge. — Damals war beispielsweise über die Vorausberechnung

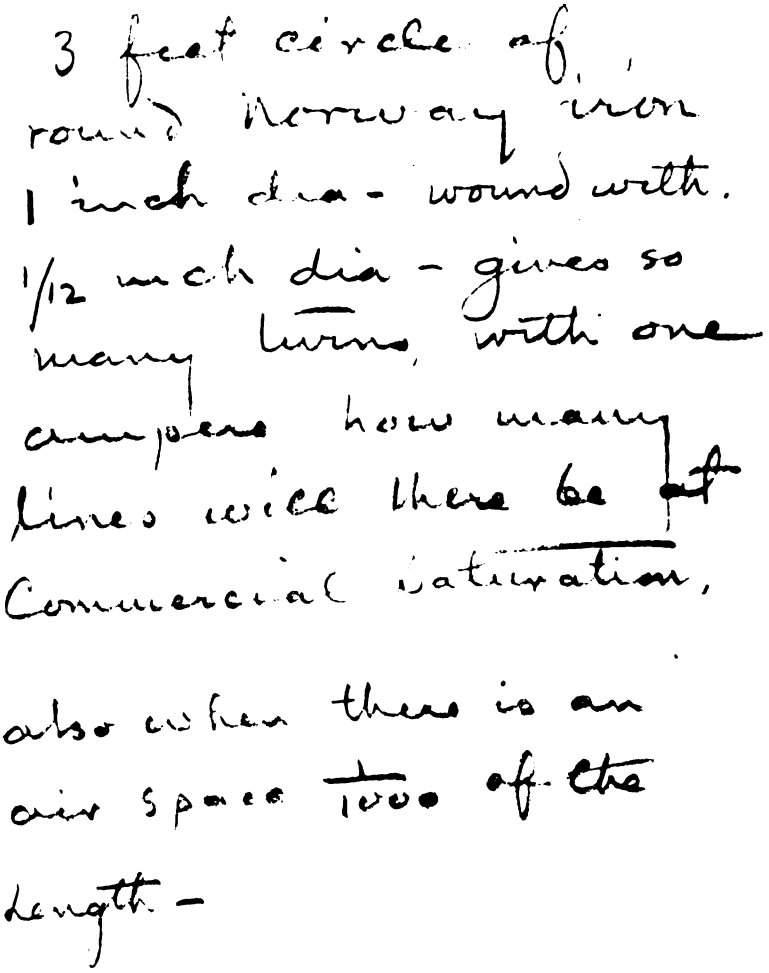


Fig. 2

Digitized by Google

von Dynamomaschinen nur sehr weniges bekannt; als wir eines Tages in den Werkstätten in Schenectady die erste vierpolige Dynamomaschine erprobten, und als die Versuche nicht ganz die gewünschten Erfolge ergaben, sagte Edison zu mir und zu Mr. A. E. Kenelly, dem jetzt wohlbekannten Gelehrten und Professor, der sein Laboratoriums-Assistent war: „So, ihr Stümper, jetzt mach' ich mich darüber, euere Maschine nachzurechnen!" Sogleich ging er daran, vergleichende Berechnungen zwischen der neuen Maschine und den bestehenden anzustellen, um nachher auch zu versuchen, die Aufgabe von der theoretischen Seite anzupacken. Er kam jedoch damit trotz größten Eifers nicht vorwärts, kam schließlich zu mir und verlangte, ich solle ihm als Grundlage seiner Rechnungen die Lösung der folgenden Frage mitteilen, die ich vorstehend in seiner eigenen Handschrift im Faksimile wiedergebe:

In Übersetzung lautet dies: „3 Fuß Ring von rundem, norwegischem Eisen 1 Zoll Diameter — voll gewickelt mit $^1/_{12}$ Zoll Diam. (Draht) — gibt so und so viele Windungen, wieviele Kraftlinien werden mit einem Ampère erzeugt bei kommerzieller magnetischer Sättigung; ferner, wenn ein Luftzwischenraum von $^1/_{1000}$ der Länge vorhanden ist."

Es war dies eine Frage, welche bei dem damaligen Stande mit Hilfe der neuesten Errungenschaften der Wissenschaft — Hopkinson und Kapp hatten gerade ein Jahr vorher in England ihre grundlegenden Arbeiten über den magnetischen Stromkreis veröffentlicht — beantwortet werden konnte. Als Edison die Lösung erhielt, machte er sich mit erneuertem Eifer an die Vollendung der Dynamoberechnung. Er skizzierte zunächst in klarer Weise den Verlauf des magnetischen Stromkreises, wie in Fig. 3 die Reproduktion

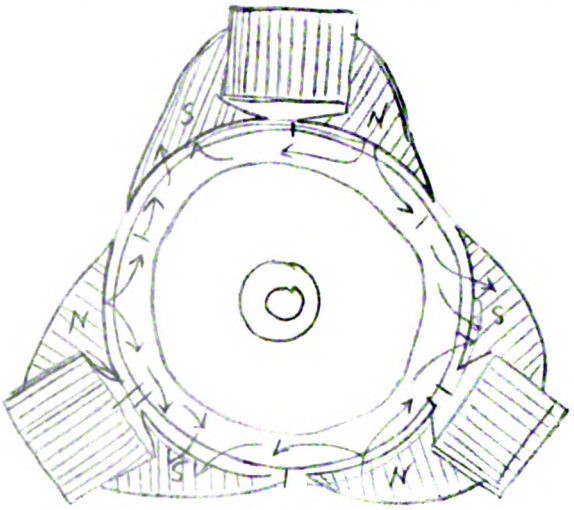


Fig. 3

Digitized by Google

der Originalzeichnung zeigt, dann begann er seine einfache Rechnung, indem er den ganzen Gedankengang in kurzen Sätzen auf kleine lose Blätter schrieb, von welchen

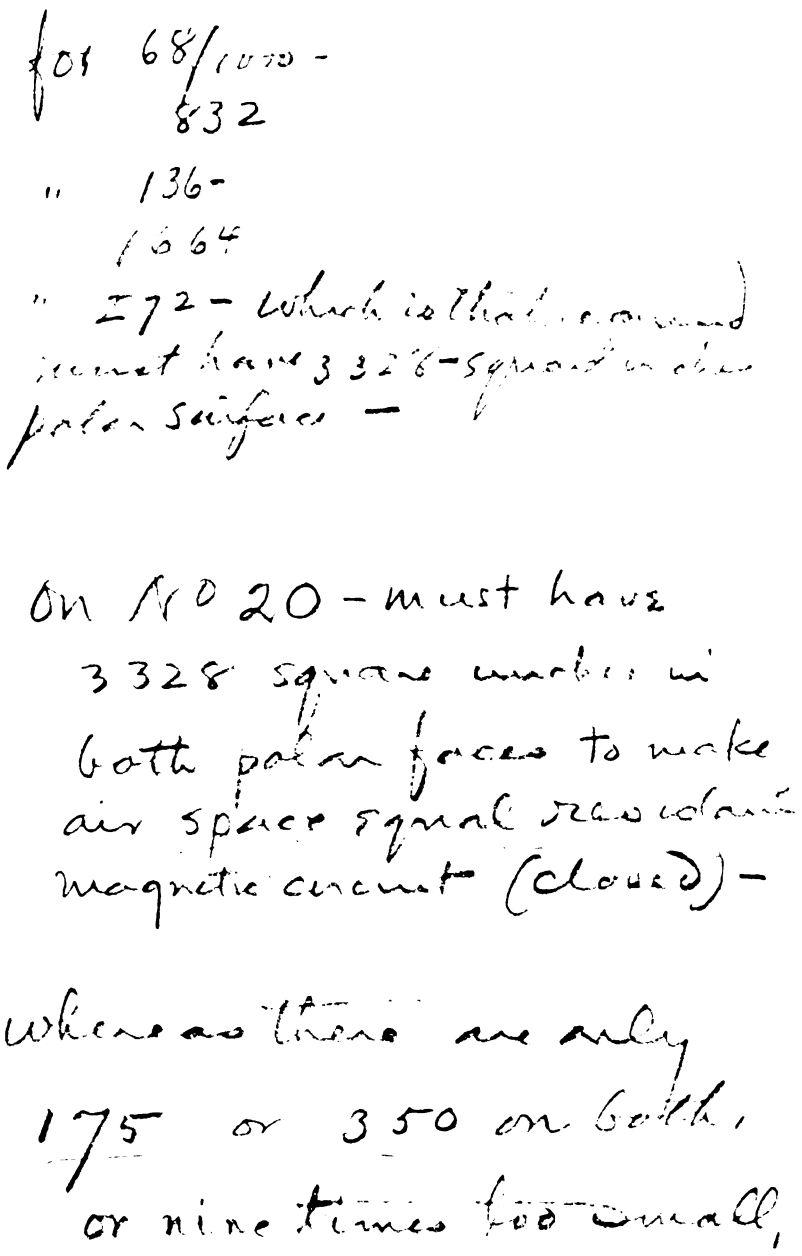


Fig. 4

Digitized by Google

eines vorstehend wiedergegeben sei. Er gelangte jedoch zu unmöglichen Resultaten, was ihn nicht behinderte, uns — seine theoretischen Adjutanten — wegen des Mißerfolges weiter zu hänseln und aufzuziehen.

Wenn sich Edison an die experimentelle Lösung eines aktuellen Problems begab, so hatte sein Stab von Gehilfen, Ingenieuren, Konstrukteuren, Werkmeistern usw. schwere Zeiten; dann hieß es Tag und Nacht in des Wortes wirklicher Bedeutung arbeiten. Ich erinnere mich einer fast fünf Wochen dauernden Periode, im Herbst 1889, als Edison aus Orange in die Fabrik nach Schenectady kam, um die sämtlichen Details für einen kompletten elektrischen Straßenbahnwagen auszuarbeiten. Er rührte sich nicht aus der Fabrik, nahm dort seine Mahlzeiten ein, schlief nachts drei bis vier Stunden auf einem Diwan in seinem Bureau, überwachte überall — im Konstruktionsbureau und in der Modellschreinerei, in der Gießerei, in den Werkstätten — den Fortgang der Arbeiten, war bei sämtlichen Proben der einzelnen Maschinen und Apparate anwesend, er ruhte und rastete keinen Augenblick, gab seine Anordnungen ruhig, aber höchst energisch; sein brennendes Interesse an der Sache teilte sich allen Mitarbeitern so intensiv mit, daß es kein Gefühl der Müdigkeit aufkommen ließ. Derart arbeitete er wochenlang, und wir mit ihm, Tag und Nacht, mit vier Stunden Schlaf täglich, bis die Arbeit, wenn auch mit zahlreichen Abänderungen, wie sie die Natur einer derartigen technischen Neukonstruktion eben erfordert, für die fabrikationsmäßige Herstellung in großem Maßstabe reif dastand. Das beharrliche, zähe Festhalten an einmal konzipierten Ideen, die er für richtig hielt, das ausdauernde Fortarbeiten an Plänen, die andere als Mißerfolg schon aufgaben, ist eine seiner hervorragenden Charakter-Eigentümlichkeiten, denen er in erster Linie seine Erfolge verdankt.

Gerne hätte ich es unternommen, genaue, authentische Daten über Edisons Lebensgang hier in der „Neuen Revue" mitzuteilen. Ich wandte mich daher an ihn selbst, mir möglichst eingehende Informationen zu geben, eventuell amerikanische Publikationen zu senden. Edison machte mir jedoch darüber am 19. November 1907 folgende, ihn charakterisierende Mitteilung:

> „I don't find much data thats published, except lots of newspaper stuff, that is pretty unreliable. I fear you will have to rely on your memory of the strenous times we had, in the early pioneering days."

So habe ich es denn versucht, nach dem Gedächtnis einiges den originellen Erfinder Charakterisierende aus der tatenreichsten Epoche seines Lebens hier darzustellen und hoffe, daß Edison, der unlängst seinen 60. Geburtstag feierte und sich ungeminderter Geistesfrische und Gesundheit erfreut, die vorliegenden Mitteilungen nicht auch zu dem „unzuverlässigen Zeitungskram" zählen werde.

Digitized by Google

Der Tyrann.

Von

Heinrich Mann.

Er sitzt aufgestützt und eine Hand an der Schläfe. Hinter der niederen Tür in der Holztäfelung klopft es leise. Er schrickt auf. Mit der Hand zum Herzen:

„Es ist so weit?.. Wie lächerlich aufgeregt ich bin! Und ich fürchte mich doch nur, weil sie schön ist?.. Werde ich sie besitzen: vorher noch? Schulde ich es mir nicht? Dann werde ich sie also besitzen.“

Er geht gesenkten Kopfes umher, bleibt vor dem großen Spiegel stehen und starrt hinein.

„Warum empfange ich sie: vorher noch? Wer zwingt mich? Den Befehl, den ich in einer halben Stunde geben werde, kann ich ihn nicht gleich jetzt geben? Muß ich mir erst beweisen, daß ich sie nicht fürchte?“

Er atmet keuchend, hastet zum Tisch, entnimmt ihm einen Dolch und verbirgt ihn im Uniformrock. Er will zur Tür. Anhaltend:

„Eine Frau!“

Und er zieht den Dolch hervor und trägt ihn wieder zurück.

„Ich fürchte sie doch nur, weil sie schön ist!“

Grübelnd:

„Das ist das Unleidliche: sie begehrt zu haben und nun, indes ich sie besitze, mir vorstellen zu müssen, wie sie — nachher sein wird. Denn nachher wird sie aussehen, wie die andern aussahen: wie alle Menschen aussehen, an die ich rühre.“

Sich aufrichtend, mit bösem Lächeln:

„Die an mich rühren.“

Es klopft, noch leiser als das erste Mal. Er öffnet und spricht hinaus.

„Ihr habt die Dame mitgebracht? Bittet sie, näher zu treten.“

Die Stimme einer alten Frau:

„Herbei, Signora, Seine Hoheit ruft Euch.“

Er tritt von der Tür zurück. Steif:

„Ich warte.“

Die Stimme der Alten:

„Wo bleibt Ihr, Signora? Was fällt Euch ein, den Herrn Herzog warten zu lassen! Wohin habt Ihr Euch versteckt, im Schatten all dieser hölzernen Heiden?“

Ein Gepolter. Ein Schrei.

Die Stimme der Alten:

Digitized by Google

„Signora Raminga! Was ist Euch geschehen?“

Raminga Guldati stürzt wankend herein. Sie ist in einem gebauschten dunkeln Seidenkleid, über dem Scheitel schwarze Spitzen, die unter der Brust undurchsichtig verknotet sind.

Der Herzog:

„Sie sind also gekommen, schöne Raminga. Aber ich erwartete, Sie nicht so bleich zu sehen —“

Leiser, starr:

„— schon beim Kommen.“

Raminga:

„Hoheit, ein Schwert ist gefallen.“

„Ein Schwert?“

„Vor mir nieder. Es streifte meine Brust und meine Hand.“

„Sprechen Sie im Fieber?“

„Warum befahlen Sie der Kupplerin, mich durch diese dunkle Theaterruine zu führen? Mir schauderte gleich: es roch nach Moder. Die geschnitzten Bilder auf den Galerien bebten, wie ich ging, und wollten auf mich herabspringen. Einer ließ sein Schwert fallen: warf es vielleicht nach mir?“

„Sie sprechen wahrhaftig, wie jemand spräche, der das Schwert verdiente.“

Sie rafft sich zusammen.

„Ich verstehe Sie nicht, Hoheit. Wissen Sie nicht, was es bedeutet, wenn zwischen zwei, die sich lieben, eine Waffe fällt? Einer von ihnen wird sterben. Sie lieben mich, ließen Sie mich wissen. Und mir —“

Sie nimmt die Haltung der Schamhaftigkeit ein.

„— sind Sie nicht gleichgültig.“

Er steht befangen.

„So begreifen Sie doch, daß dies Schwert, das herabfiel, mich um Ihretwillen in Schrecken setzte!“

Der Herzog, noch befangen:

„Was haben Sie mit Waffen zu tun, Signora?“

Er richtet sich auf, sieht sie scharf an.

„Fürchten Sie nicht auch für sich?“

Pause.

Er, weicher:

„Wenn durch unsere Liebe denn Einer sterben müßte: soll ich Sie ungeliebt lassen? . . . Gehen Sie! Sie sind frei.“

Mit einem kindlichen Lächeln, nahe daran, zu bitten:

„Nichts ist geschehen. Ich werde vergessen. Nein: danken werde ich Ihnen Ihre Sorge und Sie ehren, Signora.“

Digitized by Google

Sie, mit Verachtung:

„Sprechen Sie als Mann?“

Er, umschlagend, plötzlich nichts als galant:

„Sie haben recht. Wie könnte ich auf Sie verzichten. So lange schon bete ich Sie an. Sie sind, meinen Sie, meinem Leben gefährlich; aber macht die Gefahr Sie nicht noch schöner? Signora, ich liebe die großen, starken Frauen. Wie Sie denke ich mir die Judith ... An Ihrer Rechten ist ein wenig Staub von dem Schwert, das Sie gestreift hat. Lassen Sie zu, daß ich ihn wegküsse!“

Indes er gebückt steht, führt sie die Linke an den Knoten des Spitzenschals, zögert und senkt sie.

„Wie Sie jung sind, Hoheit! Ich wußte wohl Ihre Jahre, aber ich glaubte, Ihr Gesicht müßte älter sein als Sie; und nun ist es jünger. Ihre — Taten müßten Sie gealtert haben. Haben sie Sie denn verjüngt? Ich sehe einen sehr reinen Siebenzehnjährigen. Ein Kind. Ein Kind soll ich — —“

„Was denn, Signora?“

Sie erschrickt.

„Lieben? .. Wie Sie sich stattlich gemacht haben, Hoheit! Die großen Aufschläge Ihres Rockes kleiden Ihre Brust ganz in Scharlach, wie einen —“

„Henker?“

„O nein! Wie einen Fürsten! Sie sehen aus, als empfingen Sie einen Ihres Gleichen, und nicht nur eine Patrizierin Ihrer Stadt. Wollten Sie mir denn gefallen? Welch weiche Knabenhand, worauf die lange Gemme mit dem Basilisken so unheilvoll glimmt! Auch Ihr Arm ist weich, und Ihre Brust ... Kein Panzer? Wie? Unter Ihrer Uniform ist kein Panzer! So ist es nicht wahr, daß Sie gepanzert Audienz erteilen, daß Sie gepanzert — schlafen?“

„Auch mit einer Geliebten? .. Sie vergessen, scheint es, über Ihren Fragen, Signora, wozu Sie kamen.“

„Wie sollte ich nicht um den besorgt sein, der mich geraubt, mich in Flammen versetzt hat! Ich sah Sie, ritten Sie unter meinem Fenster hin, immer nur bedeckt von Ihrer Wache. Hinter all den braunen Gesichtern verschwand Ihres weiß und ganz schmal. Ich konnte kaum die Breite Ihrer Schultern ermessen; nicht mein Auge zog mich zu Ihnen, nein, meine Seele. Der Nachhall Ihrer Karrosse verfolgte mich durch eine schlaflose Nacht.“

„Ihre Augen, Signora Raminga! Warum verhängen Sie mit dem Schleier Ihre Augen?“

„O! aus Scham über mein Geständnis. Aus Scham über das, was ich nun gesagt, und über das, was ich schon getan habe. Denn ich habe mich Ihnen angeboten. Mußte ich's nicht? Sie waren schüchtern wie ein Kind. Monatelang haben Sie täglich meinen Blick gestreift und bei seinem Zeichen die Lider gesenkt. Ich

Digitized by Google

war genötigt, damit Sie mir die Kupplerin schickten, vor Ihren Augen aus dem Bade zu steigen . . .“

Der Herzog, die Zähne zusammengebissen:

„Sie haben eine sehr schöne Brust, Signora.“

Er nähert sich ihr; und er läßt die Hand, die sie betasten sollte, wieder sinken.

„Sie sind sehr gütig, daß Sie gekommen sind. Aber haben Sie bedacht, welcher Art meine Geliebte sein müßte? Sie sahen schon, daß ich noch unlängst ein Knabe war. Auch bin ich sehr allein. Mir wäre eine Beschützerin nötig, fast eine Mutter.“

„Sie haben eine, aber Sie haben Sie verbannt.“

„Eine Mutter, die mich lieben würde. Ich bin von allen Menschen ungeliebt.“

„Sie beklagen sich: Sie?“

Er lächelt zaghaft.

„Ich sage nur, daß die meine Geliebte wäre, die mich warnt, die abwechselnd mit mir wacht; denn keiner andern Wache darf ich trauen; — die den Dolch, den jemand mitgebracht hat, durch die Mantelfalten hindurch erspäht und ihn von meiner Brust fortstößt . . .“

Sanft eindringlich:

„Warum sind Sie erschrocken, Signora?“

„Warum? Reden Sie denn nicht Schreckliches? Das Leben, das Sie für das Ihre ausgeben, wäre schlimmer, als Sterbenmüssen. Aber Sie übertreiben. Wie sollten Sie der Ihren nicht sicher sein. Die Stadt weiß zu gut, daß Sie sich auf die Ihren verlassen können.“

„Auf mein Gesinde, meine Schergen? Nicht auf die Besseren von ihnen. Vielleicht die nächste Verschwörung wird ihr Ehrgefühl aufrütteln, und sie verlassen mich. Auf die andern — wohl; denn ihre Verbrechen, in meinem Dienst begangen, machen ihnen die Rückkehr zu den Menschen unmöglich. Nicht ganz doch; es gibt eine Tat, mit der sie von allen andern sich loskaufen, kraft deren sie unter die Guten wieder aufgenommen werden könnten.“

„Was müßten sie tun?“

„Mich töten.“

„Sie — spielen mit dem Grausigen! Ihre Gedanken sind so ganz auf Schlimmes gerichtet, daß sie noch in der Milch einer Mutter nach Gift suchen würden.“

„Wer sagt, daß keins darin wäre? Auch ein Ei scheint ein unschuldiges Gericht, wie? Aber ich habe einmal in der Schale eines Eies, das ich essen sollte, ein Loch gefunden: o, ein winzig kleines, das niemand gesehen hätte als nur ich, dessen Beruf das ist. Und der Hund, der das Ei fraß, starb.“

Er lacht auf, reibt sich die Hände.

„O! noch ist's keinem gelungen, mich umzubringen; und wer weiß, ob ich nicht immer durchkommen werde. Die Kirche betet für mich; aber ich verlasse mich nicht

Digitized by Google

so sehr auf sie, als auf meine Geschicklichkeit. Sie macht mich stolz; ein Leben, daß schon oft gewaltsam abgebrochen werden sollte und es nicht ward, ist voller Genugtuungen. Oder glauben Sie, Signora, daß es nicht mein Selbstgefühl erhöht, wenn ich einen meiner Leibwächter die Summe nennen höre, für die er mich umbringen soll, und ich stehe als Pferdeknecht hinter ihm? Denn Sie können nie wissen, Signora, ob nicht der kleine Wasserverkäufer, der Ihnen einige Tropfen Anis ins Glas spritzt, der Herzog ist; oder ob nicht mitten in der fremden Schauspielertruppe euer Tyrann euch mit einem Spaß zum Lachen bringt. Ich bin ein Künstler, Signora. Mehr, als Sie glauben!"

„Niemand, der dies ungezogene Knabenlachen hörte, würde erraten, daß es über Leichen erschallt. Sie machen mich starr vor Trauer, Hoheit. Aber ist ihnen denn so wohl, wie Sie vorgeben? Ich bin eine Frau; und ich sehe Sie in diesem Augenblick ganz als Kind, wie wir Frauen eigentlich euch Männer sehen; sehe Sie, wie wenn Sie mein eigenes Kind wären. Und ich glaube nicht, daß Ihr Lachen lustig war."

Er sieht, verstummt, an ihr vorbei.

„Was glauben Sie also?"

„Daß Sie bemitleidenswert sind. Daß Sie vielleicht doch nicht alles wissen, was um Sie her geschieht, für Sie und in Ihrem Namen."

Er wehrt ab.

„Mich hat vorhin Ihr Lächeln enttäuscht; es ist so zart und scheint von Güte zu wissen. Ich dachte, ehe ich kam, nicht daran, daß Sie lächeln würden."

Die Finger verschränkend und lösend:

„Jetzt bin ich nicht mehr sicher, was zu tun ist."

Der Herzog, mit einem streng klagenden Seitenblick:

„Und vorhin waren Sie's? Warum begehrten Sie nach mir, Signora?"

„Sie wollen, daß ich's sage? Fast möchte ich's. Was kann ich —? Der Schrecken, den Sie verbreiten, zog mich an. Das Ungeheure, das über Sie umgeht, machte mir heiß. Halten Sie's für verirrte Neugier, für böse Lust. Genügt Ihnen das nicht? Sie müssen doch schlecht denken von den Frauen? Verachten Sie nicht die, die Sie gekannt haben?"

„Ich habe noch keine gekannt."

„Keine —? Aber alle die, die als Ihre Opfer beklagt werden!"

„Vielleicht hatte ihnen jemand ein Kind gemacht, und welche Ausrede wäre bequemer, als daß sie vergewaltigt seien vom Tyrannen?"

„Träume ich denn? Aber Sie sind es doch, der den jungen Valente und seine Freunde an sich gelockt, sie verraten und dem Henker preisgegeben hat."

„Ich war ihr Freund."

„Zu ihrem Verderben! Hätten jene jungen Leute den Minister Vampa beseitigt, ohne Sie einzuweihen, wer weiß, wie sehr Sie, auf den Thron gelangt, es ihnen gedankt hätten."

Digitized by Google

„Ja, wer weiß das. Sie nicht; aber vielleicht ich. Ich war ihr Freund.“

Raminga, ausbrechend:

„Schänden Sie nicht noch heute das Gefühl, das die Unglücklichen Ihnen schenkten! Jene waren jung, zu jung: sonst hätten sie sich nicht der Hoffnung schuldig gemacht, einem Geschlecht von Unterdrückern könnten sie einen Befreier abgewinnen; hätten nicht, da es galt, den Zutreiber des Herzogs zu erlegen, sich dem Prinzen vertraut; hätten seinen Freundschaftsschwüren den Hohn eisigen Respektes entgegengesetzt.“

Er, mit Feuer:

„O! Das taten sie nicht. Wir liebten uns. Es war das einzige Mal, waren die einzigen. Gino! Seiner bin ich sicher! Als sie sterben mußten: als wir entdeckt waren; der Beichtvater brachte alles heraus; meine Mutter handelte, denn mein Vater hatte seinen Verstand nicht mehr, und sie gab mich für den Spion aus, der sich in die Freundschaft der Verschwörer eingeschlichen und sie ausgeliefert habe: — als sie dann sterben mußten, o! seiner bin ich sicher, er hat das Grauenhafte, das ihm über mich zugeraunt ward, nicht gelten lassen; er ging von mir ohne Verdacht; er hat den Glauben an mich mit hinabgenommen!“

Raminga, außer sich:

„Er? Er verachtete seinen Mörder!“

„Es ist nicht wahr!“

„Er bestaunte seine Niedrigkeit! Er starb gern, so sehr hatten Sie ihn über das Leben enttäuscht!“

„Es ist nicht wahr! Nicht wahr!“

Er sträubt sich, mit verzweifelten Armen.

„Was wagen Sie! Woher wissen Sie!“

„Woher? Der Valente war mein Bruder!“

Sie taumelt gegen einen Sessel. Sie beißt sich in die Knöchel der geballten Hand. Er streckt seine gegen sie aus.

„Sie verraten sich! Sie hassen mich! Leugnen Sie noch, daß Sie mich hassen?“

Sie steht keuchend, mit einer ratlosen Gebärde. Er bekommt grübelnde Augen, verliert sie aus dem Gesicht, läßt, auf einem Stuhl zusammengebeugt, das Gesicht in die Hände fallen.

„Sprich du selbst, Gino! Sage, wie sehr wir uns liebten! Das wenigstens war da, sie können es nicht ungewesen machen. Unter allen Tagen, die genachtet haben, ist auch der, als wir über die Hügel nach San Paolo wanderten. Beim Brunnen der Abtei setzten wir uns und sahen zurück.“

Er belebt sich.

„Von unsern Worten hatten wir das Blut in den Wangen. Und wie nun von Cypressen zu Rosen und von der Pfirsichblüte zum Silber des Öllaubs das Land auf uns zu seinen Reigen ging, die Wege uns Mensch und Herden zuführten und der

Digitized by Google

Städte Blinken uns grüßte: welche Liebe, o Gino! Wir waren es, wir, aus denen über dies alles hin die Sonne der Freiheit brach! Wir waren geweiht zu Erlösern! Einer in des andern Auge sahen wir den stummen, köstlichen Schauder. Solch Wissen um einen Freund muß noch in der Ewigkeit wach bleiben: und dir sollte es schon vor dem Grabe erloschen sein? Das ist Lüge; entlarve doch die Lüge, Gino! .. Ach, du schweigst, du bist im Schweigen ...“

Müde:

„Woher wollen Sie also wissen, Signora, daß Ihr Bruder mich verworfen habe?“

„Ich habe seine letzten Erklärungen empfangen, im Gefängnis, den Tag, bevor er starb.“

„Sie waren bei ihm? Und ich nicht!“

Heftig:

„Man ließ mich nicht! Wollen Sie mir nun glauben, daß der Verrat mir trügerisch angeheftet ward?“

„Und wenn er echt war: hätten Sie dem Geopferten am letzten Tage ins Auge sehen wollen?“

„Nicht einmal den offenen Mut des Verbrechens trauen Sie mir zu, das Sie mir andichten. Ja, feige! Ich war feige, weil ich nicht floh und jenseits der Grenze in die Welt hinausschrie, daß man mich mißbrauchte und dem Bösen verkaufte. Sie sinnen nur darauf, hätte ich schreien sollen, wie sie die Herrschaft der Gewalt und des Eigennutzes hinfristen, und ich soll ihr Werkzeug werden. Sie lügen mich zum Verräter an Freunden und Freiheit, damit ich mein Leben lang ausgestoßen aus dem Reich der Fühlenden und ihr Gefangener sei. Sie opfern mich, schrecklicher mich, als jene, die nun sterben müssen. Eine Mutter tut das! Die ganze, stumpfsinnig erstarrte Machtgier von zwanzig Fürstengenerationen treibt sie an, und die Kirche macht ihr Angst davor, ihr Kind mehr zu lieben als den Thron! . . Ich hätte schreien sollen. Aber ich schwieg; ich blieb, gelähmt vom Schmerz, vom Druck der Umwelt und Vergangenheit, zu Hause und ließ das Unsägliche geschehen. Wieviel Kraft zum Guten fordern Sie denn auch von einem, dessen Väter Heldenkräfte für die Ausrottung aller Güte auf Erden verbraucht haben? . . Dann aber —“

Er zuckt auf. Frohlockend:

„— als ich handeln konnte; mein Vater starb: da verbannte ich meine Mutter. Ich habe sie doch verbannt! Jetzt müssen sie mir doch glauben! . . Nicht? Noch immer nicht? Was bleibt mir dann zu sagen? Bin ich wirklich dazu verurteilt, in keines Menschen Seele vorzudringen? Auch Gino also hat mich zurückgestoßen von seiner?“

Sie schwankt, ob sie bereuen soll.

„Wenn Sie denn unschuldig waren, warum haben Sie seitdem den Thron zu einem schwereren Alp gemacht, als Ihr Vater tat?“

„Weiß ich's? Meinen Sie, daß mir nicht schon Grauen kam vor dem Weg, den es

Digitized by Google

mich treibt? und Angst bei der Erinnerung an den, der ich war? Ich will nicht glauben, daß ein Jenseits auf uns wartet, es wäre schrecklich, würde ich Gino wiedersehen!"

Sie senkt Kopf und Hände. Er geht fiebrig umher.

„Als ich anfing zu herrschen, war alles schon geschehen. Das ist's: ich vermochte nichts, was nicht schon beschlossen war. Ich kam gezeichnet zur Welt. Die Gefühle, die meine Väter in euch genährt hatten, ihr Menschen warfet sie auf mich. Es half nichts, daß ich mit Leidenschaft euer Freund gewesen wäre. Meine Geburt war eins mit dem Laster, das alle mir ansahen, das alle von mir erwarteten, das alle von mir heischten. Meine erste Untat hatte ihnen zu lange gesäumt: sie hatten sie mir untergeschoben. Zur zweiten und dritten zwangen sie mich. Nicht rasch genug konnten sie mich blutbesprengt sehen! Ich war ein Kind: die Hoffnung machte sie frech, die verpestete, von der Macht verpestete Rasse in dem Einen, Letzten zu ersticken. Ich wehrte mich, wie man den Arm ausstreckt, um nicht zu fallen. Dann war hinter mir die Brücke eingestürzt, die zu euch geführt hatte; der Stolz des Einsamen härtete mich, und ich erfuhr das schwindelnde Lebensgefühl dessen, der tötet. Ich lernte höhnen. Ihr habt nicht vergessen, wie ich euren letzten Verschwörern, die sich nicht fangen ließen, über den unbewachten Schloßhof einen Automaten schickte, von meinen Zügen und in meiner Uniform. Sie schossen; ich hatte sie. Daß ich mich erhielt, war meine Rechtfertigung; und daß Ihr an mir zerbracht. Muß nicht ein Leben sehr kostbar sein, dem soviele andre Leben dargebracht wurden? Ich bin wie das Fabeltier auf dem Berg in der Wüste. Unter mir kriecht menschliches Gewürm herauf, den Dolch in den Zähnen, zwischen den Spalten des Gesteins, und glaubt sich versteckt. Ich aber erspähe jeden. Der erste Kopf reckt sich herüber: meine Tatze zermalmt ihn. Warum vermaß er sich bis zu mir? Aber es zieht sie an; sie müssen herauf; und Berg, Wüste und Himmel sind einzig gemacht, damit ich töten kann! Ich brauchte nur mich fallen zu lassen: und die Welt wäre erlöst. Aber ich tu's nicht."

Stehen bleibend, wild und feierlich:

„Auch ich bin gottgewollt. Vielleicht ich vor allen! Kann sein, daß alle nur den Sinn haben, mich aufzubauen. Meine Gefühle sind höher und Gott näher, als die Gefühle derer, die heraufkriechen und mir auflauern. Um mich geht reinere Luft. Ich bin größer und schöner."

Mit stillem Nachdruck:

„Und schwerer hab' ich's. Geht, seid getrost: ihr wißt nicht um die Nächte eines, der gepanzert schläft. Eines, der die Gesamtheit, der das Leben selbst gegen sich hat; der sich durchsetzt wider die Natur! Eines, der alle abwägt, durchschaut, lenkt, und den keiner sieht, keiner kennt! Eines, der alle richtet, und den niemand richtet, als er selbst! Müdigkeit bricht wohl herein, und ich sehne mich nach Sünden: nach dem Nachlassen dieser Strenge, nach Menschlichkeit und Schwäche. Ein Dasein haben, wie einer von euch: eins, auf das nichts ankommt, das man nicht genau nimmt, das von ungefähr und fahrlässig dahinläuft und, plumps, in eine bequeme Grube fällt."

Digitized by Google

Raminga nimmt die Hände vom Gesicht, geht rasch auf ihn zu und ergreift seine Rechte.

„Danken Sie ab! Sie wären gerettet und wir. Und wären wir's nicht: ich sehe nur noch Ihr Leiden, und finde unseres von ihm verdunkelt. Ich kam nicht her, um von Ihrem Schicksal zu erfahren. Jetzt wird alles, was ich für Lästerungen der Menschheit hielt, zum wehen Stammeln eines verirrten Kindes. Könnte ich Sie trösten! Könnte ich Ihnen die Güte spenden, ohne die Sie verloren sind! Danken Sie ab!"

Sein Blick durchdringt sie grübelnd.

„Als ob ich davon nicht träumte! Es wäre so wenig. Man schlösse die Augen und wäre ein anderer. Gutmütig und dumpf schöbe man sich nun durch's Gedränge, hätte herzliche Hände in seiner, röche liebe Menschenwärme um sich her. Sich geliebt wissen nach so viel Haß! Seinesgleichen haben! Was man schlecht fand, gut sein lassen!"

„Sie wären erlöst! Danken Sie ab! Kommen Sie in unsere Reihen, sie sollen sich Ihnen öffnen. Ich werde Ihr Verkünder sein; werde bezeugen, daß Sie es verdienen, an Menschenherzen zu rühren."

„Und wenn nicht. Es ist nicht nötig, zu leben. Leben doch so viele; und alles dies zur Behauptung eines Einzigen? Manchmal, vom Pferd herab, spähe ich in Menschenaugen und denke: Warum sollte dein Wunsch, mich zu vernichten, dir nicht erfüllt werden? Einmal endet auch der Tapferste. Dies Land hatte viele Tyrannen; noch sieben sind übrig, wir sieben; und die Flut der Zeit schwillt gegen uns her. Wann fällt der Nächste? Zwischen Gestern und Morgen, die uns nicht kennen, ist das Heute ein elendes Riff, und wir hängen daran. Ich fühle das Meer der Geschichte über mir zusammenschlagen, und der Himmel der Ewigkeit drückt auf mich."

„Sie sind nicht allein! Hören Sie mich? Stützen Sie sich an eine Brust: wenn Sie eine nicht zu schlecht finden, die Sie — schön nannten."

Er macht eine nachgebende Bewegung — und reißt sich wieder zurück.

„Ich darf nicht; ich muß voraussehen . . . Ich fürchte mich vor dem Erkalten der Brust, auf der ich geruht hätte."

„Armer!"

„Sagen Sie mir eins: spricht man, daß ich schwach sei? Flüstert man, ich sei grausam, weil ich bereue; ich mache mir den Mut zu der vorigen Strafe durch die nächste? Ganz im Geheimen fühlt ihr vielleicht, daß ich lieber gut gewesen wäre, — und dafür, ja dafür stellt ihr mir nach? . . Nein? Ich will es hoffen. Denn ihr könntet euch täuschen. Ich weiß sehr wohl: so lange der Tyrann kein Gewissen hat, ist er im Recht, und sie lassen ihn darin. Sie mögen ihn hassen und übermannen; aber sie werden sich nicht besser dünken. Mein erster Vorfahr auf diesem Thron, jener Ercole, der die kleinste meiner Städte, Haus um Haus, blutig bezwang: wie haben sie ihn bewundert! Sie gingen, Färber und Schuster, als besiegte Titanen in dem Festzug, worin er Jupiter war. Die Statue, die er aus der Erde grub, ließ er sich antrauen. Er war der Gatte der Schönheit

Digitized by Google

und ein Triumphator über Riesen, war furchtbar und heiter. Mein Vater noch war's, auf seine kleine und verschrobene Art. In seinem gestickten Rock, mit seinem Puderzopf und Kugelstock stolzierte er im Straßenpöbel, ließ einen hängen und machte Späße dazu, daß die anderen lachten. Verhungerten Jungen schenkte er eine Kupfermünze, wenn sie Kot verschlangen. Von den grotesken Foltern, die er euch in seiner letzten, irren Zeit erfand, werdet ihr länger reden, als von den Wohltaten eines Messias. Ich muß sein wie er! Er war unantastbar, weil er selbst sich nicht antastete. Nur die unvermischte Bosheit nehmt ihr hin. Nichts hat ein Tyrann so sehr zu fürchten, wie die Menschlichkeit, für die er vielleicht geboren wäre. Ihr würdet mir's nie verzeihen, fühltet ihr mich zweifein. Habt ihr's etwa schon gefühlt? Es ist ein Irrtum! Sagen Sie es ihnen, Signora! Ich zweifelte nie an der Macht! Es ist nicht wahr, daß sie entwürdige, auch den entwürdige, der sie ausübt, denn in seinesgleichen erniedrige er sich selbst: es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr, daß ich mich je gesehnt habe, in freie Augen zu blicken, daß ich die Helden des Altertums, die Bürger der alten Republiken je zurück und in mein Zimmer träumte! Kein Grund besteht, die Macht in meinen Händen zu verachten! Ich wäre der Mann, die Verachtung in Grausen umzuwenden!"

Raminga schluchzt. Er greift sich an die Stirn.

„Wen beweinen Sie, Signora? Glauben Sie denn, ich sei nicht frei, auch Größeres zu tun, als irgendein Tyrann vermag? Ich sei ein Gefangener der Macht? Nicht mir gehöre die Macht, sondern ich ihr, die mein Blut vergiftet hatte, bevor ich da war? Aber ich kann, ihr zum Trotz, Dinge wollen, von denen die Verwegensten unter euch nie geträumt haben! Ich kann beschließen, an eurer Spitze hinauszuziehen gegen die anderen sechs: gegen meine Mittyrannen."

Raminga führt, mit einem aufflammenden Lächeln, die gefalteten Hände an den Mund.

„Ihre eigenen Völker werden mir, geblendet von Seligkeit, entgegenstürzen, wie nun Sie es wollten, Signora! Ich reiße sie mit auf meinem Siegerzuge! Noch einmal führe ich das Schwert des Ercole, und wie es in seiner Hand, Haus um Haus, eine Kleinstadt erlegte, soll es in meiner, Königtum um Königtum, dies ganze, von Inbrunst heiße Land zusammenschmieden! Nun seid ihr mein: Alle; singt mir Hymnen und baut mir den breiten Thron. Ich aber steige seine Stufen hinab. Wie ich einem schönen, großen, bunten und kostbaren Vogel den Käfig öffnen und ihm lächelnd nachblicken würde, als sei's nichts: so gebe ich euch frei. Ich gebe das Land frei, das ganze, von mir eroberte und geeinte Land, danke ab und entferne mich."

Raminga stürzt vor ihn hin, drückt ihr Gesicht in seine Hände. Mit erstickem Jubel:

„Alessandro! Ich liebe dich!"

Er spricht seherisch über sie hinweg nach dem großen Spiegel hin.

„Ich stehe auf dem Schiff und sehe die Küste, der ich das Glück brachte, zurück-

Digitized by Google

bleiben. Die Liebesschreie, das Abschiedsweinen folgen mir und verhallen. Schon höre ich nur noch das Brausen der leeren Weite. Im Blau dahinten löst die Erde sich auf, deren größter Sohn ich war."

„Du bist es! O, diese Stunde! Hörte ich sie denn nicht nahen? Der Erlöser stand vor der Tür, und ich ahnte ihn nicht? Gott! ich wollte ihn töten. Hörst Du, Alessandro, ich kam mit dem Dolch: auch ich!"

Sie reißt ihn aus den Falten des Spitzentuches und wirft ihn fort. Der Herzog ist aufgezuckt, seine Miene erinnert sich und bricht, lautlos, in ein böses Frohlocken aus. Dann erkämpft er Fassung, ungesehen von ihr, die auf seine Hände weint und stammelt.

„Ich kannte Sie nicht; ich bin in der Fremde geboren, auf Irrfahrten aufgewachsen; mein Vater war verbannt von Ihrem. Mein Gatte, auch ein Flüchtling, haßte Sie; er starb an seiner Ohnmacht vor Ihnen. Ich kehrte unter falschem Namen zurück und sah meinen Bruder untergehen durch Sie. Seine Verachtung für Sie und der Haß, den mein Gatte gehegt hatte, waren mein Erbe. Die Sehnsucht nach der Freiheit war das große Vermächtnis, das mein alter Vater aus dem Elend mir mitgegeben hatte. Nie hatte ich Sie gesehen, nie Ihr Lächeln, bevor ich den Plan faßte, Sie zu töten. Kraft der Seele allein zog mich's zu Ihnen: ich habe Sie nicht belogen. Der Nachhall Ihrer Karosse verfolgte mich durch eine schlaflose Nacht, so wild war mein Gefühl für Sie!"

„Bedauernswerte Frau! So schön, so ganz zur Liebe geschaffen, und mußte dem Haß verfallen! Wer hat ihn Ihnen eingeträufelt? Ein Toter nur? Und die Blicke des Werbens und Verehrens, die ich, ein Lebender, Ihnen täglich ins Fenster sandte, haben Sie nie irregemacht, nie erweicht?"

„Konnten sie denn? Da Sie selbst täglich mit neuen Gräueln die besseren Gefühle niederschlugen, die in mir vielleicht sich regen wollten? Aber ich glaube davon nichts mehr! Auch mein Bruder starb im falschen Glauben an Ihren Verrat! Habe ich Sie schlecht gesehen? Ich sah nur Ihr Lächeln, hörte nur Ihre Worte; habe Sie bemitleidenswert gefunden, rein und verirrt, schüchtern, zum Größten fähig, und der Liebe bedürftig. Das nur ist wahr! Die anderen haben gelogen!"

„Sehr der Liebe bedürftig: einsam wie ich bin, und so jung. Wer hat gelogen, arme liebe Frau?" — und er liebkost ihren Kopf.

„Der Castellari, der Gabella, beide Sassi: Alle Verwandten, alle Freunde meines Hauses, die Gassen und die Stadt."

„Aber der sinnreiche Einfall, mich auf galante Art zu beseitigen, mich zu töten, indes ich liebte: wem kam der?"

„Mir selbst! Verachten Sie mich! — aber glauben Sie: in meinem schlimmen Plan war schon die Absicht des Schicksals, das mich Sie kennen lehren wollte! Ganz im Grunde meines Herzens — o! nun verstehe ich mich — war es schon bestimmt, daß ich nicht ging, um Tod, vielmehr um Liebe zu bringen; daß ich aus dieser Türe treten werde, um allem Volk nicht einen Toten, nein, einen Retter zu zeigen!"

Digitized by Google

Zu ihm hinauf:

„Denn nicht wahr, jetzt treten Sie hin und tun das Werk, gleich jetzt? Sie müssen mit mir das Schloß verlassen, ungesehen. Jene, die sich Ihre Diener nennen und Ihre Wächter sind, würden Sie nicht fortlassen. In unserer Mitte werden Sie sicher sein, uns heilig, das Pfand der Freiheit!“

„Sogleich! Wo finden wir die Ihren?“

„Einige warten drüben im Gesù, die andern in unserem Hause.“

„Sie warten!“

Auflachend:

„Ah! sie warten. Worauf wohl? Auf meinen Kopf? Sie dachten, ihnen meinen Kopf aus dem Fenster hinzustrecken?“

Er stößt sie fort, so daß sie von den Knien auf die Hände fällt, und wirft sich lachend in einen Sessel. Mit den Fingern nach ihr zeigend, hell:

„Da liegt sie, leer wie eine Austernschale! Ich habe alles aus ihr herausgeschlürft: daß ihr Name falsch ist, was ich nicht wußte, und den Rest, der mir bekannt war. Denn natürlich kannte ich Sie und Ihre Leute. Ich wußte alles!“

Mit grabendem Hohn:

„Sie konnten töricht genug sein, Signora, sich einzubilden, ich hätte mich Ihnen anvertraut bis aufs Letzte, wie ich's tat, wenn ich nicht wußte, daß Sie würden sterben müssen? Ah! Die Vorbedeutung des fallenden Schwertes. Einer von uns wird sterben müssen. Sie erschraken; aber Sie wußten nicht, wie sehr Sie Ursache zu erschrecken hatten!“

Sie hat sich vom Boden erhoben, ist mit den Händen vor der Brust und entsetzten Gesichtes schrittweise zurückgewichen. Ihr Fuß trifft den Dolch. Sie greift darnach, sie stürzt vor. Er flieht hinter den Tisch, er schreit sinnlos:

„Wache! Wache!“

Die Mitteltür geht auf, Leibwächter zeigen sich darin. Der Herzog hat sich gefaßt.

„Nichts. Noch nicht.“

Und die Tür schließt sich wieder.

Er kommt hervor, tritt auf sie zu, die den Dolch im Rücken hält und leise und verächtlich lacht. Trotzig hervorgestoßen:

„Ich bin nicht feige! Es ist nicht wahr! Verdient nicht die größere Achtung einer, der von Natur nicht tapfer, sich zwingt, zu handeln, als sei er's? Ich habe nur eine Feigheit begangen, und für die sollten Sie mich nicht verachten: ich habe Sie, als Sie sich mir gaben, nicht genommen, — weil ich wußte, Sie würden durch mich sterben. Sie haben mich mißverstanden, Signora: nicht das Aufhören Ihrer Liebe fürchtete ich, als ich das Erkalten Ihrer Brust fürchtete.“

„Wozu sprechen Sie noch mit mir? Da Sie nur lügen, nur verderben können — und mein Verderben Ihnen schon gelungen ist?“

Digitized by Google

„Ich rede wahr. Ich habe mich gefürchtet, Ihren — Tod zu entweihen.“

„Viel für Sie. So wären Sie nicht ganz das Scheusal, das durch den Reiz seiner Jugend noch giftigere Scheusal, nach dem ich soeben stoßen wollte? O! wie ist's möglich, daß ich schon wieder im Begriff bin, Ihnen zu glauben? Und die Komödie, mit der Sie mich gefangen haben? Diese erbärmlich meisterhafte Komödie, in der Sie sich verkannt stellten, Seelenqualen heuchelten und sich beinahe unter die Helden stahlen!“

„Trauen Sie mir nicht allzuviel Meisterschaft zu! Halten Sie mich nicht für kälter, als ich zu sein vermag! Wenn ich als Wasserverkäufer durchs Volk streiche und irgend einer mich um fünf Heller betrügt, — es kommt vor, daß ich mich zu wahrer Entrüstung versteige. Aber lassen Sie hinter mir zwei Verschwörer tuscheln: ich werde jedes Wort beherzigen. So ging mir's mit Ihnen, Signora!“

Sie tritt nahe an ihn hin. Sie läßt seine Augen nicht los.

„Sie sagen zu wenig! Sie gaben nicht nur eine Rolle, die Sie empfanden: Sie gaben Ihr Leben! Das war Ihr Leiden; das waren Ihre Träume; das war, was Sie hätten sein können! . . Sie schlagen die Augen nieder. Ich halte nun die Wahrheit: o, nehmen Sie sie mir nicht wieder! Nicht wahr, ich halte sie?“

„Vielleicht. Ich hatte einen Augenblick der Überreiztheit, der Müdigkeit. Es ist geschehen. Oft habe ich widerstanden. Der Kerker manch eines, den ich hatte verurteilen lassen, hat mich angezogen. Ich schmachtete danach, mich hinzuschleichen und dem, der sterben mußte, zu verraten, wer ich bin. Nun weiß er, daß er nach einem Falschen stieß; ein Mensch kennt mich nun. Aber kaum wird's Morgen, führen sie ihn mit Trommein hinaus und machen ihn stumm . . . Immer noch habe ich widerstanden: warum nicht auch heute?“

„Es war bestimmt! Ich sollte Sie gewinnen, Sie retten!“

„Sie haben mich verleitet. Ich hätte Sie gern verschont, Sie sind so schön. Jetzt muß ich Sie töten. Warum gingen Sie nicht, als ich Sie, weil das fallende Schwert uns gewarnt hatte, frei gab? Ich konnte es noch. Jetzt kennen Sie mich, und keiner, der mich kennt, darf leben.“

„Warum nicht — wenn Sie selbst sich zu leben entschließen. Wenn Sie aufhören, zu töten, sich selbst abzutöten, und sich und uns dem Leben schenken.“

„Meine Ehre will, daß ich mich nicht hingebe. Es ist mir verboten, schwach zu sein.“

„Sie sind nicht schwach: Sie haben ein menschliches Herz. Erkennen Sie es an!“

„Es wäre sträflich. Wer bliebe mir, verließe ich selbst mich.“

„Wir alle! Das Volk! Die Menschheit!“

„Und man würde dem bekehrten Tyrannen glauben? Hat man ihm, der noch ein Kind und rein von Blut war, die Freundestreue geglaubt? Hat der Freund selbst sie ihm geglaubt? . . Sie sehen, Signora, Sie müssen mich verloren geben. Ich bin ein Ausgestoßener, und mein Ruhm will, daß ich nicht um Einlaß bitte. . . Ach! gehen Sie. Fliehen

Digitized by Google

Sie! Verschonen Sie mich mit diesem großen graden Blick! Setzen Sie mich nicht länger Ihrer Schönheit aus! Und wenn ich Ihnen, was Sie wollen, opfern würde? Meine Selbstachtung? Nicht lieber mein Leben? Sie haben mich so weit gebracht, daß mich's danach gelüstet. Das erst wäre die wahre Abdankung . . . Und vielleicht wär's süß gewesen, die Kälte des Eisens zu spüren, das Ihre Hand in mein Herz senkte? Sie gleichen der Judith, von der ich in meinen kränksten Stunden träume."

Mit einem gierigen Blick über ihre Schulter:

„Halten Sie nicht noch immer den Dolch im Rücken?"

Raminga läßt ihn hinter sich zu Boden fallen. Sie nimmt seine Hände.

„Sie töten! Ich kann's nicht. Ich kann nicht fliehen ohne Sie. Mögen sich jene die Freiheit selbst erobern; ich bin Frau, ich kann keinen Unglücklichen von der Hoffnung abschneiden, kann nicht töten, wo so viel, so viel zu trösten wäre."

„Was wollen Sie? Ist's nicht genug?"

„Ich will Sie weit fortführen und Sie an ein sanftes, gütiges Leben glauben lehren."

„Ich weiß, daß es keins gibt. Ich erträume mir Menschengüte auf andern Sternen. Diesen kenne ich zu gut."

„Sie sollen von ferne sehen, wie in der Luft der Freiheit die Menschen aufblühen, gesund und gut werden; denn beides ist eins; — und das wird Sie heilen."

„Zusehen?"

Er macht sich los.

„Machtlos zusehen? Daß ich ein Narr wäre! Ihr also werdet frei und glücklich sein: und was habe ich davon, der ich von der Macht lebe? Denn kann ich durch die Macht nichts erringen und nichts schaffen, so friste ich in ihr doch mein Dasein. Etwas anderes vermögt ihr alle nicht. Ich glaube an nichts anderes."

Er dreht sich auf den Absätzen und knallt mit zwei Fingern.

„Überhaupt: eure Güte würde mich langweilen, herzlich langweilen. Dann soll ich euch nicht mehr hassen dürfen, euch nicht mehr quälen, abfassen, strafen dürfen? Ah! daraus wird nichts."

Zurücktretend:

„Wer die Einzigkeit des Tyrannen kennt, sein Spiel mit Menschen, seine Verachtung der Menschen, seine Angst vor Menschen, — glauben Sie nur nicht, daß der je freiwillig auf sie verzichten wird!"

Auf der Lehne eines Sessels zusammengekrümmt, mit dick gefalteter Stirn und Blicken von unten:

„Das alles ist zu durchsichtig. Ihr wollt mich auf gute Art loswerden. Mein Tod würde euch zu viel Lärm machen. Habe ich aber einmal die Stadt verlassen, bin ich noch sicherer verloren."

Auflachend, knabenhaft:

„Ihr seid recht dumme Betrüger. Nun habe ich euch. Wieder einmal ein Fang.

Digitized by Google

Die Schwester des Valente! Auch er wäre dabei! Es soll meine letzte Torheit gewesen sein, daß ich ihn für meinen Freund hielt. Er war klüger: er zweifelte an mir. Sie werden doch im Gesù die Geduld nicht verloren haben? Seht ihr, daß ich mich durchbringe? Wache!"

Stampfend:

„Wache! Wache!"

Zu den Eindringenden:

„Verhaftet diese Frau!"

Raminga reißt sich aus ihrer Erstarrung empor.

„Alessandro!"

Er schreit abgewendet und stampfend:

„Bringt sie zum Schweigen!"

Einer hält ihr den Mund zu.

„Sie wird vor unser geheimes Gericht gestellt. Wir werden das weitere schriftlich verfügen. Wir wollen die Frau nicht mehr sehen."

Und die Arme verschränkt, dreht er sich ruckweise, so daß er sie, die abgeführt wird und den Hals verzweifelt nach ihm reckt, bei jedem ihrer Schritte im Rücken behält.

Kaiser Karls Geisel.*)

Erste Aufführung im Berliner Lessingtheater.

Von

Dr. Josef Adolf Bondy.

Der große Kaiser und die kleine Hure. Es bleibt eine Vergewaltigung. Die Geschichte von der Liebesraserei Karls des Großen für ein schönes, verrottetes Mädchen, das ihn so umstrickt hielt, daß er um ihretwillen der Weltherrschaft und des Ruhms vergaß, mag noch so glaubwürdig überliefert sein: lebendig geblieben ist von ihr kein Hauch. Wer sie eingesargt findet in irgend einem italienischen Folianten aus dem 16. Jahrhundert und sie auferstehen heißt, wird den schwersten Kampf gegen die Volksphantasie bestehen müssen. Schon in der Seele jedes Kindes thront Karl, der Völkerbezwinger, der Völkervater, in unnahbarer Glorie.

Es gibt keine Stufen, auf denen diese hohe Gestalt aus dem Legendenglanz

*) Kaiser Karls Geisel. Ein Legendenspiel von Gerhart Hauptmann. S. Fischer Verlag, Berlin.

Digitized by Google

ins Licht des Alltags niedersteigen könnte. Als Gerhart Hauptmann gerade diesen Gewaltigen vom Menschenlos, vom Männerlos bedrängt darstellen wollte, um die scheichende Macht weiblichster Reize an diesem Männlichsten und Stärksten zu zeigen, Erlebnisse jedes Beliebigen im höchsten Symbol aufsprießen zu lassen, da fühlte er sofort: der überlebensgroße Karl der Sage muß bleiben; und wenn sein weiser Geist dem Zauber einer Dirne erliegen soll, dann muß auch sie ein großes Geheimnis umwittern.

In seinem Drama, das er ein Legendenspiel nennt, stecken die Keime zu einer Erfüllung dieser großen Absichten. Aber seine Kraft und seine künstlerische Geduld haben wieder einmal versagt. Karl der Große ist hier ein geschwätziger Held, der immerzu von seinen Taten und Werken erzählt. Er ist das Gegenteil von jenem König Karl, der, ohne ein Wort zu sprechen, am Steuer saß, bis sich der Sturm gebrochen; weit eher ein miles gloriosus, bemüht, seine Umgebung durch dröhnende Worte von seiner Wichtigkeit zu überzeugen. Man erkennt seine Größe nicht daran, was er tut, sondern nur an dem Enthusiasmus seiner Höflinge, wenn sie von der Furchtbarkeit seines Zorns, von der Allmacht seiner Gnade sprechen.

Und das Mädchen? Der Heiligenschein, mit dem Hauptmann ihre Verkommenheit umweben möchte, bleibt nicht haften. Vergebens rückt er sie in mystische Ottegebe-Sphären, vergebens bringt er sie mit dem Kultus der Adamiten in Beziehung, die in ihrer Nacktheit von Orgien der Entsagung zu Orgien der Befriedigung taumelten; vergebens beschuldigen sie die Pfaffen des Bündnisses mit dem Teufel. Wir selbst nehmen kaum etwas Dämonisches wahr, fühlen kaum etwas von der Ekstase, von dem „finsteren Dienst", dessen Priesterin sie sein soll, sobald der unersättliche Gott von ihrem noch kindlichen Leib Besitz ergreift. Keine psychologische Brücke führt zum Verständnis des Rätsels, welcher Zwang dieses fünfzehnjährige Mädchen aus einer vornehmen Sippe des keuschen Sachsenvolkes in die tiefsten Abgründe des Sinnentaumels hinabgeschleudert hat.

Andere erzählen, daß sie sich wonnezuckend im Schmutze armseliger Schifferkneipen wälzt. Wenn sie selbst den Mund auftut, dann hören wir nichts Ungewöhnliches. Nur gut berechnete Worte eines kleinen Dirnchens, die diesen einfangen, jenen abstoßen werden. Ungewöhnlich ist nur die vollkommene Freiheit von Scheu, die Schamlosigkeit, mit der sie dem großen Kaiser gegenübertritt. Dies nie Erlebte könnte den Alternden verblüffen und reizen. Aber ein so schnell sich verbrauchender Zauber, der nicht von der Lust zu herrschen, nur von der Begier, beherrscht zu werden, ausgeht, kann nimmermehr den ungeheuren Anteil erklären, den der Kaiser, und eigentlich nur er allein, an diesem Mädchen nimmt. Aus den vielen mahnenden und beschwörenden Worten, die er an sie richtet, hört sie schnell heraus, daß hinter den väterlichen Gefühlen noch ganz andere lauern. Und wenn er ihrer begehrt: sie bietet sich ja mit jeder Gebärde an. Wenn er in begreif-

Digitized by Google

lichem Ekel sich weigert, mit räudigen Hunden aus derselben Schüssel zu essen, wenn diese Entsagung ihn, der zu entsagen nicht gewohnt ist, auch mit heimlichen Gluten füllt, so reicht auch das nicht aus, das Ungeheuerliche zu begründen, daß dieser Selbstbewußte aller Pflicht vergißt, des Mädchens wegen im innersten Gemüt erkrankt und sich in seiner Schwäche zum Gespött der Welt macht.

Da wir immer an das Wirken mystischer Gewalten glauben sollen, selbst aber nur Zeugen von Gesprächen zwischen dem Kaiser und der Dirne sind, die des Außerordentlichen bar bleiben, so glauben wir zum Schluß weder an den großen Karl, noch an diese schöne sächsische Teufelin. Es ist ein peinlicher Augenblick, wenn dies Mädchen sich dem Sagenkönig mit den Worten: „Sei doch nicht närrisch, Alter", an den Hals hängt. Nicht minder peinlich die Szene, in der der Besieger der Welt, vor dem die Völker beben, zum Neurastheniker wird. Weil er in einem Brief wegen seines Spiels mit der Dirne gehöhnt wurde, sieht er auf einmal von allen Seiten Steine heranhageln und wimmert bei jedem eingebildeten Schlag.

Eine seltsame Legende, die den Heiligen und Helden in sein Widerspiel verkehrt! Man begreift nicht den plötzlichen Umschwung, wenn die freche, sächsische Geisel Karls, nachdem sie alle seine Worte in den Wind geschlagen hat, ihn auf einmal als Übermenschen verehrt, aus den Händen des Feindes den Giftbecher nur darum nimmt, weil dieser lange, weiße Haare hat wie Kaiser Karl, und noch sterbend des Vergötterten Namen lispelt. Unbegreiflich bleibt nach allem, was geschah, der endlose und wirre Nekrolog, den Karl der Große an der Bahre des Mädchens hält; er nennt sie heilig — und doch hatte sie selbst, so lang sie lebte, keinen Namen so entsetzt zurückgewiesen, wie gerade diesen — und gesteht, daß er sie beinahe zur Göttin des Frankenreiches gemacht hätte. So stürzt das ganze Drama in seiner Unwahrscheinlichkeit zusammen. Wie sollte auch die Strahlenkrone, mit der Sage und Geschichte das Haupt des großen Karl geweiht haben, neben sich das irrlichtelierende Diadem dulden, mit dem die Nachgeborenen das in dunkeln Verzückungen schwelgende Laster verherrlichen wollen!

Die Aufführung im Lessingtheater — eine der schlechtesten, die in diesem Hause zu sehen war — hat die stolzen Schemen nicht beseelt. Herr Marr als Karl ließ auch noch die Verse im Gerassel seiner Schreistimme untergehen. So zog die Dichtung als wirres Getöse vorüber, hinter dem man dennoch Schönheiten ahnte. Man entdeckt sie schnell, wenn man das Drama liest. Als Poet hat sich Hauptmann hier stärker bewährt, denn seit langem. Die Verse, die zu Beginn an die eigensinnigsten und antithesenreichsten Grillparzers störend anklingen, erheben sich bald zu männlicher Selbständigkeit. Sie gehören zu den schönsten, die Hauptmann geschrieben hat, zu den klangschwersten, bildkräftigsten, die uns die letzten Jahre überhaupt beschert haben. Man höre die Bitte des Sachsen Blunit um Freilassung der Geisel Gersuint:

Digitized by Google

Herr, gebt sie frei! Sie ist ein Pyrol! ist
kein Rabe! dient dem Rabengotte nicht.
Was Wunder, wenn sie mit den Flügeln schlägt,
da sie schuldlos im engen Käfig schmachtet.
Sie spürt die Buchenwipfel! spürt den Wald,
den goldnen Himmelshirsch, mit klingenden
Geweihen morgens schreitend durch den Hag.
Sie will zu mir! will heim! will ihre Brüder
und Spießgesellen wiedersehn. Will vom
Gehöft, geklammert auf der Stute Rücken,
hinbrausen durch die Niederung zur Jagd:
fliegenden Haars, in reiner Gottesluft!

Die Gespräche Karls mit Alcuin, so sehr sie auch den Charakter einer späteren Zeit tragen, sind voll adelig-heiterer Ruhe. Mit erschütternden Worten klagt Karl, daß ihn das Alter von unten auf in Stein zu wandeln droht, und herrlich braust er auf, als ihn der Kanzler mahnt, von neuem zu befehlen, da sonst die Welt stillstehen muß.

Was? daß ich nicht befehle? handelt! tut
das Gute, tut das Rechte, unbefohlen!
soll ich im Schweiße meines Angesichts,
ob mir die Zunge lahm wird, nur befehlen?
Holzfäller ruhen, Ackersleute rasten!
reißt doch die faulen Mäuler auf und schreit:
hier dies! hier das! tut das! und dies! und dies! —
nur durch ein Jahr, nicht durch ein ganzes Leben,
und seht, ob ein Lastträger müde wird!?

Hauptmann hat sich über die ängstlichen Kleinlichkeiten und Zufälligkeiten, die ihn so oft mit tausend Zwirnen an den Boden fesseln, hoch emporgeschwungen. Kurzum man meide die Vorstellung und lese das Buch. Alles Lob und alle Verurteilung lassen sich in diesen Rat zusammenfassen.

Digitized by Google

Schlesien.

Von

Dr. Fritz Wolff.

Es wäre eine Frage, die nicht von einem und in wenigen Zeilen, sondern nach reiflicher Überlegung von einer ganzen Reihe kluger Kenner von Land und Leuten zu beantworten wäre: die nach den tieferen Ursachen der so merkwürdigen, schwer erklärbaren Stellung der Provinz Schlesien innerhalb Preußens und Deutschlands überhaupt. Sicher ist es die komplizierteste unter denen aller preußischen Landesteile, schwieriger als die der östlichen Nachbargebiete, die im offenen nationalen Kampfe stehen, schwieriger als die so mancher in ihrer Zugehörigkeit zur Monarchie weit jüngeren Provinzen. Es ist nicht die Rede von äußeren Schwierigkeiten, die etwa den täglichen Gesprächsstoff abgeben und denen mit öffentlichen Maßnahmen einfach beizukommen wäre, vielmehr handelt es sich um Verborgenes, das nur mittelbar in äußeren Erscheinungen wirkt, und das sich ganz klar nur darin ausspricht, daß dieses Land voll natürlicher Güter, das in unaufhörlicher Folge Begabungen über Begabungen hervorgebracht hat und hervorbringt, trotzdem die Stellung im preußischen und deutschen Gesamtleben nicht einnimmt, die ihm zukommt. Auf diese Dinge kann und soll hingewiesen werden, auch angesichts der Gewißheit, daß simple Lösungen und Erklärungen auf flacher Hand nicht geboten werden können.

Hat der preußische Staat dieser Provinz gegenüber irgendwie seine Pflicht versäumt, ihr Schaden zugefügt, der sie heute verhindert, als eines der industriereichsten, handelskräftigsten Länder auch auf dem Felde der geistigen Produktion, in Literatur, Kunst, Vollendung der äußeren Lebensführung ihre Position vor ganz Deutschland zur Geltung zu bringen? Ist die Gewohnheit, heute im Süden und Westen des Reiches diese Gebiete als unendlich entlegen, fast an die Grenzen Asiens entrückt und verschollen sich vorzustellen, auf solche Sünden zurückzuführen? Erklärt es sich so, daß die Turner vom Bodensee und Schwarzwald, als sie sich zum Breslauer Turnfest versammelten, sich nur mit polnischen Taschenwörterbüchern versehen hinwagten? Ganz gewiß nicht. Die Ursachen liegen vielmehr in Verhältnissen, die mit der Verwaltung des Landes ebensowenig zu tun haben, als ihnen durch irgendwelche künftige Maßregeln kurzerhand und einfach abzuhelfen wäre.

Seit den Tagen, in denen der Degen des jungen Friedrich das Land aus dem völkerverderbenden Österreich heraushieb und damit seinen fruchtlosesten und traurigsten Zeiten ein Ende machte, ist es durch die strenge Ordnung seiner Verwaltung, durch die allmähliche Aufschließung seiner wirtschaftlichen Kräfte zu einem der preußischsten Teile Preußens geworden. Auf seine unauflösliche Verbindung mit den

Digitized by Google

alten Teilen der Monarchie waren alle Maßregeln von Anbeginn gerichtet. Nur so konnte Schlesien gerade 50 Jahre nach dem Frieden von Hubertusburg, der den siebenjährigen Krieg beendete, zum Brennpunkt preußischen Lebens und seiner Wiedererhebung werden. Das waren die glänzendsten Zeiten von Schlesiens politischer Rolle im Königreich, ja in Deutschland. Von da an hat es an allgemeiner kultureller Geltung nicht nur nicht gewonnen, sondern leider verloren. Seine wirtschaftliche Stellung als eines der größten bergbauenden Länder ist gebietend. Wie 1788 auf der Tarnowitzer Friedrichsgrube die erste Dampfmaschine in Deutschland, 1796 auf der Gleiwitzer Hütte der erste Kokshochofen aufgestellt wurde, so steht die schlesische Montanindustrie auch heute in gigantischer Größe da. Was von Schlesien gilt, gilt auch von Breslau. Immer wieder sei es betont: Nicht an Wert, nicht an produktiver Kraft, nicht der Zahl der auftretenden Talente nach hat die Provinz verloren. Vermindert ist nur ihre Wirkung nach außen, die Anerkennung von außen.

Hierfür sind die Gründe so kompliziert. Ihr erster, ursprünglichster, in der Natur selbst liegender ist die gefährliche geographische Zone, der die Provinz angehört. Ein Teil jenes Streifens, in dem die norddeutsche Brandung und die süddeutsche Gegenbrandung sich treffen, wäre sie zur Ausbildung einer völlig einseitigen Eigenart auch dann nicht geschaffen gewesen, wenn das dritte Element ihrer Bevölkerung, das polnische, nicht vorhanden wäre. Nur so erklären sich ihre unendlichen, jäh wechselnden politischen Schicksale: Ihre schwache Selbständigkeit, die doch wieder Proben höchster Kraft nicht ausschloß. Dann die Verbindung einzelner Teile mit Ungarn, endlich der Anfall an Österreich. Kurz ein Land, das zu allen Zeiten eine Defensivrolle zu spielen gezwungen war.

So nicht durch eigene Schuld, sondern als leidender Teil ist Schlesien auch in die Beschwerlichkeiten seiner heutigen kulturellen Stellung geraten. Breslau, nach Süden zu seit 170 Jahren Grenzstadt geworden, hat es doch nach Norden hin zur Hegemonie nicht bringen können. Die Verschiebung der großen Verkehrswege von Westen und Süden nach Osten, der schwierige Grenzverkehr nach Rußland, endlich das Aufstreben Berlins haben ihm von allen Seiten her das Leben schwer gemacht. Alte Märkte, einst berühmte Treffpunkte der Handelsherren aus dem tiefsten Rußland und von Süden, aus Nürnberg und Augsburg, haben durch andere Wege und Formen des Handels ihre Bedeutung eingebüßt. Freilich ist unzähliges Andere an dessen Stelle getreten. Aber nichts, was die aufs stärkste in die Erscheinung tretende frühere Verbindung mit aller Welt noch erhalten würde. Schlesien ist zu einem Lande geworden, das an produktiven Kräften, an Gütern, an Begabungen unaufhörlich nach außen abgibt, ohne daß ihm an höheren Gütern entsprechend gelohnt würde. Daß die Talente nach der Weltstadt gezogen werden, ist

Digitized by Google

unausbleiblich, aber auch der durch seine Arbeit zu Gelde gekommene Landmann bleibt nicht in der Heimat, sondern zieht nach Berlin — nicht nach Breslau — um das Erworbene zu genießen. So unterhält Schlesien ein ungeheures Feuer, dessen Wärme ihm, teils naturgemäß, teils einer sehr bedauernswerten und verhängnisvollen Untreue gerade der wirtschaftlich Stärksten wegen, nicht zugute kommt.

Gerade an der letzteren Tatsache freilich ist eine Stadt wie Breslau nicht ohne Schuld. Hamburg, München, ja selbst weit kleinere Städte, wie Frankfurt a. M., haben es durch eine weitschauende Baupolitik dahin gebracht, daß es selbst dem Anspruchvollsten genügen kann, unter seinesgleichen etwa an der Bockenheimer Landstraße zu wohnen. So daß die Abwanderung von dort in keinem Verhältnis steht zu der Zahl von Familien, die Berlin alljährlich aus den verschiedenen Gegenden Schlesiens an sich zieht. Und auch wer seinen Wohnsitz nicht verlegt, bezieht zum großen Teil seinen kostspieligen Bedarf an Möbeln, Kleidern, Kunstgegenständen, aus der Hauptstadt, nicht aus der engeren Heimat. Im Theater- und Musikleben ist ihm allein das weltstädtische Vorbild maßgebend, die gesellschaftlichen Formen regeln sich durchaus nach ihm. Wie sehr mit Unrecht und wie sehr zum Verhängnis, versteht sich von selbst.

Erst in neuester Zeit zeigen sich allmählich Anzeichen einer Wendung. Und zwar von einer Seite her, die, da sie die Tat für sich hat, auch Erfolg verspricht.

In besonders unerfreulicher Lage befanden und befinden sich zum Teil noch jetzt, infolge aller jener erwähnten Gründe und Verhältnisse, in Schlesien und Breslau Kunst und Künstler. Die Stadt, die Menzel geboren hat, an deren Kunstschule Albrecht Bräuer jahrzehntelang Lehrer war, zählt als Kunststadt in Deutschland nicht mit. Und alle Majoritätsbeschlüsse und Resolutionen haben hieran nichts geändert. Nicht vom Publikum allein, aus dem sich jetzt öfter als früher Stimmen melden, nicht von hier aus ist eine Änderung zu erwarten; das erfreuliche Ereignis ist vielmehr das glückliche, energische Hervortreten der in den letzten Jahren regenerierten Breslauer Kunstschule. Heute, da die Bevölkerung ihre Mittel verzehnfacht hat, da eine Schicht sich gebildet hat, an die mit Erfolg und mit Gewinn appelliert werden kann, kommt vielleicht auch wieder eine Zeit heran, in der nicht jedes Talent schlechthin erwerbenden Berufen, sondern auch künstlerischen sich zuwendet. Aus der Möglichkeit dieses Zusammentreffens ergeben sich immerhin erfreuliche Perspektiven. Es läßt sich heute kein Schritt zurücktun, die dem kulturellen Dasein Schlesiens nachteiligen Verhältnisse sind auf absehbare Zeit nicht zu beseitigen. Zum Teil bestehen sie von jeher. Aber ganz gleich, welches das Ziel ist: mit diesen Anfängen wird doch wenigstens mit dem Zustand absoluter Stagnation gebrochen. Auch hier ist die Bewegung zwar nicht alles, aber doch das wichtigste.

Eine Ausstellung dieser Breslauer Kunst- und Kunstgewerbeschule war in den

Digitized by Google

letzten Wochen im Berliner Kunstgewerbe-Museum zu sehen. Zugegeben, daß das Erwähnenswerte an ihr in der Hauptsache nicht der etwa vor aller Augen liegende künstlerische Wert der ausgestellten Schülerarbeiten ist. Sensationen, zu denen das versammelte kritische Kriegsvolk schwören kann, sind da nicht zu finden. Sehr vieles wird man aufs allerentschiedenste ablehnen. Aber eins ist rückhaltlos anzuerkennen: Diese Schule ist ein Individuum für sich, mit einem ganz bestimmten, auf die praktischen Ziele der Schüler, die nicht nur Künstler, in ihrer Mehrzahl vielmehr speziell Kunstgewerbler werden wollen, zugeschnittenen Programm. Sie rubriziert nicht einfach unter dem Begriff der staatlichen Kunstschule, wie sie da und dort nuancen- und daher zumeist erfolglos auf Grund irgend eines Lehrplans errichtet werden. Sie ist die einzige dieser Schulen in Preußen, die vom Unterrichtsministerium ressortiert, und sie macht eine ebenso erfreuliche wie seltene Ausnahme. Noch nicht in ihren fertigen Leistungen. Entschieden aber in dem Geiste, in dem sie von ihrem neuen Direktor Poelzig geleitet wird. Als Künstler kenne ich ihn zu wenig, um ihn zu beurteilen. Auf ihn aber ist hinzuweisen, als auf einen der wenigen Leute an ähnlicher Stelle, die heute wissen, was sie als Organisatoren solcher Schulen wollen und sollen. In höchst sympathischer Weise liegt der Ton der ganzen Arbeit an dieser Schule auf dem Technischen. Der Handelsminister hat erst in diesen Tagen in der Budget-Kommission des Abgeordnetenhauses den Verfall zahlreicher kunstgewerblicher Techniken beklagt. Ein Besuch dieser Ausstellung kann ihm zeigen, wie diesem Mangel auch an den dem Handelsministerium unterstehenden Schulen zu begegnen wäre.

Dies ist der Weg zu einer Gesundung des kunstgewerblichen Wesens. Alle die vielumkämpften Stilfragen mögen dann an die Reihe kommen und werden wie von selbst zugunsten zeitgemäßer Formen, nicht im Sinne der Nachahmerei beantwortet werden. Von dieser Schule, wenn sie hält, was sie heute verspricht, ist zu erwarten, daß sie auf dem kürzesten — immerhin noch hinreichend langen Wege — eine tüchtige Generation von Schülern heranzieht. Ob von ihr weltstürzende Leistungen ausgehen werden, ist eine andere Frage. Jedesfalls eher, als aus der Aufzüchtung gewisser potemkinscher Erfolge durch billige Schlagworte.

Es wäre eine Freude, wenn diese Leute ihr Ziel erreichten. An Größe des Arbeitsfeldes fehlt es in Schlesien nicht. Die großen Breslauer Möbel- und Bautischlereien können neue, bessere Kräfte dringend brauchen. Das schlesische Glas, einst eine Weltmacht, vegetiert in erstarrten Formen. Den Glasschliff künstlerisch wiederzuerwecken, wäre eine höchst verdienstliche, noch nicht in Angriff genommene Aufgabe der Breslauer Schule. Die von ihr gepflegten textilen Techniken bedürfen nur — aber auch dringend — eines Ornamentikers, der sich ihrer annimmt, und die Wirkung auch auf die schlesische Teppichfabrikation würde vielleicht nicht ausbleiben. Die Schüler der Klasse für dekorative Plastik sind auf einem sehr

Digitized by Google

viel versprechenden Wege, nachdem Taschner einige Jahre ihr Lehrer war, und in dem Münchner Gosen, einem der besten deutschen Kleinplastiker, hat der Direktor einen ausgezeichneten Nachfolger für ihn gefunden. Dieser Direktor ist der Mann, dem künstlerischen Leben der ganzen Provinz in den möglichen Grenzen durch Anregungen aufzuhelfen.

Der Schule und dem Lande ist zu diesen Anfängen, — mögen sie auch einstweilen mehr im Geiste liegen, als in den ausgestellten Dingen, — soweit ihr absoluter künstlerischer Wert in Frage kommt, aufrichtig Glück zu wünschen. Gerade die Besten waren immer ehrlich genug, die schlesische Misère nicht zu leugnen. Vielleicht ist dies einer der Anfänge zu ihrem Ende.

Henriette Jacoby.

Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

. . . Und es kamen Weihnachten, weiße Weihnachten. Am Vormittag, als Jason irgend einen Gang hatte, zog Jettchen heimlich zum Weihnachtsmarkt durch den weißen, frostigen Nebel, der ihr ordentlich den Atem vor dem Mund frieren machte. Schon von der Schloßbrücke an hörte man ein Brausen und Sausen und Lärmen und Geschwirr, und die Kinder mit den Schäfchen hängten sich ihr ordentlich an das Kleid, bis sie ihren Zoll entrichtet hatte, und die Waldteufeljungen mit Baschlicks über den Ohren und Wolltüchern um den Hals brummten neben ihr her, und erschreckten sie, indem sie die Teufel aus dem Kasten springen ließen, und ihre langen vielgliedrigen Scheren, auf denen Holzsoldaten exerzierten, ihr plötzlich entgegenstreckten. In den Buden standen Männer und Frauen mit Gesichtern rot wie Hahnenkämme, eingewickelt und vermummt in Mäntel und Tücher, trampelten mit den Füßen, bliesen sich in die roten Hände oder streckten sie über ihre Feuerkieken aus, und dazu zählten sie ohne Aufhören ihre Waren her, riefen die Vorübergehenden an, stehen zu bleiben, schimpften auf den schlechten Geschäftsgang, fragten Kunden nach ihren Wünschen, und zankten sich mit Nachbaren, die drei Buden von ihnen entfernt Pfefferkuchen feilboten. Und zwischen den Budenreihen stapfte und schob im niedergetretenen Schnee eine bunte,

Digitized by Google

vielköpfige Menge dahin, Frauen mit Kindern, die rechts und links an den Zipfeln der Kantentücher zogen und zerrten, wie die Englein am Mantel der Maria; Väter, von blondzöpfigen Töchtern flankiert; Studenten und schäkernde Liebespaare. Da es kalt war, hatte aber keiner recht Lust, die Börse zu ziehen; und wenn der Franzose mit dem Turban sein Fleckwasser noch so zungenfertig anpries, die Menge staute sich wohl einen Augenblick vor seiner Rednertribüne, aber sowie er glaubte, die Leute von der Unfehlbarkeit seines Wassers überzeugt zu haben, und seine Fläschchen in die Menge werfen wollte, da schob sie lachend und lärmend weiter; und der arme, zappelnde Turbanträger haspelte von neuem seine Kette französischer Flickworte heraus, mit ungeschwächter Lungenkraft durch den grauen Nebel und die Winterkälte. Bei einem Parfümeriekrämer aus Altona kaufte Jettchen eine Flasche Eau de Lavende, und bei einem Lebkuchenbäcker Thorner, Liegnitzer und Nürnberger Pfefferkuchen und Königsberger Marzipan. Und endlich wählte sie noch beim Pyramidenhändler eine schöne Pyramide, wohl drei Fuß hoch. Sie war ganz aus grünem Ölpapier aufgebaut und ihre Zweige trugen zudem noch runde Perlen aus rotem Lack, und sie prunkte mit einer Unzahl kleiner gelber Wachskerzen. Die kaufte Jettchen, und sie gab dem Laufjungen noch ihre Päckchen dazu, er solle sie heimtragen. Aber sie selbst eilte voran, wieder nach Haus zu Jason, so schnell sie konnte, denn sie wünschte nicht, daß sie jemand mit ihren Einkäufen sähe.

Im Hause Onkel Salomons hatte man Weihnachten nie gefeiert. Nicht etwa aus Engherzigkeit, sondern im Sinne alter Überlieferung, die doch sonst in keiner Weise gehalten wurde. Und wenn Jettchen eine Kleinigkeit, eine Börse oder einen Serviettenring, für Onkel Jason zum Weihnachtsfest gehäkelt oder gestickt hatte, so hatte sie das ganz heimlich getan, und Onkel Salomon durfte das nicht sehen.

Aber jetzt wollte Jettchen ihrem Leben doch das bißchen Festesglanz nicht nehmen, und sie wußte auch, daß Onkel Jason es liebte, daß Weihnachten nicht so ganz klanglos und unbemerkt an seinem Hause vorüberging. Und endlich war Jettchen der Meinung, daß sie damit auch Kößling, der doch seit einem Jahrzehnt oder schon länger ganz einsam in der Welt stand, — auch ihm eine heimatliche Freude damit bereite.

Und am späten Nachmittag kam Doktor Kößling, als im Zimmer die ersten Kerzen entzündet wurden, und sich draußen schon der Abend blau über die Schneedecke legte. Man ging nach hinten, ging in Onkel Jasons Bibliothekszimmer, grad so wie sonst. Und nur wenn Jettchen an das Fenster trat und über die Galerie in diese engen Höfe hinabsah, die schmal und langgestreckt, sich bauchend und sich schließend, von weißen Bäumen und armseligen verschneiten Gartenflecken unterbrochen sich dahinzogen — nur dann erinnerte sie ein Licht, das ganz fern im Blau in einem der Hinterhäuser aufblitzte und der erste blecherne Ton einer Kindertrompete daran, daß es doch heute Heiliger Abend war. Onkel Jason und Doktor Kößling hätte sie es nicht angesehen.

Kößling hatte der Verlust seiner Stellung doch stärker aus dem Gleichgewicht

Digitized by Google

gebracht, als er es sich eingestehen wollte, und er konnte sich in das alte Leben nicht so recht wieder hineinfinden. Einen Teil seiner Verbindungen hatte er auch in seiner Stellung abgebrochen, und nun, als er da wieder anklopfte, waren schon längst andere an seinen Platz gerückt. Denn das Leben geht immer weiter, und in jede Bresche springen zehn für einen. Kößlings Mittel begannen sich zu erschöpfen. Bei allen Einschränkungen wurde das täglich weniger, und er, der sonst sorglos, frisch und stolz gewesen war, fürchtete sich mit einem Mal vor Not und vor Hunger.

Tag für Tag hatte er nun wieder zu arbeiten versucht, fast zwei Wochen lang. Aber seine Kraft war wie gelähmt. Die Taschenuhr tickte dann neben ihm auf dem Tisch, und solch ein Vormittag wollte und wollte ihm gar kein Ende nehmen. Bis Kößling endlich doch aufstand. Aber das Blatt war nur mit ein paar Zeilen beschrieben, und wenn er die las und wieder las, dann mißfielen sie ihm so, daß er sie in seiner Wut vernichtete. Es kam so weit, daß er sich freute, wenn er nur recht spät erwachte. Dann war doch wenigstens der einsame, graue und kalte Tag nicht gar so lang mehr. Sowie der Nachmittag aber kam mit seiner frühen Winterdämmerung, hielt ihn nichts mehr. Und wenn Kößling sich auch fest vorgenommen hatte, heute nicht zu gehen — er mußte zum Schachtisch. Aber wenn er endlich vom Brett aufstand, da war er immer noch wie in einem Rausch und durchflog in halbwirren Gedanken ungeahnte Reihen von Möglichkeiten. Von der Bedrängnis seiner Seele fand er in keiner Philosophie Erlösung, und die klaren Bauten Kant's, Spinoza's oder Goethe's, zu denen er sich flüchten wollte, schienen ihm lichtlos und unwahr. Seine Seele suchte etwas, worin sie sich ganz und willenlos verlieren konnte, suchte ein Wasser, das sie trüge wie das Öl den Kork. Wie sich sein Geist ganz und gar in den unendlichen, spielerischen Rhythmen des Schachs verfangen hatte, so verfing sich allgemach, ganz unmerklich sein Gemüt wieder in den weichen Lockungen der Glaubensvorstellungen, in den tiefen Brünstigkeiten des Gebets, denen er seit Jahrzehnten, seit seinen letzten Gymnasiastenjahren sich entronnen glaubte.

Es war ihm wie allen gegangen: Zu Hause, in früher Jugend waren ihm Glaube und Frömmigkeit kaum mehr wie eine Prügelsache gewesen; ein Muß, eng, finster und beschränkt. Dann aber war der Rektor der Johannisschule, der alte Isemann, ihm Lehrer gewesen, und der Pfarrer Renanus der Paulskirche hatte in ihm schon den künftigen Geistlichen gesehen. Der junge Mensch hatte sich mit der Innigkeit und Inbrunst seiner Jugend den neuen Eindrücken hingegeben, hatte Nächte im Gebet gerungen, ganz erfüllt von seiner Schickung, die sündige Menschheit zum Leben in Christo zurückzuführen. Aber dann waren Zweifel in seine Seele gekommen, er hatte erkannt, daß jenseits der Glaubenswelt andere Welten lagen, stark und frei — und gleichsam über Nacht war er allen Glaubens ledig geworden. Eines Tages stand er auf, und was gestern noch mächtig in ihm gewesen war, es war heute ganz macht- und wesenlos für ihn geworden. Gewissensbisse gab es, Auftritte mit Rektor und Pfarrer, man

Digitized by Google

steckte sich hinter die Eltern, deren Eitelkeit es schmeichelte, einen zukünftigen Geistlichen und Gottesmann als Sohn zu haben, und die eigentlich nur um dieser Aussicht willen in den Besuch des Gymnasiums eingewilligt hatten; aber all das machte, daß Kößling innerlich und äußerlich sich nur immer mehr von seinem Kinderglauben abwandte. Und keine seiner späteren Studien war danach angetan, ihn wieder zurückzuführen.

Aber nun plötzlich nach jahrzehntelangem Schweigen meldeten sich wieder in seinem Innern die längst vergessenen Bedenken und ein tiefes Bedürfnis nach einem willenlosen Sichverlieren an eine höhere Macht, nach dem Aufgehen in dem Glanz und in der Güte eines menschlich-himmlischen Wesens kam über ihn. Nicht bei Tag und bei Licht, sondern in stillen, schlaflosen Nächten, im halbhellen Zimmer. Und Fragen, die sonst ganz fern seinem Wesen lagen, wie jetzt der Streit in Magdeburg über die Gottheit Christi, begannen ihn wieder zu erregen und zu beschäftigen. Und wenn Kößling mit Jason Gebert am Nachmittag oder Abend zusammentraf, kam er wieder und wieder darauf zurück. Und so entging Jason Gebert diese Wandlung Kößlings nicht. Aber Jason mochte nicht mit Dr. Kößling darüber sprechen, weil er fühlte, daß jedes seiner Worte nur die Kluft vergrößern würde, und er hatte sich deswegen einen anderen Sprecher gewählt: Das Leben Jesu von David Friedrich Strauß. Als es erschien, war Jason das Buch eine Offenbarung gewesen. Aber jetzt hatte es schon durch vier, fünf Jahre in irgend einem versteckten Winkel seines Bücherzimmers seinen Platz gehabt, ohne daß er jemals die Nötigung empfunden hatte, wieder hineinzublicken. Denn diese Fragen des Glaubens waren so völlig aus seinem Leben geschieden, daß ihm das Für und Wider über sie gleich fern lag. Nun aber hatte Jason das Buch von neuem hervorgesucht. um es gegen Kößling als Sturmbock zu benutzen. Denn wenn es ihm schon um Kößlings geistige Freiheit leid war, so sah er mehr noch eine Gefahr darin, die auch Jettchen beträfe, eben die Gefahr jeden Glaubens: die der Überhebung und der Unduldsamkeit. Und er, der bisher das Bekenntnis eines Menschen immer nur als eine Äußerlichkeit betrachtet hatte, die man aus einem gewissen Zwang heraus mit Anstand zu tragen hat, und die gleichsam den Nachbar nicht berühre — er, Jason Gebert, empfand plötzlich, daß es doch tiefgehende Verschiedenheiten des Wesens und der Empfindung bedinge, die man vielleicht verhüllen, aber schwerlich überbrücken konnte. Und ohne daß er es sich eingestehen wollte, machte er sich deshalb Sorge um seine beiden Schützlinge. Und es entfremdete ihn Doktor Kößling, für dessen Wollen, Wünschen und Empfinden, wenn es auch dem seinen entgegenlief, er bisher immer ein Mitgefühl aufgebracht hatte. Dieser beginnenden Wandlung in Kößlings Wesen aber stand er plötzlich ganz anteillos und kalt gegenüber.

Und nun, heute am Heiligen Abend, hatte ihm Kößling das Buch zurückgebracht, fast wortlos. Er hatte es nicht zu Ende gelesen. Er sagte, es hätte ihm weh getan. Jason aber hatte, trotzdem er ein anderes erwartet hatte, das Buch ruhig an seinen Platz gestellt. Doch nicht so ruhig, daß Jettchen, die am Fenster stand, nicht bemerkt hätte, daß

Digitized by Google

Onkel Jason das nicht ohne eine tiefe Verstimmung tat und daß es ihm schwer wurde, ein unbefangenes Gespräch aufzunehmen. Jettchen hatte sich heute so auf den Abend gefreut, sie fühlte, daß in ihr und in ihrem Blute das Leben sang, und sie wäre selbst so gern diesen Lockungen gefolgt und hätte selbst so gern die anderen freudig und zukunftsfroh gemacht, und statt dessen mußte sie sehen, wie auf ihnen nur die Schwere des Daseins lastete, und wie sie sich zergrübelten und in Sorgen und Sehnsüchten sich verzehrten. Der eine weichmütig und doch voll gärendem Trotz, der andere mit der überlegenen und ironischen Geste des Entsagens.

Draußen ließ Jettchen von Fräulein Hörtel die kleinen Wachskerzen der Pyramide anzünden, ließ Kuchen hinstellen und Tee bereiten, und hier spöttelte Jason über Professor Tholuck, der nun doch ins Theater gegangen sei, um Seydelmann als Mephisto zu sehen und sich dadurch jedem wahrhaft Frommen im Lande nun zu einem Greuel und Ärgernis gemacht hatte — und fragte dann noch so im Gespräch, wie weit denn eigentlich Hengstenberg jetzt mit seinem Buch über Bileams Esel wäre, ob Doktor Kößling das nicht vielleicht wüßte. Und Kößling lachte dazu — aber gezwungen und unfroh.

Da klopfte Fräulein Hörtel ganz leise an — so war es verabredet. Und Jettchen wandte sich vom Fenster ab und bat, man möchte doch zu einer Tasse Tee mit vor kommen.

„Du bist doch heut so feierlich, Jettchen," sagte Jason und lachte. „Was hast du denn?"

Aber wie er auf den Flur hinaustrat, der schon ganz hell und goldig war von all dem Licht, das durch die Türscheiben floß, da wurde er gerührt und konnte gar nicht schnell genug nach vorn kommen. Und Kößling bekam einen roten Kopf, wäre am liebsten Jettchen nachgelaufen, um sie zu küssen. Was war er doch schlecht, und was war sie doch lieb und zart und gut!

Schon draußen auf dem Flur hatte es so ganz leicht nach Wachskerzen und Ölpapier gerochen, und wie Jason die Tür aufstieß, da sah er die Pyramide, wohl mit zwanzig Kerzen, ganz in einen gelbroten Schein gehüllt, und ihre Wachstropfen weinten herab auf durchbrochne Meißner Schüsseln, die bis an den Rand mit Süßem gefüllt waren, und deren Mitte je ein kleiner, kunstvoller Berg von Nüssen und Hasenköpfen bildete.

„Ach," sagte Jason und zog die Schüsseln aus dem Tropfbereich der Pyramide, „das soll ich alles bekommen? Das ist aber beinahe zuviel für eine Person."

„Nein," rief Jettchen, „es steht ja dran. Das ist für Doktor Kößling, das für dich und das für mich. Und du, Onkel, weil du dich so gern schön machst — hier ist noch eine Flasche Eau de Lavende für dich. Und hier noch, Onkel, weil du dir doch immer alles, was du vorhast, aufschreibst, hast du noch ein kleines Merkbüchlein. Ich glaube nicht, daß du es kennst, es ist etwas ganz Neues. Man kann die Schrift immer wieder fortwischen und wieder darüberschreiben. Und du, Fritz, weil ich gesehen habe, daß du es

Digitized by Google

brauchen kannst, — hier habe ich für dich eine Geldbörse gehäkelt.“ Und damit schwenkte Jettchen eine grüne Börse, die in Rot Kößlings Namenszug trug und von zwei goldenen Ringen umspannt wurde, hin und her. „Ich habe sie recht groß gearbeitet und recht eng gehäkelt, Fritz, damit viel hinein und nicht so leicht etwas hinausgeht.“

„Ja,“ sagte Jason, „und wie ich sehe, sind auch gleich zwei Ringe daran. Das ist sehr praktisch.“

„Ach, ist das gut von dir,“ rief Kößling, der ganz verwirrt war, denn es waren seine ersten Weihnachten seit langen Jahren. „Und ich schlechter Mensch komme mit leeren Händen. Aber ich wußte ja gar nicht, daß es hier solche Weihnachten gäbe.“

Jettchen lachte verlegen und sagte: „Es ist mir genug, daß du hier bei mir bist, du brauchst mir nichts zu schenken.“ Aber ganz im Geheimen verstimmte es sie doch, daß er ihr so gar nichts gebracht hatte, nicht einmal eine Blume oder eine Papeterie oder eine Bonbonnière. Denn Jettchen war es von je gewöhnt, daß man ihr etwas schenkte, und es freute sie nicht einzig die Art und der Wert der Gabe, sondern sie liebte noch mehr die stille Huldigung, die in dem Geschenk an sich lag, liebte das Gedenken in ihm. Und so verstimmte es sie, daß Kößling ihr nie etwas brachte und gar nicht fühlte, wie leicht er ihr durch ein paar Groschen eine Freude machen konnte, mit einer Blume, einer Näscherei, einem Stickmuster oder einem neuen Almanach. Es verstimmte sie, daß Kößlings Wesen jede Galanterie fern lag, und daß ihm jene ewig neuen Werbungen fremd waren, die Geschenke, Andenken und Aufmerksamkeiten für Frauen bedeuten.

„Nun,“ sagte Jason, „für Sie, Herr Doktor, habe ich auch etwas.“ Und er zog ein ganz dünnes Bändchen aus der Rocktasche. „Hier sehen Sie 95 Sätze gegen das Schachspiel. Der zum Schachspiel verführten Menschheit, insbesondere Herrn Doktor Friedrich Kößling — das habe ich noch zugeschrieben — Herrn Doktor Friedrich Kößling insbesondere, gewidmet von einem Leipziger Theologen. Es ist ein lehrreiches Buch. Darf ich Ihnen daraus vorlesen? — Satz 23: Nicht allein eine schwere, sondern auch eine brotlose Kunst ist das Schachspielen. Sie ernährt ebensowenig ihren Mann wie die Dichtkunst. Das Schachspiel bringt kein Brot; und wer kein Brot hat, kann auch keine Frau nehmen.“

„Da ist es mit mir also doppelt schlecht bestellt,“ sagte Kößling und lachte mühselig, „da ich zwei brotlose Künste auf einmal betreibe.“

„Nein,“ entgegnete Jason, „bei der Dichtkunst hat der Mann sich geirrt. Was versteht auch ein Theologe von der Dichtkunst. — Aber mit dem Schach hat er recht.“

Dem stimmte Kößling bei. „Vielleicht nicht ganz. Aber unrecht hat er jedenfalls nicht.“

„Und nun, Jettchen, kommst du daran,“ rief Jason und hinkte mitten in das Zimmer. „Jetzt stell dich mal gerade vor mich hin und mach fest die Augen zu. Es wird dir nicht leid tun.“

Und wie Jettchen das tat, da knüpfte ihr Jason so schnell und geschickt, als wäre

Digitized by Google

er eine Kammerzofe, ein Stirnband über das Haar, ein schmales, schwarzes Sammetband, in dessen Mitte an einer kleinen Öse eine einzige, schwere, goldgefaßte Perle hing.

„So, Jettchen, wenn du jetzt noch das weiße Seidenkleid mit den silbernen à la grèc Borden anziehst, so mußt du darin aussehen wie eine Königin aus dem Morgenland."

Und Jettchen lief schnell an den Spiegel sich beschauen. Und sie wurde ganz rot vor Glück, und sie eilte zu Onkel Jason und schüttelte ihm die Hand und zog die Hand an die Lippen und streichelte sie und war ganz außer sich vor Freude.

Kößling stand abseits mit einem bittern Gefühl im Herzen.

„Ja," sagte er dann, als ihm Jettchen die Perle zum Bewundern hinhielt und ihre Stirn ganz nahe an seine Augen brachte. „Ja, Jettchen, so etwas dir zu schenken läge nicht in meiner Macht."

„Oh," versetzte Jason mit leichtem Unmut in der Stimme, „jeder tut es eben so gut wie er's kann."

Kößling wurde rot.

„Ach bitte," rief Jettchen, „der Tee wird ganz kalt. Wollen wir uns nicht setzen?"

Und man setzte sich um den Tisch und plauderte. Und Jettchen wollte guter Dinge sein, und Jason Gebert wollte guter Dinge sein — aber es war kalt im Zimmer. Nicht etwa, daß man schlecht geheizt hätte — der Raum war nur seltsam frostig, und doppelt war das bemerkbar, weil eben jeder versuchte, es zu vergessen. Jettchen hatte sich so sehr auf den Nachmittag gefreut; und wenn sie auch über die Worte und Erzählungen Jasons lachte, laut lachte — sie konnte die Schatten sich nicht fortlachen. Kößling aber schalt sich insgeheim einen Narren und Esel und ergriff jede Gelegenheit, um mit Jason anzustoßen und Jettchen zuzuwinken. Aber er bekam die Falten nicht von der Stirn fort.

Jason erzählte von Turnvater Jahn. Er hätte ihn von Ansehen gut gekannt. Die Friseure hätten seinetwegen verhungern können. Der lange Doktor Wiebe hätte ihn jetzt in Halle besucht, aus alter Anhänglichkeit, denn er hätte einst unter Jahn in der Hasenheide geturnt. Aber der Doktor Wiebe hätte eine kleine Enttäuschung erlebt, denn der alte Jahn wäre ihm entgegengekommen mit einer Nase, rot wie eine Feuerbohne.

„Oh Jüngling," hätte er gerufen und ihm die Hand gedrückt, daß jener meinte, er würde sie nie wieder zu irgend einer menschlichen Verrichtung benutzen können — „oh Jüngling, stoße dich nicht an meiner verfluchten Nase. Sie ist das einzige Glied meines Körpers, das ich dem Dienste meines Vaterlandes entzogen habe. Diese Nase ist für die teutsche Freiheit verloren. Denn höre, du Wackrer — ich schnupfe. Sonst aber bin ich immer noch der Alte."

Jettchen lächelte und winkte Jason ganz heimlich. „Wenn es dir nur nicht wie Vater Jahn geht," sagte sie lächelnd. Und Jason verstand.

Kößling sprach von Hoffmann, der ja doch gegen Jahn als Kammergerichtsrat zu verhandeln gehabt hatte.

Digitized by Google

„Nun," sagte Jason, „das ist nicht so klar. Soweit ich es weiß, soll er es abgelehnt haben."

Und damit kam das Gespräch auf die Politik und auf das Königshaus.

Jason hatte den Kronprinzen im Theater gesehen. Er war bleich, grau und gedunsen gewesen und sehr unruhig. Mitten im Spiel wäre er aufgesprungen, hätte sich wieder gesetzt, wäre wieder aufgesprungen, und in den Pausen hätte er überlaut gelacht und überlaut gesprochen. Er wundere sich nur, daß man jetzt die „Schwärmerei aus Mode" von Blum hier aufführen dürfe, denn das müßte dem Kronprinzen mit seinen pietistischen Neigungen doch gegen den Strich gehen, da es eine Verspottung des Muckertums wäre. Ob Kößling schon davon gehört hätte. Die Hauptperson hieße Herr von Reckum. Das sollte er nur umkehren, dann wisse er genug. In ganz Berlin spreche und lache man schon darüber.

Aber trotz aller Mühe, die sich Jason Gebert gab, kam kein rechtes Gespräch zustande. Und plötzlich — die Kerzen von der Pyramide waren noch nicht alle heruntergebrannt, und ein paar besonders ausdauernde an der Spitze zuckten und knisterten noch — erhob sich Kößling, um zu gehen.

Jettchen bat ihn, er möchte doch zum Abendessen hier bei ihnen bleiben. Aber Kößling wollte die Aufforderung aus falscher und schlecht angebrachter Bescheidenheit nicht annehmen, trotzdem er ihr eigentlich gar zu gern gefolgt wäre.

Warum in aller Welt er denn jetzt gerade gehen wollte, fragte Jason Gebert erstaunt.

Man hätte ihn gebeten, sagte Kößling, heute einmal in den Tunnel an der Spree zu kommen. Es war das eine Ausrede von Kößling. Es fiel ihm das gerade so ein. Aber es war unklug, es zu sagen.

„Ach ja," meinte Jason in einem leichten Ton von Ironie, „richtig, ich weiß. Da feiern sie heute Louis Schneider. Ich glaube, es ist das Fest der hundertsten Tabatière, die er vom Kaiser Nikolaus geschenkt bekommen hat. Da würde ich an Ihrer Stelle, lieber Herr Doktor, auch nicht fehlen."

Nun war es Kößling ganz und gar unmöglich geworden, zu bleiben, wenn er sich nicht bloßstellen wollte. Und er schämte sich innerlich seiner Ungeschicklichkeit. Zugleich kam aber auch sein alter, mürrischer Trotz durch, und obgleich ihn Jettchen noch einmal bat — Kößling gab nicht nach und ging. Der Abschied in der Tür aber fiel kürzer und spärlicher aus als sonst, sodaß Jettchen sich ganz traurig zurückschlich zu Onkel Jason.

Aber seltsam, wie Jettchen wieder in das Zimmer trat, in den warmen Lichtkreis mit dem letzten Flackern der Wachskerzen, mit seinem Duft von Tee, Pfefferkuchen und Behaglichkeit, mit seinem grünen Seidenglanz ringsum und seiner blitzblanken Sauberkeit auf den Servanten, Schränken, Porzellanen und Bronzebeschlägen, mit der blauen Schneenacht vor den hohen Fenstern, die das Zimmer gleichsam doppelt heimisch machte — da fühlte sie sich auch schon wieder von ihrer ganzen Atmosphäre [von

Digitized by Google

Traulichkeit, von plaudernder Behaglichkeit umfangen. Und kaum daß sie Platz genommen, fiel alles Trübe von ihr ab, und sie war wieder sie selbst.

Onkel Jason hatte aber auch seinen guten Tag heute. Er plauderte von tausend Dingen. Von Onkel Eli und alten Verwandten, die Jettchen gar nicht mehr gekannt hatte, besonders von Vetter Nestor sprach er, der ein sehr barocker und skurriler Herr gewesen sei und die lustige Eigenheit besessen habe, im Schlafe zu pfeifen.

Er, Jason, habe mal als junger Mensch mit ihm zusammen eine Reise gemacht, und wie sie da in Prenzlau im ‚Bären' übernachteten, da habe der Vetter Nestor die ganze liebe lange Nacht aus dem Schlafe gepfiffen. Alle Opern der Reihe nach, von Jessonda und Tancred bis zur Weißen Dame. Kaum daß eine Arie fertig war, kam die andere. Gerade wie bei der Spieluhr, so daß er, Jason Gebert, sich beim Schein des Öllämpchens im Bett, das ihm ohnedies viel zu kurz war, hin- und hergewälzt habe und kein Auge habe schließen können. Plötzlich aber sei ihm ein befreiender Gedanke gekommen: „St! Vetter Nestor! St! Vetter Nestor," habe er gerufen, so laut er konnte — und der sei ganz entsetzt hochgefahren, denn er habe geglaubt, es seien Räuber und Mörder im Zimmer. „Was ist denn? Was gibt's denn?" habe er geschrieen und sich die Nachtmütze beinahe vom Kopf gerissen. „Ach, Vetter Nestor," habe er, Jason Gebert, ganz ruhig gesagt, „ich wollte Sie nur mal bitten, Sie sollen auch mal etwas aus Norma pfeifen." Aber ehe der Vetter Nestor noch seine Bitte richtig verstand, und ehe er noch die rechte Melodie fand, da habe er, Jason Gebert, auch schon auf der andern Seite gelegen und geschnarcht, daß die Dachsparren sich bogen. Am andern Morgen aber habe der Vetter Nestor ihm in der Gaststube gesagt, mit ihm reise er niemals in seinem Leben mehr zusammen. Er habe ja die ganze Nacht kein Auge zutun können.

Man aß zu Abend, und dann schloß Jason Gebert mit feierlichen Gesten und langsamer Würde seine Servanten auf, nahm Porzellane heraus, stellte Puppen, Gruppen, Geschirre hinaus in das goldene Licht auf die spiegelblanke, braune Mahagoniplatte des Tisches, die das Weiß und die Buntheit in Strahlen zurückwarf. Er ließ die Figuren bewundern, erklärte Jettchen die Art der Bemalung und die Schärfe des Brandes, die Güte und Schönheit der Masse, und er kehrte die einzelnen Stücke fürsichtig um und wies Jettchen die Porzellanmarke und ihre Bedeutung. Hier die Krone und da das Szepter. Hier die Schwerter und da das R, das N und das F und die frühen und späten Meißner Signaturen. Vor kurzem hatte Jason bei einem Trödler ein paar bayrische Jagdgruppen gekauft. Ein Eber und ein Hirsch waren es, von Hunden umstellt, kämpfend und schon halb gedeckt, verbellt und schon halb niedergerissen. Und dann, fast als Zugabe, hatte er noch einen Windhund bekommen mit Beinen so dünn und zierlich, daß sie im Licht fast durchschimmerten. In diese drei Porzellane war Jason Gebert nun ganz verliebt, und er stellte sie mit fast zärtlicher Besorgnis auf die glänzende, braune Tischplatte und lobte und pries Jettchen die Schönheiten. Kiss könnte so etwas sicher nicht. So voll Leben und Bewegung wäre das. Und eigentlich wäre es

Digitized by Google

doch nur ein schlichtes Porzellan, ein anspruchsloses, kleines Kunstwerk, das sich einmal vor sechzig Jahren fürnehme Herren auf die Tafel gestellt hätten.

Eins nach dem andern baute Jason Gebert unter der Pyramide auf. Wohl länger als eine Stunde nahm er das fort und stellte jenes hinaus — denn sein Reichtum an Porzellanen war groß. Da kamen Reifrockdamen und glotzäugige Möpse, langschnäblige Phantasievögel und flüchtende Nymphen, Amoretten mit Vogelbauern und Savoyardenknaben mit Murmeltieren und Querflöten, Büsten als Petschafte und Tischglocken kamen und kunstvolle Schachfiguren. Und dann Frauen in ländlicher Tracht, das Kind an der Brust, auf dem Rücken von großen, langhaarigen Ziegenböcken. Ein ganzer Karneval von Miniaturwesen drang hinter den blanken Glasscheiben hervor, wanderte über den braunen Tisch und nahm wieder hinter den blanken Glasscheiben Aufstellung. Und Jettchen schaute, die bloßen Arme aufgestützt, von drüben anteilvoll und erfreut zu. Denn das sah sie jetzt: wenn man eben solch Stück in der Hand halten und es hin und her drehen konnte, daß die Lichter und Falten blitzten, wenn man es von vorn und von rechts, von links und von der Seite betrachten konnte, wenn man ihm ganz nahe war und die Bewegung der Formen und die kühle, edle Masse gleichsam in den Fingern spürte — dann, erst dann gab es eben all seine geheimen Schönheiten her, die es sonst fast sorglich und ängstlich in sich selbst verschlossen hielt, solange es noch neben und zwischen den andern im Glasschrank stand.

„Sieht sich Doktor Kößling," fragte Jason endlich ganz wie zufällig, „manchmal die Porzellane an?"

Jettchen sagte, daß es vielleicht möglich sei, daß sie es aber noch nicht bemerkt habe.

„So," sagte Onkel Jason, „ich meinte, er interessierte sich hier einmal für ein Figürchen." Und damit stellte er mit spitzen Fingern die letzten Stücke in den Schrank zurück und schloß bedächtig wieder ab. „Gute Nacht, Jettchen," sagte er und wandte sich zum Gehen.

„Bleibst du nicht noch, Onkel?" fragte Jettchen, denn sie fühlte, daß ihre Gedanken an den zerrissenen Abend wieder über sie Macht gewinnen würden, sowie sie allein sich selbst überlassen blieb — und das wollte sie hinausschieben.

„Ach nein," sagte Jason, „es ist spät und ich möchte noch etwas lesen."

„Es ist doch erst halb zehn," meinte Jettchen und blickte nach der Uhr, die zwischen den weißen Alabastersäulen geschäftig tickerte.

„Nein," sagte Jason, „es ist später. Deine Uhr hier geht nach. Aber das schadet nichts; eine Uhr, die nachgeht, macht immer einen soliden und gutbürgerlichen Eindruck."

Und damit schritt Jason Gebert grüßend aus dem Zimmer. Er wußte schon, weshalb er ging. Er wäre vielleicht ganz gern noch ein wenig geblieben, aber er fürchtete seinen plötzlichen Unmut zu zeigen, denn die Gedanken, die in ihm aufgeschossen waren, hatten ihm mit einem Schlage die Ruhe und die Freudigkeit genommen. Wenn er sich auch hundertmal gesagt hatte, daß eben nur vorübergehende Trübungen zwischen

Digitized by Google

Jettchen und Kößling seien — endlich kam er doch nicht darüber hinweg, ob nicht etwa zwischen ihnen unüberbrückbare Verschiedenheiten beständen. Und so ging er eben, nachdem er die Lampe entzündet hatte, eine ganze lange Weile noch hinten in seiner Bibliothek vor den braunen Bücherreihen auf und ab, bis es an der Tür klopfte, und er stehen blieb.

Ach, das war gewiß Fräulein Hörtel, die kam, mit ihm abzurechnen oder sich für das Weihnachtsgeschenk zu bedanken.

Aber da öffnete sich ganz langsam, geisterhaft langsam der Türflügel, und in der Türfüllung erschien Jettchen. Groß und aufrecht, den Kopf im Nacken, in lächelnder Feierlichkeit. Sie hatte das schwere Haar anders frisiert, denn vordem, glatt in der Mitte gescheitelt und die Zöpfe rechts und links zu großen Rosetten zusammengelegt. An dem schwarzen Sammetband, mitten auf der Stirn, lag ihr wie eine silberne Träne die Perle, und zu dieser Perle hatte Jettchen das weiße Seidenkleid angelegt, dessen Taille kreuz und quer mit Silberbändern gebunden war, und um dessen weiten Glockenrock sich ein handbreiter silberner Mäander zog. Und silberne Armspangen trug sie um die Handgelenke.

So stand Jettchen eine ganze Weile, regungslos, lächelnd und erfreut. Und Jason neigte sich vor ihr, huldigend und förmlich.

„Ich komme nur noch einmal, um mich bei dir zu bedanken, Onkel Jason," sagte sie endlich. „Und damit du auch deiner Glocke Klang hörst, habe ich dazu nach deinen Angaben die Toilette gewählt."

Und Jason schritt auf Jettchen zu, um ihr devot die Hand zu küssen. Aber sie beugte — immer noch lächelnd — und immer noch ganz in dem hoheitsvollen Stil ihrer Maskerade — den Kopf vor und reichte ihm die Lippen, die Jason zaghaft berührte. Und dann wandte Jettchen sich so stolz und so unnahbar, wie sie gekommen, und schritt auf ihren kleinen, hohen Stiefeletten so steif und ehrfurchtgebietend, wie sie gekommen, wieder den Flur hinab, den Kopf hoch und die schwarzen Rosetten der Flechten tief im Genick.

* * *

Und die Zeiger rückten weiter.

Am nächsten Tage klangen die weißen Straßen wider vom Lärm der Kindertrompeten, und kleine Mädchen in neuen, braunen Wintermänteln und blauen Käppchen trippelten stolz durch den Schnee, ohne sich nach irgend jemand umzusehen, ganz verliebt in ihre Puppen, die sie vorsichtig auf dem Arm hielten und zärtlicher anblickten, als eine Mutter auf ihr Kind schaut. Und in der Mitte auf dem Damm katzbalgten sich die Jungen um die Schlitten, und der Sohn vom Holzhacker, dem der Vater seinen Gleitschlitten aus den verschiedenartigsten Brettern zusammengeschlagen hatte, die er bei seiner letzten Tätigkeit fürsorglich hatte mitgehen heißen, hielt sein Vehikel, das

Digitized by Google

er am groben Strick nachschleifen ließ, für ebenso schön wie den Stuhlschlitten von Söhlke, der 5 Taler gekostet hatte, und den die Kinder des Hofrats langsam vor sich herschoben, eingepackt und eingehüllt wie die Waschbären. Und etwelche Herren sah man sogar die Königstraße hinabeilen, die breiten Holländer-Schlittschuhe am Riemen schlenkernd, die flatternden Spenzer offen, als ob sie der Winterkälte ihre Verachtung damit kundtun wollten. Man sah sie den Zelten zueilen, allwo sie beabsichtigten, auf dem Eis der Spree ihre Künste spielen zu lassen vor den bewundernden Blicken der Damen, die oben auf der Veranda stehen und sich an dem Anblick erlaben durften.

Und auf die frischen und lärmvollen Weihnachtstage folgten, immer noch im Frost, so ein paar unbestimmte und seltsame Tage, nicht Wochentag, nicht Sonntag, nicht Arbeitstag, nicht Feiertag — die paar Tage, die da so eingeklemmt liegen zwischen Weihnachten und Neujahr, und von denen keiner recht weiß, was er mit ihnen anfangen soll. Die Budenreihen am Schloßplatz sanken zusammen, und die Händler, die von außerhalb gekommen waren, zogen fort mit müden Gäulen in ihren Planwagen, aus denen die langen Stangen hervorsahen, hin auf andere Märkte, und es ging ihnen wie allem Schönen, das dahinschwindet, im Augenblick waren sie schon vergessen, und der Platz lag wieder ganz weit und leer, behütet von dem schwarzen, bebänderten und verschneiten Schloßbau. Die paar Buden mit Neujahrswünschen in der Breiten Straße — das waren nur so die letzten Trabanten. Die zählten ja kaum.

In diesen Tagen kam in den Nachmittagsstunden Doktor Kößling und brachte Jettchen ein Taschenbüchlein, einen Cyanenalmanach auf das Jahr 1840, der Liebe und Freundschaft gewidmet von Samuel Schlesinger. Ein sehr zierliches Bändchen war es mit gepreßtem Deckel, in rosa zartem Glanzpapier. Und innen war es mit gar sauberen Stahlstichen geschmückt und verschönt. Dort weinte die trostlose Kennedy, während Maria Stuart, stolz wie eine Königin — und das war ja auch ihr ureigentliches Metier — zum Block ging, und an andrer Stelle Kosinsky sagte, wie sein Name ist. Likate aber, die anmutige Herrscherin der Madagassen, bekrönte ihre schwarze Nacktheit mit einem Federbusch.

Jettchen freute sich sehr damit. Aber diese Freude verwischte doch nicht ganz ihre Verstimmung vom Weihnachtsabend. Auch Jason, der hinzukam — denn es war seine Dämmerstunde — fand das Büchlein hübsch und blätterte gar lange darin. „Ja," sagte er, „ich nenne so etwas wirklich anmutig und liebenswürdig. Dem Vetter Julius, liebes Jettchen, sollen, wie mir Ferdinand erzählte, ja auch die Vergißmeinnicht-Almanache so gut gefallen haben, daß er sich jetzt noch die ‚Kartoffeln in der Schale' gekauft hat."

„Wann hast du denn Onkel Ferdinand gesprochen?" fragte Jettchen erstaunt.

„Heute vormittag bei Salomon im Kontor," sagte Jason zögernd. „Es war nicht gerade erfreulich, unser Gespräch."

Digitized by Google

Jettchen erschrak. Was es denn um Himmels willen schon wieder gäbe.

„Ach Gott, Wolfgang ist doch so leidend. Salomon hat gestern mit Stosch darüber gesprochen."

„Der arme Junge!" rief Jettchen und hatte die Tränen in den Augen. „Ist es denn ernst mit ihm?"

„Wie man es nehmen will," versetzte Jason. Und auch bei diesen Worten verließ ihn sein Lächeln nicht, das immer etwas Geistiges, aber auch immer etwas Müdes und Schmerzvolles hatte. „Stosch hält es sogar für ganz aussichtslos. Er gibt ja dem kleinen Kerl leider überhaupt nur noch Tage und Wochen. Nach seiner Meinung ist es die Auszehrung. Ferdinand — er hat es ihm ja nicht so offen wie Salomon gesagt — doktert jetzt auf eigene Faust an dem Jungen herum. Er hat ihm einen Lieberschen Tee gegeben, er verspricht sich etwas davon, aber ich fürchte, der wird ihm auch nichts mehr nützen."

Jettchen hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schluchzte still in sich hinein. Sie hatte den kleinen Wolfgang, den scheuen und verprügelten Jungen, der vor andern so gar nicht aus sich herausging, draußen in Charlottenburg im letzten Sommer lieb gewonnen und hatte gesehen, welch eine feine und verträumte Innigkeit in ihm ruhte, eine Klugheit, die nicht auf Bücher gerichtet war, und eine Reife, die sich nicht im Wissen, sondern im Verstehen kundgab. Und an diese kleine, arme und verflogene Seele würde nun der Tod seine Hand legen, und ob s i e die Hände ringe und jammere — das Leben werde alsbald ohne den kleinen Wolfgang Gebert weiterrollen, als ob seine schmalen Kinderfüße nie auf seinen Wegen ihre Spuren eingedrückt hätten.

Jason schien Jettchens Tränen zu verstehen.

„Ach Gott, der kleine Kerl, wer weiß, was in ihm war! Die Schule ist ja gar kein Maßstab. Max war immer Erster, und ich glaube, Wolfgang, der stets auf den letzten Plätzen sich herumdrückt, ist der Begabtere von beiden. Schade — er kann eben nicht mehr die Probe aufs Exempel machen."

Kößling war an das Fenster getreten und blickte stumm über die beschneiten Dächer in die graublaue Abendluft. Gewiß tat ihm der kleine Junge leid, eben wie uns jedes junge Leben, das zerbrochen wird, weh tut; aber endlich — er hatte den Jungen einmal gesehen in seinem Leben und kaum auf ihn geachtet, und seine Fremdheit zu diesen beiden hier trat ihm nur wieder doppelt schwer vor die Augen.

„Ja," meinte Jettchen, „glaubst du, daß ich einmal zu ihm kann, Onkel?"

„O gewiß, ich habe ihm schon gesagt, daß du nach ihm sehen wirst. Aber weißt du, ich denke, Wolfgang hat doch bald mal seinen Geburtstag; geh dann hin, denn Hannchen hat natürlich keine Ahnung, wie es mit ihrem Sohn steht. Und selbst wenn sie es weiß, sie macht sich eben nichts wissen. Sie treibt es wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt und meint, nun wird's vorübergehen. Aber der da oben versteht nun einmal keinen Spaß."

Digitized by Google

Kößling kam wieder vom hellen Fenster in das Halbdunkel der Stube hinein und nahm zögernd auf einem Stuhl Platz. Er hatte Sehnsucht nach Musik und wagte doch nicht, sich an das Instrument zu setzen.

„Ja," sagte Jason, „und auch in anderer Beziehung war unser Zusammensein heute nicht gerade erfreulich. Salomon war gar nicht er selbst mehr, so hat er sich in diesen Tagen aufgeregt. Es ist ja auch keine Kleinigkeit für ihn. Du weißt ja auch, wie er ist, Jettchen, und wie er auf sich hält in geschäftlichen Dingen. Und da muß ihm sowas passieren! Ich bin eigentlich der einzige, der die Sache nicht so schlimm ansieht. Dieser Posener Fuchs, sage ich mir, wird schon wieder den Kopf aus der Schlinge kriegen."

Jettchen war noch ganz mit dem traurigen Schicksal des kleinen Wolfgang beschäftigt, und erst bei den letzten Worten horchte sie erschrocken auf.

„Ja," sagte Jason auf Jettchens stumme Frage, „unser braver und verehrter Vetter Julius Jacoby hat sich da nämlich durch d i e Benjamins hier, weißt du, d i e" — Jason machte die Bewegung des Erdrosselns — „also durch d i e Benjamins in ganz umfängliche Börsengeschäfte hineinhetzen lassen, zu denen man doch mehr Kapital braucht, als er zur Verfügung hat, und wohl die Dinge auch etwas besser kennen muß, als er sie kennt. Und nun ist mit einemmal Polen offen. Mit seinem Leder bleibt er diese Saison auch halb und halb sitzen; also, wenn man ihm nicht zu Hilfe kommt, so ist im Handumdrehen auch dein ganzes schönes Geld zum Teufel. Und das darf eben Salomon nicht zulassen, denn auf wen fällt es zurück? Nicht wahr, auf ihn. Er hat Julius Jacoby das Geschäft hier eingerichtet, und er ist doch sogar in seinem Vertrauen so weit gegangen, ihm seine Nichte zur Frau zu geben, und deshalb wird auch nicht ein gewisser Herr Julius Jacoby aus Benschen in Berlin Bankrott machen, sondern nur der Neffe des reichen Salomon Gebert. Das weiß Salomon ganz genau, und deshalb muß eben Salomon dran glauben, ob er will oder nicht, Salomon muß. Weißt du, Mitleid braucht man deswegen immer noch nicht mit ihm und Riekchen zu haben. Das Schlimmste kann sein, daß Salomon bei Mendelssohn fünfzigtausend Taler weniger liegen hat, und deswegen wird Riekchen auch nicht eine einzige Apfeltorte weniger backen. Salomon ist natürlich furchtbar aufgebracht und schreit Riekchen an, wenn sie nur den Namen Julius ausspricht. Ich habe ja deine liebe Tante heute auch im Kontor gesprochen, sie war ganz klein und wie um den Finger zu wickeln, so weich. Aber endlich, was wird all das Salomon nützen? Er muß in den sauern Apfel beißen. Jetzt hat er natürlich ganz den Kopf verloren und meint, daß alles zum Teufel sei. Aber ich bin der festen Überzeugung, sie kommen endlich doch mit heiler Haut aus der Sache wieder heraus; — und wie ich Salomon kenne, findet er auch schon morgen seinen Kopf wieder."

So sprach Jason Gebert, trotzdem Jettchen, immer noch im Innersten erregt durch die Krankheit des kleinen Wolfgang, kaum auf seine Worte zu achten vermochte. Jason fühlte das.

Digitized by Google

„Du scheinst die Sache nicht ganz zu begreifen, liebes Jettchen," fuhr er schärfer fort. „Es ist nämlich d e i n Vermögen, das da auf dem Spiel steht. Wovon willst du denn später leben, wenn das Geld nicht gerettet wird? Oder wenigstens so lange leben, bis dein Onkel Salomon und deine Tante Riekchen die Augen geschlossen haben. Hast du dich das mal gefragt?"

Jettchen schüttelte nur mit dem Kopf. Sie hatte ja bisher nie Vermögen besessen und nie darüber nachgedacht, wo es herkam.

„Aber endlich," begann Jason wieder nach einer nachdenklichen Pause: „Jedes Böse hat auch sein Gutes. Salomon sieht jetzt doch ein, was er getan hat. Er verhandelt überhaupt nicht mehr mit Julius Jacoby, das tut Ferdinand für ihn. Und er ist der Rechte, weißt du, der sich kein X für ein U machen läßt. Aber das muß sich Salomon jetzt doch sagen: was Sie auch sonst für Fehler haben mögen, lieber Doktor Kößling, — an die Börse wären Sie nicht gegangen, und mit gepaschtem Leder wären Sie auch nicht sitzen geblieben. Und endlich bin ich sicher, daß Ihnen Jettchen nicht schon gleich am Hochzeitstage auf und davon gegangen wäre. Sie können das gar nicht so begreifen. Aber, Kößling, je mehr die Köln-Aachener fallen, desto mehr steigen Ihre Aktien."

Kößling, der so fremd dabeigesessen hatte, war es gar nicht lieb, daß er plötzlich in die Debatte gezogen wurde. Aber was blieb ihm übrig, als zu lachen und zu versichern, daß er nicht einmal gepaschtes russisches Rindleder von ehrlich gekauftem deutschen Schafleder unterscheiden könnte, und daß er nicht einmal wisse, wo die Börse sich befinde, also hierin ganz und gar rein und kinderunschuldig sei. Und durch das Halbdunkel des Zimmers leuchteten Kößling, als er so sprach, Jettchens Augen zu.

Aber da erhob sich Jason. Ob Doktor Kößling jetzt mit ihm käme? Er werde noch einmal in der gleichen Angelegenheit zu seinem Bruder ins Geschäft gehen, und es würde ihm freuen, wenn Kößling ihn ein Stück begleiten wollte.

Und Kößling verstand die Mahnung und sagte, daß er es gern täte, trotzdem es ihn doch mit allen Nerven und Sinnen zu Jettchen zog, und trotzdem er fühlte, wie ungern ihn Jettchen fortließ.

Aber auch Jettchen wagte nicht dagegen zu sprechen. Jason empfand wohl, daß es hart von ihm war, aber er fürchtete, es anders nicht verantworten zu können. Und damit die Wunde weniger schmerze, sagte er zu Kößling im Hinausgehen, daß er ihnen übermorgen zu Sylvester nicht wieder so entwischen dürfe wie am Weihnachtsabend. Und er solle ja nicht verabsäumen, sich auf ein Glas Punsch einzufinden, das sie alle zusammen auf eine bessere Zukunft dem neuen Jahre, dem Jahre des Heils 1840 entgegentrinken wollten. Den ganzen Weihnachtsabend hätten sie beide hier allein verplaudern müssen, — und das sei nur seine Schuld gewesen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rundschau.

Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Die Wechselkurse stehen nicht zu unseren Ungunsten, erste Hypotheken sind im Handumdrehen billiger geworden, Unsummen, die zu 4³/₀ und 4¹/₂ % angelegt werden sollen, liegen einfach brach, trotzdem die Berliner Hypothekenbank 4¹/₂ %ige Pfandbriefe ausgibt, und endlich sind fast alle neuen deutschen Anleihen sehr gut gegangen. Sodann ist der englische Bankdiskonto ungewöhnlich rasch auf 4 % herabgesetzt worden, was für die Reichsbank jedenfalls vorbildlicher wird, als die gleichzeitige Reduktion in Paris sogar auf 3 %. Mehr kann unmöglich die Börse verlangen, die doch so gerne Geldmangel vorschiebt, da wo einfach Unlust drückt. In Wirklichkeit ist aber immer Geld dagewesen, nur teuer war es. Jetzt wird es die Seehandlung bald merken, daß sie den Erlös der neuen Konsols, die absichtlich nur den ganz gediegenen Kapitalisten auf den Leib geschrieben wurden, gar nicht der Börse so leicht, d. h. gut verzinslich, zur Verfügung stellen kann. Wozu auch? Man bedenke nur, wieviele Hypothekenzinsen am 1. Januar eingegangen sind, wieviele zu diesem Termin gekündigte Hypotheken bezahlt wurden, und es werden auch höchst umfangreiche Summen dabei unterlaufen, die in den Effektenverkehr münden. Allerdings läßt sich die Frage, ob knapp oder flüssig? nur von Berlin aus beurteilen. Die anderen Plätze werden von den ersten Banken nur benutzt, um Geld herauszuziehen. Die umgekehrte Nutzanwendung, da man doch Filialen eigentlich gründet, um den betreffenden Großstädten mit Kredit und Bar zur Seite zu stehen. In London natürlich, wo ungleich reichere Leute sind, hatten es unsere Niederlassungen von vornherein auf den großen Beutel abgesehen, aber tatsächlich ist es soweit gekommen, daß Frankfurt, auch wohl Hamburg wie die City behandelt wird. Denn man mag die Dinge drehen, wie man will, so weiß doch unsere Hochfinanz am ziffernmäßigsten, wie große Engagements noch auf ihr lasten. Ganz abgesehen von den Verpflichtungen der Fabrikation, die einzige Enthüllung bei der Berliner Hotelgesellschaft mit ihrem Eberbach als papierene Seele deutet auf zahlreiche ähnliche Verwickelungen hin. Nicht daß dieselben etwa gleich schwindelhaft wären, allein fast alle diese großen Geschäfte waren nicht nötig, sie wurden zumeist von irgend einem Aufsichtsratsmitglied, oder dessen Freund, oder dessen Verwandten diktiert, der daran ein eigenes Interesse hatte. Wiederum in anderen Fällen dachte die Bank gar nicht erst über den Nutzen einer neuen Gründung nach, da diese ja ihr selbst Nutzen bringen werde. Dieser bloße Agiostandpunkt hat eine wahre Legion von Umwandlungen hervorgerufen, bei denen die überflüssigsten Geldsummen aus dem Publikum herausgezogen wurden, deren Kontrolle aber, und sei es auch nur im Kurszettel, den betreffenden Banken noch immer Kosten und Sorgen bereitet. Und es kommen aus anderen Gebieten neue Forderungen hinzu, die schier ohne Ende zu sein scheinen. Die Staatsanleihen sind nun so ziemlich gut untergebracht, obgleich die Badenser und Hamburger eine verhältnismäßig stärkere Beteiligung aufweisen, als die bei den neuen Preußen. Im Grunde sind doch die erreichten 181 Millionen nicht allzuviel, aber immerhin bedeutet bei den bekannten drakonischen Vorschriften diese Emission keine Niederlage, wie sie mancherseits dargestellt wird. Indessen folgen nun noch Stadt auf Stadt mit ihren Anleihen (Kassel allein mit 20 Millionen), und bei allem Respekt vor den damit beabsichtigten Erweiterungen und Neueinrichtungen, muß doch die Frage erlaubt sein: Woher nehmen? Die Banken selbst arbeiten wieder mit Kapitalsvermehrungen so mancher Aktiengesellschaften, mit Bezugsrechten usw. ganz so,

Digitized by Google

als ob es keine Wunden mehr gäbe, sondern nur noch Narben. Und wer hätte z. B. jetzt an den plötzlich bekannt gegebenen Geldbedarf der Hamburg-Amerika-Linie gedacht? Generaldirektor Ballin, der unter den Industriellen als einer der maßvollsten gilt, trotzdem auch er von seinen Bankiers oft gezügelt werden muß, hatte über die Größe seines Bedarfs gewiß schon lange volle Sicherheit gewonnen; und lieber wären ihm gewiß junge Aktien, als Obligationen gewesen, welche letztere doch immer eine Art Verlegenheit ausdrücken. Gerade diese Art der Deckung zeugt von der Erkenntnis der Hochfinanz, daß wir wieder glücklich in der Ära der Obligationen angelangt sind, was gewöhnlich alle drei oder vier Jahre der Fall ist, aber von den Industriellen selbst nur unter großem Widerstande in die Praxis übersetzt wird. Also von irgend einer Belebung der Börse ist bei uns nur wenig zu erblicken und bei Andauer der heutigen Verhältnisse dürfte wohl auch eine glücklich vollzogene Revision des Differenzeinwandes — das Depotgesetz hält sich dann wärmstens empfohlen — vorerst noch keinen größeren Aufschwung bringen. — Einen Augenblick freilich schien es, als ob die Börse sehr bewegt werden könnte, das war bei der plötzlichen Ausrufung Mulai Hafids an Stelle von Abdul Assis. Indem aber selbst die vornehmsten französischen Preßorgane zu dieser Erweiterung der marokkanischen Frage keine einheitliche Kriegsstellung nahmen, brauchte sich auch Berlin nicht sonderlich zu echauffieren. Inzwischen blickt die auswärtige Hochfinanz auf die Chancen eines deutschen Spiritusmonopols, da sie in diesem Falle gern bereit ist, der Reichsregierung 500 Millionen anzubieten. Die deutschen Geschäftsfreunde sind deswegen schon seit Längerem mit der eventuellen Führung der Präliminarien betraut, aber Gebrauch von dieser Vollmacht scheint noch nicht im allergeringsten gemacht zu sein.

* * *

Fallimente sind noch immer sehr zahlreich, und da angesichts der amerikanischen Krise unsere Exporte dorthin als Vorwand genommen werden können, so erklären sich bei uns Geschäftsleute der verschiedensten Branchen unversehens bankerott. Trotzdem nun der Welthandel vor fünfzig Jahren ungleich geringer war als heute, so läßt sich doch die berühmte Katastrophe von 1857, trotz aller Mühe einiger schreibseliger Federn, mit der gegenwärtigen gar nicht zusammenbringen. Damals hatte man es mit einer ungeheuren Überspekulation am Warenmarkt zu tun, der infolgedessen mit Wechseln angefüllt war, deren Akzeptanten, Indossanten und Trassanten dann nacheinander notleidend wurden. Diesmal ging der Anstoß ebenfalls von Amerika aus, aber keineswegs infolge einer unmittelbaren Warenkrisis, vielmehr als unerbittliche Konsequenz der endlosen Geldaufsaugungen durch die Trustgewaltigen, drüben der größten Aktiengesellschaften. Diejenigen Firmen, welche jetzt bei uns zusammenbrechen, einerlei ob in Leder, Konfektion, Holz, Wachsbleiche oder Dampfmühlen, sind natürlich zum Teil den allgemeinen Kreditversagungen erlegen. Andererseits haben aber auch viele die schickliche Gelegenheit benutzt, um inmitten der allgemeinen Depression ihre weit älteren Sünden in der üblichen Form abzubüßen. Dererlei Harikiri, sobald nicht sehr angesehene Familien in Betracht kommen, werden weit öfters vollzogen, als der Fernstehende zu erkennen vermag. Wirft man doch auch den Inhabern von Haller-Söhle vor, sie hätten nach dem Tode des Vorbesitzers das Erbe nicht anders als unter Vorbehalt antreten sollen, was natürlich ihren Wechselkredit gekostet haben würde. Wieder in anderen Fällen wird mancher Kaufmann, der fremdes Geld im Geschäft stecken hat und dennoch schlechte Erfolge erzielte, den Tod seines Kreditgebers zu einer Liquidierung benutzen. Denn jetzt, wo er das Geld zurückgeben muß, hat er der Öffentlichkeit gegenüber, die ihm doch wieder Vertrauen schenken soll, eine bessere Ausrede, als wenn er seine wirklich mißlungenen Geschäfte enthüllen müßte. Aus Eigenem erfolgen solche Entscheidungen nur selten, auch der Gläubiger spielt dabei keineswegs immer eine grausame Rolle, sondern zumeist drängen die nächsten Verwandten dazu, tabula rasa zu machen. In der gegenwärtigen

Digitized by Google

Krisenperiode regnet es auch von auswärts zu uns herein. Wir erleben Zusammenbrüche in Chile, die bezeichnenderweise damit motiviert werden, daß die deutschen Banken jetzt ihr Geld selbst gebrauchen und es infolgedessen vom Übersee zurückziehen mußten. Man liest von Stockungen in China, wo die amerikanischen Warenherabsetzungen nachwirken, von solchen in Schweden, wo die Hamburger augenblicklich ihre Kredite einzuschränken haben und infolgedessen dann den kleineren deutschen Firmen von ihren nordischen Verbindungen nicht gezahlt werden kann. Beachtung verdient auch die Schließung einiger Dampfmühlen bei uns! So eine moderne Dampfmühle vermahlt, wenn es hoch kommt, täglich sogar bis zu 4000 Sack, ist also häufig in weiten Spekulationen begriffen. Gegenwärtig gelten die Getreidepreise als gesund, insofern ihre enorme Höhe dem Verhältnis von Vorrat und Nachfrage entspricht. Der Markt jedoch gilt als faul, weil fast alles Getreide sich in zweiter Hand befindet, es also nicht die Konsumenten sind, die den Markt tragen. Die Konsumenten halten eben zurück.

* * *

Mirabeau wollte den König mit einer Kette am Fuß und einem schweren Gewicht daran. Die Badenser ließen im Jahre des Heils 1848 die Republik und den Großherzog leben, und Graf Kanitz wünscht unsere Goldwährung mit einer silbernen Mauer umringt. Die ganze Debatte über unseren hohen Diskonto muß jenem Bürgertum, das den Konservativen und Agrariern vertraut, das höchste Unverständnis eingeflößt haben. Denn alle die Mittelchen, welche aus solchen parlamentarischen Kreisen dem neuen Reichsbankpräsidenten angeraten wurden, vermögen uns doch offenbar kein billiges Geld zu verschaffen. Warum in aller Welt können diese Herren nicht den geraden Weg gehen, indem sie unsere Knappheit aus den steigenden Ansprüchen der Industrie erklären? Sie kennen diesen Aufschwung nur zu gut, schon aus ihrem eignen Mangel an Feldarbeitern, die von unseren Fabriken immer mehr aufgesaugt werden. Und auch über die Höhe der deutschen Technik müßten sie einiges wissen, die unser Land fortgesetzt zu neuen gewerblichen Tätigkeiten anspornt. Es gibt übrigens in der Goldwährungsfrage noch einen anderen Standpunkt, als den rein wirtschaftlichen, das ist der der Noblesse. Als im Jahre 1896 die Präsidentenwahl in der Union den heftigsten Kampf der Silbermänner unter dem noch heute lebenden Bryan entfachte, erklärte Mc Kinley: Unser Volk muß den Stolz besitzen, in dem besten Gelde zu bezahlen! — Ebenso ist Deutschland heute zu angesehen, um nach fragwürdigen Mitteln zu greifen, sobald es die ihm so notwendigen Rohstoffe zu decken hat. Das Schlimmste dabei ist der Zweifel, und somit wird das Ausland aus diesen Reden, die weder gut noch klug waren, gerade kein besonderes Vertrauen geschöpft haben. Im übrigen geht Herr Havenstein, ebenso wie Herr v. Rheinbaben, wahrscheinlich fehl, wenn er aus einer Verallgemeinerung des Checkverkehrs eine große Erleichterung für den deutschen Geldmarkt erhofft. Eine jede derartige Erleichterung fällt schließlich zu unseren Ungunsten aus. Bei der Zentralisierung unserer großen Aktienkassen genannt: Banken, fließen nämlich alle Barmittel doch schließlich unseren Großinstituten zu, und diese werden, wie einmal die Geschäftsströmung ist, der sie vorerst noch nicht entrinnen können, mindestens das Doppelte ihrer neuen Zuflüsse wieder verborgen.

* * *

Der greise Chef der größten Minenfirma der Welt ist von einem angeblichen Erfinder künstlicher Diamanten in Paris, der noch nicht einmal ein Chemiker, sondern nur ein Ingenieur ist, um 1 600 000 Francs geprellt worden. Töricht sind nur die Vorwürfe dabei gegen Sir Wernher, er habe mit jener Erfindung den Kurs seiner Debeersaktien nach ungeheuren Blankoverkäufen ins Nichts herabschleudern wollen. So ein Herostratus wird man bei gesunden Sinnen niemals! In Wahrheit hatte ja vor vielen Jahre der berühmte Franzose Moisson unter 3600 Grad Hitze wirklich künstliche Diamanten erzeugt; so winzige Stäbchen allerdings, daß sie nur mikroskopisch wahrnehmbar waren. Eine Weiterentwickelung dieser Erfindung erschien wissenschaftlich als

Digitized by Google

ausgeschlossen, und selbst wenn die Praxis die Theorie Lügen gestraft hätte, so würde damit doch gewiß kein materieller Gewinn eingetreten sein. Denn indem ein Edelstein kein Bedarfsartikel wie etwa Indigo ist, so würde mit dem Aufhören der Seltenheit auch die Wertlosigkeit eintreten. Der Leiter der englischen Firma Wernher, Beit & Co., die als Hauptproduzent eine geradezu despotische Gewalt über den Diamantenmarkt ausübt, muß also jenen Betrüger keineswegs finanziert haben, um dessen Erfindung auszubeuten, sondern um sie gegebenen Falles in der Hand zu haben und zu unterdrücken. Wie nun ein so gewiegter Mann dazu kam, sich irre führen zu lassen, ist leichter verspottet, als erklärt. Jedenfalls hatte er dieserhalb noch Autoritäten befragt, ebenso wie das Gerücht falsch sein wird, daß die Speyers nur auf das Gutachten eines einzigen Ingenieurs hin die Undergroundbahn unternommen hätten. Vor allem hat aber Sir Wernher mit Einem nicht gerechnet, mit der — Pariser Luft! Trägt doch dieser Ingenieur Lemoine Züge in seiner Geschichte, ähnlich sehr bekannten dortigen Industrierittern, die einst sogar die ersten deutschen Banken um viele, viele Millionen geprellt hatten. Auch diese wiesen wegen ähnlicher schwindelhafter Projekte schon schwere Vorstrafen auf, allein wer weiß in dem einen eleganten Viertel von Paris, was sich in dem andern schon ereignet? Sodann begnügte sich auch hier der Pseudoerfinder keineswegs mit dem Gelde seines Finanzmannes, er will diesen noch weit übertrumpfen. Er versucht 10 000 De Beers zu fixen, wofür sich ja in Paris schon binnen einer Woche Käufer gefunden hätten, um sodann sein Geheimnis preiszugeben und zu den niedrigsten Kursen zurückzukaufen. Natürlich weiß man an der Seine nie, ob solche wirbelige Pläne in dem Kopfe eines Einzigen entsprungen sind, oder mit Hilfe von mehreren Freunden, die dann Spekulanten hinzuzogen, ausgearbeitet wurden. Unter allen Umständen bleiben aber jene verschleuderten 1 600 000 Frcs. in Wirklichkeit ein Gewinn für jenes Minenhaus, denn die sonst zur Tat gewordene Möglichkeit, daß künstliche Diamanten hergestellt würden, und natürlich so billig wie böhmisches Glas an den Markt kämen, würde Wernher, Beit & Co. über Nacht von ihrer bisherigen Höhe gestürzt haben. Der jetzige Zustand inklusive eines großen Verlustes ist den Herren angenehmer.

* * *

Solange unsere Industrie zu tun hat, schafft sie auch zu ganz lohnenden Preisen. Von einer Überproduktion bezw. Überfabrikation ist trotz aller Abschwächung noch keine Rede. Nur darf man nicht vergessen, daß die Mehrzahl unserer Werke seit langem bedeutend erweitert worden ist, also überwiegend sich auf große Beschäftigung eingerichtet halte. Aus dem Nachlassen derselben würde also diesmal eine weit ernstere Schädigung entstehen, als früher, wo auf solche Betriebsvergrößerungen hin noch keine neuen Aktien aufgenommen waren. Es ist aber durchaus nicht immer die Konjunktur, die zur Einschränkung jetzt drängt, sondern vielfach suchen die Banken nach dieser Richtung hin einzuwirken, damit sie etwas von ihrem Gelde zurückerhalten. Natürlich hängt der Erfolg solcher Beeinflussungen auch mit den Personen zusammen. Ist so ein Montandirektor energisch, so weiß er zu widerstehen, während wiederum der Leiter selbst eines bessersituierten Werkes oft schwach genug ist, nichts ohne sein Kreditinstitut zu tun, das freilich dann auch eine starke Individualität an seiner Spitze sehen muß. — Das Menschliche dringt eben immer wieder durch, ungeachtet der glänzendsten Versuche, alles mit Organisation und Statistik durchführen zu wollen. Höchlich gelobt wird nunmehr der Stahlverband, man tut immer gut hinzuzusetzen: des Herrn Thyssen. Ohne diesen Verband, der angeblich die Preise vorher nie zu hoch geschraubt hat, würde jetzt ein großes Schleudern eintreten und zwar durch starkes Unterbieten der einzelnen Werke. Die Betrachtung ist aber insofern nicht völlig zutreffend, als jener Verband erst zusammengeschweißt worden ist, — nachdem fast alle jene vorhin erwähnten Vergrößerungen nebst dividendenberechtigten Mehrkapitalien bereits fait accompli waren. Über diesen Gegenstand dürfte sich in schwierigen Zeiten nicht so leicht hin-

Digitized by Google

wegkommen lassen. Immerhin sind Arbeiterentlassungen in stärkerem Umfange bisher nicht bekannt geworden, was ja in der kalten Jahreszeit doppelt bedrücken müßte. Eigentümlich hatte es berührt, daß die Auftragsbestände beim Roheisensyndikat am 31. Dezember von 953000 Tons auf nur 173000 Tons zurückgegangen waren. Außenstehende wollten diesen abnormen Rückgang zwar damit begründen, daß die Verbraucher triftige Ursache hatten, Preisreduktionen zu erwarten und nun mit ihren Bestellungen zurückhielten. Es darf jedoch bezweifelt werden, daß dieser Umstand 780000 Tons ausmachen konnte. Vielleicht kommen noch Buchungen in betracht, die zu Ende des Jahres eine andere Form tragen, als zum Jahresbeginn. Jedenfalls ist daraus zu ersehen, wie schwer es bleibt sich für ein Herabsetzen der Bedingungen zu entscheiden; denn man muß immer mit der Phantasie der Käufer nach oben und nach unten zu rechnen. In diesem Sinne kann auch die erste Preisherabsetzung die Hoffnung auf eine zweite und dritte hervorrufen, und damit ein Abwarten, das die Werke kaum lange aushalten könnten.

* * *

In der Union sind im verflossenen Jahre auffallend viele Leute an Herzkrankheit gestorben! Wer die jähen Überraschungen des letzten Halbjahres verfolgt hat, wird den betreffenden Statistikern, da es sich ja nicht um Kupfer oder Baumwolle handelt, unbedingt Glauben schenken. Andere interessante Zusammenstellungen ergeben, daß im Jahre 1907 nicht weniger als 537000 Zwischendeckspassagiere aus der Union nach Europa zurückgewandert sind. Und man schätzt jeden dieser Passagiere — wobei hoffentlich Frauen und Kinder nicht irrtümlich eingeschlossen sind — auf einen Besitz von mindestens 200 Doll. Ungezählte Millionen würden dann auch auf Deutschland entfallen. Das kann uns aber angesichts des weiteren Anhaltens der amerikanischen Krisis wenig Trost einflößen. Das Schlimmste erscheint natürlich überwunden, wie die Wiederaufnahme der Barzahlungen bei den Banken beweist, allein das Schlimme ist geblieben. Einzelne Institute, selbst bis nach Kanada hinein, beginnen erst jetzt zu stocken, was wenigstens die deutsche Hochfinanz neuerdings wieder verwirrt hat. Unsere Direktoren erkennen nämlich immer mehr, daß man auch noch heute, nach all den umfangreichen Aufklärungen, keinen sicheren Einblick in die dortigen Verhältnisse gewinnen kann. Große Emissionen, wie sie vor allem Morgan und sodann auch Speyer wiederbringen, kommen nur formell an den Markt, da Prospekte eben nicht zu umgehen sind. Im übrigen werden amerikanische Eisenbahnshares von unserem Publikum noch durchaus nicht verschmäht, d. h. von demjenigen, das der Börse ferner steht. Denn nur einem solchen kann man die früheren hohen Kurse verzeigen, um ihm die gegenwärtig gesunkenen als billig hinzustellen. Inzwischen sind aber die Einnahmen gerade der Eisenbahngesellschaften furchtbar zurückgegangen, sodaß Lohnkürzungen, und zwar ganz offen, beschlossen worden sind. Sonst warteten solche großen Unternehmen, bis ihnen umgekehrt die Arbeiter mit erhöhten Forderungen kamen. Wenn dann im Ablehnungsfalle mit einem Ausstand gedroht wurde, den die Compagnien natürlich keineswegs hinderten, so waren sie es dem Anscheine nach nicht, die ihr Personal wegen Geschäftsrückganges reduziert hatten. Unberechtigtes Aufsehen macht das nachträglich vielleicht wieder geflickte Zerwürfnis zwischen der großen New Yorker Bankfirma August Belmont und den Rothschildschen Häusern. War doch schon seit Jahren Herr Belmont wegen einer ganzen Reihe von Transaktionen in der amerikanischen Finanz derart charakterisiert, obgleich er öffentlich nicht mit Emissionen heraustreten durfte, daß die Rothschilds Unkenntnis solcher höchst merkwürdigen Dinge kaum vorschützen können. (S. vor allem die Affaire der Georgia Bonds!) Erst jetzt aber, wo es sie selbst betrifft, waren sie daran, ihren wichtigsten Korrespondenten zu einer deutlichen Trennung zu zwingen. Wenn übrigens berichtet wird, daß es das Frankfurter Welthaus gewesen sei, von dem Herr Belmont zuerst — vor 50 Jahren — hinübergeschickt worden ist, so heißt das für die Unternehmungslust jenes Hauses nur sehr wenig. Süddeutschland und

Digitized by Google

der Rhein liefern eben eine ungewöhnliche Zahl von scharfen, weitausschauenden Köpfen, die nach Schulung und Rasse zu Finanzoperationen aller Art besonders geeignet sind. Diese Leute, die vorwärts kommen wollen, bieten sich von selbst an, wobei sie natürlich zunächst in Frankfurt anklopften, um erst später in London und Paris an den gleichen hervorragenden Stellen einzumünden. So wurde s. Zt. Herr Belmont aus Alzey bei Bingen von Meyer Karl von Rothschild angenommen, aber keineswegs entdeckt, und so sind durch diesen Bankherrn auch noch verschiedene andere minder offizielle Agenten in der Union gelandet. Früher wurden drüben Millionen in aller Stille sehr hoch verzinst, und so verdiente der Bankier, noch mehr aber — seine Vertreter, die dann, wenn sie nach Frankfurt kamen, wohl manchen derben Spott ihres Geldgebers herunterschlucken mußten, — non olet! Übrigens hat es schon wiederholt amerikanische Krisen gegeben, denen gegenüber die Reichsbank eine scharfe Restriktion übte. Alsdann kam es auch vor, daß Wechsel von Belmont auf Rothschild wegen der einmal angenommenen grundsätzlichen Haltung zum Diskontieren abgelehnt wurden. Schickte der Besitzer des Wechsels zu Rothschild selbst, so war die Sache rasch erledigt, und wie immer — wesentlich unter Banksatz. — Der Fluch der gegenwärtigen Krise zeigt sich noch immer, da die Preisstürze in Waren auch solide europäische Firmen überrascht und betroffen haben. Nur unser Zucker hat sich im Ganzen gut gehalten. Das ist eben ein Artikel, den die Yankees nur als Einkäufer, aber nicht als Erzeuger, in die Hände bekommen, also auch niemals, wie bei ihren eigenen Produkten, einschließen können. Unsere Fabriken müßten allerdings den Zucker teurer liefern, ohne die wachsenden Fortschritte in den betreffenden Maschinenbetrieben.

* * *

In den Papieren des geschlagenen und sodann noch revolutionierten Rußland finden heute weit größere Umsätze statt, als in den Renten des siegreichen Japan. Das hängt mit den Kurschancen zusammen, die vor allem die Pariser von den Zarenwerten erhoffen, ohne damit schon die Verluste von früher irgendwie einholen zu können. Immerhin steht hinter jener Kursbewegung ein allezeit bereitwilliger Helfer — der russische Finanzminister, während Japaner mehr sich selbst überlassen bleiben. Diese letzteren würden, auch ohne die scharfe Spannung neuerdings mit der Union, die einstige Finanzierung von New York aus entbehren müssen. Denn schon gleich anfangs stellte es sich sehr rasch heraus, und dies zur Bestürzung der europäischen Emittenten, daß das Publikum drüben für feste Anlagen noch nicht reif ist, sondern möglichst rasch wieder verkauft. Genau so ist es auch mit der Deutschen Anleihe gegangen, welche s. Zt. von einem New Yorker Bankier in einer unserer geldknappen Perioden übernommen wurde. Die Papiere kamen sämtlich bald wieder zu uns zurück. Im übrigen geht es den Japanern heute, wie nach dem Siege von Königgrätz den Preußen. Die verweichlichte Welt sprach damals immer von der „Armut" des Siegers, ohne vorauszusehen, daß in diesem Volke die gleiche ungeheure Kraft auch zu einer Friedensarbeit steckte.

* * *

Die enormen Aufträge, welche die italienischen Bahnen jetzt unserer Fabrikation zuteil werden ließen, gehen aus der dortigen Armut an Eisenbahnmaterial hervor, dessen kläglicher Zustand allen Fremden schon längst auffällt. Längere Kredite werden dabei sicher nicht in Anspruch genommen, da hierfür der deutsche Zinssatz zu hoch ist. In einem solchen Falle hätten sich jene Bahnen, hinter denen ja der Staat selbst steht, an französische Werke wenden müssen, die sich leicht sehr billiges Geld schaffen können. Im übrigen stehen alle italienischen Rentenwerte höher als die unseren, weshalb auch den dortigen Auftraggebern eine rasche Zahlung keine Schwierigkeit machen würde. Interessant wäre es noch zu erfahren, ob man sich unsererseits um die betreffenden Aufträge beworben hat d. h. ob die deutschen Etablissements wegen weiterer Beschäftigung vorsorgen.

Digitized by Google

Eine Erklärung des „Berliner Tageblatts".

Auf die in der „Neuen Revue" veröffentlichte Zuschrift des Herrn Max Messer sendet uns die Redaktion des „Berliner Tageblatts" die folgende Zuschrift:

In Sachen des Abdrucks der untergeschobenen Novelle „Ich werde dich lieben" ist unseres Wissens nur von der Redaktion des „Neuen Wiener Journals" an uns herangetreten worden, der wir den Bescheid geben mußten, daß von dem Wiener Zweitdrucke uns nichts bekannt sei, und daß ein selbständiger Fall vorliege. Eine Bekanntgabe des Tatbestandes ist von hier aus niemals abgelehnt worden. Sie ist nur dadurch verzögert, daß das von der gleichzeitig durch die angebliche Gräfin Sturdza geschädigten Ellen Key eingeforderte und von uns mitgeteilte Gutachten eines ungarischen Advokaten zunächst Schritte gegen die Plagiatorin aussichtslos zu machen schien. Sollte ein Versuch zu anderer Erledigung, den wir inzwischen unternommen haben, mißlingen, so wird selbstverständlich die Reklamation des Herrn Dr. Messer, die er an Sie richtete, im „Berliner Tageblatt" erfüllt werden.

Goldmarks „Wintermärchen".

Uraufführung im Wiener Hofoperntheater am 2. Januar 1908.

Von Paul Stauber.

Ewige Jugend, das köstlichste Geschenk der Natur, ward Karl Goldmark verliehen. Mit frischer Hand griff er, ein 78jähriger Greis, nach einem neuen Text und schuf sein jüngstes Werk, das „Wintermärchen". Fast klingt es wie ein Märchen, daß der Meister an seinem Lebensabend noch die Kraft gefunden, eine neue Oper zu schreiben, die trotz manchen Spuren der Senilität von dem Feuer eines Jünglings durchlodert, von dem Talente eines großen, reifen und edlen Künstlers erfüllt scheint. Gleich Verdi, der als Greis das Wunder des „Falstaff" der erstaunten Mitwelt enthüllt hatte, flüchtete auch Goldmark zu Shakespeare. Sein „Wintermärchen", voll von Phantastik und realem Leben, bot dem Johannistriebe Goldmarks erwünschten Spielraum. Die Liebe des Leontes zu Hermione, seine Eifersucht, Wut und Raserei, schließlich Trauer und Reue, und nicht zuletzt die Wiedererweckung des schuldlosen Weibes zu neuem, glücklicheren Leben, sind Stimmungen, die jedermann ergreifen, Komponisten insbesondere. Die Skala menschlicher Leidenschaften tönt voll und laut im „Wintermärchen". Dazwischen die Idylle des Schäferspiels in Böhmen, jenem sagenhaften Böhmen, das Shakespeare in dichterischer Freiheit an die Meeresküste verlegt. Von der poetischen Lizenz hat Herr Willner, der geschickte und kluge Librettist Goldmarks, allzufreien Gebrauch gemacht. Unter seinen flinken Fingern flossen die ersten drei Akte der Shakespeareschen Dichtung in einen Aufzug zusammen. Auch sonst wurde manche Szene geändert, fiel dem Handwerk zum Opfer, und in den Sang des Schwanes vom Avon mischen sich bisweilen Verse bedenklicher Natur, die hart an Banalität streifen. Vieles verunglückte, manches gelang. Der Raub der Perdita zum Beispiel mag als dramatischer, effektvoller Aktschluß bestehen. Goldmark hat hier dramatische Akzente gefunden, im übrigen an seinem alten und bewährten System des fortschreitenden Dialoges, der durch Zwischennummern, Chöre, Arien, Duette und Terzette unterbrochen wird, festgehalten. An Reminiszenzen und liebevollen Opernerinnerungen fehlt es freilich nicht. Die stolze Pracht der „Königin von Saba", die Glut des „Merlin", die beschauliche Heiterkeit des „Heimchen am Herd" grüßen im Wintermärchen ihren Schöpfer. Aber auch das Gewitter aus der Walküre blitzt herüber, und gar meistersingerlich klingt's im zweiten Akt. Wer würde darum Meister Goldmark schelten! Gibt er doch aus Ureigenstem noch viel, sehr viel Schönes und Herrliches. Dazu gehören gleich im ersten Akte die Arie des Polixenes, Hermiones Wiegenlied, der duftige und luftige Schifferchor, im zweiten Aufzuge die Volksszenen beim Feste der Schafschur, die, von bukolischer Heiterkeit durchtränkt, zu dem Lebendigsten zählen, das Goldmark geschrieben. Perditas Arie, die unermüdlich neue Melodien-

Digitized by Google

blüten treibt, ihr Duett mit Florizel, das darauffolgende Terzett, Perditas Abschiedslied, endlich der flotte, durchaus vornehm gehaltene und kontrapunktisch meisterlich gearbeitete Walzer, sie alle reihen sich gleich Perlen in kostbarer Fassung an eine Schnur. Der letzte Akt bringt die weihevollen Klänge von Hermionens Wiederbelebung, die im Vorspiele bereits ertönten, und wird ansonst von dem reichen thematischen und melodischen Material der beiden ersten Akte getragen. Ist im „Wintermärchen" der Melodie breiter Spielraum gelassen, so mangelt es andererseits nicht an charakteristischen Momenten. Ich erinnere nur an die aufsteigenden, chromatischen Quinten zu Beginn der Oper, die Leontes' Verdacht und Eifersucht deutlich erkennen lassen, an den Spottchor der Schäfer, an die launige Ehestandspredigt Valentins und vieles andere. Nur gegen das Vorspiel zum zweiten Akt, das auf einem, lebhaft an „Hänsel und Gretel" erinnernden Thema aufgebaut, sich zu toller Lust steigert und im Rhythmus wie in der Orchestration ausartet, habe ich schweres Bedenken. Um so mehr, weil das große Publikum an diesem Stücke stürmisch Gefallen findet. Auch die stellenweise falsche, sinnwidrige Deklamation wäre zu bemängeln, und last not least die ermüdende Länge einzelner Szenen, die eine straffere Zusammenziehung wohl vertragen hätten. Über alles Lob erhaben ist die Instrumentation. Sie leuchtet in Glanz und Pracht, überstrahlt das Werk mit lauterem Gold und klingt überzeugend und natürlich. Goldmarks interessante Modulation seine vollendete Beherrschung des Chorsatzes,gaben dem „Wintermärchen" Farbe und Leben.

So ist der große, unbestrittene Erfolg, den das Werk gelegentlich der Erstaufführung gefunden, erklärbar und begreiflich. Der kostbare Rahmen, den die Hofoper beistellte, trug nicht wenig zum Gelingen bei. Die schönsten Stimmen, erlesene Darstellungskunst, der treffliche Chor, das unübertreffliche Orchester unter Leitung des Kapellmeisters Walter vereinigten sich zu einem Ensemble von seltenem Rang. Goldmark mußte ungezählte Male vor die Rampe, um für den Applaus zu danken. Aus seinen Augen leuchtete der Stolz eines großen und vornehmen Künstlers, dessen letzte Schöpfung seinen Lebensabend mit mildem Glanze verklärt.

Zahltag.

Von Paul Westheim.

Keine Finanzromantik! Nichts von den Roués der Börse, die — halb Schwindler, halb Genies — mit Millionen tändelnd spielen, bis auf einmal die vielen Nullen zerplatzt sind. Die literarische Physiognomie dieser bêtes noires ist bereits geprägt. Zuerst und gleich vorzüglich von den französischen Realisten. Jetzt finden sie noch Absatz als „Börsenkönige" oder in den sensationssüchtigen Reporterfeuilletons der Kreisblätter . . . . Allein . . . ! Wir kennen schon die moralische Schlußpointe: Zahltag heißt Tag des Gerichts.

Doch Geld kann auch ein Groschenartikel sein! Wie in Berlin NO., N., O. Wo der Zahltag der Besitzlosen eine nüchterne Lohnauszahlung am Sonnabendnachmittag ist.

Kahle, endlose Straßen mit rußigen Brandmauern, Lagerplätzen, Geschäftshäusern. Aus einem grell erleuchteten Fabriktor strömen Arbeiterscharen auf die dämmergraue Straße. Alte und Junge, Männer und Frauen, Leute mit schaffensmüden, ausgemergelten Gesichtern, mit Bewegungen, die die stete Gleichartigkeit der Tätigkeit erzeugt; bleichsüchtige, zusammengefallene Frauen, junge Burschen, deren sehnige Muskeln noch der Lebenssorgen spotten, und junge Mädchen, die ihre roten Lippen und ihre rote Halskrause kokett zur Schau tragen. Die Arbeitswoche liegt hinter ihnen. Sie drängen heraus aus der Arbeitskaserne. In dem papiernen Lohnbeutel klappern ein paar Geldstücke. Es ist ja Zahltag heute.

Und auf einmal erwacht die sonst so öde Straße aus der starren Ruhe der Arbeitstage. Die Ausgänge der Fabriken sind von einer schwatzenden Menge umlagert. Kolporteure verteilen die „Metallarbeiterzeitung" oder ein anderes Gewerkschaftsblatt. Mit einer fast mechanischen

Digitized by Google

Selbstverständlichkeit zahlt jeder und jede den Sechser. Daneben eine Gruppe Frauen, die den Wochenlohn vor den Verlockungen der Bierbank und der fidelen Freundschaft retten wollen. Lange und geduldig warten sie in der Kälte auf den Mann, vielmehr auf die 24 oder 27,50 Mark, die er verdient hat. Andre, denen noch das Geld zum Einholen fehlt, stehen mit Markttaschen bereit. Zuweilen taucht auch ein Bursche auf. Die Hände in den Hosentaschen, will er eine „Freundin" abholen. Und eben hängt sich eine aufgeputzte Schöne in den Arm eines stämmigen Arbeiters. Ein derbes Scherzwort fliegt ihnen nach. Sie kichert. Und er führt sie in den Kinematographen, der an der Ecke so verführerisch klimpert. Vielleicht kauft er ihr auch irgend etwas von dem Talmiflitter, den das 98-Pfennig-Kaufhaus gerade am Sonnabend so grell anpreist. Er ist „nobel" heute am Zahltag.

Aber die Kinematographentheater, die Vorstadtvariétées, die Wirtshäuser, die jetzt alle Musikautomaten angedreht haben, sind nur die bunte Schminke auf der fahlen Physiognomie dieser fieberhaften Lebendigkeit.

Heute herrschen die fliegenden Händler. Am Trottoirrande haben sie ihre Karren und Tische aufgeschlagen. Rauhe Ausruferstimmen preisen Fische, Fleischstücke, Fett, Butter, Käse, Kartoffeln, Zwiebeln, Mehl, Kolonialwaren, Holz, Kohlen, Koks an. Wie am Potsdamer Platz „Süße Mimosen", am Alexanderplatz Glühbrenner oder Fleckenreiniger feilgeboten werden, will man hier oben die ernstesten Lebensbedürfnisse befriedigen. Ein Herr im abgeschabten Paletot trägt ein Schild auf und ab: Warmes Mittagessen 30 Pfennig. Mit Bratkartoffeln 40 Pfennig. Auf der andern Straßenseite hat der Metzger den Stuhl mit der Schürze vor die Türe gesetzt. Der Bäckerladen steht weit auf und entsendet den Geruch frischen Brotes. Und der Konfektionskommis strengt sich an, um die Leute in den Laden zu kriegen. Frauen feilschen. Frauen klatschen. Schnoddrige Bemerkungen flattern durch die Luft. Kinder spektakeln, wenn sie nicht selbst Kleinigkeiten verkaufen müssen. . . .

Geld, Geld, Geld ist der Unterton, der aus dem Getriebe leise emporsurrt.

Ernst ist das Leben, das so von Zahltag zu Zahltag gefristet wird.

Wenn auch der dicke Destillenwirt hinter seiner Kasse so behäbig dazu grinst — — —

Revue der Revuen.

England.

Die Januarnummer von „Nineteenth Century" bringt zwei Aufsätze über den deutschen Kaiser. J. Ellis Barker spricht über die auswärtige Politik Wilhelm II. Er erinnert an die Anekdote, daß der Kaiser kurz nach seinem Regierungsantritt einer Schneiderfirma einen ihm übersandten Frackanzug zurückgeschickt habe mit den Worten: „Die Hohenzollern tragen keinen Frack." Barker nennt die Hohenzollern eine militärische Rasse und findet, daß zwei Zahlen die ganze Politik des Kaisers bezeichnen: 1888 waren die jährlichen Ausgaben für die deutsche Flotte 50 Millionen Mark, 1898 waren es 360 Millionen. Der Ausbau einer gewaltigen Flotte von Dreadnoughts sei der Kern seiner Absichten. Ganz im Gegensatz dazu sieht Dr. Louis Elkind in seinem Aufsatz in der sozialen Reform das wichtigste Kennzeichen seiner Regierungslaufbahn und drückt seine wärmste Bewunderung aus für das, was der Kaiser auf sozialem Gebiete geleistet habe. Was uns Deutsche ebenfalls interessiert, sind die Pläne der englischen Regierung, eine allgemeine Altersversicherung einzuführen. In einem Aufsatz in der „Contemporary Review" untersucht Harold Spender diese Frage. Er ist der Ansicht, daß sie die wichtigste und schwierigste Aufgabe für die nächsten Jahre sein werde und das weitere Schicksal der heute herrschenden Regierung bestimmen werde. Noch heute gelten die Feststellungen Booths, daß ein Viertel aller alten Leute in England der Armenunterstützung bedarf. Alle private Unterstützung hat versagt. Aber auch das deutsche System findet Spender für England nicht anwendbar, da der Charakter des Engländers eine polizeiliche Reglementierung nicht ertragen werde. In der „Fortnightly Review" verteidigt

Digitized by Google

Archibald Hurd die englische Flotte gegen die Angriffe ihrer Kritiker. Er untersucht ausführlich die ganzen Verhältnisse und kommt zu dem Resultat, daß die Flotte noch niemals, sowohl absolut als auch im Verhältnis zu andern Flotten, so stark gewesen sei wie heute. Daß sie auch nie so kriegsbereit gewesen. Die Verwaltung sei eine vorzügliche, und man habe gerade in den letzten Jahren eine wirklich hervorragende Arbeit geleistet.

Amerika.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Amerika werden vor Beendigung der Präsidentenwahlen kaum zur Ruhe kommen. Immerhin scheint aber die akute Börsenkrisis zu Ende zu sein, während die Schwierigkeiten in der Industrie noch anwachsen. In der Januarnummer des „Metropolitan Magazine" spricht John Paul Ryan über die Ursachen und Wirkungen der Oktoberpanik. Er zeigt, daß es diesmal nicht an Prophezeiungen und Sturmwarnungen gefehlt hat, daß aber das Publikum vollkommen sorglos blieb, um nachher desto kopfloser zu werden. Für die kommenden Wahlen wird ein Artikel des „Cosmopolitan Magazine" interessieren. Charles Edward Russell erzählt, wie die betrunkenen Insassen der Lodging-Häuser am Wahltage von einem Bezirk zum andern geschleppt werden, um auf Namen, die sie nie gehört haben, ihre Stimmen abzugeben. In der Tat ist der Wahlbetrug und Stimmenkauf allgemein und jedem bekannt, und bleibt charakteristisch für die amerikanischen Zustände, daß man nicht imstande ist, auch nur die schlimmsten Ausschreitungen zu verhüten. In „McClure's Magazine" schreibt Henry Reuterdahl über die Mängel der amerikanischen Flotte. Er sagt, die amerikanischen Schiffe seien in derselben Lage wie die russischen, deren Panzerung bei der schweren Kriegsbelastung sich unter Wasser befand, während der obere Teil ungeschützt blieb. Auch die fünf neuen in Bau befindlichen großen Schiffe hätten denselben Fehler. Dann seien die Schiffe viel zu langsam. Ein Drittel aller Geschütze wurde unbrauchbar bei stärkerem Seegang. Die Geschoßkammern stehen mit dem Deck in offener Verbindung, und explodieren, sobald ein fremdes Geschoß einschlägt. Reuterdahl setzt diese Liste noch fort und fordert eine vollständige Umgestaltung der Marineverwaltung, der er absolute Unfähigkeit vorwirft.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolf in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W, Potsdamerstr. 127-128

Digitized by Google

NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD. BONDY U. FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ZWEITES FEBRUAR HEFT

No 8

1908

Digitized by Google

Ostende * Belgien

Die Königin der Seebäder.

Der schönste Kursaal der Welt. Symphonie-Kapelle ersten Ranges (150 Künstler).

Täglich **zwei Symphoniekonzerte** unter Mitwirkung von Sängerinnen und Sängern der ersten Bühnen Europas.

Orgel-Konzerte. **Soirées dansantes.**

Im Kgl. Theater — großartiger Neubau — gibt eine Truppe ausgewählter Künstler I. Ranges allabendlich Vorstellungen auf dem Gebiete der Oper, Operette, großen Ausstattungsstücke, Lustspiele etc.

Jeder Sport hat in Ostende seine Heimstätte:

Pferde-Rennen (800000 Frcs. an Preisen), Taubenschießen, Polo, Golf, Lawn-Tennis, Segel-, Ruder- und Motorbootregatten, Automobil-Rennen etc. etc.

Jährlich eine Million Besucher. Vom 1. Oktober ab Wintersaison.

Sandow's Buch frei

Eben erschienen.

Dieses neue Buch zeigt, wie Eugen Sandow, der weltberühmte Gründer des Sandow-Körperpflegesystems, zu Kraft und Ruhm gelangte, ist herrlich illustriert und zeigt jedermann, wie man durch körperliche Uebung Gesundheit und Kraft erlangen kann. Spezialangebot: Jeder Leser, der sofort an nachstehende Adresse schreibt, erhält ein Exemplar dieses Buches kostenlos und portofrei zugesandt.

SANDOW COMPANY, Abt. A.,
Berlin W. 9, Potsdamerstraße 127.

Heyser & Rudolff

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 20.

(VI, 4081)

Kunsthandlung

Original-Gemälde, Copien, Reproductionen etc. Sculpturen, Kunstgewerbe etc.

Einrahmungen in eigener Werkstatt

Digitized by Google

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES FEBRUARHEFT. 1908.

INHALT:

	Seite
Ph. Stauff, Kindersterblichkeit und Zentrumspolitik in Bayern	553
Albrecht Wirth, Parteien	555
Ludwig von Hatvany, Taines Briefe	558
Gustav Wied, Im Familienhause	573
Richard Batka, Eine Komposition Franz Grillparzers (Noten und Text)	581
Paul Westheim, Historische Plakatkunst (illustriert)	587
Fritz Wolff, Von britischer und deutscher Kunst	596
Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)	601

Rundschau:

Pluto, Finanzpolitische Rundschau	614
Max Hochdorf, Das Wunder der Mimi Aguglia	617
Revue der Revuen	619

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1. Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

Digitized by Google

Kindersterblichkeit und Zentrumspolitik in Bayern.

Von

Ph. Stauff.

Das Königreich Bayern ist das klassische Land der Parteipolitik, und zwar nicht im landläufigen, sondern im schlimmsten Sinne, den dieses Wort haben kann. Wenn im bayerischen Landtage ein liberaler oder bauernbündlerischer Abgeordneter einen Antrag einbringt, so brauchte der eigentlich gar nicht verlesen zu werden. Es genügte, wenn man den Namen des Antragstellers verkündete; denn damit wäre der Antrag schon gefallen. Was er enthält, ist dabei ganz nebensächlich. Ich habe mich allen Ernstes schon oft gewundert, daß nicht diejenigen Abgeordneten, welche weder dem Zentrum noch der Sozialdemokratie angehören, einmal in corpore erklären: „Wir tun nicht mehr mit!“ Es wäre wirklich von Vorteil, wenn sie das erklärten. Dem Zentrum müßte wenigstens vor dem ganzen Lande die alleinige Verantwortung für das parlamentarische Geschehen zugewiesen werden. Einen Zweck hat nach Lage der Sache die Anwesenheit liberaler Volksvertreter im bayerischen Landtag ohnehin nicht. Die Agitation im Lande wäre wertvoller, und dem Volke könnte direkt und indirekt viel Geld erspart werden. Die Diäten der streikenden Abgeordneten fielen fort, und das Zentrum hätte keine Möglichkeit zu seinen unsachlichen Brandreden im Prannersaal. Vielleicht reichten dann mit einem Male fünf bis sechs Monate im Jahr für die Erledigung der parlamentarischen Geschäfte aus. Denn so, wie es ist, braucht man mindestens acht Monate und dann noch eine Nachsession. Und — qualitätloser könnte die Arbeit des Parlaments wohl auch nicht werden dadurch.

Am schlimmsten ist es natürlich, wenn der liberale Pfarrer-Abgeordnete Grandinger im Landtage den Mund auftut oder auch nur seinen Namen unter einen Antrag setzt. Mit dem Teufel Bitru selbst würde das Zentrum lieber zusammenarbeiten als mit ihm, und was von Grandinger kommt, davor bekreuzigen sich unsere patentierten Stützen der katholischen Religion und des klerikal-bayerischen Partikularismus. Wenn Grandinger eines Tages im Landtag erklärt, zweimal zwei ist vier, so darf man gewiß sein, daß in stundenlangen Reden die Unrichtigkeit dieses Satzes nachgewiesen wird. Am deutlichsten trat das jüngst in Erscheinung, als er einen Antrag zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit einbrachte und in überaus sachgemäßer, warmherziger Weise begründete. Er wollte einen jährlichen Staatsaufwand von ungefähr 200 000 Mark für diesen Zweck und brachte einen eingehenden Entwurf, um zu zeigen, auf welche Art mit dieser Summe eine wirkliche Besserung der Verhältnisse in denjenigen südbayerischen Distrikten erzielt werden könnte, die jetzt die größte Kindersterblichkeit aufzuweisen haben.

Digitized by Google

Die Sache hatte Hand und Fuß, und auch die Abgeordneten des Bauernbundes, sowie die Liberalen und die Mannen der Sozialdemokratie traten für den vernünftigen Antrag ein. Natürlich umsonst; das Zentrum mochte nicht. Und das Zentrum hat im bayerischen Landtage die absolute Mehrheit. Man erklärte, daß die Verhältnisse so schlimm gar nicht lägen, wie sie Grandinger in der Begründung seines Antrages geschildert habe, und daß seine Worte geradezu eine Beleidigung der niederbayerischen Mütter bedeuteten, die gerade so gut wüßten, auf welche Weise man für die Gesundheit der Kleinen sorgt, wie die Mütter in anderen Gegenden auch, und wie der Herr Pfarrer Grandinger. Also das Zentrum stimmte kraft seiner Mehrheit den Antrag tot, und eine Reihe geistlicher Zentrumsherren aus den niederbayerischen Distrikten fielen überdies in einer Weise über den Pfarrer Grandinger her, daß man dabei nicht etwa nur jedes kollegiale Gefühl, sondern auch jede Spur von Ehrlichkeit und Sachlichkeit vermißte.

Und jetzt veröffentlicht das bayerische Statistische Landesbureau seine Zahlen über die Bewegung der Kindersterblichkeit in Bayern während des Jahres 1906. Um nicht in den Verdacht zu kommen, als machte ich mir das dort niedergelegte Material einem Parteizwecke gemäß zurecht, folge ich in der auszugsweisen Wiedergabe der Veröffentlichung einer Notiz in Nr. 21 des „Reichsanzeiger“ vom 24. Januar 1908. Da heißt es: Die Veröffentlichung des bayerischen Statistischen Bureaus „läßt erkennen, daß dort (in Bayern) die hohe Kindersterblichkeit noch fast unvermindert andauert, und zwar sind es keineswegs die industriell entwickelten, mit großen Städten durchsetzten Gegenden, die die meisten Opfer liefern. Gerade einige fast ausschließlich Ackerbau treibende Kreise der oberen Donaugegend stehen obenan. In den beiden Bezirksämtern Parsberg und Ingolstadt starben von 100 geborenen Kindern mehr als 40. Selbst die kulturell und wirtschaftlich rückständigsten Teile Deutschlands, selbst die Stätten der Hausindustrie in den Mittelgebirgen erreichen diese Sterblichkeit nicht. Man muß bis nach Rußland gehen, um ähnliche Ziffern zu finden. Die Gebiete der größten Kindersterblichkeit in Bayern bilden einen zusammenhängenden Herd, der südlich von Augsburg und München, westlich von Nördlingen, nördlich von Nürnberg und Amberg begrenzt wird und sich östlich bis zu den Ausläufern des Bayerischen Waldes erstreckt. Es ist also fast genau der Kern des Königreichs. Außer den beiden genannten Bezirksämtern haben noch Stadtamhof, Friedberg, Schrobenhausen, München, Kelheim und Beilngries eine Säuglingssterblichkeit von mehr als 37 pCt., Eichstädt und Neuburg a. D. eine solche von 35—37 pCt., während der Durchschnitt für das gesamte Deutsche Reich im Jahre 1906 bei den ehelichen Kindern 18,6, bei den unehelichen 31,4 und bei sämtlichen Kindern 19,6 pCt. betrug. Hätten die fraglichen Bezirksämter dieselbe Durchschnittssterblichkeit wie das ganze Deutsche Reich, so hätten dort von den lebend geborenen 28 822 Säuglingen von weniger als einem Jahre 2 626 sterben müssen. In Wirklichkeit sind aber

Digitized by Google

5 810 gestorben, sodaß also dieses kleine Gebiet ein nutzloses Kinderopfer von 2 700 Säuglingen in einem einzigen Jahre brachte. Das sind mehr Leben, als der ganze Feldzug in Südwestafrika gekostet hat. In Irland und Schweden beträgt die Kindersterblichkeit nur etwa 10—11 pCt. Mit diesem Maße gemessen, würde das vermeidbare Kinderopfer fast 4 000 Säuglinge betragen haben."

Soweit die Notiz des „Reichsanzeigers". Ihr ist sachlich nichts hinzuzufügen. Höchstens mag darauf hingewiesen sein, daß es der Kern der katholischen Gebiete Bayerns ist, der die größte Säuglingssterblichkeit aufweist. Es sind diejenigen Bezirke, in denen das Zentrum in allen Wahlkämpfen unbedingt siegt, auch wenn sich sein Kandidat den Wählern garnicht vorstellen würde. Wenn dort die Parteileitung des Zentrums einen blödsinnigen Schäferknecht als Kandidaten aufstellen würde: meine Hand dafür ins Feuer — er würde gewählt.

Aber diese Verhältnisse zu bessern, dazu kann das Zentrum seine Hand nicht bieten. Daß man, wie der Reichsanzeiger sagt, bis nach Rußland gehen muß, um ähnlich unerquickliche Zustände zu finden, kümmert die Herren vom Zentrum nicht. Die Bauern in den genannten Kreisen sind fromm und stimmen fürs Zentrum; wozu sollen sie auch noch klug sein? Da schafft man lieber bei Gelegenheit noch das siebente Schuljahr ab; denn „je gescheiter einer von der Schule kommt, um so größer wird hernach der Lump" nach der Erklärung des Passauer Seraphims.

Daß diese horrende Kindersterblichkeit auch eine enorme Bedeutung hat für das Zurückbleiben der bayerischen Bevölkerungsziffer gegenüber der Bevölkerungsbewegung in den übrigen Gebieten des Deutschen Reiches, ist selbstverständlich. Schon jetzt kann Bayern im Gegensatz zu anderen deutschen Staaten sein Rekrutenkontingent kaum mehr stellen, sodaß bereits eine Herabminderung des Präsenzstandes der bayerischen Armee vorgenommen werden mußte. Daß mit diesem Zurückbleiben der Bevölkerungsziffer auch der Einfluß Bayerns im Reiche zurückgeht, wenn auch langsam und unmerklich — das kann für den logisch denkenden Menschen auch kaum eine Frage sein. Und über eine Minderung dieses Einflusses jammert das Zentrum — ob nun mit oder ohne Berechtigung, sei hier dahingestellt — im bayerischen Landtag anläßlich der Etatsberatung alljährlich ein paar Tage. Man sieht: in Logik sind sie nicht stark, die Herren. Aber sehr stark ist das Brett, das ihre Köpfe vor den Einwirkungen des kulturellen Denkens unserer Zeit behütet.

Für die liberalen Abgeordneten sollte aber meines Erachtens das Schicksal des Grandinger'schen Antrages zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit eine Lehre sein. Daß Zentrum will allein hausen, allein beschließen im Lande Bayern. Es ist nicht gut, daß man es darin stört. Ergibt sich wieder eine Gelegenheit, die mit Parteipolitik absolut nichts zu tun hat und doch auf Grund der Parteirücksichten vom Zentrum erledigt wird, so kann meines Erachtens die einzige Antwort der andersdenkenden Abgeordneten lauten: „Wir haben hier nichts mehr zu tun". Und

Digitized by Google

kein liberaler Mann darf eines der niedergelegten Mandate aufgreifen. Denn es ist besser, man ist im bayerischen Landtage überhaupt nicht vertreten, als man ist mit einigen zwanzig Mandaten vollkommen einflußlos und läßt sich vom Gegner den Vorwurf der Verhandlungsverschleppung machen, wenn man den bekannten — auch nach seiner Begründung bekannten — liberalen Standpunkt entgegen der selbstherrlichen Zentrumswirtschaft zu den auftauchenden Fragen betont.

Man trage der Sachlage Rechnung und meide den Schein, als ob unter den gegenwärtigen Umständen das Reden und Tun liberaler Abgeordneter in der bayerischen Kammer von irgendwelchem Wert sein könnte. Und man bringe auch keine Anträge ein, nicht einmal zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit. Vielleicht erscheint den Mitgliedern des Zentrums gerade diese hohe Kindersterblichkeit als ein bayerisches Reservatrecht, an dem man nicht rütteln lassen darf.

Parteien.

Von

Dr. Albrecht Wirth.

Feuer allein kann nichts treiben. Es kann nur verbrennen. Um zu wirken, dazu bedarf es des Wassers und bedarf es eines Zylinders, einer Maschine. Die Partei an und für sich bringt kaum etwas zuwege; wenn sie zu heftig und ausschließlich wird, wird sie nur zerstören. In Verbindung aber mit anderen Elementen und in einem festgefügten Staate kann sie Wohltätiges schaffen.

Um stark zu wirken, muß die Partei von feuriger Glut und metallener Härte sein; nur so kann sie eine bedeutende Stoßkraft entfalten. Nur so kann sie Überlieferung bekommen, jenen Kern ansetzen, der für alles geschichtliche Wachstum unentbehrlich ist. Infolgedessen muß die Partei einseitig sein. Denn nur harte Einseitigkeit hat Erfolg. „Der Handelnde," sagt Goethe, „ist immer gewissenlos." Um so einseitiger und abweisender muß sie sein, je mehr Fremdes ganz von selbst an sie von außen herantritt, je mehr die Forderung des Tages zu Kompromissen verleitet.

Denn alles ist im Flusse. Wie Rassen, Sprachen, Völker und Staaten, so sind auch die Parteien fortwährendem Wechsel unterworfen. Sogar in das Gegenteil können sie sich verkehren. Die agrarischen Tories sind als Unionists die erklärten Förderer der See- und Weltmacht geworden; vom entgegengesetzten Standpunkt her erwuchsen die kleindeutschen Freisinnigen und Volksparteiler durch den „Block" zu Verfechtern der Kolonialpolitik. Vor allem haben sich die Sozialisten aller Länder gemausert. In Frankreich und Italien werden sie Minister, bei uns erwärmen sie sich allmählich für Landesverteidigung, und Schippel wenigstens für Kolonien.

Digitized by Google

Der ewige Fluß der D nge führt denn auch ein beständiges changement de décorations in der Parteistellung, in der Bündnispolitik der Parteien herbei. Warum? Weil eben der Gehalt einer Partei nie gleich bleibt, weil immer einmal diese, einmal jene Grundsätze mehr in den Vordergrund treten, und dadurch eine Anähnlichung bald an die, bald an jene Nachbarpartei hervorgerufen wird. Man darf kühnlich sagen, daß nicht eine einzige Partei völlig isoliert steht, daß eine jede durch irgend einen Grundsatz mit einer jeden anderen, ja mit der entgegengesetzten verbunden ist. Unsere Konservativen fühlen sich durch die starke Überlieferung und das Autoritätsprinzip des Zentrums angenehm berührt. Die Demagogen des Zentrums neigen einesteils zu den Demokraten, zu den Sozialdemokraten, andernteils durch die agrarischen, Bauernbund-Interessen zu dem Bund der Landwirte, der freilich nicht politisch sein will, aber tatsächlich doch Partei ist, wie er den Mitgliedern die Wahl zwischen der Zugehörigkeit zum Bund und einem nationalliberalen Mandate gestellt hat. Der Staatssozialismus endlich, den schon seit langem, namentlich unter Posadowsky, die preußische Regierung getrieben hat, den auch in so mancher Hinsicht Konservative unterstützt haben, berührt sich mit marxistischen Idealen. Sobald es gilt, einer Zurückdrängung fremder Nationalitäten, wie der Polen und der Franzosen in Lothringen, zu begegnen, da stehen Ultramontane und Sozialdemokraten Schulter an Schulter. Die selben Parteien haben gemeinsam gegen das Jesuitengesetz gestimmt. Sie haben in Bayern überhaupt ein dauerndes Trutz- und Schutzbündnis geschlossen. Eine Einzelheit. Niemand hat sich mehr für die Unantastbarkeit der Schwarzen, der Eingeborenen, ins Zeug gelegt, als Bebel. Darin trifft er sich mit dem konservativen Herrn v. Bodelschwingh und anderen Pfarrern, die ihm doch sonst ein Dorn im Auge sind.

Die Folgerung hieraus? Keine irgend denkbare Konstellation ist praktisch unmöglich, keine noch so seltsames Bündnis darf für ganz ausgeschlossen gelten. Caesar stützte sich auf das Volk; ebenso Napoleon III. Jetzt gehen Bonapartisten, also Anhänger des Usurpatorentums, und Orleanisten, Anhänger der Legitimität, als Nationalisten, mithin als Nations-, als Volkspartei, zusammen. Unsere Demokraten hielten früher in ausgesprochener Hinneigung zu proletarischen Lehren; jetzt müssen sie, im Zeichen des Blocks, wohl oder übel selbst Anträge der Konservativen unterstützen. Die Demokraten haben bereits zweimal ihre Haltung geändert. Einst, im Jahre des Heils 1848, waren sie für ein starkes Deutschland, für Flotte, für Krieg mit Polen, Dänemark, Frankreich — dann taten sie sich als Gegner Bismarcks und jeder starken und Ausdehnungspolitik hervor — und nun blasen auch sie das Horn des Imperialismus.

In den Kreuzzügen hob die gemeinsame Zugehörigkeit zum Adel über alle Schranken der Nationalität hinweg. Französische Offiziere, die auf der Burenseite gekämpft hatten und in Gefangenschaft gerieten, wurden von den britischen Offizieren geradezu freundschaftlich behandelt. Die Fürsten Europas fühlen sich als e i n e große Familie. Genau so greifen auch die Parteien über die Grenzen der Nation und des Staates hinaus. Man

Digitized by Google

spricht von einer roten und einer schwarzen Internationale. Die deutschen Sozialisten sammelten Gelder für die russischen; englische Gewerkschaften haben mitunter deutschen Ausständischen unter die Arme gegriffen. Auf großen Kongressen betätigt sich die Gemeinbürgschaft der Proletarier. Ähnlich helfen sich die Ultramontanen in Polen, Belgien und Italien, in Spanien und Peru. In Rom treffen sich die Katholikenführer aller Länder. Das ist bekannt genug. Dagegen wird viel seltener auf die Verbindungsdrähte hingewiesen, durch die Liberale und Konservative des einen Landes mit denen eines anderen Landes verknüpft sind. Die Liberalen Englands haben stets mit Rat und Tat, mit Geld und Sympathiekundgebung für die Liberalen, ja für die Revolutionäre anderer Staaten gewirkt; so in Griechenland, Bulgarien, Rußland, Persien. Auch unsere Liberalen haben stets britische Muster vor Augen gehabt und solche den Gegnern angepriesen. Eine Zeitlang konnte der Beifall unserer Liberalen sogar den Kadetten und Oppositionsfraktionen des Zarenreiches den Rücken stärken. Die englischen Liberalen wollten einen Schritt weiter tun und nicht nur eine Adresse an den Zaren richten, sondern auch, zur Ermutigung der Duma, einen Flottenbesuch in Kronstadt machen, ein Schritt, der mit knapper Not gerade noch vereitelt wurde. Mit derartigen politischen Maßnahmen hängen die Vorstellungen zusammen, die seit einem Vierteljahrhundert, seit der großen Judenverfolgung in Rußland, von den Israeliten und den mit ihnen öfters verbündeten Liberalen bei auswärtigen Regierungen, in Petersburg, in Bukarest, in Fes, erhoben werden, um eine liberalere Behandlung der Juden zu erwirken. Auch die Konservativen entbehren keineswegs eines außerstaatlichen Rückhalts. Schon im alten Hellas half der Adel von Sparta und Theben adligen Emigranten von Athen. Zunächst: wie bei den Fürsten, so gibt es auch bei den Konservativen internationale Familienverbindungen und Freundschaften Und sie lernen voneinander. Zur Bekämpfung des Anarchismus treffen konservative Regierungen gemeinsame Maßregeln. Der französische Großgrundbesitz geht mit dem spanischen, der englische mit dem amerikanischen, der schwedische mit dem deutschen. Am auffälligsten aber ist die enge Berührung, fast Wahlverwandtschaft zwischen preußischen und russischen Konservativen. In mehr als einer Krise haben die von Konservativen geleiteten beiderseitigen Regierungen mit Rat und Tat einander beigestanden. Auch Bismarck hatte eine merkliche Hinneigung zu den Übermensch-Methoden, die im Zarenreich gang und gäbe sind.

Noch eine letzte Betrachtung. Wir leben in der Zeit der Syndikate, Trusts, Konzerne und Interessengemeinschaften. Der Grundsatz des Zusammenschlusses zeigt sich auch bei den Parteien. Daher die staatserhaltenden Parteien Bismarcks, daher das Kartell Miquels, daher der Block von heute. Der Masse kann man nur mit Masse begegnen, einem Verband der Arbeitnehmer nur durch einen Verband der Arbeitgeber, einem Syndikat der Spiritusproduzenten durch ein Syndikat der Spirituskonsumenten. So konnte die Demagogie des Zentrums und des Sozialismus bloß durch einen Konzern aller anderen Parteien bekämpft werden. Darin liegt die tiefste Existenzberechtigung des Blocks.

Digitized by Google

Taines Briefe.

Von

Ludwig von Hatvany.

Die Natur wollte einmal die Macht des logischen Denkens, des Willens und der Methode zeigen . . . da ward Hyppolite Taine. Staunend erfuhr an ihm die Menschheit, daß man mit Logik, System und Energie nicht nur ausgezeichnet lernen und lehren, verstehen, denken und erfinden, sondern auch fein und tief empfinden und mit dichterischem Schwung zu schreiben vermag.

Wie oft schildert sich der junge Taine, bereits vom frühesten Morgen an bei seiner Arbeit — vertieft in die Lektüre Platos oder Hegels, die er nur unterbricht, um stundenlang ruhig in den Herd zu starren und hinzudämmern. Doch er läßt sich nicht, wie andere junge Leute, durch das Flammengeprassel in süße oder wilde Träume wiegen, er umwindet da in seiner Gedanken keuschen Einsamkeit mit dem Seil dicht und kräftig geflochtener Syllogismen alle Geheimnisse von Gott und Welt. Die Leidenschaft, zu denken, ist die einzige, die er kennt. Nie wär's ihm möglich, sich in ein schönes Mädchen zu verlieben: „Je n'ai pas cette irréflexion." In der Liebe läßt sich die erwünschte Linderung für jeden Schmerz, und selbst für den ureigenen Schmerz des Lebens, nur unter der Bedingung auffinden, daß jene Liebe sich nicht auf eine Person, auf einen einzelnen Gegenstand beschränkt, sondern immer höher, immer allgemeiner wird. Taine nennt die Philosophie seine reine und liebe Maitresse. Doch nützt gegen Spleen alle Weisheit der Welt gar wenig — auch der junge Taine muß ihn über sich ergehen lassen — auch er fühlt sich oft gräßlich allein — in diesen furchtbaren Momenten, wo alles zusammenzustürzen scheint, sind ihm der Trieb des Forschens, die geometrische Wissenschaft, die einzig sicheren, festen Punkte. Sein Halt, sein Glaube, seine Ethik, seine Lebensregel, seine Moral heißt: Wissen; ein Fanatismus, eine Trunkenheit der Methode lebt, ja lodert in ihm.

Einst, als er in der Öde irgend einer Kleinstadt zum Mittelschullehrer verdammt, sich recht erbittert fühlt, und ihm Aristophanes, ja selbst sein Hegel nicht mehr zum Troste gereichen, erwacht in diesem Bibliothekseinsiedler ein weltlicher Wunsch: er möchte nach Paris! Doch nicht die Gesellschaften, die Theater, nicht die Unterhaltungen locken ihn, er träumt von anderen Orgien, er möchte chirurgische Operationen, er möchte sezieren sehen, um seine erschlafften Fähigkeiten zu beleben.

Alles menschliche Tun verwandelt er seinen Neigungen gemäß in Gedankenwerk. Politik nennt er die Idee, welche sich in der Richtung der Tatsachen, Kunst hinwiederum die Idee, welche sich in der Richtung der Schönheit ins Werk setzt. Beethoven, so soll er sich geäußert haben, sei schön wie ein Syllogismus! Er empfindet

Digitized by Google

nichts, er entschließt sich zu nichts, er urteilt über nichts — hat er nicht seinen Eindruck erklärt, klargelegt, die Essenz der Erscheinungen ausgezogen, man könnte sagen ausgesogen und in einige vereinfachende, prägnante Worte gefaßt. Er erinnert an den Helden seines Lieblingsschriftstellers Stendhal, an Julien Sorel, der sich von der Provinz auf einmal nach Paris in den Salon eines Grand Seigneurs versetzt findet und dort vor allem beschließt, ein Werk über den Charakter jeder einzelnen Person zu schreiben. So möchte auch Taine im großen Salon des Universums über alle edlen Figuranten, über Sonne, Mond und Sterne, über die Erde mit all ihren lebenden und leblosen Bewohnern sein abschließendes Wort geschrieben haben. Auch über sich selbst kommt er nicht hinweg, ehe er die einzelnen Stadien seines Lebens nervig und kurz zusammengefaßt aufs Papier gebracht hat . . . nur wenn er sich definiert, kann er sich überwinden und vorwärtsschreiten. Das ist die Lyrik des Gedankenmenschen — die Erleichterung, die dem Dichter ein Lied gewährt, gibt ihm die Definition! Wenn Taine durch eine solche Selbstschau auf die Spur irgend einer Unvollkommenheit kommt, dann macht er sich allen Ernstes an die Arbeit der Ergänzung. Nie bleibt er beim Vorsatz — rastlos, systematisch, hartnäckig verfolgt er den Zweck, bis er ihn erreicht. Er kennt keine jähen Übergänge, keine Sprünge — nie läßt er sich von seiner Laune hinreißen. Jedes Gebiet wird Schritt für Schritt erobert. Nie wagte er sich daran, Geschichte zu schreiben, das heißt Menschen zu schildern, nie Politik zu treiben, das heißt Menschen zu lenken, wenn er die Grundfrage nicht ins Reine gebracht hat: wo denn der Platz, was denn die Rolle des Menschen in der Welten ungeheurem All ist?

Auf diese Weise ist es ihm gelungen, jeden Gedanken über das Tatsächliche und Begreifbare in das Unlösbare des kosmischen Problems zu binden; ohne selbst davon zu wissen, schwang er sich dadurch so hoch ins Abstrakte, daß er keines Entschlusses, keiner Tat mehr fähig war. Bei einer Wahl verweigert er seine Stimme abzugeben, da er mit den Verhältnissen, mit der Geschichte Frankreichs nicht genug im klaren sei, um sich das gute Recht eines Urteils zuzutrauen. Nach dem Coup d'état ist seine Seele mit Abscheu erfüllt — aber er drängt das Gefühl in sich zurück und trachtet den Willen der Majorität zu begreifen. So setzt er sich mit dem Kopf gegen jede Regung der Seele zur Wehr. Was ist die Ursache des Verfalls im modernen Frankreich? — das ist die sehr nüchterne Frage, die sich nach dem deutsch-französischen Krieg mit all dem Leid des Patrioten auf seine wunde Seele wälzt. Nun erst, nachdem er nach zwanzigjährigen Studien den Kreis fast aller Wissenschaften durchlaufen und dadurch das Recht, Menschen zu schildern, Geschichte zu schreiben, endlich erlangt hat, fühlt er die Zeit gekommen, wo er vor der Beantwortung dieser Frage nicht mehr zurückscheuen müsse.

Sein Verhältnis zur Tat, zum praktischen Eingriff in Menschenschicksale ändert sich, sobald er zum Geschichtsschreiber wird. In seiner ersten Periode war seine Meinung, der Gelehrte habe die Wahrheit, um nichts bekümmert, voll herauszusagen; er solle seine Pflicht als Staatsbürger erfüllen, aber im Moment, wo er die Feder ergreife, sich

Digitized by Google

weder um Staat, noch um Religion mehr kümmern und alles Gefundene frei verkünden. Nach dem Krieg lenkt ihn die Historie zur Schwelle der Tat. Er möchte die Fehler der Verfassung aufdecken, um die Wege der möglichen Genesung zu zeigen. Doch bald ertönt aus den Briefen die Resignation; er merkt, daß man mit Büchern nicht regieren kann, daß Geschichte und Politik zwei verschiedene Sachen sind; wieder spricht er davon, sich der Tat fernzuhalten; doch ist das keine freiwillige, stolze Zurückweisung, sondern die wehmütige Einsicht der Aussichtslosigkeit jedes solchen Vorhabens. Er gelangt endlich zum resignierten Schluß, daß der Gelehrte schreibe und forsche, um seinen Neigungen nachzugeben; um sich in Schriften auszuleben, um einige gebildete Leute — vielleicht nicht einmal Franzosen! — damit zu belehren und zu unterhalten Völkerschicksale ändern, auch im geringsten bessern, könne der Historiker ebensowenig, wie der Philosoph.

II.

Wie entwickelte sich aus Taines Gabe, unerbittlich scharf und logisch zu denken, schnurgerade Gedankenketten zu bilden, ein künstlerisches, mannigfaltiges, alles umfassendes Wesen? Wie vollzog sich diese Wandlung des einseitig logischen und bei aller Schärfe doch so plumpen Gedankenwerkzeugs in den feinsten, heikelsten, durchdringendsten Fühlapparat? Fand denn diese Verfeinerung, diese Vervielfältigung auch tatsächlich statt? Oder ist's bloß ein täuschender Schein, der bei näherer Betrachtung zerfließt? Alle diese Fragen können in eine einzige zusammengefaßt werden: wie ist der Künstler, und ist denn überhaupt ein Künstler im wahren Sinne des Wortes aus diesem Denker entstanden?

Anfangs vertraut sich Taine blindlings seinen gradlinigen Argumentationen an und kann sich nicht genug wundern, wenn seine Evidenz nicht auch sofort die eines anderen wird. Nicht nur über Weltliches, sondern auch über alles Außerweltliche soll der Syllogismus, wie ein ewige Wahrheiten spendender Born, befragt werden. Taine zweifelt an der allgemeinen Gültigkeit, an der zwingenden Kraft der Antworten, die er erhält, nicht im mindesten.

Prévost-Paradol, der spätere Diplomat und glänzende Essayist, Taines Mitschüler und bester Freund, kann an die Existenz eines höchsten Wesens, an Gott nicht glauben. Taine ist darüber verzweifelt; er schreibt ihm unter anderem: „Da hast Du nun eine Demonstration in sechs Zeilen. . . . Sie ist ganz einfach." Wir wollen die Demonstration nicht anführen; genug, sie ist klipp und klar, tatsächlich ganz einfach; der Gottesbeweis ist in drei folgerichtigen, durchsichtigen Axiomen geliefert. Doch Prévost-Paradol war nicht so leicht herumzukriegen. Er verblieb weiter bei seinem Unglauben, und wir müssen ihm darin vollkommen recht geben. Taine jedoch konnte damals noch nicht einmal begreifen, daß Einfachheit, Klarheit, Folgerichtigkeit, Durchsichtigkeit mit überzeugender Kraft, besonders in derlei Sein- und Nichtsein-Fragen

Digitized by Google

keineswegs zusammenfallen, und dringt immer darauf, Prévost-Paradol möge sich endlich vor der Macht der Beweise beugen. Es ist fast um seine Freundschaft getan, als Prévost weiter bei seiner Verneinung bleibt.

Derlei Erfahrungen müssen endlich Taine zur Erkenntnis geführt haben, daß zur Übertragung von Ideen, zur vollen Gefangennahme einer ganzen Persönlichkeit mit allem Mächtigen, ja mächtigsten Irrationellen eines Menschen, noch ganz andere Mittel vonnöten sind, als bloß die Kraft eines fehlerlosen Schlusses, einer geschickten Deduktion, des klaren Ausdrucks klarer Gedanken.

Sarcey erzählt, daß Taine auf der Hochschule unter den vielen brillanten Kollegen durch seinen dürren, schmucklosen Stil peinlich auffiel. Er beschloß daher, sich einen Stil zu machen: „Il faut se faire un style."

So erwachte der Künstler im Denker. Er gibt seinen Worten eine poetische Färbung, er trachtet seine Ideen durch Bilder ins Auge springend darzustellen — seine Poesie entspricht kaum einem innern Bedürfnis, sie ist eher Mittel zum Zweck einer möglichst vollständigen Gedankenübertragung. Die Macht der schönen Sätze soll die Leser für die Ideen gewinnen. Alle Vorteile und Nachteile des Tainschen Stils lassen sich aus diesem Ursprung ableiten; in der Folge werde ich trachten, festzustellen, daß auch manche Eigenheiten seines Denkens, die Grenzen seines Begreifens und seiner Darstellungskraft durch die Art und Weise seines Ausdrucks bedingt sind.

Wie er es anstellte, um schon in seinen ersten Werken als vollendeter Stilist hervorzutreten, das verraten uns einige seiner späteren Briefe, in denen er auf die Entwicklungszeit zurückblickt. Vor allem hatte er einen guten Professor der Rhetorik, der ihm von Kindesbeinen die Kunst der klaren Komposition beibrachte; selbst seine philosophischen Neigungen entsprangen der Rhetorik.

Es hieß nun, das Skelett eines gut gedachten Werkes mit Fleisch und Haut zu bedecken; die Glieder gelenkig zu machen und durch den ganzen Körper das Netz feiner, empfindlicher Nerven zu ziehen.

Einst geschah es, daß jemand im Namen einer feinen, sensiblen, sehr unglücklichen Dame sich an den bereits weltberühmten Taine mit der Bitte wandte, zur Bezwingung ihres neurasthenischen Lebensüberdrusses ein Mittel anzugeben. Taine gibt zur Antwort, die Dame müsse Künstlerin und zwar Schriftstellerin werden. Habe man eine allen schönen Eindrücken zugängliche Seele, so müsse man nur w o l l e n. Man müsse sich zwingen, seine Eindrücke in kleine, genaue Sätzchen zu bannen — was sich doch durch unausgesetzte, alltägliche Übung in zwei, drei Jahren erreichen lasse. Habe man es in der Beschreibung zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, dann komme der Dialog an die Reihe. Die Ursache jedes Gelingens bei den besten Autoren müsse festgestellt, die Emotion, welche eine Stelle emporhält, müsse erforscht werden. Auch dürfe man die Charaktere, die Abhängigkeit der Charaktere voneinander, von Zeit und Ort nicht außer acht lassen usw.

Digitized by Google

Ob die Dame diese Ratschläge befolgt hat und Schriftstellerin geworden ist, das können wir aus dem anonymen Schreiben nicht feststellen. Es ist kaum wahrscheinlich. Überhaupt wäre dieser Brief, wie jedes andere Kunstrezept, mit seinem unangenehmen Beigeschmack von „Geschicklichkeit ist keine Zauberei", mit seiner, alle Kunst zur bloßen Fertigkeit entweihenden Tendenz, geradezu empörend oder doch lächerlich, rührte er nicht von Taine her. Dadurch gewinnt er, als Zeichen seiner liebenswürdigen Selbsttäuschung, er habe sich aus Nichts zu einem Talent gedrillt, den Wert eines Geständnisses. Und wenn Taine gar schließlich erklärt, daß ein Zweck, den man unverdrossen verfolge, ein System, das man nicht loslasse, zur völligen Zufriedenheit, zum Glück führe, wer merkt da nicht, wie alte Erinnerungen in ihm aufsteigen? Ähnlich hört man seine Stimme aus allgemein gehaltenen Ratschlägen, die er seinem Neffen André Chevrillon, der Literaturhistoriker werden will, erteilt. Könnte man nur diesen Briefen Glauben schenken, so gibt es ein Verfahren für jedermann, um glänzende Essays zu schreiben!

Dieser Glaube an Lehren, Dogmen, Theorien in Sachen der Kunst ist eben das, was ihm als unvertilgbare Spur seines Entwicklungsganges immer haften blieb. Taine vergißt, daß man des ganzen Talents eines Taine bedarf, um Taines Schriften zu schreiben. Natürlich klafft ein schmaler, aber tiefer Riß zwischen seinem und eines Künstlers Wesen, selbst dem eines Artisten, dessen Schriften bedeutend minderwertiger sind als die Werke dieses großen Begreifers und Willensathleten. Taine fehlt das Bezeichnende des Artistentums: das schlichte Sichgehenlassen, das sichere Vertrauen zum ersten Eindruck. Die minder entwickelte Empfindsamkeit verrät sich im Übertriebenen seiner Darstellung. Einem schönen Erzeugnis der Natur oder der Kunst gegenüber jauchzt in Taine der Instinkt nicht entgegen — nichts wendet sich in ihm verletzt vom Häßlichen hinweg; er sucht, er tappt, er ringt nach einem Gefühl, nach einer Stimmung — beide erlangt er nur, wenn er die Erscheinungen in ihrem Werden erklärt, verstanden, zersetzt hat — er wittert hinter dem Verständnis verborgene Gefühle und Stimmungen — er zieht sie, zerrt sie hinaus ans Tageslicht und faßt sie dann in fortwährendem Kampf gegen seine „mauvaise nature", der man so alles mit Anstrengung abgewinnen muß, in kleine, wuchtige, dicht wie Hagel klopfende, einen von überall bestürmende, überrumpelnde Sätze, — man fühlt die Kraft, man gibt ihr nach, aber man fühlt auch die Bemühung, die darin steckt. Längst hegte ich den Verdacht, daß dieser Stil eine gewisse Furcht vor eigenen Impressionen, eine Unsicherheit des spontanen Urteils, einen Mangel an Sensibilität verberge — nun bringen die Briefe die Bestätigung dieses Verdachtes. Man hat nur Taines Bücher vorzunehmen und kann fast überall gegenüber der Buchdarstellung in den Briefen ein bedeutendes Minus an Erlebnissen vorzeigen. Der gute Glaube Taines soll damit nicht im mindesten bezweifelt werden — in England oder Deutschland hätte er sich mit allen Kanten und Ecken seiner Persönlichkeit, in der ganzen Schroffheit seines gewaltigen,

Digitized by Google

wenn auch unkünstlerischen Wesens entwickeln können — in Frankreich mußte er sich in eine Uniform zwängen. Deshalb trennten sich im Leben Künstler und Mensch und fanden sich vereinigt nur in den Werken wieder.

III.

Anno 1854 bricht der junge Taine ohne viel Umstände den Stab über die ganze Malerei der Renaissance — sie enthält nicht genug Gedanken für seine Ansprüche. Die Maler seien wie gute Arbeiter — ihr Ideal sei, einen gut gezeichneten Körper zu malen, ihre Ambition gehe darüber nicht hinaus. „Diese Menschen hatten einen engen Verstand — und gar keine Erfindung," selbst Michel Angelo nicht — der dachte auch, mit der ungeheueren Macht und der größtmöglichsten Variation körperlicher Formen alles ausdrücken zu können, und kam dabei über die Anatomie nicht hinweg. „Ein Menschenknäuel (un empilage de bonshommes), das ist sein letztes Gericht." Da lobt sich Taine die philosophisch gebildeten und erzogenen Delacroix und Martin.

Dieses unglückselige Denkerkind hat noch keine Augen, keine Sinne — es weiß noch nicht, daß Kunst weder Gedanke noch Form, sondern ein Ich ist, das sich vibrierend zur Gestaltung bringt, einerlei, ob diese Gestaltung durch gut gezeichnete Körper, durch Töne, Laute, Worte, mit Hilfe von Regeln oder auch gegen alle Regeln sich vollzieht. Auf einer Reise in den Pyrenäen scheint Taine zuerst das Bewußtsein erlangt zu haben, wie weite Lande jenseits der Ultima Thule unseres menschlichen Verstandes liegen. Von einer Bergspitze blickt er unruhig umher und bemerkt, daß er seine Sinne zum bloßen Schauen nicht erzogen hat — er kommt darauf, daß man sich durch schöne Ansichten die schönsten Aussichten jämmerlich verderben kann. Wie bereits gesagt, Taine entdeckt nie einen Fehler, ohne sich sofort an seine Verbesserung zu machen. Er stellt sich die Frage: wie sieht der Maler? und beschließt, nach ruhiger Zurechtlegung, mit Maleraugen umherzublicken. Natürlich ist vorerst der Maler, wie er ihn sich konstruiert, ein reiner Palettenliterat, ein Schriftsteller mit Farben, der seinen Pinsel besser in Tinte tauchen sollte, ein Mann, der in Farbenkontrasten nicht das ergötzende Spiel von Hell und Dunkel, sondern wahre Tragödien lebloser Dinge sieht. Taine glaubt, die Farbe sei die Leidenschaft der Gegenstände; er glaubt auch, daß einem Künstler jede Brechung der Linie einen Schmerz bereiten, daß eine Schlingpflanze, ein krummer Stamm, der sich vor ihm windet, ihm wie der Anblick eines vor ihm hinsiechenden, unbeholfenen, alten Menschen Tränen entlocken, daß hingegen die dicke, geistlose Rundlichkeit eines Kreises, die elegante Einfachheit der Ellipse, die wonnige Hinschmiegung der Wellenlinie seine Seele mit Lust erfüllen muß.

Aus diesem Ideenkreis ist Taines Werk: „Die Reise in den Pyrenäen" entstanden, worin es ihm gelingt, manche, vom Wind der Berge wild durchwehte, vom nassen, duftigen Hauch der Föhren frisch durchtränkten Seiten zu schreiben, auch bringt das Buch zum Schluß, wie zur Entschuldigung seiner Poesie, eine ganze Theorie und

Digitized by Google

Philosophie der Naturfreude. So gelingt es Taine, durch bedachtsames Zurechtlegen, den Seelenzustand eines spontan vom Anblick der Landschaft Hingerissenen vorzustellen, ihn sogar zu überflügeln. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß sich in Taines Seele nichts geregt hat, wir wollen nur darauf hindeuten, wie das Buch jenes Plus der Sensation bringt.

Wer könnte vergessen, wie sich in seiner „Philosophie de l'art" aus dem satten, reinen, blinkenden Bild Hollands die von Samt und Seide rauschende, von Blut rinnende, von Fleisch weich schwellende, mit dem fetten Schmelz reifer Trauben matt glühende Schilderung der holländischen Kunst sich entwickelt?

Wie liest sich dagegen der briefliche Bericht Taines an seine Mutter:

„Die Reise ist ganz angenehm. . . . Ich langweile mich nicht. . . . Ich fische mir viele Ideen aus allem heraus, die ich dann in Paris auszuarbeiten gedenke. . . . Die Reise wird mir nützlich sein, ich werde einige Artikel über Rubens daraus ziehen. . . . Glaubt ja nicht, daß ich in einer Ekstase lebe. . . . Bilder und Kirchen machen mir mehr Freude dadurch, daß sie in mir neue Ideen und Anschauungen erwecken, als durch ihre eigentliche Schönheit. Ich bin Kritiker und kein Künstler. . . ."

Als ob der Kritiker nicht ein Künstler im Empfangen sein sollte, sein müßte?

Eine der besten Schriften Taines ist sein Buch über England; ein englisches Warenhaus und eine Galerie, ein Ladenschwengel und ein Dichter, eine Straße und eine Zimmereinrichtung, das Parlament und eine Fabrik — alles scheint ihn anzuregen, aufzuregen.

Man höre nun den Londoner Bericht an seine Mutter:

„Dieses große London ermüdet mich und macht mich traurig: Ich erfülle gewissenhaft meine Pflicht als Anatom, aber sonst ist nichts mit mir los."

Kaum glaublich ist es, daß sich diese Erscheinung auch in Italien wiederholt.

Was er in Italien gefühlt und gedacht, soll seine Mutter, so schreibt er ihr, aus seinen Notizen erfahren; aus den Notizen, die das Material des berühmten Buches über Italien und der schönsten Kapitel der Philosophie der Kunst werden sollten. „Im Grunde genommen sind diese Aufzeichnungen falsch, sie geben meinen Seelenzustand nicht wieder. . . . Der Künstler und Beobachter schildert sich in ihnen und nicht der Mensch. In Wahrheit ist der Mensch ganz was anderes . . . Um offen zu reden, ist mein Vergnügen nicht sehr groß. . . . Ich bekomme viel Interessantes, doch wenig Genießenswertes zu Gesicht . . . Ich lerne viel und freue mich wenig . . . Die Figuren und Formen reihen sich in ein Ideensystem, die ihnen ein Relief geben. . . Ich fand in den Statuen und Bildern eine zweite Literatur, die die andere erklärt und ergänzt.

Es wäre unnütz, weiter zu zitieren. Er faßt seine ganze italienische Reise als die Wanderung eines Historikers und Psychologen durch die Kunst zusammen. Man könnte diesen Spruch auf sein ganzes Leben und Wirken treffend anwenden. Immer führen weite Strecken vom unzulänglichen Eindruck zur vollen, übervollen Gestaltung, — weite Strecken, auf denen Taine vom Willen und vom Gedanken weitergetragen wird.

Digitized by Google

Wie anders bei Goethe, dessen Reiseberichte weniger als seine Reisebriefe geben und dessen Brief weit hinter dem empfundenen, mächtigen Schauder zurückbleibt, — dessen Wort das Gewaltige, Unmeßbare, Ungeheure des Erlebnisses nur ahnen läßt!

Am empfänglichsten unter allen Künsten war Taine natürlich für Literatur; in alles drängt sich die literarische Reminiszenz — sieht er etwas, so steigen in ihm Leseerinnerungen auf — „mes lectures me reviennent". Seine Spezialität, seine ganz besondere Virtuosität besteht ja eben auch darin, durch geschickt zusammengestellte Berichte Zeiten, Menschen, Landschaften zu beleben. Doch die Empfindung des Allzugrellen verläßt uns auch dann nicht, wenn wir seine literarischen Essays lesen. Immer dieselbe Überfülle, die ein Manko verdeckt. Schriftwerke muß er nicht minder, wie Gegenden, Bilder oder Menschen in sein System reihen, um ein Verhältnis zu ihnen gewinnen zu können.

Was war nun jenes System, welches er für so wertvoll hielt, für welches er so viel Opfer brachte, um dessentwillen er, um es durch Beweise zu stützen, alle Gebiete des Wissens und Fühlens durchwanderte? Eigentlich war's nur ein Umweg Taines um seine „mauvaise nature". Indem er die Erscheinungen in seine Methode hinübergleiten läßt, spielt er unvermerkt das Künstlerische in das Historisch-Psychologische hinüber. Rasse, Zeit- und Milieu-Studien sind seine Anhaltspunkte, seine Leitersprossen, um mit seinem positiven Geist festen Schrittes Höhen zu erklimmen, wohin ein anderer nur im Flug getragen wird. Auch indem er aus der Hypertrophie einer Eigenschaft, aus der sogenannten Dominante gerne eine Person, ein Volk, eine Stadt oder eine Landschaft erklärt, geht er eigentlich nicht der Natur nach, sondern nur seinen eigenen Neigungen. An die Dominante sich klammernd, kann er seiner Darstellung jene Wucht und jenes Relief geben, mit deren Hilfe er sich über sich selbst hinaushebt.

Das Tainesche Essay ist bunt und belehrend, zieht das Mannigfachste in sein Bereich, doch fehlt dabei oft das Eigentliche, das Letzte, das Adäquate des Eindrucks, das wir von Sainte-Beuve immer bekommen. Erblickt man etwas, was man nur aus Taines Beschreibung kennt, liest man ein Buch auf seine Empfehlung, so empfindet man zuerst eine Enttäuschung. Man muß das Auge den matteren Lichtern der Wahrheit anpassen, um des Lebens blassere, aber um so nuancenvollere, abwechslungsreichere Farben genießen zu können. In Taines Schilderung fehlt alles, was die Wirkung und Geltendmachung einer Eigenschaft beeinträchtigt, das Hervorragende in der Natur dämpft. Er stellt zwar seine Charakteristiken gerne aus petit faits zusammen, aber sie werden großen, scharf begrenzten Gesichtspunkten untergeordnet. Das Nebensächlich-Anhängende, das Zufällige gibt jeder Beschreibung Leben und Bewegung — fehlt es, so kann man die großartigsten Wirkungen erzielen, aber immer nur auf Kosten des Lebens, denn diese Macht ist zugleich auch Starrheit. Taine schafft keinen Luftkreis um die Erscheinungen, er hüllt sie in ein dichteres, heißeres Element.

Natürlich liegt in all dem ein Grund von Pedanterie, seine Kunst könnte ein

Digitized by Google

Böswilliger die Rhetorik der Pedanterie nennen. Doch das ginge entschieden zu weit! Denn nie hat noch Pedanterie der größten, der schönsten Empfänglichkeit so ähnlich gesehen, sie noch nie in so mancher Hinsicht übertroffen! Doch bleibt der pedantische Bodensatz immer bestehen. Sainte-Beuve fühlte ihn auch heraus; gab es sogar bei einer Gelegenheit Taine selbst zu verstehen.

Dies geschah, als Taines Buch erschien, worin er unter der Maske eines amerikanischen Schweinehändlers das Pariser Gesellschaftsleben in lustigen, schneidend-herben Croquis schilderte. Das Buch erschien in einem Witzblatt, artikelweise — doch muß man nicht denken, daß Taine lustig war um der Lustigkeit, geistreich um des Geists willen — ob Spaß oder Poesie, alles hat bei ihm dieselbe Funktion, seine Ideen dem Publikum einzuflößen. Nichts aus Freude an den Sachen selbst zu tun, ist auch eine jener Eigenschaften, die ihn immer vom Künstler trennen werden. Indem er nun Sainte-Beuve bittet, seine Meinung über das Werk zu äußern, macht er ihn auch zugleich aufmerksam, daß sein Buch trotz der drolligen Form eigentlich sehr ernst gemeint sei. Es sei nichts weniger und nichts mehr als die Anwendung der Taineschen Lehren auf die Gegenwart.

Sainte Beuve empfand das Groteske des Unterfangens, einigen treffenden Bemerkungen und witzigen Aussprüchen die Geltung von Gesetzen geben zu wollen, und der alte, kluge Fuchs schreibt einen sammtenen, höflichen, dämonisch-sarkastischen Brief. „J'hésite, je flotte . . .", doch eigentlich ist seine Sprache nicht zu mißdeuten:

„Diese Aufzeichnungen haben den Fehler aller Urteile, die Sie über die Gegenwart fällen. Sie wählen da eine äußerst gefährliche Art, Theorien auf ihre Wahrheit zu erproben — an Ihrer Stelle würde ich mehr acht geben. Man kann die Dinge auf die verschiedenste Art ansehen. . ."

Heißt das nicht soviel, als hätte er gesagt:

„Lieber Freund! Sie sind ein Ideolog, ein Doktrinär. Sie erfreuen sich nicht an der Beobachtung von Menschen; Sie wollen eine Lehre triumphieren lassen. Recht schön von Ihnen — es wäre ein Verbrechen, Ihnen das zu verargen — besonders da Sie Ihre Hypothesen so glänzend vortragen können — und macht einem doch nichts auf der Welt so viel Spaß, wie ein schöner Vortrag; doch ich beschwöre Sie, halten Sie Ihre schönen Vorträge über die gute, begrabene, bequeme Vergangenheit, damit die Tatsachen einem nicht in die Augen springen, einem die Freude nicht verderben und Sie sofort widerlegen."

Taine empfand den Stachel nicht, oder wenn er ihn auch empfand, er konnte sich nicht helfen. Er war übrigens in dieser Beziehung sehr arglos. Als er zuerst nach England kam, fand er Land und Leute den Vorstellungen, die er sich über sie gemacht hat, vollkommen entsprechend und folgerte daraus, daß man über das alte Rom und Athen sich nicht minder ein exaktes Bild machen könnte als über London — daß es eine Möglichkeit gäbe, Geschichte der Wahrheit vollkommen entsprechend zu schreiben.

Digitized by Google

Er vergißt immer, daß man „die Dinge auf die verschiedenste Art ansehen kann", er bemerkt nicht, daß er London durch die Brille seiner Ideen und vorgefaßten Meinungen besichtigte. Nur so gelang es ihm dort, die Bestätigung seiner Ideen und seiner Wahrheiten zu finden. Wie sollte man solchem Irrtum nicht noch mehr in versunkenen Städten ausgesetzt sein, zu denen einen nur die Phantasie führt oder eine Wegweiserin, die — dem Anschein nach so züchtig und gelassen — eigentlich noch viel zügelloser ist als die tollste Phantasie: ich meine die Wissenschaft der pragmatischen, der Urkunden erforschenden Geschichte?

IV.

Lehren werden von der Vergangenheit destilliert; vertraut man sich statt dem Leben den Regeln an, so wird man mit der Zeit konservativ; noch so umfassende Lehren reichen nicht aus, um des Lebens immer wechselnde Erscheinungen zu umfassen. Wer hätte das vom jungen Heißsporn Taine voraussagen können, von dem jedes Buch Schulen aufrüttelte, Akademien empörte, daß noch eine Zeit kommen werde, wo er konservativ genannt werden kann. Und doch, er änderte sich nicht, er entwickelte sich nur. Vom Jüngling, der einst Gott in sechs Zeilen beweisen wollte, führt ein gerader Weg zu dem alten Gelehrten, der in allen Begriffen der Ästhetik, der Moral, der Politik, der Geschichte mathematische Verhältnisse finden, in ihnen Kraft- und Quantitätsmessungen anstellen und die Parallele zwischen den physischen und den Kräften, die die moralische Welt leiten, in 8, sage acht, Maximen auch auszuführen sich nicht scheut.

Natürlich mußte Taine selbst vor den notwendigen Folgen seiner Lehren, dem Realismus, erschrecken. Er war es, der einst auf die Wichtigkeit des petit fait, des augenscheinlich unwesentlichen und eigentlich doch so wichtigen Details hinwies, er war es auch, der vor allem menschliche Dokumente ohne Rücksicht auf ihre Schönheit, auf ihren Nutzen oder auf ihre Nutzlosigkeit sammeln wollte — nun, da sich eine ganze Schar junger Künstler dieser Ideen bemächtigt, möchte er diese Vorrechte der Wissenschaft reservieren. Man folgt dem Historiker, wenn er menschliche Abarten darstellt, wie einem Arzt, der seziert. Ein Romancier erzählt jedoch nicht die Wahrheit, er schafft seine Typen frei, und man wird von all den schlechten Gerüchen erdrückt, ohne dafür eine Entschädigung in der Belehrung zu bekommen. Er wird nicht müde, zu wiederholen, daß des Künstlers Größe in der Darstellung seines Ideals liegt, daß es eine Skala des Ideals geben muß, dessen Abstufung nach seiner wohltuenden Wirkung bemessen wird. Kaum ist es zu glauben, daß Taine den neuen Künstlern und Schriftstellern, mit denen er korrespondiert, — als könnte Kritik die Kunst leiten! — immer und immer wieder Hinweisungen auf seine eigenen Ausführungen gibt. Statt Bourget zu sagen: „Gehen Sie Ihren Neigungen nach, je freier, desto besser, seien Sie Sie selbst", überschüttet er den Romancier mit Ratschlägen; immer kehrt die peinliche Wendung wieder: Voyez-ce que j'ai dit là-dessus . . . und der Paragraph wird angegeben, dem man nur zu folgen hat, um ein Kunstwerk zu schreiben.

Digitized by Google

Regeln sind nicht nur Ketten, sondern auch Schranken. Je größer, je bedeutender ein Mensch, um so weniger kommt man ihm mit Regeln nahe; Persönlichkeit ist ja gleichbedeutend mit Ausnahme. Das Wort, so heißt eine Regel Taines, sei nicht da, um mit der Farbe zu konkurrieren; deshalb sei die allzu große Sorgfalt der Beschreibung in Flauberts Büchern verfehlt. Selbst eines solchen Mannes halber ist er nicht gewillt, die struppige Hecke seiner Regeln zu durchbrechen; da er ein für allemal festgestellt hat, daß Worte im Kampf mit der Farbe den Kürzeren ziehen, will er davon nichts wissen, daß die Worte eines Flaubert diesen leuchtenden Kampf nun doch getrost wagen können.

Dem Stil der Modernsten hält er wieder entgegen, daß man vor allem für die Augen schreibe und daher einen klaren Ausdruck wählen müsse. Immer eine Verstandesvorschrift! Gewiß: Klarheit ist eine ausgezeichnete Qualität — aber es gibt viele Künstler, die ihre Ziele in der nebligen Verschwommenheit des Ausdrucks besser erreichen können. Weshalb ihnen das verwehren? Taine warnt seine Tochter vor Verlaine wie vor einer Gefahr. Seine Motivierung ist wahrhaft erschreckend. Er geht davon aus, daß jedes Kunstwerk zwei Teile habe: der eine sei der lebhafte, malerische Ausdruck, der andere hinwiederum das Intellektuelle, das Planmäßige der Komposition, die logische Aneinanderreihung. Dieses letztere vernachlässigten nun die Impressionisten: Verlaine, die Goncourts, Daudet usw.

Natürlich kann Taine keine deutsche Prosa vertragen. Er vergleicht die Romane Goethes mit den Schriften der geschwätzigen Pedantin Frau Cottin. Den riesigen Unterschied zwischen schwächlichem, geschwätzigem Sichgehenlassen und ruhigem Ausbreiten, den weithin tragenden, stillen Schlag mächtiger Flügel scheint er gar nicht zu fühlen. Er ist zu sehr an Balzac, Stendhal und Mérimée, überhaupt an die französische Novelle gewöhnt, durch sie zu sehr verwöhnt. Eine Geschichte, die nicht dasteht, wie auf eigenen Füßen, wie seit einer Ewigkeit, wie von niemandem geschaffen, die sich nicht selbst zu erzählen scheint und, wie die deutsche Novelle, den Erzähler in der Erzählung sehr stark fühlen läßt, die merkwürdig verschlungene Mäanderwege beläuft, fortwährend mit Einsturz droht, die nur von der immerwährend sich in die Handlung einmischenden Persönlichkeit des Autors wie von einer stützenden Säule emporgetragen wird, verdient nach Taine nicht einmal den Namen eines Romans oder einer Novelle. Welch Glück, daß er sein geplantes Buch über Deutschland nicht geschrieben hat. Man denke sich folgende Idee als Dominante eines Werkes nach Taines vergrößernder, vergröbernder Art ausgeführt:

„Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ von Schiller, „Dichtung und Wahrheit“, „Die Wahlverwandtschaften“ von Goethe sind schlecht geschrieben, das heißt überhaupt nicht geschrieben; sie enthalten einen Grund akademischer Phrasen. Diese Menschen haben keine Ahnung vom Werte eines Wortes, einer Wendung; sie können nicht synkopieren, einen Punkt nicht mit Licht bescheinen lassen, nicht eine Bewegung,

Digitized by Google

eine Landschaft zeigen. Ich könnte sogleich zwanzig kleine Schilderungen des Witzblattes „Vie Parisienne" nennen, die alle gelungener sind. Unsere großen Schriftsteller überragen sie um hundert Fuß."

Die Ursache der Überlegenheit des Franzosen sieht Taine hauptsächlich darin, daß seine Landsleute, wenn sie schreiben, immer den Leser vor sich sehen; sie vergessen nie, daß sie es mit einem nervösen, wählerischen, ungeduldigen Weltmann zu tun haben, der starke Emotionen braucht. Da finden wir, wie die Selbsterfahrung Taines ihn zu der einseitigen Idee bringt, ihn darin einschließt: Stil sei reine Gedankenübertragung. Taine scheint nicht zu ahnen, daß sie auch Selbsterlösung, Selbstdarstellung sein kann! Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß die meisten Werke, alle Werke, die ihren Weg am leichtesten durch die Weltliteratur machten, in Taines Sinne geschrieben wurden. Nun gibt es auch eine andere, gewiß nicht so erfolgreiche, aber nichtsdestoweniger gleichwertige Art, zu schreiben, welche am meisten in England und Deutschland gepflegt wird; zu schreiben, ohne an Leser zu denken. Ich zitterte immer für Taine, daß ich in seinen Briefen irgendwo den Namen Gottfried Kellers erwähnt finden könnte. Der Züricher Stadtschreiber, der unbekümmert um Leser oder Zuhörer seine Seele in Laute hineinflüstern, in das Wort bald schimmerndes, bald dämmerndes Licht bringen will, der oft auf einer und derselben Seite schaurige und schnurrige Phantasien, tief eindringende Lebenserfahrung und tollen Spaß, realistische Beobachtung und ein wahnsinniges Hirngespinst ineinandermengt — er hätte Taines romanisch-französische Ideen über Komposition und Darstellung alle über den Haufen geworfen, und ratlos, eindruckslos hätte er Seiten und Seiten hinabwürgen müssen. Ich könnte ja Taines Gesichtspunkt begreifen, doch freue ich mich, daß mein Gerechtigkeitssinn nicht allzusehr auf die Probe gestellt wird. Auch läßt mich der Umstand, daß Taine in Goethe akademische Phrasen vermutet, für ihn hoffen, daß er nicht genug Deutsch verstand, um sich über Worte, die Goethe vom saftig grünen Stengel des Begriffs wie purpurne Blumen abpflückt, ein Urteil bilden zu können. Chauvinismus darf man Taine nicht vorwerfen, — ihm fehlte einfach der Sinn für germanische Art — was um so merkwürdiger ist, als kein Franzose die angelsächsische Art so begriffen hat, wie der Geschichtsschreiber der englischen Literatur. Auch ist sein Unverständnis nur auf die deutsche Prosa beschränkt, — der Gedankenarbeit des Deutschen, der deutschen Musik und Lyrik zollte er volle Anerkennung. Goethes Faust nimmt er immer wieder vor einen seiner schönsten Artikel schrieb er über die Iphigenie. Für diesen Artikel soll ihm auch verziehen werden, wenn er in einem unbedachten Moment den Ausspruch wagte, daß alle deutschen Prosaisten zusammengepreßt werden könnten, ohne daß man aus ihnen den Saft nur eines einzigen Turgenjeffschen Blattes auspressen könnte.

Hätte er wenigstens Tolstoi gesagt, — oder meinetwegen auch Dostojewski — aber Turgenjeff, das ist denn doch zu arg!

Digitized by Google

Die deutsche philologisch-historische Wissenschaft respektiert er zwar sehr, aber er weiß von einem anderen Humanismus und ist von dessen größerer Kulturkraft durchdrungen. Mir scheint, er habe hier den Nagel auf den Kopf getroffen. Es ist ein spezifisch deutscher Irrtum, die humanistische Wissenschaft als etwas Intimes zu betrachten. Wissen wird von anderen empfangen, und soll es nicht als aufgehäuftes Material verwesen und vermodern, so muß es durch Weitergabe im lebhaften Kreislauf erhalten werden. Doch die meisten wissenschaftlichen Werke, die in Deutschland entstehen, sind eher Mitteilungshindernisse als Mitteilungswege. Alle Taineschen Ideen haben in der didaktischen, also zur Mitteilung geschaffenen und Klarheit erfordernden Prosa ihre Berechtigung. Taine versteht zwar, daß ein Esprit complet sein Leben der Erforschung römischer Altertümer widmet, doch wenn er zur Lektüre eines derartigen Buches kommt, dann gähnt er, langweilt sich und meint, der Autor sei zwar lehrreich, gelehrt und anständig, sonst aber nichts! Er scheine nichts gedacht und empfunden zu haben — wenigstens habe er es versäumt, seine Ideen und Gefühle in andere übergehen zu lassen. Ein derartiges Bestreben wird sub titulo französische Frivolität verurteilt. Unter dieser Bezeichnung wird auf Kunst, Stil, Talent, Ausführung ein Anathem geworfen, als ob Sainte-Beuve nur deshalb schön geschrieben hätte, um Rhetorik zu treiben, um sich angenehmen Phantasien zu überlassen! „Der französische Gelehrte ist Psychologe, Liebhaber seelischer Sonderbarkeiten, sein Mittelpunkt ist die Kenntnis des Menschenherzens und der Menschenseele, daher ist der Stil, die feine, nuancierte, genaue Form ein notwendiges Instrument. Gut schreiben ist nicht Selbstzweck — es geschieht, um Nuancen wiederzugeben und zu malen."

Als Taines großes Geschichtswerk erschien, machte ihm Gaston Paris den Vorwurf, daß es zuviel Dokumente enthalte — die Archive bewahren ja diese Schriften — wem es Spaß mache, der könne sie auch herausgeben, aber wozu reihe sie ein Taine seinen Werken ein. Taine findet an dieser Kritik nichts auszusetzen — er fühlt, daß ihm die Kraft gefehlt habe, um den Materiallenhaufen jenen Ruck zu geben, der das Ganze beleben soll. Keinen Ruck ins Phantastische, aber einen Ruck ins Künstlerische! nicht wie Michelet, aber wie Macaulay möchte er vorgehen, das wäre sein Ideal in der Geschichte, das er mit Wehmut gesteht, nicht voll erreicht zu haben.

Taine ist eben mit dieser Riesenarbeit beschäftigt, als ein junger deutscher Dozent, der dem Material diesen gewissen Ruck zu geben so wie keiner verstand, ihm seine Arbeiten einsendet. Taine schien an denselben ein gewisses Gefallen gefunden zu haben, aber eine Bedeutung mißt er den Schriften nicht bei. Der arme Nietzsche nahm die höflichen Phrasen zu ernst und bemerkte gar nicht, daß Taine unter anderem, um Nietzsches Ideen zu charakterisieren, den Ausdruck boutades gebrauchte — eine Bezeichnung, die man entschieden nicht unpassender hätte wählen können, die höchstens für Geistesblitze eines Dumasschen Raisonneurs oder eines Wildeschen Paradoxjägers gebraucht werden könnte. Berühmte Menschen sollten sehr acht geben, wenn sie von

Digitized by Google

ungen Leuten aus aller Herren Ländern mit Ehrenexemplaren überschüttet werden. Mit einer höflichen Antwort ist es nicht getan; um sich vor der Zukunft nicht zu kompromittieren, muß man erkennen. Besser nicht antworten als verkennen. Da Nietzsche eine Besprechung zu fordern scheint, so wird ihm Bourdeau empfohlen als tüchtiger Kenner deutscher Literatur. Man muß nur Bourdeaus Buch über deutsche Poeten und Humoristen lesen, um einzusehen, wie traurig es mit der tüchtigen Kenntnis dieses Mannes um die deutsche Literatur bestellt ist. Schade, daß Taine die Rolle des Nietzsche-Entdeckers versäumt hat und sie Brandes überließ. Taine, der die Größe Nietzsches erkennt, das wäre ein großartiges Schauspiel gewesen — die Übertragung der Fackel aus der Hand eines Siegers in die Hand eines anderen.

Nietzsche begrüßte Taine als seinen Meister, heute verdunkelt Nietzsches Name selbst in Frankreich den Namen Taines. Wer schließlich vor der Nachwelt größer dastehen wird, das werden die Enkel entscheiden. Beide haben je eine Generation erzogen — der eine war, der andere wäre aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinen Zöglingen unzufrieden gewesen.

Für Taine ist jetzt eine kritische Zeit, die Zeit der Auflehnung, der Reaktion gekommen. Er und seine Zeitgenossen versprachen sich zu viel von ihrer Wissenschaftlichkeit; sie meinten, die Induktion würde alles geben, was die Deduktion verweigerte: eine soziale Hygiene, eine positive Schönheitslehre, Gesetze der Moral usw.

Taine wollte einer Idee dienen, die in hundert Jahren die Welt unterjochen sollte — ein halbes Jahrhundert lang ist ihm dieses Werk gelungen. Es war ein heilsames Werk! Doch als die Sucht nach Regeln und Generalisationen zu allgemein wurde, oder gar vorerst in Einzelforschungen stecken blieb, und dabei das Vertrauen am Zweck der Forschung, an eben jenen Regeln und Verallgemeinerungen, immer mehr dahinschwand, mußte in uns die freudige Ehrfurcht wachsen vor dem ewig Entschlüpfenden des Ausnahmefalles, des Kunstwerks an sich mit seinem inneren Leben und Beben, mit seinem geheimnisvollen, von Persönlichkeit und Zeit getrennten und doch so mächtig wirkenden Dasein. Für Taine und Genossen war das Kunstwerk ein Zeichen, ein Dokument — an sich ganz wertlos — das nur als Gehäuse eines lebenden Wesens seine Bedeutung erlangt. In der Einleitung der englischen Literaturgeschichte stellt er die Frage, worin eigentlich die Schönheit einer modernen Gedichtsammlung läge? Die Schönheit — so gibt er sich zur Antwort — sei das Abbild eines modernen Menschen, „eines behandschuhten Herrn im schwarzen Rock, der seine Schulen absolviert hat, der viel gereist ist, der jeden Abend an fünfzigmal grüßen muß und zwanzig Damen geistreiche Bemerkungen zu sagen verpflichtet ist, der frühmorgens seine Zeitung liest, zumeist im zweiten Stock wohnt, seiner Nerven wegen nicht zu lustig sein kann, . . . das ist es, was wir in Meditationen oder modernen Sonetts auffinden." Auf ähnliche Weise entrollt er das Bild des Franzosen aus dem achtzehnten Jahrhundert, des Griechen aus der klassischen Zeit, des Indiers usw.

Digitized by Google

Uns erscheint das ein mageres Resultat der Beschäftigung mit Kunst. Die Kenntnis der Zeit, des Ortes und der Persönlichkeit hat für uns nur insofern einen Wert, als sie den Genuß am Kunstwerk erhöht; der Kunstgenießer zieht Völkerkunde, Psychologie, Geschichte, Altertumswissenschaft nur zu diesem Zweck bei; für ihn sind Wissenschaften der Kunst zuliebe da und nicht umgekehrt. Um das Bild jenes Herrn im schwarzen Rock, ja sogar um mir das Bild eines gepuderten, mit Maschen und mit Pluderhosen gezierten Herrn am Hofe Ludwig des Vierzehnten, eines griechischen Athleten, Chormeisters oder Epheben, eines indischen Priesters oder Königs vorzustellen, brauche ich ja keine Gedichte. Ich werde an die Persönlichkeit denken, wenn er Goethe, Byron, wenn er Molière, Horaz oder Euripides heißt, ich werde ihn zu vergessen trachten, wenn sein Name Victor Hugo, Zola oder Hauptmann, wenn er ein Racine, ein Vergil, ein Pindar ist — lauter Menschen, die durch sich selbst ihren Werken keinen neuen Reiz zu verleihen imstande sind. Und was besonders die Vergangenheit betrifft, so kann mir die Tatsache, daß Männer selbst wie Horaz oder Euripides gelebt haben, ziemlich gleichgültig sein; außer, mich reizt ihre Sonderlichkeit als ein Kuriosum. Von Belang ist unser Verhältnis zu dieser Sonderlichkeit; nicht wie jemand gelebt hat, sondern was noch von ihm lebt, nicht was er war, sondern was er noch ist, soll der Kulturforscher feststellen. Im übrigen soll damit Taine kein Vorwurf gemacht werden — er war ja ein Kulturforscher, er gab einer realistischen Zeit, was sie verlangte, nämlich: Dokumente und positive Aufklärungen über die Kunst. Wir haben nur noch nicht die Ruhe erlangt, um in seiner Arbeit den Schwung, die Linie des Talents, die Entfaltung der Persönlichkeit zu beobachten. Wir stehen ihm wie einem Feind gegenüber und wollen ihn bezwingen.

„Ich fasse auf? Nein! ich singe!“ sagte einst eine junge Sängerin, die für die Auffassung irgend einer Rolle von einem Kritiker belobt wurde.

Ich fasse auf? Nein! ich dichte, erzähle, male, meißle, musiziere! . . . das ist unsere Philosophie der Kunst. Jeder hat recht, der's trifft, und Taine hat doppelt recht, da er's traf, wie selten einer. Er hatte die glänzendste Entschuldigung jeder Theorie, jedes Glaubens, jedes Dogmas — ein Skeptiker würde noch sagen jeder Tat — das Talent, das große, seltene, herrliche Talent!

Digitized by Google

Im Familienhause.

Von

Gustav Wied.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Alfons Fedor Cohn.

Schneiders Kesten vertrug es jetzt nicht mehr, zu Bett zu liegen. Sie konnte so schlecht Luft holen, wenn sie lang lag. Darum saß sie gern unter Kissen und Decken verpackt in einem alten, rotgestrichenen Armstuhl mit ausgebuchtetem Rücken.

Es war weiter nichts von ihr zu sehen, als das Gesicht und die Hände. Das Gesicht war klein und welk, mit bösen, triefenden Augen. Und die Hände lagen in ihrem Schoß gefaltet, mit großen Gichtknoten auf allen Gelenken.

Sie hustete hohl wie ein Mann, aber ihre Stimme war dünn und schleppend. Unter der schwarzen Wattehaube hatte sie stets ein paar längliche Kräuterkissen. Eins über der Stirn und eins hinten im Genick. Denn die Gicht konnte sie bisweilen überfallen, grade wenn sie saß.

Sie hatte die mittelste Stube unten im Familienhause am Brachwege. Auf dem nördlichen Ende wohnte Maren Fars, die an zwei Stöcken ging und eine Tochter hatte, die „wunderlich" war. Die südliche Stube wurde von Hemming Terkel mit Frau und sechs Kindern bewohnt. Hemming war „heilig" und hielt oft Erbauungen zu Hause oder Versammlungen im Walde ab, wo er auf dem Deckstein eines ausgegrabenen Hünengrabes stand und „des Herrn unendliche Gna—ade durch Jesum Christum" verkündete.

Kesten war meine Amme gewesen. Sie war seinerzeit schlimm davongekommen mit dem sommersprossigen Schuhmachergesellen, der ein paar Jahre in der Gemeinde hauste und Petersen hieß. Der aber später spurlos verschwand und drei Witwen hinterließ, wovon die eine Zwillinge bekommen hatte.

Da Kesten sonst als ein anständiges und gesundes Mädchen bekannt war, wurde sie meine Amme. Ich mochte sie sehr gern und besuchte sie immer, wenn ich nach Haus kam.

Später erbte sie ein Haus hier drüben in Kamstrup und ging von Lolland fort und verheiratete sich. Da fing sie an, für Leute zu nähen und zu flicken. Saß auf den Höfen herum, tageweis für Kost und zwölf Schilling. Aber jetzt war die Brust schlimm geworden von dem scheußlichen Wetter, in das sie oft hinaus mußte. Und dazu war noch die Gicht gekommen.

Auf den Namen ihres Mannes kann ich mich nicht mehr besinnen. Wahrscheinlich weil er am häufigsten unter der Bezeichnung Schneider-Kestens Mann ging. Er war sehr auf Branntwein, wurde aber doch beizeiten von Hemming Terkel und Kaplan Möller bekehrt. Und starb danach in einer Irrenanstalt an religiösem Wahnsinn. Er litt an

Digitized by Google

der fixen Idee, daß er nur vier und ein halbes Jahr und drei Monate alt wäre. Aber behauptete nichtsdestoweniger, daß er seinerzeit bei Mariä Verkündigung zugegen gewesen sei.

Ein Jahr nach seinem Tode verkaufte Kesten das Haus und zog in die Mittelstube am Brachweg, wo Maren Fars ihr zur Hand ging, jetzt, wo sie außerstande war, sich selbst zu helfen. Kinder hatte sie keine seit dem vom Schuhmachergesellen, das mit sieben Monaten gestorben war. — — — — —

Eines Abends kam ich auf einem meiner Spaziergänge am Familienhause vorbei.

Maren huschte grade aus Kestens Tür und hüpfte an ihren beiden Stöcken auf dem Steinpflaster längs der Mauer hin zu ihrer eigenen Wohnung. Sie war eine flinke kleine Frau mit einem schlagfertigen Mundwerk.

„Guten Abend, Maren!" grüßte ich ziemlich laut, da sie etwas schwerhörig bei bestimmtem Winde war.

„'nabend, 'nabend!" sagte sie erschrocken und blieb stehen. „Wer ist denn da?"

„Ich bin's," sagte ich und ging näher.

„So — ah, d e r ist's!" sagte sie beruhigt. — „Man kann ja nie wissen, w e r da rumkriecht! — — Aber gu'nabend soll ich doch zuerst sagen," fuhr sie fort und streckte ihre rechte Hand hin, nachdem sie beide Stöcke in die linke genommen hatte.

„Guten Abend, Maren!"

„Au, Satan," schrie sie und zog ihre Hand rasch zurück. „Ich habe ja einen verschworenen Mittelfinger, hab' ich."

„Herrgott, wie ist denn d a s gekommen?" fragte ich teilnehmend.

„Gekommen, gekommen ja!" sagte sie. „Einer schneidet und sticht und reibt ja für sich selbst und auch für andre, da kommt ja sowas immer vor. — — Wollen Sie vielleicht 'rein zu Kesten, Johannes?" fragte sie, „mit 'nem halben Viertel Kaffee, hi, hi?"

„Nee, daran hatte ich eigentlich nicht gedacht," sagte ich.

„Och, ja, ja, ja!" seufzte Maren plötzlich.

„Steht es schlecht mit Kesten?" fragte ich.

„Ja—a, das ist schon so," sagte Maren und seufzte wieder. — „Es ist wohl richtig am allerletzten, glaub' ich, möcht' ich vermuten." — — „Aber ich muß sagen," fuhr sie fort, „daß sie in ihrem Leben reichlich ausgestanden hat, und der liebe Gott hätte ihr ruhig das bißchen Bereitwilligkeit früher erzeigen können."

„Davon verstehen wir Menschen nichts, Maren!"

„Nee, nee," sagte sie schnell. — „Ich rede sowas auch nicht so sehr oft!"

„Ich glaube, Kesten singt?" sagte ich und lauschte.

„Ah, Gott besser's! — — Nee, das sind die Heil'gen am Südende! — — Die singen und die trällern, und das ist ohne Maß mit ihrer Freud' und Herrlichkeit!"

„Ich gehe doch etwas hinein zu Kesten," sagte ich.

„Ja," nickte Maren, „sie hat Sie ja auch in der Wiege gewartet, Johannes. — —

Digitized by Google

Aber ich muß nach Inger sehn!“ unterbrach sie plötzlich. „Der Deibel weiß sonst, worauf sie noch kommt.“

„Ist es gar nicht besser mit ihr?“

„Die wird auch niemals besser,“ sagte Maren und fuhr mit ihrem einen Krückstock durch die Luft. — „Sie ist von Geburt an gezeichnet, will ich Ihnen sagen, und mit der Art Menschen ist kein Auskommen! — — Adje!“ sagte sie dann und hüpfte weiter über die spitzen Pflastersteine.

Ich öffnete die Tür und trat in die Küche, die zu Kestens Stube gehörte.

Auf dem Herd stand ein Topf über ein paar glühenden Kohlen. Und es roch darin nach Torf.

Ich klopfte an und öffnete die Tür zur Stube.

„Ist das Hemming?“ kam es von Kesten, die mit dem Rücken gegen mich saß.

„Nein, ich bin's, Kesten,“ sagte ich und ging zu ihr hin. „Wie geht's dir?“

„Gu'nta—ag,“ sagte sie langsam und schleppend und versuchte mir die Hand zu reichen, aber die sank wieder auf ihren Schoß zurück. „Bist du das, Johannes? — — Ja, hier sitze i c h,“ sagte sie und hustete.

Den Gesang drin bei Hemmings hörte man deutlich durch die Wand:

O Jesus, der von Ost und West
einlädst zu deinem Hochzeitsfest
aus allen Erdenländern,
durch deinen Geist, Wort und Gebot,
das in die Welt ausgehen tut,
dein Reich laut zu verkünden
vor aller Welt in Sünden.

„Wie geht es, Kesten?“ fragte ich und nahm einen Stuhl, mit dem ich mich neben sie setzte.

„Ja—a, ich glaube ja, es ist'n bißchen besser mit dem Husten.“

„Und die Gicht?“ fragte ich.

„Ja—a, d i e kann ja zuzeiten böse werden. — — Aber nu hab ich ja die Katzenfelle bekommen.“

„Na, sieh mal an. — — Ist der Doktor unlängst hier gewesen?“

„Nein, die brauchen ja die Pferde,“ sagte Kesten in ihrem schleppenden Ton, „vor nach der Ernte kommt er wohl nicht.“

Und der Gesang drinnen hinter der Wand ertönte:

Doch wer von dir geladen war
und bald von aller Frommheit bar
sich ird'schem Sinn vertraute,

Digitized by Google

auf den kommt deines Zornes Schal'
und du sprichst dann: mein Abendmahl
soll nimmermehr den letzen,
den Weltlust kann ergetzen.

„Die singen wohl?" sagte ich.

„Ja—a," sagte Kesten und hustete, während der Schleim ihr in der Brust rasselte. Und sie sangen lauter, der Mann, die Frau und die Kinder. Und sie sangen falsch:

Doch fest gegründet steht der Herr
und sein Geist siegelt die Gewähr;
der Herr erkennt die Seinen.
Durch unsern Geist zeugt Gottes Geist,
daß er uns liebe Kinder heißt;
wenn wir auf ihn nur hören,
läßt er uns selbst gewähren.

„Soll ich nicht hineingehen und sie bitten, aufzuhören?" fragte ich.

„Ne—in, das ist grade so schön anzuhören," sagte sie. — — „Was hast du heute für mich mit, Johannes?" fragte sie nun.

Sie saß und wackelte still mit dem Kopf. Und die Finger in ihrem Schoß lagen ineinander gefaltet, soweit sich das bei den Gichtknoten tun ließ.

„Ich habe garnichts, Kesten," sagte ich. „Als ich von Haus fortging, hatte ich nicht die Absicht, dich zu besuchen."

„So—o, nein, versteht sich," murmelte sie. „Aber mit Kaffee sollst du nicht mehr kommen."

„Nicht?"

„Ne—in, das sollst du nicht," wiederholte sie; „denn da sitzen bloß Maren und Inger und trinken alles aus — — ich kann die nicht länger ausstehn."

Und sie sangen:

O Jesu, Seelenhirte gut,
dein Heil bringt mich in sichre Hut,
da ich verloren schweife,
verirrt in Irrwahns Wüstenei
tief in der Sünde Düsterheit
da rette mich, du Leiter,
zu deiner Herde weiter.

„Wozu würdest du denn Lust haben?" fragte ich.

„Ja—a," sagte Kesten und sah beinah leckerhaft aus, „wenn das möglich wäre,

Digitized by Google

daß du mir die schaffen könntest, Johannes, so glaube ich schon, daß ich ein paar Stückchen geräucherten Aal essen möchte."

„Das wäre ja möglich," sagte ich, „Aber es ist vielleicht etwas schwierig, ihn in der Jahreszeit zu bekommen."

„Ja—a, das ist es wohl," sagte sie, „dann muß man schon sehn, ohne ihn zu leben. — — Wann reist du?" fragte sie plötzlich.

„Das ist noch lange hin, Kesten."

„Ja—a, dann seh ich dich ja bei meinem Begräbnis," nickte sie beruhigt. — „Das sagte ich auch schon zu Maren —"

Kesten bekam einen Hustenanfall und hielt sich die Brust.

„Ach, ja, ja, Gott ja, Va—ter!" stöhnte sie.

Aber drin bei Hemming sangen sie:

Ach lieber Gott, Erlöser mein,
dein Geist gieß' Licht und Kraft mir ein,
daß ich mich selbst erkenne,
und was dir höchlich wohlbehagt
und darauf denke Tag und Nacht,
die Sünde ganz vernichte
und neu den Geist erriehte.

Und damit hörte der Gesang auf.

„Du sagtest ja vorhin, daß es besser wäre, Kesten," versuchte ich aufmunternd.

„Ja—a," murmelte sie, „aber das ist bloß schon der Tod. — — Denn gestern abend, wie Maren mich zu Bett gebracht hatte, und ich wollte anfangen einzuschlafen, da springt die Küchentür auf, daß es rasselt. — — Und wie Maren am Morgen reinkommt, da sagte sie, es roch hier so nach verbranntem Buchsbaum und versengten Tannenreisern, sagte sie — — und das weiß ja jeder, was das bedeutet."

„Das ist der Torf," sagte ich. „Von dem riecht es so stark draußen in der Küche."

„Und die Tür stand weit offen," murmelte Kesten.

„Das ist der Wind gewesen," sagte ich. „Es war ja gestern abend sehr windig."

„Und ich sah Feuerslohen hier vor dem Fenster," fuhr sie fort, „die hüpften und die sprangen vor meinen Augen. — — Ich habe nichts mit euch zu schaffen!" rief sie nun, „denn ich habe Gottes Wort vernommen und bin oft zum Abendmahl gewesen, als ich noch auf meinen Beinen stehen konnte! — — Und dann sah ich unsern Herrn Jesus am Kreuz!" fuhr sie fort und ihre Augen leuchteten — „und seine hei—ligen Wun—den sah ich — — und er streckte die Arme nach mir aus und sagte: komm zu mir, Kesten! sagte er. Gottes Rei—che gehören dir, sagte er, alldieweil du vernommen hast das ewi—ge Heil — —"

Digitized by Google

Hier bekam die Alte wieder einen Hustenanfall. Und ich mußte ihr den Kopf mit meinen Händen halten, während sie sich im Stuhle wand.

„Ja, ja," sagte ich, „das ist ja alles ganz schön, Kesten! Aber du sollst doch nicht so viel sprechen."

„Und nu hab ich Hemming gebeten, heut abend hier rein zu kommen", begann sie wieder, ohne darauf zu achten, was ich sagte — „und eine kleine Erbauung zu halten mit Gebet und so. — Denn e r war's doch, der Hans Jörgen den Branntwein abgewöhnte, so daß er im Glauben seiner Mutter starb. — Denn Hemming legt die Schrift so hübsch aus!" schloß sie.

Man hörte Schritte von Pantoffeln und Holzschuhen draußen in der Küche. Und Maren kam in die Stube mit ihrer Tochter.

„Ist es Hemming?" fragte Kesten.

„Nein", sagte Maren — „aber er kommt gleich. — Setz du dich dahin, Ingerchen", fuhr sie fort, zur Tochter gewandt. — „Du brauchst nicht bange vor d e m zu sein, denn das ist ja Johannes oben vom Hof."

Aber Inger wollte wieder aus der Tür. Sie murmelte ein paar unverständliche Worte und suchte an der Mutter vorbeizukommen.

„Nein, nicht doch, nicht doch!" sagte Maren und hielt sie am Arme zurück.

„Ist das Inger?" kam es von Kesten.

„Ja", sagte Maren, „sie ist bange vor Johannes, ist sie, das dumme Tierchen! — — Sitz' jetzt nur ruhig", sagte sie und drückte die Tochter vorsichtig auf einen Stuhl am Fenster nieder — „er tut dir wirklich nichts! — — Sie soll auch ein Gotteswort hören", fuhr Maren fort und nickte zu mir hin. — „Sie kommt ja nie in die Kirche, und lesen kann sie auch nicht."

Inger hielt sich fast immer in den vier Wänden auf, und es war das erstemal, daß ich sie in der Nähe sah. Sie war ein lang aufgeschossenes Mädchen von neunzehn — zwanzig Jahren. Die Leute sagten, daß sie noch nicht richtig sprechen konnte. Ihr Gesicht war breit und gelblich. Die Augen groß und wasserblau. Ihre Nase war zur Hälfte von Krebs weggefressen, und durch die Höhlen staken zwei kleine Guttaperchaschlangen.

„Es ist wohl am besten, ich mache den Kaffee, bevor Hemming kommt?" fragte Maren.

„Ja, mach du den Kaffee", sagte Kesten. — „Aber i c h will keinen haben!"

Maren ging in die Küche. Und augenblicklich stand Inger auf und ging ihr nach.

„Kannst du denn jetzt auch all die Störung vertragen?" fragte ich Kesten.

„Wenn Hemming nur bald kommen wollte!" murmelte sie.

„Da ist er gewiß", sagte ich, da ich Holzschuhtritte draußen auf dem Steinpflaster vernahm.

„'nabend, 'nabend!" sagte Maren draußen in der Küche. — „Bitte geh rein, bitte,

Digitized by Google

Hemming! — — Es ist nur Johannes oben vom Hof. — — Hast du Tassen mit, Trine? denn wir haben ja nicht mehr draußen als wie drei Paar."

Hemming trat in die Stube.

Er arbeitete im Garten oben auf unserm Gut, wir waren also alte Bekannte. Ich ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand.

„Glaubst du auch, daß Kesten das hier aushalten kann?" fragte ich.

„Was da in Gottes Namen geschieht, Herr Johannes, das kann niemals einem Menschen Verdruß machen!"

„Ja aber — —"

„Ist es Hemming?" fragte Kesten — „dann komm doch hierher!"

„Sollen wir erst Kaffee trinken?" fragte Maren und steckte den Kopf durch die Küchentür.

„Nein," sagte Kesten — „nein — — es ist solche Unruhe in mir!"

„Ja, denn sie hat Gesichte."

„Dann ist es wohl am besten, wir beginnen?" fragte Hemming und sah auf mich.

„Ja, ich bleibe hier", sagte ich schnell. — „Wenn ich darf?"

„Ich verwehre keinem, die Berufung zur Gnade zu empfangen", sagte Hemming und ging hin und öffnete die Tür nach der Küche.

Und Maren kam herein und Trine und alle Kinder. Sie nickten mir ernst zu und stellten sich in einer Reihe an die Wand. Nur Inger setzte sich hinter die Mutter auf den Stuhl am Fenster. Alle sahen sie feierlich aus und doch mit einem Anstrich verdrossener Schläfrigkeit.

Hemming stellte sich vor Kesten hin mit dem Rücken gegen ihr Bett. Er stand einen Augenblick und stierte auf den Boden. Darauf faltete er die Hände und sah zur Decke empor.

Es war jetzt so still in der Stube, daß ich das leise Rascheln der Blätter draußen in den Pappeln hörte. Selbst der rasselnde Atemzug der Kranken war gedämpft.

Und Hemming betete:

„Allbarmherzigster Gott und Erlöser! — — Sieh mit den Augen deiner bodenlosen Barmherzigkeit hernieder auf den elenden Zustand unserer armen, sündigen Herzen! — — Erleuchte die Augen unseres Sinnes mit den Strahlen deines himmlischen Lichtes, bring' Licht in unser Dunkel, daß wir recht erkennen dürfen unser Inneres, die Beschaffenheit unseres Herzens und gib deine Gnade dazu, daß wir uns ganz und gar loszureißen vermögen davon, was an uns hanget, von dem jämmerlichen Zustand. Bewahre uns davor, allmächtiger Erlöser! daß wir niemals wieder mit freiem Willen unser Herz dem teuflischen Feinde überliefern mögen, niemals es ihm einräumen als Heim oder Wohnstatt irgendwelcher Art! — — Befreie du uns, Allmächtigster! von aller Ansteckung der Sünde! nimm unsre sündigen, unreinen Herzen fort von uns und schaffe

Digitized by Google

in uns ein neues und bereite dir in uns eine neue und behagliche Wohnstatt zu deines heiligsten Namens Verherrlichung, o Jesus Christus! — Amen."

Augenblicklich fielen Hemmings Frau und Kinder mit Gesang ein:

„So schrecklich ist es ja, daß Satans arge List
auf Menschenkinder solche Macht gewinnt,
daß er sie feste faßt
und sie in Sündenlast
nur fröhlich weitergehen
und niemals darauf sehn,
was wird geschehn!"

Kesten saß vornübergebeugt und stierte mit ihren kleinen rotgeränderten Augen Hemming steif ins Gesicht.

„Mehr, mehr!" murmelte sie.

Hemming holte tief Luft und begann:

„Wie das Leben hier auf Erden, so wird das Leben droben! — — Wandelst du hier auf Erden ohne Gottes Hilfe und ohne Jesum, unseres ewigen Erlösers Hilfe, ohne Glauben und ohne Gebet, so gehest du auch da ohne Jesus und gehest dahin, wo das Heulen und Zähneklappen ist in der ewigen Qual des brennenden Höllenfeuers."

„O Gott, o Gott!" stöhnte Kesten. „Va—ter, Va—ter!"

„Gna—denvoller Erlö—ser im Himmel!" sagte Maren in ihrer Ecke.

„Hemming!" sagte ich und ging auf ihn zu. „Sie kann das nicht aushalten, ich sagte dir es ja."

Aber Hemming stand ruhig vor mir mit seinen gefalteten Händen und antwortete nicht.

„Die Gna—de?" murmelte Kesten. „Die Gna—de? — — Denn da g i b t es auch Gnade, Hemming?" bat sie und reckte ihre zitternden Arme zu ihm auf.

Und Hemming trat hin an den Stuhl und legte seine Hand ihr auf den Kopf.

„Komm nur, wie du bist," sagte er — „mit all deiner Sünde und all deinem Unglauben zu Jesus und bitte ihn um die Kraft, zu glauben, so sollst du schon erfahren, daß er dir geben kann, was du von ihm begehrest! — — Und wenn du dann Jesus gefunden hast, so weißt du, wo du hingehest, denn dann gehest du zu den Hallen des Himmelreichs, zur ewigen Freude und Wonne unserer heiligen Gotteskinder! — — Amen."

Und der Chor fiel ein:

Ich geh auf die Reise und weiß auch wohin,
zu Gottes ewigen Reichen,
ich reise zum Geisterfreunde nun hin,
zum Lande, wo niemals mit Trauer mehr
von den Seelen die Seelen weichen.

Digitized by Google

„Und er streckte die Arme nach mir aus," murmelte Kesten, während sie den Kopf vor und zurück bewegte — „und er sagte: ‚Gottes Reiche gehören dir,' sagte er, ‚dieweilen du sein Wort recht vernommen hast — —"

Hemmings Augen strahlten. Er warf sich auf die Knie und sagte mit einer Stimme, die vor Bewegung bebte:

„Ich danke dir, himmlischer Va—ter, daß du dieses durch mich vollbringen ließest!"

Und alle knieten sie nieder und falteten die Hände. Nur Inger auf ihrem Stuhl rührte sich nicht. Ihre großen, wasserblauen Augen waren starr vor Verwunderung.

Kesten hatte die Augen geschlossen. Und ich hörte sie vor sich hin murmeln, während ich leise die Stube verließ.

Als ich auf dem Wege vor dem Hause war, ertönte wieder der Gesang:

Lob und Dank und ew'ge Ehre
sei dir, Gottes Herzenssohn,
wer dir gern ein Diener wäre
— — — —

Den nächsten Vormittag zwischen zehn und elf starb Schneider-Kesten, nachdem Hemming noch einmal für Erlösung ihrer Seele gebetet hatte.

Eine Komposition Franz Grillparzers.

Von

Dr. Richard Batka.

Jean Pauls geflügeltes Wort vom Sonnengott, der die Gaben der Musik und Poesie immer nur getrennt nach rechts und links unter die Sterblichen verteilt, ist durch mehrere Künstler älterer und neuerer Zeit bereits zur Genüge widerlegt. Aber in den meisten Fällen bestand zwischen diesen Gaben ein gewisser Zusammenhang, indem sich die dichterische Grundbegabung der Tonkunst etwa von der Seite näherte, wo sie mit der Poesie verwandt ist. Dem gegenüber stellt Franz Grillparzer einen sehr interessanten und seltenen Typus dar, da er dem Anscheine nach gewissermaßen Reinkulturen des absolut dichterischen und des absolut musikalischen Sinnes in seinem Geiste vereinigte.

Denn Grillparzer war mehr als ein Poet, der nebenbei auch die Musik liebt. Die Musik ist ihm zeitlebens, oder wenigstens bis an die Tage seiner Taubheit eine der wichtigsten Nährquellen seiner Phantasie gewesen. Und wie merkwürdig getrennt

Digitized by Google

bei ihm die Welt des Hörens von jener des Vorstellens war — sie lagen miteinander oft genug im Streite. Und zwar erwies sich die Musik dabei als die unduldsamere und herrschsüchtigere Kunst. Niemand hat sich gegen das Eindringen dichterischer Elemente in den Organismus der Musik heftiger gewehrt als Grillparzer, der Dichter. Niemand hat die Entwicklung der Musik zur Tondichtung, die in seiner Epoche erfolgte, schroffer verurteilt als er. Darum ist es nicht unwichtig, die seelischen, intellektuellen und technischen Grundlagen kennen zu lernen, worauf seine Kunstgesinnung sich aufbaute.

Grillparzers musikalische Anlage darf man unbedenklich als ein Erbteil seiner Mutter betrachten, die nach seinem eigenen Bericht in der Tonkunst lebte und webte. Etwas von dem Musikerblut der in der Geschichte des Wiener Musiklebens wohlberufenen Familie Sonnleithner, der sie angehörte, rollte auch in den Adern ihrer Kinder. Kamillo, Grillparzers dritter Bruder, konnte sich nach des Vaters Tode durch Klavierunterricht versorgen. Ein andrer Bruder, Adolf, „besaß eine gute Tenorstimme und wurde im Singen unterrichtet, um später als Hofsängerknabe im kaiserlichen Konvikt seine Studien zu vollenden". Den ersten Unterricht auf dem Klavier erteilte dem kleinen Franz die Mutter selbst. Dann der genial liederliche Mederitsch Gallus, die es aber beide nicht verstanden, dem Knaben Liebe für das Instrument einzuflößen. „Statt mir Fingersatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Baß spielen zu lassen", sagt die Selbstbiographie. „Die Abneigung gegen das Klavier nahm mit den Jahren zu, ohne darum eine Abneigung gegen die Musik zu sein." Als sein zweiter Bruder Violinunterricht erhält, greift Franz bei jeder Gelegenheit zur Geige, übt ohne Anleitung seine Skalen und spielt mit dem Lehrmeister des Bruders kleine Duette. Dieser Lehrer schrieb ihm großes Talent zu und beschwor Franzens Eltern, ihn weiterlernen zu lassen. Vergebens. „Die verweigerte Violine machte mir das Klavier noch verhaßter." Gleichwohl wird der Unterricht bei einer „recht tüchtigen" Lehrerin fortgesetzt, bis eine Blamage Franzens auf einem Hausball den Vater veranlaßt, die Stunden zu sistieren. Durch sieben oder acht Jahre wird nun keine Taste mehr berührt.

Erst in der ernsten Stimmung, die das Kränkeln des Vaters heraufbeschwor, erwachte die Neigung zur Musik aufs neue. „Das Klavier ward geöffnet, aber ich hatte alles vergessen. Da kam mir nun zustatten, daß mein erster Klaviermeister Gallus, als er mich in halb kindischer Tändelei bezifferten Baß spielen ließ, mir eine Kenntnis der Grundakkorde beigebracht hatte. Ich ergötzte mich an dem Zusammenklang der Töne, die Akkorde lösten sich in Bewegungen auf, und diese bildeten sich zu einfachen Melodien. Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasieren konnte."

Dieses freie Phantasieren ist die Grillparzer immer am besten zusagende Art

Digitized by Google

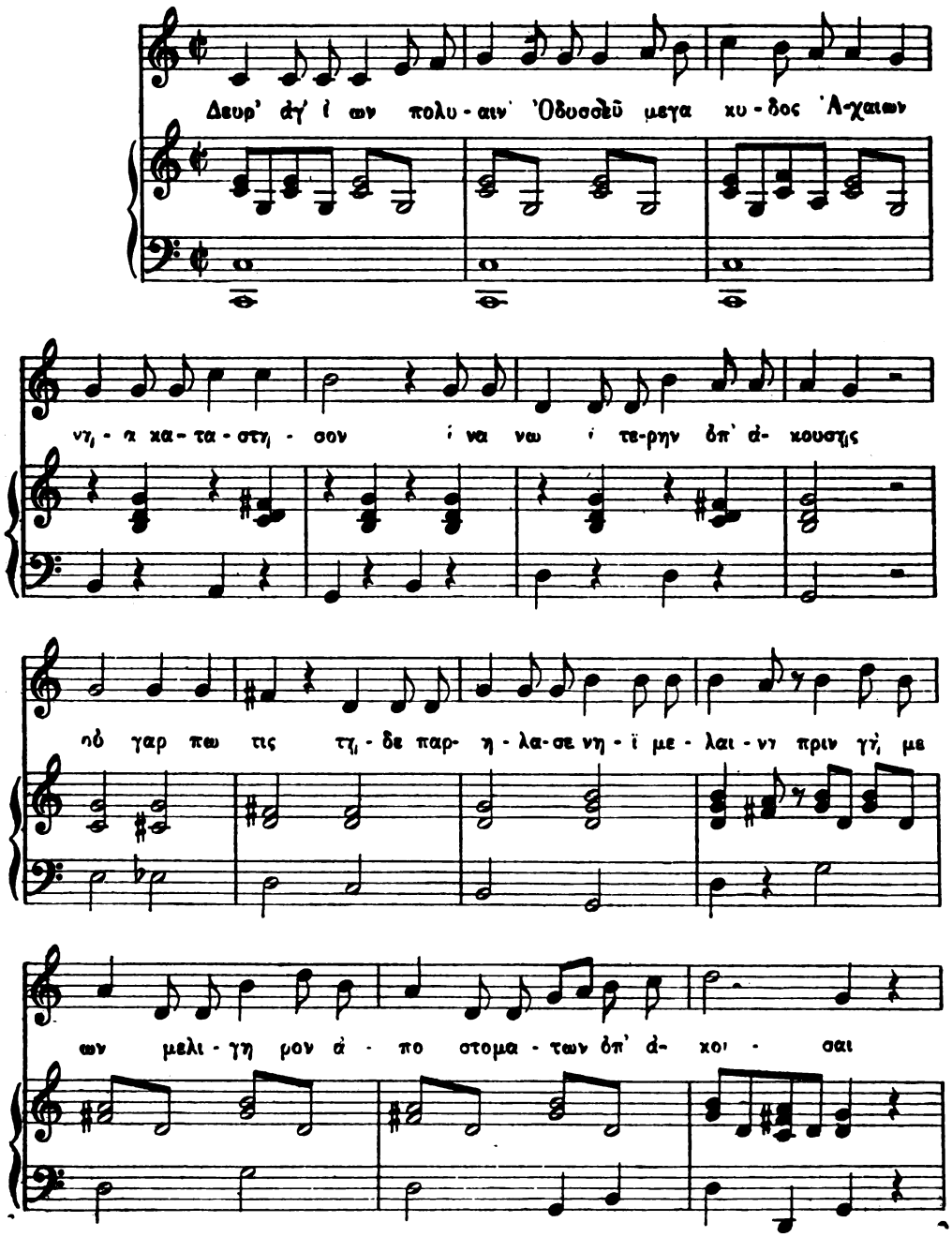
des Musiktreibens geblieben, und zwar vorzugsweise des Abends, wogegen er zum Dichten gern den Morgen wählte. Viele seiner Stücke (Irene, Spartakus, Scylla, Wer ist schuldig, Heinrich IV., Le poèt siffle, Sappho, Gastfreund, Medea, Friedrich der Streitbare, Treuer Diener, Des Meeres und der Liebe Wellen, Bruderzwist) beginnen am Morgen. Sie sind eben aus der Morgenstimmung herausgedichtet. „Mich stimmt überhaupt nichts mehr zur Liebe," schreibt der siebzehnjährige in sein Tagebuch, „als ein schöner Abend im Freien. An einem schönen Morgen ist das ganz anders. Dieser begeistert mich, erhebt mich über alle Leidenschaften." Die Bedeutung des Sonnenaufgangs in „Traum ein Leben" wird danach klar. Er ist das Symbol der „Reinigung der Leidenschaften". Und ebenso verstehen wir nun, wie Kunigundens „Es hört sich gut zu in der Abendkühle" die Hingabe an die sinnbetörende Zither des Zawisch einleitet.

In der Dämmerung liebte Grillparzer, „um der inneren Anregung loszuwerden", am Flügel zu phantasieren. „Stundenlang am Klavier zu sitzen und unter dem Zuströmen von Melodien und Wendungen jedes Gefühl in Tönen auszudrücken, war mir ein Leichtes." (Tagebuch 1826.) Der Strom dieser musikalischen Phantasien ist bei Grillparzer übrigens ebensowenig ein fortlaufender, wie der poetische. Er steigt und fällt, ja er versiegt zeitweise gänzlich. So im Sommer 1826; und als Ursache dieser „ungeheuren Erkältung der Phantasie" gibt Grillparzer selbst das Studium des Kontrapunktes bei Seehter an. „Es drängte mich, die Grundlagen einer Kunst kennen zu lernen, die in ihrer Wirkung auf mein Gemüt immer eine gewaltige Nebenbuhlerin der Poesie war. Zugleich bemächtigte sich der Gedanke an jene Tonverhältnisse meines Innern so überwiegend, daß ich bald selbst im Traume nur Musik und Generalbaß trieb." (Tagebuch, März 1826.) Allein schon nach kurzer Zeit geht es aus einem andern Ton. „Ich habe die Lust zur Musik halb verloren oder vielmehr das Talent hierfür ganz." Die Fähigkeit des freien Phantasierens ist ihm abhanden gekommen. „Gewiß hat mir das Studium des Systems der Musik hierin geschadet, da ich es früher aufgab, ehe seine Lehren, zur halb unbewußten Gewohnheit geworden, die Phantasie unterstützt hätten, benahm es nun vielmehr meinen Harmoniefolgen alles Eigentümliche und jeder Gedanke geht in regelrechter Eintönigkeit unter."

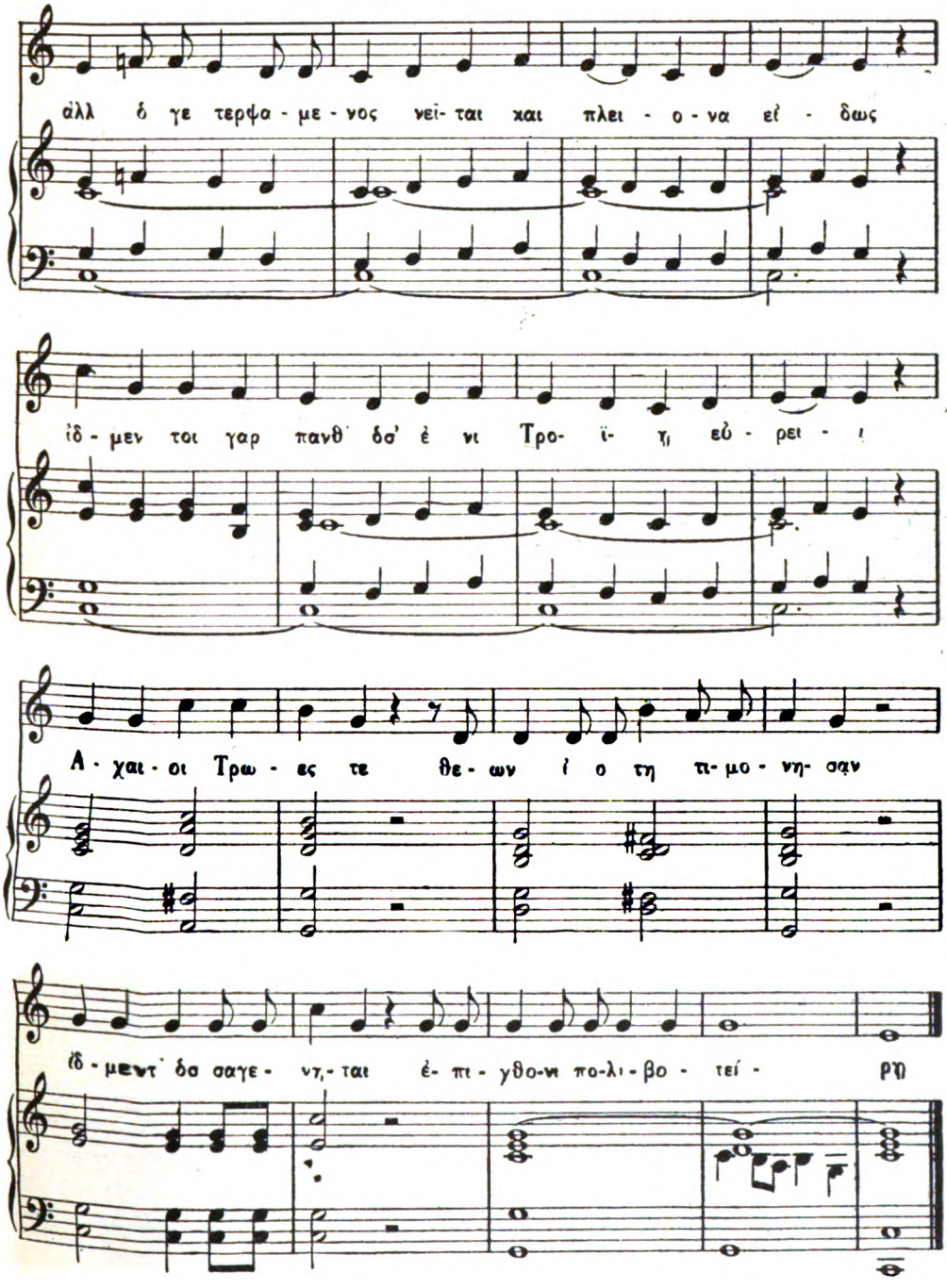
Neben dem Klavierspiel pflegte der Dichter seit seinen Beziehungen zum Hause Fröhlich auch den Gesang, worin Katharinas Schwestern seine helle Baritonstimme ausbildeten. Grillparzer nennt seine Stimme zwar einen Tenor, wohl wegen der Klangfarbe. Die Tonlage seiner Lieder aber scheint jene Überlieferung, die auf einen Bariton deutet, zu bestätigen.

Schon in jener Zeit des Wiedererwachens seiner Musikalität begann Grillparzer Lieder zu komponieren, darunter Goethes „König in Thule". „Dieses Lied konnte sich mein Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht satthören. Ich mußte es

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

immer wieder spielen und singen.“ Die Schwestern Fröhlich zeigten Hanslick drei von Grillparzer komponierte Lieder. Ein „Integer vitae“ (D-dur), Heines „Fischermädchen“ (G-dur), „Kampf ist das Leben“ (ein leidenschaftliches Allegro in As-moll). In der Donebauerschen Autographensammlung, die nächstens zu Berlin veräußert wird, befindet sich noch ein viertes Lied in der Handschrift des Dichters, das ich hier zum erstenmal veröffentliche.

Es ergänzt Grillparzers eigene Angaben über das Maß seines musiktheoretischen Vermögens. Er ist über die Anfangsgründe nicht hinausgekommen. Offenbar hat er die Komposition während oder bald nach seinen Studien bei Sechter gewagt. Die Melodie, die fest an den einfachsten Grundakkorden klebt, und deren Modulation sich nicht weiter als zur Dominantharmonie versteigt, ist sehr primitiv psalmodierend und gibt gar nichts von dem Schwung der griechischen Odysseeverse wieder, denen sie dienen soll. Der Schluß auf der Terz statt auf der Tonika will vermutlich als historische Feinheit verstanden sein. Die Klavierbegleitung ist Verlegenheit. Brillenfiguren, steife Sextengänge über dem Orgelpunkt der Tonika, dilettantische Baßführung. Vom Standpunkt des Musikers also eine Stümperei, und doch interessant genug, nicht nur, weil es den von Fr. Littrow in die Welt gesetzten Übertreibungen von Grillparzers musikalischer Geschultheit ein Ende macht, sondern doch auch, weil es einen Begriff davon gibt, wie sich ein Dichter, wie er, die musikalische Einkleidung homerischer Verse dachte.

Mir fällt eine Stelle in der Selbstbiographie ein, wo Grillparzer sagt, er habe beim Phantasieren gern einen Kupferstich auf das Klavier gelegt und die darauf dargestellte Begebenheit gespielt. Und nun stellen wir fest, daß er, der Bewunderer Mozarts und Rossinis, selbst eine so trocken rezitierende Singweise erfindet. Grillparzer bekämpfte die Programmusik und den deklamatorischen Gesang also, weil er aus eigener Erfahrung darin Krücken für den stockenden Gang einer echt musikalischen, aus dem Vollen quellenden Gestaltungskraft sah. Er argwöhnte in jedem Komponisten, der nach äußeren Anregungen schafft und Deklamationsgesang schreibt, einen Genossen seiner eigenen Unkraft, der aus der Not eine Tugend machen wolle. Manche Widersprüche in Grillparzers Ansichten über Musik lösen sich von diesem Standpunkt aus.

Digitized by Google

Historische Plakatkunst.

Von

Paul Westheim.

Scharfe Augen, wie sie ein Menzel oder ein Meissonier hatten, sind selten. Die meisten Menschen erfassen lediglich eine Impression von dem rastlos wechselnden, flirrenden, wirrenden Lebensbild. Nur die starken Lokalfarben und die breiten Konturen der allseitigen Bewegtheit werden vom Bewußtsein aufgenommen. Der Rest — all die vielen Sondererscheinungen — die das Ganze so überreich beleben, versinken, wie das einzelne, buntgesprenkelte Blatt unter dem fallenden Herbstlaub.

Das Auge überspringt und übersieht vieles. Wir nehmen nur Kenntnis von den Dingen, denen wir von vornherein eine besondere Beachtung schenken, oder die sich dem Blick mit roher Aufdringlichkeit entgegenstellen. Das übrige wird erst bemerkt, wenn es uns fehlt. Das sind Kleinigkeiten des Alltags, aus denen die altgewohnten Kulissen unseres Daseinsspieles zusammengesetzt sind. Es ist der stetige Hintergrund, der uns gleichgültig läßt, bis er irgendwo eine Pointe aufzuweisen hat, bis wir ihm irgendwo eine Aktualität angeheftet haben.

Diese notwendigen Unscheinbarkeiten, die wir so achtlos hinnehmen, haben alle ihr kleines Einzelschicksal und ihre kleine Einzelgeschichte — vom Menschen, der ohne eigne Physiognomie, vielleicht nur als Glied einer Masse, einer Gruppe vor uns tritt, bis herab zu dem winzigsten Eintagswesen. Eine solche Eintagsfliege, der — von Mitternacht zu Mitternacht — kaum mehr als 24 Stunden gegönnt sind, ist das Plakat, dessen historische Entwicklung eine Ausstellung für Geschäftsausstellung und Reklame in Berlin zeigt. Es ist ein Ankündigungsmittel, das sich an eine große, persönlich unfaßbare Menge wendet. Es dient dem Einzelnen, der eine Aufforderung an die Allgemeinheit richten möchte. Seine Sprache ist geräuschlos und doch eindringlich. Mit der fesselnden Zeichnung und dem gedruckten Wort wendet es sich an das Auge, wo das Ohr durch wirres Getöse und durcheinander dröhnende Geräusche betäubt ist.

Bei den dünnen Bevölkerungsschichten der Städte in vergangenen Jahrhunderten war die Affiche nicht gerade notwendig. Ein Bedürfnis entstand erst mit den Menschenansammlungen, die sich durch die Entfaltung der Messen und Märkte ergaben. Sie vereinigten die zahlungsfähigen Bewohner einer ganzen Landschaft an einem einzigen Platze. Die Meßtage gehörten zu den wichtigsten Ereignissen des zivilen Daseins. Sie waren die gegebenen Termine für die Zahlungen; Bürger und Bauern deckten möglichst in dieser Zeit ihren gesamten Bedarf. Alles sparte, um an solchen Tagen um so mehr ausgeben zu können. Der Zirkulation dieses

Digitized by Google

frischen Geldes entsprachen naturgemäß erhöhte Anstrengungen der Erwerbenden. Jeder wollte den goldenen Strom nach seiner Bude lenken. Der Boden für eine Reklame war vorhanden.

Die Händler und Handwerker mußten sich allerdings scheu zurückhalten. Die Satzungen ihrer Zünfte und Gilden verboten jede Reklame. Diese Organisationen waren bestrebt, jedem Meister ein gewisses Auskommen zu sichern, dagegen sollte der Einzelne nicht zum Nachteil seiner Kollegen allzu stark emporkommen. Man hätte — und es ist in versteckter Form auch manchmal geschehen — am liebsten die Käufer ganz bestimmten Meistern zugeteilt. Jede Art der Reklame mußte diese Absicht durchkreuzen, und so tat man das Bequemste: man verbot und verpönte sie ganz.

Wir sind daher nicht erstaunt, auf alten Meßplakaten zunächst nur Ankündigungen von fahrenden Leuten zu finden. Mit allen Mitteln mußten sie die zahlende Menge in ihre Schaubuden locken. Je fragwürdiger ihre Kunststücke waren, um so stärker mußte die Reklame für sie werben.

Die ersten noch erhaltenen Plakate dieser Art sind im Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden. Das Germanische Museum in Nürnberg, dessen vorzüglicher kulturhistorischer Sammlung die hier abgebildeten Plakate entnommen sind, besitzt eine venezianische Seiltänzeraffiche (Fig. 1). Zwei Holzstöcke sind zum Druck dieses Blattes verwendet worden. Der Schnitt ist kräftig und klar. Die bekannte Architektur des Markusplatzes, der Seiltänzer in der Luft, die staunenden Zuschauer und die herbeieilenden Gondeln sind geschickt zu einem Bild vereinigt, das die Neugierde erregen sollte. Eine Straßburger Ankündigung eines ägyptischen „Ichneumon“ aus der Zeit von 1580—90 befindet sich in der Münchener Hofbibliothek.

Aus dem 16. Jahrhundert sind nur ganz wenige Ankündigungszettel erhalten geblieben. Die Erhaltung einiger Blätter verdanken wir lediglich dem Zufall.

Die Verbreitung von Wissen und Bildung durch den Humanismus und die starke Verwendung von agitatorischen Streitschriften, Flugblättern, Karikaturen im Zeitalter der Reformation mußten die Benutzung des Ankündigungszettels fördern. Der Nachhall aller dieser Erscheinungen mußte die geschäftskluge Artistenwelt immer mehr auf den Anschlagszettel als Reklamehilfsmittel aufmerksam machen.

Das Aussehen jener Zettel ist ziemlich gleichartig. Das Blatt zerfällt in zwei Teile. Unter einem Holzschnitt, der die obere Hälfte ausfüllt, steht eine ziemlich umständliche Beschreibung der Sehenswürdigkeit (Fig. 2).

Das Elefantenplakat verdient eine nähere Betrachtung. Der Holzschnitt ist sicher keine hervorragende Künstlerschöpfung, sein Gestalter war aber zweifellos ein tüchtiger Handwerker, der sein Fach verstand, und dem in der Figur des Führers wirklich eine achtbare Leistung gelungen ist. Die klare, kräftige Type und das prächtige Satzbild sind geradezu mustergültig; es gibt in unserer Zeit trotz der ernsten Bemühungen des Buchgewerbes kaum ein ebenbürtiges Gegenbeispiel.

Digitized by Google

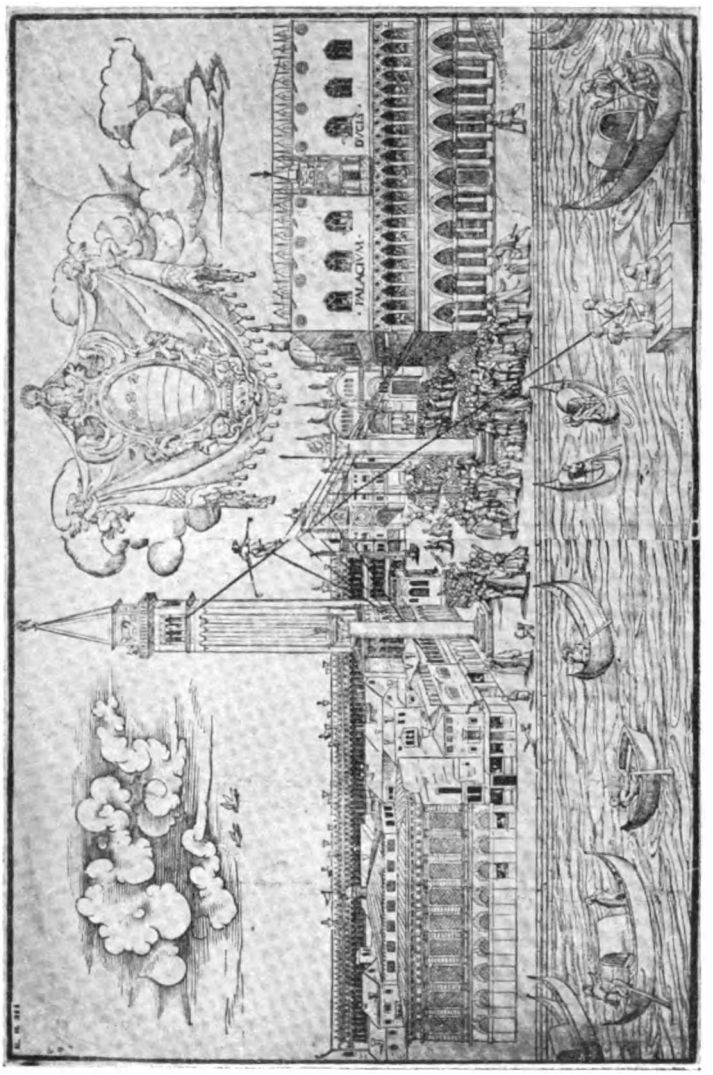


Fig. 1.

Digitized by Google

Das Schriftplakat des Wassertrinkers Manfredi (Fig. 3) bereitet dem Auge einen ähnlichen Genuß. Einen Doppeladler, so kraftvoll, wuchtig und formvollendet, wie er dieses Blatt ziert, hat keine moderne Schriftgießerei aufzuweisen. Herr Manfredi, „dieses achte Wunderwerk der Welt", hatte reichlich viele Worte nötig, um dem Publikum seine — sagen wir — ungewöhnlichen Fähigkeiten zu schildern. Durch einen Trunk Wasser wollte er in der Lage sein „auss seinem Leib natürlicher Weise einer Picken hoch springende Weinbrunnen von mancherlei Farben" springen zu lassen. Ja mehr noch, „Brandewein, Engelwasser, Rosenwasser, Milch,

Vnd vnd zuwissen sey jedermännigklich/ daß von heut Dienstags an/wie auch folgende zwen tag/ Mitwochs vnd Donnerstag/der Orientalische Elefant in dem neuen Comödienhauß auff der Schüt/wirdt zusehen seyn/da Er dann mehr als zuvor geschehn / sich mit wunderlichen Künsten wirdt sehen lassen / soll ein Alte Person geben 4 kreutzer/ein kleine person 2 kreutzer: mag so lang zusehen als jhn beliebt/ dann man wirdt den gantzen Tag/ morgens von 7 biß zu 11/ vnd nach Mittag von 1. biß 6 vhrn/ solchen sehen lassen.

Fig. 2.

Digitized by Google

Öl, Blumen, Konfekt und eingemachte Sachen sambt noch anderen wohlriechenden Wässern“ pflegte er bei dieser Gelegenheit „auszugießen“ (Fig. 4).

Das Plakat wird nun bilderbogenartig. Statt des langatmigen Textes werden um ein großes Mittelbild mehrere kleinere Darstellungen gereiht, die ein Tier oder einen Artisten in ihren verschiedenen Programmnummern zeigen (Abb. 5). Meistens stehen unter den verschiedenen Feldern kurze Reime, bis auch diese verschwinden und durch eine ornamentale Umrahmung eine geschlossene Wirkung angestrebt wird.

CVM PRIVILEGIO SVÆ SAC. CÆS. MAJEST.

SOLUS SICUT SOL.

Demnach der Herr von MANFREDI auß Maltha/ der in aller Welt berühmte wunder-grosse Wassertrincker in erfahrung gebracht/ was massen etliche Vaganten sich hin vnd wider in Teutschland für den berühmten Wassertrincker fälschlich angegeben/ als hat er nicht vnterlassen wollen/ sich von Paris auff den Teutschen Boden/ vnd folgends gar bißhero auff etliche wenig Tag zu begeben. Solchem nach wird männiglich nach Standes gebühr/ insonderheit aber alle Hochgelehrte erfahrne Medici vnd Philosophi bestes Fleisses ersucht/ dieses achte Wunderwerck der Welt nach gnüge zu beschawen/ damit sie auch deß jenigen Lusts theilhafftig werden mögen/ dessen viel hohe Potentaten/ der Römische Keyser/ Könige vnd Fürsten in Europa bereits mit grosser Verwunderung beywohnende genossen. In deme ermelter Herr von Manfredi nach zu sich genommen Wasser auß seinem Leib natürlicher weise einer Picken hoch springende Weinbrunnen von mancherley Farben springen lässet/ sonsten auch Brandewein/ Engelwasser/ Rosenwasser/ Milch/ Oel/ Blumen/ Confect vnd eingemachte Sachen/ sambt noch anderen wolriechenden Wässern außzugiessen pflegt. Diese Kunst nun ist von sonderbarer Consideration, auch gewißlich von niemanden vorhin gesehen oder practiciret worden. Dieses wird er auch allhie zu Werck setzen vmb Ihren vnfehlbarlich. Ist auch des Anerbietens/ auff gebührendes Erfordern sich zu einem oder dem andern in das Hauß zu begeben.

Fig. 3.

Plakate wurden damals auch bei der Anwerbung von Soldaten benutzt. So ist aus dem Jahre 1740 eine Affiche erhalten, auf der zum Eintritt in das neugebildete Fürstl. Anhalt-Zerbstische Infanterie-Regiment aufgefordert wurde.

Digitized by Google

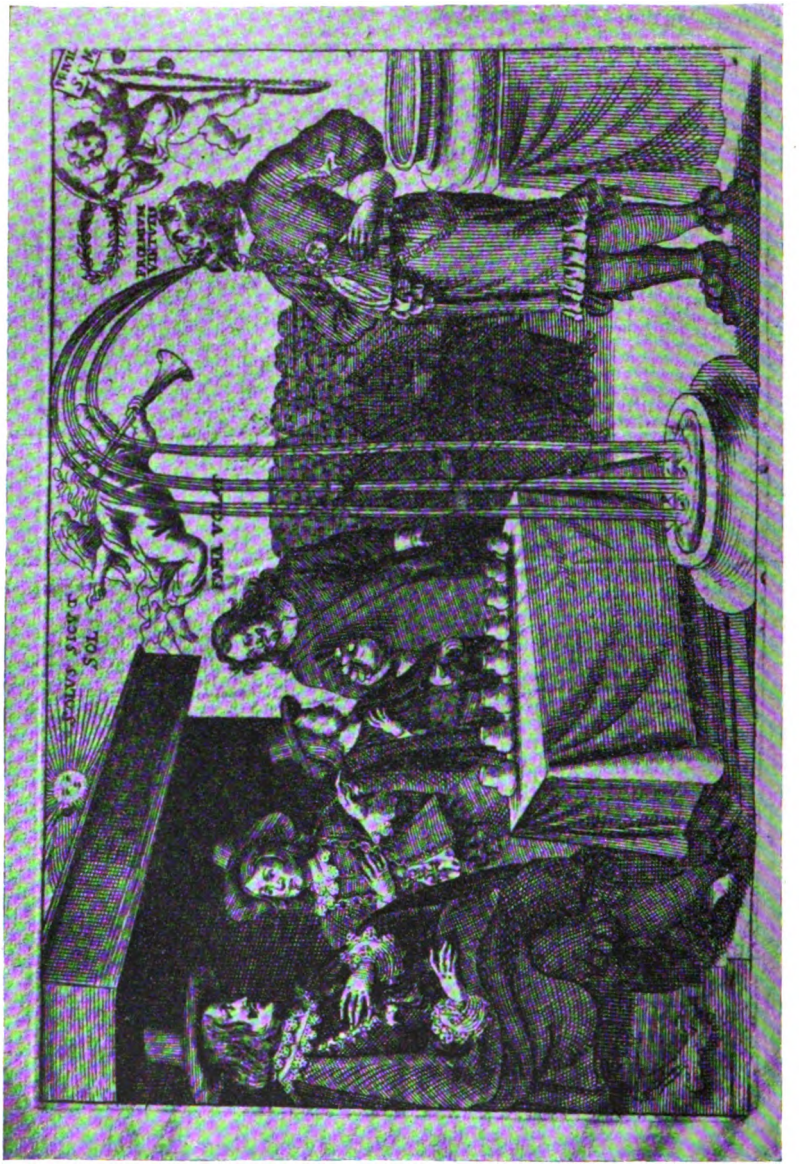


Fig. 4.

Digitized by Google

Fig. 5.

Digitized by Google

Die Affichen der nächsten Generation weisen auf die Vorliebe für physikalische Apparate, für die „englischen oder mechanischen Kabinette", die meist von fahrenden Heilkünstlern geleitet wurden. Den Abschuß dieser Vorführungen bildeten die Luftballonfahrten von Montgolfier, Blanchard, Chiarini in den Jahren 1785, 1788, 1805 und später.

Das schönste Blatt, das wir aus dem 18. Jahrhundert kennen, ist wohl die Ankündigung einer Seiltänzergesellschaft aus dem Jahre 1758 (Fig. 6). Es ist über-

Mit gnädigſter Bewilligung

Wird der von Ihro Röm. Kayſerl. Königl. Majeſtät ꝛc. ꝛc. allergnädigſt privilegirte Seiltänzer, Balancier- und Voltiſierer, wie auch Holländiſcher Tabler-Künſtler die Ehre haben, ſeine Schaubühne zu eröffnen, und auf derſelbigen mit unterſchiedenen Exercitien folgendes Vergnügen ſchaffen:

1) Wird unſer kleine Hanns Wurſt ſein Meiſterſtück zeigen, und mit ein paar Stelzen, ſo unten rund ſind wie ein Apfel, und an den Füſſen angebunden, auf dem Seile tanzen, und damit unterſchiedliche Sprünge und Veränderungen machen, dergleichen noch wenig geſehen worden ſind.

2) Werden auch unſere kleine Mademoiſellen auf dem Tanz-Seile mit unterſchiedlichen Kunſtſtücken ihre Aufwartung machen.

Den Beſchluß macht eine luſtige Bourleſque,

Betitult:

Hanns Wurſt / der geplagte Schuldner / zu bezahlen.

Wobey

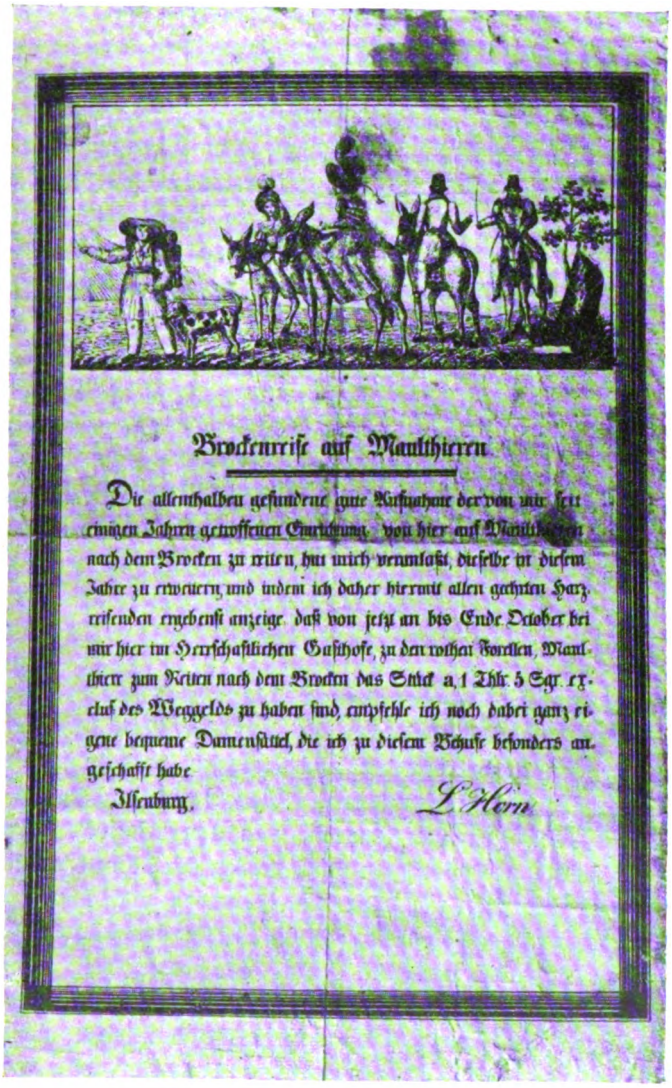
Einige muſicaliſche Arien geſungen werden.

Fig. 6.

Digitized by Google

raschend, wie lebendig und farbig dieser schlichte Holzschnitt wirkt. Wie prachtvoll wirkt das Gewand jenes Harlekin auf der rechten Seite! Wie fein sind die Figuren in die Fläche eingeordnet! Das Blatt ist unbedingt ein Beispiel guter graphischer Flächenkunst.

Um so tiefer führt der Niedergang, der mit dem 19. Jahrhundert einsetzt.



Brockenreise auf Maulthieren.

Die allenthalben gefundene gute Aufnahme der von mir seit einigen Jahren getroffenen Einrichtung, von hier auf Maulthieren nach dem Brocken zu reiten, hat mich veranlaßt, dieselbe in diesem Jahre zu erweitern, und indem ich daher hiermit allen geehrten Harzreisenden ergebenst anzeige, daß von jetzt an bis Ende October bei mir hier im Herrschaftlichen Gasthofe, zu den rothen Forellen, Maulthiere zum Reiten nach dem Brocken das Stück a 1 Thlr. 5 Sgr. excluf des Weggelds zu haben sind, empfehle ich noch dabei ganz eigene bequeme Damensättel, die ich zu diesem Behufe besonders angeschafft habe.

Ilsenburg. L. Hein.

Fig. 7.

Digitized by Google

Eine Anzahl Buchhändleranzeigen aus den 80er Jahren zeigen in ihrer erschreckenden Dürftigkeit, daß damals in den Setzereien jedes Gefühl für eine anständige Druckarbeit geschwunden war. In dieser Erschlaffung löste die Erfindung der Lithographie ein paar kräftige Pulsschläge aus. Sie war eine Vereinfachung und eine wesentliche Erleichterung. Einige tüchtige Talente hatten sich der neuen Technik zugewendet, und so entstanden in der Tat einzelne recht bemerkenswerte Affichen. Namentlich aus der Dresdener Steindruckerei von E. Böhme sind verschiedene ganz vorzügliche Zirkusplakate hervorgegangen.

Dann aber beginnt die Maschine ihren Eroberungszug. Der Handwerker wurde von dem Arbeiter verdrängt. Massenerzeugnisse und Massenauflagen waren das erstrebte Ziel. Aus der Plakatkunst entstand eine Plakatindustrie. Eine Plakatindustrie, die noch heute vorherrscht, die es verstanden hat, die neuen merkantilen Reklamebestrebungen an sich zu reißen, ohne sie ihrem inneren Wesen nach befriedigen zu können. Eine Umkehr ist erst in den letzten Jahren zu verzeichnen, in denen die Künstler an diesen Aufgaben mehr und mehr Freude gewonnen haben.

Von britischer und deutscher Kunst.

Von

Dr. Fritz Wolff.

I.

In immer kürzeren Zwischenräumen folgen sich die retrospektiven Kunstausstellungen. Ohne Zweifel sind das Zeichen der Zeit. Früher nur Ereignisse von Bedeutung für den Kunsthistoriker und Sammler, erobern sie immer mehr und mehr das Interesse des großen Publikums. Was sie nicht könnten, lebte in diesem nicht der vielleicht noch geheime Wunsch, von den relativen Werten und ewigen Experimenten von heute zu gefestigten und großen Maßstäben zurückzukehren.

Ein Symptom, das man zugleich mit Bedauern und Freude sieht. Mit Bedauern, denn es ist nicht gleichgültig, ob die Welle der künstlerischen Kraft einer ganzen Generation ruhmlos zerstiebt. Und der beste Teil dieser Kraft ist die Gewißheit der Schaffenden, von der Gesamtheit getragen, ihr lebendiger Ausdruck zu sein. Doch auch mit Freude sieht man solche Anzeichen, denn diese Wendung der Blicke nach rückwärts kann kein endgültiges Abwenden sein, es ist zuversichtlich nur die Reaktion auf den Grundfehler und Grundirrtum alles heutigen Schaffens,

Digitized by Google

auf die Verachtung und Beleidigung der Tradition. Es mag sein, daß es noch nicht viele sind, die diese herzliche Freude teilen. Aber ihre Zahl ist fortwährend im Zunehmen. Sagen es heute nur wenige Stimmen, so werden es in wenigen Jahren ihrer zehnmal soviele sagen, daß die Zeit gekommen ist, in der nicht mehr Geschäftigkeit für Talent, politisch-demagogische für künstlerische Befähigung wird genommen werden. Und diese Verstärkung des Chorus können wir ruhig abwarten.

Vor zwei Jahren hat die Jahrhundertausstellung den Glauben zerstört, als sei es die große Revolution, die Umschichtung der Gesellschaft, in Deutschland technisch die Kunst des Kornelius und der Nazarener gewesen, die die Tradition zerschnitten. Obwohl das nicht in der Absicht aller unter ihnen lag, haben die Veranstalter der Jahrhundertausstellung durch deren Begrenzung zwischen die Jahre 1775 und 1875 zugegeben, daß die Linie der Tradition über alle noch so fundamentalen Wandlungen hinweg bis in die Zeit vor nun dreißig Jahren lief. Und daß erst dann die unorganische Übertragung der Prinzipien des französischen Naturalismus nach Deutschland diesen Faden zerriß.

Es soll nicht behauptet werden, daß die Vermeidung dieser Beeinflussung möglich, daß sie nicht in bestimmten Grenzen notwendig war. Fruchtbar geworden ist sie jedenfalls nur für wenige starke Naturen, die gegenüber diesem Ansturm des Fremden sie selbst blieben. Allen Mitteltalenten dagegen hat sie nichts gebracht, als eine neue Manier an Stelle der alten. Es sind nun einmal, schon der Zahl nach, Mitteltalente — aus der Nähe gesehen täuschen sie leicht Größe vor — die die künstlerische Physiognomie einer Zeit für die Mitlebenden bestimmen. Sie sind es und ihr leeres französisches Dogma, deren völligen Bankerott wir heute in Deutschland erleben. In der Enttäuschung über diesen Bankerott wenden sich immer und mehr Augen nach rückwärts, in der Erwartung, den verlorenen Anschluß an die Tradition noch zu finden und an ihrer Hand einen besseren und stilleren Weg gehen zu können. Was wir der hinter uns liegenden Zeit des Naturalismus verdanken, wird darum nicht verloren sein. Vielmehr kann er erst jetzt fruchtbar werden, da er als „Partei" — um in seinem politischen Jargon zu sprechen — „reaktionär" geworden ist.

Beiläufig noch eins, um Irrtümern vorzubeugen: Es zeigen sich sehr erfreuliche Anzeichen eines Umschwungs. Daneben aber auch andre in andrer Richtung, von denen gar nicht ausdrücklich genug abgerückt werden kann. Es gibt da einige Herren, die es mit der Veröffentlichung höchst nebuloser Bücher nicht genug sein lassen, sondern denen es auch Bedürfnis ist, angetan mit Sammetwams, Schlapphut und genialischem Flatterhalstuch einen deutschtümelnden Verein zu gründen, der sich nach einer, wie ich höre, Göttin Werdandi nennt. Das spezielle Ressort dieser Dame ist mir nicht bekannt. Doch scheint es, daß sie alle die persönliche und sachliche

Digitized by Google

Verschwommenheit, schwachbegabte Eigenbrödelei usw. betreffenden Angelegenheiten unter sich hat. Derlei Vereinshuberei trägt das Stigma der Unfruchtbarkeit natürlich an der Stirn. Denn wie jemand einmal hübsch sagte: In Dingen der Kunst gibt's keine Solidarität. Aber auf alle Fälle: Man möchte nicht in den falschen Schein geraten, als unterhielte man zu diesem Bardeninstitut irgendwelche Gesinnungs- oder sonstige Beziehungen.

So lächerlich wie die Form dieser Bündelei ist ihr Programm. Man kann neugierig sein, zu sehen, wie sie es anfangen werden, den deutschen Impressionismus aus der Welt zu leugnen. Wie bei allen ähnlichen, den Göthe-, Dürer- und sonstigen Bänden, handelt es sich um eine Simpelei, die mit der künstlerischen Weiterentwicklung nicht das geringste zu tun hat. Oder nur insofern, als sie sie durch Verworrenheit und Trivialität aufs Bedauerlichste kompromittiert.

II.

Eins allein schon würde der Ausstellung alter englischer Malerei in der Akademie ungeheuren aktuellen Wert geben: Daß sie das Bild eines national völlig geschlossenen Schaffens dem deutschen Publikum vor Augen stellt. Ein Ruhmestitel, der aus sehr andern Gründen als bei manchen deutschen Kritikern in England keinen Anwert fände: Es hat in England niemals einen Menschen von der bei uns dutzendweise auftretenden Art gegeben, die den seichtesten Internationalismus der Kunst predigt und, was noch mehr ist, an ihn selbst glaubt. Eine Sorte von Beurteilern, für die es zwar englische und französische, skandinavische, ja selbst eine finnische Kunst gibt, aber beileibe und um Gottes Willen keine deutsche. Daß die Zeiten dieser Leute vorüber sind, dafür wird mehr und mehr die gründliche Bekanntschaft andrer geschlossener Kulturkreise wie dieses englischen und ihrer künstlerischen Physiognomie sorgen, ein Interesse, das über solche dialektischen Spitzfindigkeiten hinweg von selbst auf den eigenen zurückführen muß.

Man empfindet diese Ausstellung im Grunde gar nicht als retrospektiv und kunstgeschichtlich. So viele allerlebendigste Probleme werden hier berührt und angeregt. Zum größten Teil durch den Vergleich zwischen diesem Kunstzustand und dem heutigen deutschen, einen Vergleich, der förmlich aufgedrängt wird durch die Beobachtung, wie sehr die heutigen gesellschaftlichen Zustände in Deutschland an die englischen von vor rund hundert Jahren erinnern.

England hatte damals das erste Stadium der Industrialisierung hinter sich. Das ganze Volksleben stand unter dem Einfluß der neuen Kräfte des in seinen Formen unendlich vergrößerten, vervielfachten neuen Erwerbslebens. Es war die Zeit, da die Macht und der Reichtum Englands von Jahr zu Jahr wuchs. „Das Fabriksystem, die Gewerbe, alles, was Geld gibt und mit Geld bewirkt wird, blühte;

Digitized by Google

die Reisenden konnten nicht satt werden, zu loben und zu bewundern". Eine Zeit so glänzend, aber auch so problematisch wie die deutsche Gegenwart. Denn die Reisenden „sahen nur die Oberfläche, die mit Goldblech bedeckt war. Unstreitig verbreitete sich damals auch über den Mittelstand große Behaglichkeit und selbst Reichtum. Aber dieser Mittelstand gewöhnte sich zugleich an eingebildete und künstliche konventionelle Bedürfnisse und wurde Affe der Reichen".

Die Engländer dieses Zeitalters porträtierte Sir Josuah Reynolds. Hat ihn, den Sohn der Aufklärungszeit, den über den Ärmelkanal der Hauch des vorrevolutionären Frankreich anwehte, der das Bild seiner englischen Gegenwart gewiß bis in die letzten Tiefen und Hintergründe kannte, alles das und diese Kenntnis, zum seichten Negierer gemacht, der nach der Art der heutigen deutschen Porträtisten alle seine Modelle nur als Karikaturen zu sehen vermochte? Ist er — wenn aus keinem andern Grunde — darum kleiner als sein Zeitgenosse Goya? Der Vergleich ist völlig unmöglich. Wie der Vergleich des Volkes, das Gibraltar verlor mit dem andern, das es eroberte und festhielt. Ein großes Volk auf der Höhe des englischen von damals ist optimistisch von Natur. Optimistisch trotz alles Elends, aller Schäden, die, gerade den Besten am bewußtesten, unter der Decke von Goldblech verborgen waren. Dieser lebensfreudige Optimismus, dieses Freisein von aller Negation, von aller, also auch von sozialkritischer Tendenz, ist das innerste Wesen dieser alten englischen Bilder. Aus dem allgemeinen Gefühl, daß es vorwärts gehe, aus der Entschlossenheit, nichts auf dem Wege zu dulden, den man gehen werde, daraus enstand die Selbstgewißheit, der unposierte Stolz, die aus den strahlenden Augen, der zuversichtlichen Stellung, den blühenden Farben dieser Menschen sprechen. Dieses britische Nationalbewußtsein hat Goethe im zehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" gefühlt und geschildert, wo er sagt: „Der Verfasser des Landpriesters von Wakefield, Doktor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Wert und ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist und die Vorteile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift, durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge, in die große Welt mit ein; auf der weiten bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hilfe von der ungeheuren Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt".

Dieses britische Nationalbewußtsein, dieser Geschichte gewordene Optimismus erfüllt alle diese Werke der englischen Maler ganz und gar. Zu denken, daß diese britische Kunst sich jemals selbst verleugnen könnte, ist unmöglich. Und was wird der Kulturhistoriker des einundzwanzigsten Jahrhunderts aus den Porträts der größten Rivalen Englands vom Anfang des zwanzigsten lesen?

Digitized by Google

III.

König unter diesen Meistern ist Reynolds. Seinen dreißig hier zusammengebrachten Werken hätte der große Ehrensaal gebührt, an Stelle der Gainsborough's, deren Wert noch dazu so ungleich ist. Aber wie seine Porträts durch alle Zimmer und Säle verstreut sind, beweisen sie dem Beschauer immer und immer wieder, wie völlig unvergleichbar dieses Mannes Können mit dem aller übrigen ist. Es gibt kaum einen zweiten von gleicher Unerschöpflichkeit an Wandlung in Form und Farbe. Und es gibt, die Kunstgeschichte auf und ab, kein halbes Dutzend Maler von solchem seelischen Scharfblick. Ihn als Eklektiker denunzieren, ist lächerlich. Wo er den roten Vorhang her hat und wo die Säule, woher das Motiv der Schlacht im Hintergrund des Porträts des Marquess of Granby, ist gleichgiltig, und ist eine Frage von kunstphilologischem, nicht von künstlerischem Interesse. Portiere und Säule und Schlachthintergrund sind nicht Reynolds, das Rot mag venezianisch, der Baumschlag der der Caracci sein. Aber die Menschen, diese alten Haudegen und Gelehrten, diese Mütter und Kinder sind Reynolds, und nur Reynolds. Und sie sind nicht Venedig und nicht Amsterdam noch Rom, sondern England. Zu dieser Technik sollen die deutschen Maler wallfahrten, um zu sehen, was eine Hand umspannen konnte, und wie diese Hand in siebzig Jahren nicht müde wurde, zu lernen und im Widerstand gegen alle konventionelle Gewöhnung und kalte Virtuosität.

Stark verschieben muß die Ausstellung die Vorstellung des deuschen Publikums von Gainsborough. Und nicht zu seinen Gunsten. Man sehe, um den unmittelbaren Vergleich mit Reynolds zu finden, dessen prachtvollen Marquess of Granby im schwarzen Küraß an, diesen Hünen voller Kraft und Feuer, und das gegenüberhängende Reiterporträt des Generals Honywood, dieses alten Kommißreiters, der quer über die Breite, flach wie eine Pappscheibe mit erhobenem Säbel zu Pferde sitzt. Aber auch die Frauenporträts, also der eigentlichste Gainsborough, sind eine starke Enttäuschung für den deutschen Beschauer. Soviel Atelierherrlichkeit, soviel falsche Pose und offenkundige, devote Schmeichelei, solcher Mangel an Fähigkeit, das Individuum nach dem Individuellen zu fragen, konnte hundertfünfzig Jahre nur überdauern, wenn sie von dieser unbeschreiblichen Technik fort und fort entschuldigt und gerechtfertigt wurden. In einer Beziehung nur übertrifft er alle Erwartungen: als Landschafter. Von seinen Hintergründen, von diesen gelben Sonnenuntergängen hinter fernen, grünen Waldhügeln kann man sich kaum trennen. Und auf mehr als einem dieser Bilder wünscht man die Lady oder Viscountess fort, die die köstliche Fernsicht vorstellt. Ein Zeichen dafür, wie das Ganze, die wundervolle Landschaft und die in seelenloser Grazie erstarrte Figur so ganz und garnicht verschmelzen können. Seinen „blue boy“ will ich für jeden Reynolds hingeben, und besäße ich sein Bild der Julia Lady Petre, die nicht

Digitized by Google

Engländerin ist und nicht Französin, so könnte es Herr Pierpont Morgan gegen das der Miß Elisabeth Farren des meinetwegen Routiniers Lawrence wann immer bei mir abholen.

Henriette Jacoby.

Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Sonst war es Überlieferung gewesen, daß jeden Silvester alle Geberts sich bei Salomon und Riekchen trafen und damit ihre innere Zusammengehörigkeit für ein Jahr gleichsam von neuem beschworen, verbrieften und versiegelten. Jason pflegte sogar stets zu diesem freudigen Anlaß alle Geberts in einem gereimten Loblied zu besingen, und man hatte immer für einander Neckereien und Überraschungen im Hinterhalt. Aber zu diesem Jahresschluß 1839 ging auch alles verquer. Salomon und Riekchen mochten nach der Aufregung der letzten Wochen keine Gäste mehr bei sich sehen. Ferdinand und Hannchen wollten nicht von Wolfgang fortgehen, der seit 6 Tagen fest lag, und der alte Eli konnte nicht mehr recht mit seinen Füßen weiter. Er humpelte im Zimmer herum, nörgelte, schnauzte Minchen an und sagte, er hätte das Reißen. Jettchen wäre auch fern geblieben — und so war dieses Jahr erst gar nicht von Silvester die Rede gewesen. Denn um ein Stück zu geben, braucht man doch zu allererst Schauspieler. Nur Pinchen und Rosalie, die immer noch bei Ferdinand und Hannchen die Stühle warm hielten, waren mit dem Gang der Dinge wenig zufrieden und schwer beleidigt und gekränkt. Sie hatten sich so sehr auf den Abend gefreut, und sie wünschten doch wenigstens etwas von dem Silvestertrubel auf der Friedrichstraße zu sehen. Wenn Ferdinand es nicht wollte, konnte doch Joel es ihnen zeigen. Denn bei ihnen zu Hause gäbe es so etwas nicht. Und Ferdinand stieg die Galle hoch, und er meinte, daß wohl ihr Herr Bruder nach dem Gespräch, das er heute mit ihm geführt hätte, keinen Grund habe, Silvester in besonders fröhlicher Stimmung zu begehen und ihn inmitten des Trubels der Friedrichstadt zu verbringen. Für ihn aber verbiete sich das von selbst — da sie um Wolfgang doch leider in Angst und Sorgen seien.

* * *

Digitized by Google

Und als nun das schöne Jahr 1839 sich zum Abschied rüstete, um seinen blütenzarten Frühling, seinen reichen Sommer, seinen braunen Herbst und seinen weißen Winter der Vergessenheit zu überliefern, und als es schon in der Tür stand und sich nur noch einmal umwandte, als müsse es sich auf irgend etwas besinnen, das es vergessen hätte, da war es ganz erstaunt, daß es nicht wie so viele seiner Vorgänger, alle Geberts zusammen sah, und daß der eine hier und der andere dort war. Salomon und Riekchen trieben Ausstandspolitik und hatten sich früher als sonst zur Ruhe begeben, um auf getrennter Lagerstatt in friedsamem Schlummer in das neue Jahr hinüberzusäuseln, Eli und Minchen hatten so viele Jahre gemeinsam kommen und gehen sehen, daß es ihnen auf eines mehr oder weniger nicht recht ankam, und während Minchen sich nach dem Tee in ihre Kemenate zurückgezogen hatte, saß Eli nun in seinem dämmrigen Zimmer mit den goldenen Stühlen stocksteif in seinem Sessel, mitten am Tisch, ein Licht rechts vom Buch, ein Licht links vom Buch, und las einen Räuberroman von Leibrock, in dem es grausig und schaurig zuging. Da lag in finsterer Mitternacht an der Kirchhofsmauer Rinaldo im Hinterhalt, und ruhte — vielseitig wie er nun einmal war — zugleich umgeben von Häschern, beim fahlen Schein der Blitze in den liebesseligen Armen der wunderschönen Gräfin Aurora Dulcinides . . . . ruhte aus von den Strapazen des letzten Doppelraubmordes, verbunden mit Hostiendiebstahl und Nonnenschändung — dem immerhin edle Motive nicht abzustreiten waren. Daß der alte Onkel Eli so stocksteif saß, war nun nicht etwa eitel Stolz von ihm, sondern die Weitsichtigkeit des Alters, und daß er von allem Lesestoff dieser Welt sich gerade an den Abenteuern Rinaldos erletzte, das lag daran, daß ihm die Schäferspiele seiner Jugend geschmacklos geworden waren, und daß sein Gaumen nach scharfer Kost verlangte, so wie ja Friedrich der Große in seinem Alter die Suppen nur dann genießen konnte, wenn er sie mit Spaniol gewürzt hatte.

Hannchen aber saß, ein Kissen unter den Füßen und eins im Rücken, in dem tiefen Lehnstuhl vor dem birkenen Bett Wolfgangs, der heiß, unruhig und schwer schlief. Denn da die Lungen mit ihrem Lebenswerk nicht recht mehr weiter konnten, so flog und zitterte nun das kleine Herz, dem allzu schwere Arbeit zugemutet war und schuf dem armen Jungen eine innere Unruhe, daß er immer wieder auffuhr und eine neue Lage suchte, kaum daß er seine Lider geschlossen und seinen Kopf auf die Seite gesenkt hatte.

Und in Tante Hannchens kleinem Hirn wollte in den langen Nachtstunden, die sie nun schon hier saß, manchmal der Gedanke aufdämmern, daß es mit Wolfgangs Krankheit doch vielleicht etwas mehr zu bedeuten hatte, als das bißchen Bräune und Rötein, das sie an ihren Kindern und mit ihren Kindern schon durchgemacht hatte. Die Vorstellung aber war ihr unlieb und flößte ihr Grauen ein, und sie gab sich alle Mühe, sie zurückzudämmen und sie nicht klar und greifbar werden zu lassen. Jedoch ebensowenig wie man dem Wetterleuchten befehlen kann, aufzuhören, das in der Sommernacht Stunden und Stunden am Himmelsrand bleibt und immerfort seine Blitzesscheine über

Digitized by Google

das stille Land schickt — das Land, das doch scheinbar ganz friedlich unter der Sternendecke schlummert — so wenig wie man dem Wetterleuchten befehlen kann, nicht zu zucken und zu blitzen — so wenig können wir im Lande unserer Gedanken befehlen, daß nicht die fernen Gewitter ihre huschenden Lichter herüberwerfen und uns immer wieder erschrecken und zusammenschaudern lassen. Und so perlten, ohne daß sie es wollte, der braven Tante Hannchen dicke Tränen über das Gesicht, kamen aus den kleinen, zwinkernden Jacobyschen Jet-Augen und zogen lange Spuren über die breiten, feisten Backen. Hannchen fürchtete sich, mit dem kranken Jungen allein zu bleiben, wenn — Gott behüte — was passieren könnte. Aber Ferdinand Gebert kam nicht. Der saß nun schon Stunden und Stunden, breit und wohlgefällig mit Max im Kontor und wälzte die Kladden und die Hauptbücher, zog die Restsummen, ordnete lange Zahlenreihen, schrieb sie hier- und dorthin, addierte und subtrahierte und brachte aus den verschwiegenen Blättern seines Geheimbuches manchen Friedrichsd'or hinüber auf das Debet von Spesen und Geschäftsunkosten, von dessen Verwendung zugunsten seines Unternehmens niemand bisher etwas hatte ahnen können.

Und so wäre in diesem Jahre des Heils 1889 nirgends bei Geberts etwas von Silvester zu spüren gewesen, und die kalte, neblige Schneenacht wäre ebenso hingegangen wie all ihre Vorgängerinnen, wenn nicht oben in der Klosterstraße bei Jason Gebert der bittersüße Pomeranzenduft des Bischofs — den Jason mit vieler Feierlichkeit zusammengebraut hatte — die Räume durchzogen hätte. In feinen, grauen Wolken stieg er aus dem Rund einer alten Steingutterrine empor und zog um die blanken Mahagonisäulen der Porzellanschränke und strich den süßen Grisetten Gavarnis, die da in braunem Birkenrahmen von der Wand pendelten, um die Näschen, daß sie ganz heimlich und verstohlen danach schnupperten und mit lüsternen Blicken hinübersahen. Und man wußte nicht — galt dies nun nur dem warmen Süßtrank oder etwa auch jenem Berg von braunen Handgranaten, die da im Lichtkreis der Lampe ihre Zuckerglasuren blitzen ließen, und von denen jede eine angenehme Überraschung in sich trug, ob sie nun Himbeermus enthielten oder Apfelgelee, Pflaumen oder Hagebutten.

Kößling war erst spät am Abend zu Jason Gebert und Jettchen gekommen; vielleicht vom Schachtisch hergekommen, mürrisch, so wie der Mensch, der mit sich selbst in Hader liegt, eben mürrisch ist. Dann aber hatte er sich, ohne daß man ihn aufforderte, an das Instrument gesetzt, und all seine inneren Unstimmigkeiten hatte er über dem Spiel vergessen. Es beruhigte seine Sinne und ließ seine Wünsche und Nöte mählich einschlummern, daß sie nur noch manchmal aufschluchzten, wie ein Kind noch einmal im Traum aufschluchzt, das sich in den Schlaf geweint hat.

Und Jettchen hatte sich herbeigelassen, zu singen; das erstemal seit langer Zeit, einfache Liedchen von Weber, die halb gesprochen wurden und in denen der Gesang nur wie die Begleitung zu den Worten klang, Lieder, in denen die Kunst wenig bedeutete und die Schlichtheit der Empfindung alles war. Jason Gebert hatte ganz nahe und still

Digitized by Google

dabeigesessen und Jettchen betrachtet, wie der wechselnde Widerschein dieser Lieder von Sehnen und Bangen, Harren und Entsagen über ihre Züge huschte und ihre Schönheit vergeistigte und verklärte. Er konnte sich nicht von diesem Anblick losreißen, sich nicht genugtun in diesen stummen Huldigungen und bat Jettchen immer wieder, zu singen, nur um ihr Auge mit dem halbgesenkten Lid noch einmal betrachten zu dürfen, nur um das weiche Heben und Senken der weißen Hände über den schwirrenden Tasten zu sehen. — Aber Doktor Kößling, der in jedem Nerv Musik spürte, und dessen Tonvorstellungen weit schärfer und klingender waren, als es der einfache und schmucklose Vortrag Jettchens geben konnte, hörte nur wie aus Höflichkeit zu und vermochte nicht Lob und Bitten so warm und aufrichtig zu stimmen, so viel Mühe er sich auch gab, es zu tun. Für ihn gewann Jettchen nicht, wenn sie am Spinett sang, ihn beunruhigte jeder Ton, der nicht ausgehalten wurde, jeder Ton, der zittrig und unsicher einsetzte. Er empfand nicht, daß Jettchen es nur seinetwegen tat, um ihm nahezukommen, er hörte nur das zage Spiel, das keine Schwierigkeiten zu lösen wußte, und die Unbehilflichkeit der ungeschulten Stimme. Und das Gleiche, was Kößling noch vor einem halben Jahr oben bei Onkel Salomon an Jettchen entzückt und sie ihm nahegebracht hatte, das rückte sie ihm jetzt in die Ferne, machte sie ihm für Augenblicke fast fremd und gleichgültig. Jettchen fühlte das und hörte mit dem Singen auf. Und Kößling vermochte kein Wort zu sagen, er atmete fast auf, als sie es tat.

Aber dann hatte Jason Gebert schnell die Gläser gefüllt. Denn, sagte er, man müsse früh anfangen, wenn man auch nur eine nennenswerte Verminderung herbeiführen wollte. Und das starke, heiße Getränk hatte bald alle guter Dinge und redselig gemacht. Man hatte sich zugetrunken, und Jason hatte es sich nicht nehmen lassen, aufzustehen, mit beiden Händen sich auf die Mahagoniplatte zu stützen und nachdenkliche Worte zu sprechen für seine zwei seltsamen Gäste, Worte, denen Jettchen und Kößling dankbar und verwirrt lauschten, denn es war das erstemal, daß man ihre Namen gleichsam bei einer öffentlichen Gelegenheit miteinander verflocht, und daß Jason Gebert etwas anerkannte, das er sonst doch nur schweigend zu übersehen schien.

Jason Gebert erzählte, er habe heute auf der Königstraße zwei Damen gesehen, und er sei eine Weile hinter ihnen her gegangen. Sie hätten schöne Pelzmäntel angehabt, und man hätte sie auf den ersten Blick für wohlhabende Bürgerfrauen halten können; vielleicht für eine Mutter mit ihrer jung verheirateten Tochter. Und alle sonst hätten sie wohl auch dafür genommen. Aber er habe sie gleich erkannt. Es sei niemand sonst als das Jahr 1839 und das Jahr 1840 gewesen.

Die Mutter habe nun der Tochter Vermahnungen gegeben und ihr gesagt, was sie zu tun hätte. Er habe alles genau gehört, aber es wäre indiskret, wenn er es verriete. Nur das eine wolle er sagen — und es ginge ja auch sie am meisten an — die alte Dame habe der jungen ganz besonders eingeschärft, daß sie ja nicht vergesse, an Frau Henriette Jacoby und Doktor Friedrich Kößling das gut zu machen, was sie ihnen beiden Übles

Digitized by Google

getan habe. Und die Junge sei ihr ins Wort gefallen: das brauche sie ihr gar nicht zu sagen; es sei übrig, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, und sie habe schon ehedem sich über die Hartherzigkeit ihrer Mutter gar nicht genug wundern können — und ehrlich gesagt, sie habe sie weder begreifen noch billigen können. Da aber sei die alte Dame ganz böse geworden und habe den Kopf unwillig geschüttelt, daß ihre Pudellocken nur so flogen.

„Du junges Ding, du Grünschnabel, du Guckindiewelt," habe sie gerufen, „werde erst einmal so alt wie ich es bin, und dann wirst du auch verstehen, warum ich so und nicht anders an den Beiden gehandelt habe; nur um sie hart zu schmieden und abzuschleifen, um sie auszuproben und stark zu machen, um für sie durch die Kämpfe eines kurzen Jahres das Glück langer Jahrzehnte zu erringen, das sie, wenn es ihnen von selbst in den Schoß gefallen wäre, vielleicht bald mit eigenen Händen zerbrochen hätten.

Und da habe die Junge wieder gerufen, daß s i e ja das Gewesene nichts angehe, i h r e Sache wäre die Zukunft und die werde sie schon gut für ihre Schützlinge gestalten.

Aber kaum hätte sie das ausgesprochen, da seien schon beide weg gewesen, fort, wie von der Erde verschlungen, als ob sie ins Pflaster gesunken wären.

Und darauf, daß die junge Dame im Pelz, das Jahr 1840, ihr Versprechen halte, darauf leere er sein Glas.

Jettchen und Kößling waren ganz gerührt, und Jettchen sah Jason Gebert dankerfüllt und zärtlich in die Augen, als sie ihre Gläser leerten. Kößling fühlte diesen Blick und neidete ihn Jason Gebert, denn er erkannte in ihm eine gewisse Wärme und Vertraulichkeit, die den verträumten Blicken, mit denen Jettchen i h n zu betrachten pflegte, eben fehlte. Nicht als ob in ihnen nie ein Wunsch oder ein Begehren gezuckt, nicht als ob in ihnen nie eine weiche Hinneigung sich ausgegeben hätte, aber eben jene zärtliche Vertraulichkeit, jenes wortlose Bekenntnis der Zusammengehörigkeit — das fehlte. Und die lähmende Wirkung des starken, heißen Punsches war es, daß Doktor Kößling lange Zeit an diesem Gedanken haften blieb, und daß er ihm immer wieder zuflog, kaum daß er meinte, ihn weggejagt zu haben. Und das umdüsterte seine Stirn und machte sein Wesen dumpf und linkisch, seine Worte zäh und langsam, seltsam nachdenklich. Denn auf dem Boden von allem, was Kößling sprach, flammte eben für ihn immer der eine Satz: Ich bedeute ihr nichts. Und die anderen wurden von der gleichen, nachdenklichen Stimmung mit ergriffen, und so saßen die drei die letzten beiden, melancholischen Stunden des Jahres 1839 zusammen, hie und da, hüben und drüben um den runden, blanken, braunen Mahagonitisch. Der Berg von Handgranaten da auf der weißen Schüssel wollte gar nicht niedriger werden, und das goldene, dampfende Gebräu füllte immer noch das Rund der Bowle fast bis oben hin. Und doch schien es jenem schon, als ob er unmäßig viel getrunken hätte, und er hörte das Blut in den Schläfen sausen und singen.

Und selbst als Jason mit einer großen Neuigkeit herausrückte, die er erst heute von seinem Bruder Ferdinand erfahren hatte, wurde doch keiner der Stimmung Herr, jenes

Digitized by Google

Gefühles von halber Angst und halber Zwecklosigkeit, jener Nachdenklichkeit, als ob man jetzt und gerade jetzt den Sinn dieses unklaren und verwirrenden Lebens packen könnte. Ja, den Vetter Julius habe man nun ganz in die Enge getrieben, er habe nichts mehr verheimlichen können, das sei ja noch weit schlechter gewesen als zu erwarten, aber man habe ihm jetzt alles, auch alles aus den Händen genommen, und er habe schriftlich auf jede eigene Führung der Börsengeschäfte und jede weitere Vergrößerung seines Lagers verzichten müssen. Man habe heute vormittag in Salomons Kontor vier Stunden mit ihm unterhandelt, bis man ihn so weit gebracht habe, und er habe von Ferdinand Reden einstecken müssen, die man sich sonst sicher nicht bieten lasse. Salomon hätte ihn aber im andern Fall auch ohne jede Gnade in Konkurs gehen lassen. Und daß ihm dann die Benjamins das letzte Hemd ausgezogen hätten, darauf könne man sich verlassen.

Jettchen tat nun eigentlich im geheimen dieser Vetter Julius leid, dem sie ja doch nichts Böses wünschte, und sie sah auch nicht ein, warum diese Nachricht für sie gerade so besonders freudig sein sollte. Aber Jason erklärte ihr, warum es für sie gut sei, daß man jetzt den Vetter Julius wie einen gefangenen Vogel in der Hand halte. Wie bald, und er müsse pfeifen, wie sie wollen.

Kößling, der als echter Literat von allen geschäftlichen Dingen nur ganz vage und dämmrige Vorstellungen hatte, fühlte sich nur unangenehm berührt, daß er von Jason von neuem an das Vorhandensein dieses Vetters erinnert wurde, den er freudig und gern auf dieser Welt vermißt hätte. Und Jason Gebert empfand das und kam plötzlich darauf zu sprechen, daß er noch fort müsse, nach den Linden, zu Kranzler. Jettchen, die fürchtete, es könnte Onkel Jason in dem Trubel und der Ausgelassenheit der Neujahrsnacht etwas zustoßen, bat ihn, er möchte doch zu Hause bleiben, und im stillen hoffte sie auch, daß man dann länger zusammen sein könnte. Aber Jason sagte, daß er einfach gehen müsse. Weshalb, wisse er zwar eigentlich nicht recht, aber er tue es nun jedes liebe Jahr, und er fürchte etwas zu versäumen, wenn er es diesesmal nicht täte. Es sei eben damit endlich auch nicht anders wie mit dem meisten hier im Leben, ob man es nun stolz Wissenschaft oder beseheiden Liebe nenne, man tue es nur deshalb, weil mah fürchte, etwas zu versäumen, wenn man es unterließe. Und als Jason noch so sprach, da hörte man draußen Glockenschläge und Kinderstimmen rufen von fern und nah, und Jettchen und Kößling liefen zu den dicht beschlagenen Fenstern, sie aufzureißen. Und Jason füllte sich sein Glas bis zum Rand und hinkte langsam hinüber, es vorsichtig in der Hand balancierend.

Jettchen und Kößling hatten sich ganz wider ihre Art umfaßt und die Köpfe dicht aneinander gedrückt. Und sie sahen nun wortlos zum Himmel, der schwarz und hoch war, sahen aus dem Halbdunkel Bäume und Häuser wie weiße Gespenster auftauchen, sahen die silberne Schneedecke über dem Boden und die harten Geleise unten auf den Wegen und Fahrstraßen, auf denen die scharf geschnittenen Umrisse schwarzer Gestalten sich bewegten, von vielen Menschen, die auf die Straße geeilt waren und ihre

Digitized by Google

punschselige Begeisterung für das kommende Jahr in die Nacht hinausbrüllten, die immer wieder und wieder ihren Ruf wiederholten, während oben die Glocken klangen, und ein Hund, durch all den Lärm wild gemacht, bellte und bellte, bis er mit der Stimme überschlug.

Und die beiden hatten doch die seltsame Empfindung, als ob irgend etwas an ihnen vorüberstriche, irgend etwas ihnen entgegenwehte, durch die Ruhe der schneereichen Winternacht, eine Ruhe, die eben so stark und fühlbar war, daß all das Lärmen da unten, all das Klingen da oben sie doch nicht völlig zu trüben und zu übertönen vermochte.

Jason, der auch an das Fenster getreten war, mochte wohl etwas ähnliches fühlen.

„Ja," sagte er und berührte Jettchen an der Schulter, „ja, Jettchen, eigentlich ist das doch nun ein Tag wie alle Tage, und doch gibt er uns fast greifbar zwei Dinge, die wir oft im Lärm des Seins nicht mehr spüren: die Empfindungen von Zeit und Ewigkeit. Diese Sterne da oben im Nebel über uns, die weiße Decke ringsum, alles tief und weit, nichts, das uns ein Zeichen gibt, feierlich, unerbittlich und unentrinnbar — das ist die Ewigkeit. Und diese tobenden Menschen da, die sich nicht genug tun können im Prost-Neujahr-Brüllen, dieser Hund da unten, der bellt, diese Kinder, die in ihre Weihnachtstrompeten blasen, die zärtlichen Blicke deines Nachbarn — das ist die Zeit, das Lebende und Taumelnde und Vergängliche. Und Kößling, Doktor Kößling, wenn es Ihnen auch jetzt scheinen mag, als ob das da oben mehr bedeute als das hier unten — es ist nicht wahr. Nur hier sind wir zu Hause; nur hier ist unser Glück und unser Elend, das endlich auch noch Glück ist, weil es Leben sein darf."

Und damit nahm Jason feierlich einen langen Zug und goß ebenso feierlich den Rest des Getränks in weitem Bogen zum Fenster hinaus, als brächte er dem neuen Jahr 1840 ein Trankopfer dar. Man hörte, wie es aufschlug, und vernahm von unten eine tiefe Stimme, die heraufrief, was denn der Unfug bedeute, das wäre ja noch schöner!

Und Jettchen und Kößling fuhren kichernd vom Fenster zurück, und Jason schenkte seinen Gästen wieder ein und bat sie, Pfannkuchen zu essen. Und man stieß an und wünschte einander viel Glück. Und Doktor Kößling stand mit dem grünen Bowlenglas in der Hand und hielt eine kleine, wohlgesetzte Ansprache, in der er die Tugenden des besten Onkels pries.

Aber der beste Onkel war nun ganz und gar nicht dafür, daß man ihn pries, und er nahm seinen neuen braunen Zylinder aus dem Schrank, den er sich hatte aus Paris verschreiben lassen, bügelte ihn und streichelte ihn noch einmal fein säuberlich mit einer Sammetbürste, warf seinen pelzbesetzten Umhang kühn über die eine Schulter, als wäre es ein spanischer Mantel, überzeugte sich, daß er sehr unternehmend aussah, und meinte, es wäre jetzt höchste Zeit, daß er ginge. Spät komme er nicht zurück.

Und Kößling nahm zärtlichen Abschied vor den Augen Jason Geberts, denn er fühlte nach Jasons Rede, daß er jetzt sicherlich dazu berechtigt sei.

Und wie Jettchen in das leere Zimmer zurückkam, das noch ganz erfüllt war vom

Digitized by Google

herbsüßen Duft der Bowle, den nicht einmal die neblige, kalte Nachtluft, die von draußen hereinflutete, verdrängt hatte, da mischten sich in den Lärm von unten immer noch die dumpfen und hellen Glockenklänge von allen Kirchen ringsum, der Nikolai-, der Marienkirche und der Garnisonkirche. Und das Spielwerk der Parochialkirche sandte auch für das neue Jahr ihre schon so oft unbeherzigte Mahnung: „Üb' immer Treu und Redlichkeit" durch die schneehellen Straßen mit ihren harten Wegen und Gleisen.

Jettchen vergaß das Fenster zu schließen, setzte sich an den Tisch, nahm den Kopf zwischen die Hände und träumte in all dem Lärm und Klingen vor sich hin. Und sie baute an einer reichen und glücklicheren Zukunft, so wie sie es jedes Jahr zur gleichen Stunde getan hatte; nur daß heute ihre Träume bestimmter und blutvoller denn je waren. Und endlich, als draußen die letzten Glockenklänge erstarben und die Prosit-Neujahr-Rufe nur noch seltener und leiser erklangen und sich nur noch dumpf antworteten, wie die nächtlichen Rufe der Soldaten von den entfernten Wachtposten draußen auf den Wallgräben, da fröstelte Jettchen auf und schloß die Fenster. Eigentlich hätte sie gern noch einmal mit Onkel Jason gesprochen. Aber wann mochte der zurückkehren?

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem jungen Jahr 1840.

Jettchen war noch nicht lange zu Bett gegangen, da schlich auch schon Onkel Jason zurück, sehr leise und sehr kleinlaut. Er sah gar nicht mehr so unternehmend aus wie vorher, als er jetzt die Treppe heraufhumpelte, und er hatte ein weißes Batisttaschentuch um den Kopf gebunden mit vier Zipfelchen, nach jeder Himmelsrichtung einen. Sein schöner brauner Zylinder nämlich, den er noch so zärtlich geglättet hatte, bevor er wegging — zuletzt hatte er ihn noch gesehen, wie er aufseufzte unter den Rädern einer schwer beladenen Henochschen Droschke, die ihm quer über die Krempe fuhr — gerade da, wo die Linden und die Friedrichstraße sich kreuzten. — Aber heiliger Himmel, wie hatte man ihn schon vorher mißhandelt! Plötzlich war er Jason vom Kopf geflogen. Er wußte nicht, wie das geschah. Er war ihm nachgestürmt. Aber einer hatte ihn ganz geschwind dem anderen zugereicht, als wär's ein Feuereimer, und jeder hatte ihm noch einen Puff und einen Knuff und einen Hieb versetzt, der hatte ihm einen Fußtritt versetzt, und der ihn noch in die Luft gewirbelt. Er war auf den Damm mitten in den Schnee gefallen, und ehe ihn noch die johlende Menge wieder aufraffen konnte, hatte ihn ein Pferd mit einem Huftritt plattgetreten wie eine Flinsenpfanne und dann — nicht genug — waren die Räder mitten darübergegangen, als wollten sie seinen Durchmesser feststellen. Und Jason war mit einem letzten Blick auf die Leiche seines neuen Pariser Hutes zu Kranzler in den Laden geflüchtet, damit er zum Schaden nicht noch den Spott hätte. Er war wohl Philosoph genug, um sich nicht zu ärgern, aber doch nicht genug, um auf eigene Kosten mitzulachen. Auch war Jason Gebert, so sehr er beim Volk Ausgelassenheit liebte, nicht roh genug, um es lustig zu finden, wenn

Digitized by Google

ein Bulle ein Kunstwerk in Fetzen stieß, und ein Kunstwerk war in seinen Augen dieser Pariser Zylinder gewesen.

Und als Jason Gebert mit dem Taschentuch um den Kopf — denn es war bitterer Frost, und ein scharfer, ätzender Nebel ließ es noch kälter erscheinen — an den Häusern entlang nach Hause humpelte, da tauchte plötzlich im dichtesten Gewühl, gerade unter einer Gasflamme, das rote Gesicht des Vetters Julius vor ihm auf, den Mund weit offen und die kleinen, schwarzen Jacobyschen Jet-Augen fast zugekniffen, und seiner Kehle entströmte ein herzlicher Gesang. Und nicht die rote Person war seine Begleiterin, nein, an jedem Arm hing ihm gleich eine kleine Frauensperson, die er fast mitschleifte und mitzog. Und wie Jason näher hinsah, erkannte er unter den braunen Schuten die erstaunten gelben Gesichter von Pinchen und Rosalie, auf denen deutlich zu lesen war, daß Pinchen und Rosalie nicht recht wußten, was sie zu all dem sagen sollten und sich deshalb ganz angstvoll an ihren starken Bruder Julius klammerten.

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem jungen Jahr 1840.

Ferdinand Gebert hatte, als die Glocken zwölf Uhr verkündeten und im lauten Schall einsetzten, gerade seine letzte, wenn auch nicht allerletzte Summe für das verflossene Jahr gezogen, hatte Abschreibungen über Abschreibungen gemacht, hatte bei seinen Debitoren von vornherein mit mehr Ausfällen gerechnet, als zu erwarten waren — und trotz aller Vorsicht war der Jahresverdienst um ein Erkleckliches über den des Vorjahres gegangen, und Aufträge hatte er noch in Hülle und Fülle bis tief in den Mai hinein. Und als Ferdinand Gebert sich all dieses so recht deutlich vergegenwärtigte, sehnte seine Seele sich nach einem guten Glase warmen Punsches. Der Junge, — na ja, der würde doch auch schon wieder mal gesund werden! Und Ferdinand Gebert fühlte das innige Bedürfnis, dieses bescheidene Gläschen Punsch doch nicht allein, in beschaulicher Selbstbetrachtung zu schlürfen, sondern all seine Lieben daran teilnehmen zu lassen, — selbst seine Gäste sollten dabei nicht fehlen. Irgendwie müsse man doch merken, daß ein neues Jahr begonnen hätte. Und wie begonnen hätte, unter welchen glücklichen Aussichten begonnen hätte! Ferdinand winkte also Hannchen, sie möchte aus dem Zimmer Wolfgangs kommen, und das konnte sie auch wohl tun, denn der arme kleine Kerl war nach Mitternacht ruhiger geworden und schlief ganz fest, nur mit etwas kurzen, quälenden Atemzügen. Und Ferdinand Gebert setzte darauf seine Gemahlin Hannchen mit behaglichem Händereiben von seinem Vorhaben und seinen Wünschen in Kenntnis und sagte auch, daß er noch Pinchen und Rosalie holen wolle. Aber Hannchen meinte, sie schliefen schon, und es wäre ihr lieber, wenn sie heute ganz unter sich wären. Ferdinand Gebert aber war von je gewohnt, das Gegenteil von dem zu tun, was seine Frau wünschte, und er sah nicht ein, warum er

Digitized by Google

im jungen Jahr 1840 plötzlich mit dieser lieben Gewohnheit brechen sollte — und er hielt es sogar für einen besonders feinen Scherz, wenn er selbst hinginge, Pinchen und Rosalie aus den Betten holen. So also begab er sich an die Tür ihres Schlafgemaches und klopfte mit energischer Faust. Er hielt den Atem an, um den Erfolg seiner Bemühungen abzuwarten. Jetzt würden die gleich drinnen aufkreischen, sagte er sich. Aber es rappelte gar nichts. Es blieb totenstill — unheimlich, beängstigend still. Dieser jungfräuliche Schlaf belustigte Ferdinand, und er klinkte ganz leise die Tür auf, um seine Gäste höchstselbst mit zartem Gepuffe und Geknuffe zu erwecken. Stichdunkel war es. Aber Ferdinand Gebert wußte in seinem eigenen Hause Bescheid. Er fand das eine Bett, er tappte am Kopfende und fühlte nur die kühle Decke — am Fußende . . . nur Decke, nur Federn. Kein Bein, kein Fleisch, nichts Menschliches. Er tastete leise noch einmal mit beiden Händen — so dünn konnte doch gar kein Mensch sein, nicht einmal Rosalie. Aber vielleicht lagen sie beide drüben. Nein, auch da, alles kühl, alles glatt und platt. Kein Arm, kein Haar — nichts. Ferdinand Gebert wurde es ganz unheimlich zu Mut. Und er schlug mit seinem Fixfeuerzeug Licht. Da lag das ganze Zimmer — hier ein Bett und da ein Bett — unberührt, still, schön, ohne eine Falte. Im Augenblick hatte Ferdinand Gebert, der von sich auf andere schloß, eine ganze Geschichte zusammengereimt. Daß er das sich nicht schon lange gesagt hätte! Aber geargwohnt, ja geargwohnt hätte er es schon.

Und voll innerlicher Entrüstung ging Ferdinand Gebert mit wuchtigen Männerschritten zurück zu seiner Gattin, die gerade eine Zitrone in die Bowle preßte und mit ihren dicken, rosigen Fingern mit aller Macht an der gelben Schale herumdrückte, und setzte sie schonend von dem Schrecklichen in Kenntnis.

„Pinchen und Rosalie sind nicht da," sagte er bestimmt, gemessen und würdig, „so etwas dulde ich in meinem Hause nicht."

„Ach die armen Mädchen," versetzte Hannchen, und ihr breites Kindergesicht war ganz beschattet vom tiefen Bedauern mit ihnen, „was haben sie denn hier. Kann man es ihnen denn übelnehmen, wenn sie mit ihrem Bruder zusammen den Silvestertrubel sich ansehen wollen?!"

„So," versetzte Ferdinand, und zog das So dermaßen lang, als wollte er es gleich bis zum nächsten Neujahr ausdehnen, „so —!"

Ach du liebe Zeit! Hätte Hannchen gesagt, daß Pinchen und Rosalie allnächtlich auf verbotenen Lasterwegen wandelten, — der Schaden wäre für Ferdinand vielleicht gutzumachen gewesen, — aber diese Aufklärung, diese mit Julius — da gab es nichts mehr zu nieten, zu flicken und zusammenzubringen. Das eine „So" hatte entschieden. Und Hannchen wagte nicht einmal mehr, für ihre Schützlinge ein letztes Wort einzulegen.

* * *

Digitized by Google

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem jungen Jahr 1840.

Als Jettchen an einem der nächsten Morgen erwachte, hörte sie erst ein ganz leises Glucksen und Gurgeln und ein Singen und Klingen und ein immerwährendes, leises Knattern von den fallenden Tropfen, die auf die Fensterbretter schlugen, und in der Dachtraufe rauschte es, als hätte man einen Mühlbach darin eingesperrt. Der Nebel aber hing dabei wie ein graues, wollenes Tuch vor den Fenstern, und als er sich mählich hob, da sah Jettchen, daß drüben auf den Dächern der Schnee fast geschwunden war und daß er nur noch ärmlich, dünn und grau auf den Schindeln sich breitete, daß an allen Gesimsen Tropfenreihen als Besätze hingen, und daß die Götterfiguren auf ihren Podesten sich aus ihren Pelzmänteln gestrampelt hatten und ihre heidnischen Glieder von neuem frei reckten. Auf der Straße waren die grauen Schneeberge über Nacht eingesunken, und in den Fahrrinnen stand das helle Wasser, das der Wind kräuselte. Der hartgetretene Schnee des Bürgersteigs jedoch war von tausend Tropfenmustern gezeichnet und gehöhlt. Ganz schwarz waren wieder die Bäume, blank und wie abgewaschen, und die allerletzten Hauben der Zaunpfähle drüben am Lagerhaus waren so recht verdrückt und schief gerutscht, wie die Hauben bei alten Großmüttern, die ein wenig im Sorgenstuhl eingenickt sind.

Dann aber kam der Regen hinzu, aus einem grauschwarzen Himmel. Erst langsam, mit schweren, einzelnen Tropfen, bis der Westwind einsetzte, und das Wasser von allen Seiten herabpeitschte. Der Rauch wurde glatt von den Schornsteinen fortgerissen, und die Menschen, die unten die Schirme gegen die himmlischen Brausefluten stemmten, steuerten langsam und schwer dahin, mit fliegenden Mänteln und gebauschten Röcken, wie Segelschiffe, die im Nordweststurm rollen. Herrgott nochmal — der Regen machte ordentliche Arbeit! Er wusch die Wände der Häuser und die Dächer und die Gärten und die Bäume und die Pflastersteine und sparte nicht Wasser dabei. Es schäumte ordentlich von den Wänden herab, und auf allen Pfützen schwammen große Blasen im Kreis umher. Die Schneeberge wurden ganz armselig und ganz kleinmütig unter diesen Wasserstürzen, und nur die Gartenmauer schräg drüben trieb bei der kalten Nässe für wenige Stunden einen reifigen Silberbelag auf ihre rauhe Steinfläche, der aber auch schwand unter der immer nachsickernden Wassermenge.

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem neuen Jahr 1840.

Gegen Mittag, als gerade der Regen eine kleine, trügerische Pause machte — ach, er sammelte nur neue Kraft für seine Nachmittagstätigkeit! — da wankte ein großer, altmodischer Reisewagen, der schon lange Jahre unbenutzt in Onkel Ferdinands Remise gestanden hatte, mit einem Bau von Kisten und Schließkörben auf dem Verdeck und drei großen Reisetaschen unter dem Spritzleder, langsam durch die

Digitized by Google

Königstraße dahin. Seine breiten Räder durchfurchten das Wasser der gekräuselten Pfützen, daß es in Fächern nur so rechts und links um sie her spritzte, und bei jedem Hufschlag der braven beiden Braunen, da platschte der graue Matsch des durchweichten Schnees nach allen Seiten auseinander.

Und oben auf dieser fahrenden Wasserkunst thronte der Kutscher Johann stocksteif in seinem grauen Mackintosh. Und nebenher ging Ferdinand Gebert. Das heißt auf dem Bürgersteig, in respektvoller Entfernung, außerhalb der Spritzweite. Er rief Johann noch gute Lehren zu und empfahl ihm diese Fuhre ganz besonders. Er solle sie ja gut und schnell nach Benschen bringen und sie ja nicht etwa umwerfen.

Und in dieser fahrenden Wasserkunst, hinter den bespritzten Scheiben saßen nun Pinchen und Rosalie, eng aneinander gedrückt, wie das zärtlichen Schwestern zukommt. In braune Reisemäntel waren sie gehüllt, und jede hatte ein Koberchen auf dem Schoß. Sie hatten auf dringendes Anraten Tante Hannchens plötzlich eine unstillbare Sehnsucht nach Benschen bekommen, und Ferdinand hatte erklärt, daß es ihm leid täte, daß sie schon abreisen wollten. Er wolle ihnen aber trotzdem nichts in den Weg legen, und er wolle ihnen sogar einen eignen Wagen noch zur Verfügung stellen. Aber da sie sich doch nicht allein allen Fährlichkeiten und Anfechtungen einer weiten und beschwerlichen Winterreise aussetzen konnten, so war ihnen als männlicher Schutz und Schirm der alte Onkel Naphtali zugesellt worden, der auch in der letzten Zeit seine Benschener Bequemlichkeiten arg vermißt hatte. Und in deren Erwartung saß Onkel Naphtali nun in der fahrenden Wasserkunst, den beiden gegenüber, in einen uralten Schafpelz gewickelt, — uralt wie er selbst, die Beine in einem Fußsack und den Kopf in einer Pelzkappe. Und dabei summte er vor sich hin, wie eine Winterfliege in der Ofenecke. Er war eigentlich nicht unzufrieden.

„Nun", sagte er sich, „jedes Ding hat eben seine Zeit. Man kann in der Großstadt leben und man kann in der Kleinstadt leben. Hier hat kein Mensch gewußt, wer ich bin. Zu Hause in Benschen kennt mich wieder jedes Kind auf der Straße. Nur wie die Sache mit Joel wird, das hätt' ich wirklich noch gern hier abgewartet."

Pinchen und Rosalie wieder waren aber keineswegs so zufrieden wie ihr Nachbar, und sie trennten sich keineswegs so leicht und ruhigen Herzens von Berlin. Nicht etwa, daß es ihnen die Reize des großstädtischen Lebens angetan hätten: nein, was die Schönheit und Annehmlichkeit des Lebens anbetraf, da zogen sie Benschen schon bei weitem vor — aber sie hatten doch leise gehofft, daß sich hier für sie oder wenigstens für eine von ihnen — jede dachte dabei an sich selbst — etwas finden würde, eine passende Partie, so daß es sich ganz und gar erübrigt hätte, wieder nach Hause zu fahren. Aber diese Hoffnung war nun wie der Schnee draußen rein zu Wasser geworden. Keine passende, nicht einmal eine

Digitized by Google

unpassende Partie war in der Ferne aufgetaucht, nichts hatte sich gezeigt, und dabei hatte ihnen doch Tante Hannchen vorher geschrieben, daß sie sich bestimmt danach umtun würde. Nun ja, auf die Verwandten ist eben nie Verlaß.

Und Onkel Ferdinand ging selbst bis zum Königstädter Theater, bis zum Alexanderplatz mit, klopfte noch einmal an die Scheiben und winkte hinein. Und Pinchen und Rosalie nickten heraus, Freundlichkeit und Süße auf den Gesichtern, aber innerlich voller Galle. Aber Onkel Naphtali ließ sich durch Ferdinand Gebert nicht stören und wandte kaum den Kopf nach ihm. Ihn interessierte dieser Mann überhaupt nicht. Endlich hätte er seine Postfahrt ja auch so bezahlen können, wenn er nur gewollt hätte.

Die beiden Braunen, die bis dahin im Schritt gegangen waren, fielen nun in Trab, und der alte Reisewagen rumpelte und stuckerte über den Alexanderplatz hin, daß die Kasten und Körbe auf dem Verdeck nur so durcheinander tanzten. Ferdinand stand und sah ihm noch eine Weile nach, wie er die Landsberger Straße hinunterschwankte, sah ihm nach, bis er klein und kleiner und undeutlich wurde und endlich seinen Blicken ganz entschwand. Dann wandte Ferdinand Gebert sich erleichtert um, und es fiel ihm ein, daß er noch einen Geschäftsweg machen könnte, einen von jenen, die er erst zum Schlusse des Jahres auf sein Geschäftsunkostenkonto zu verbuchen pflegte.

Und wie dieser Reisewagen Ferdinand Geberts Blicken entschwindet, so entschwinden uns hier nun auch die beiden — Pinchen und Rosalie — und als dritter der brave, alte Onkel Naphtali, und wir werden nichts weiter von ihnen mehr hören und lesen. Sie kehren nach Benschen zurück, woher sie gekommen sind, tauchen wieder unter für uns in das Heer der Namenlosen, werden ausgelöscht aus diesem Buche, und über ihre ferneren Geschicke wüßte ich auch nichts mehr zu sagen und zu singen. Nur soviel: wie Onkel Naphtali selbst nicht wußte, wann er geboren war, so entzieht es sich meiner Kenntnis, wann er gottselig verblichen ist. Aber das Eine weiß ich doch: es gab eine große Enttäuschung. Denn Onkel Naphtali besaß nicht ein Viertel von dem, was man geglaubt und erhofft hatte. Pinchen jedoch — oder war es Rosalie? — heiratete später doch noch nach Berlin. Sie heiratete einen Witwer, oder sie heiratete den Witwer, denn es wird immer nur der gleiche Witwer geheiratet, an der Grenze der Fünfzig, unansehnlich, mit Kindern und mit Erinnerungen und mit dem zwingenden Bedürfnis nach einigen Tausend Talern. Rosalie aber — oder war es Pinchen? — verblieb in Benschen, und sie trug noch nach 20 Jahren das Haar so, wie es ehedem Jettchen getragen hatte, und sie behauptete immer, daß man das Haar in Berlin so trüge.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rundschau.

Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Gewaltige Überraschungen, wie jüngst wieder der Doppelmord in Lissabon, sind schon mehrfach jetzt an einem Sonntage bekannt geworden, wodurch dann die Börse angeblich Zeit zur Beruhigung gewinnen konnte. Als ob es sich noch um den Ozean von früher handelte, wo die Kurse dann haushohe Wellen auftürmten, oder in jähe Tiefen stürzten, — um die grellen Bilder wahrheitsliebender (!) Agitatoren nachzuahmen. In Wirklichkeit finden derartige Eruptionen nur noch in Romanen statt! Denn die deutschen Plätze sind längst durch das famose Reformgesetz eingeengt. London lebt erst mit dem Minenmarkt wieder auf, und endlich hat Paris, wo das meiste — bewegliche Geld ist, keine rechten Spekulationswerte mehr, da seine auswärtigen Renten fast gänzlich untergebracht sind und inländische Industrieaktien noch fehlen. Da zudem aber die Seinestadt eine bourse à crier besitzt, wie die betreffende Art des Verkehrs genannt wird, so verwechseln die Fremden das Schreien dort mit Schlachtengebrüll. In Paris nun hätte die Nachricht von jenem so furchtbaren Lissaboner Attentat gefährlich einschneiden können. Im Gegensatz zu Deutschland, das nur noch wenig portugiesische Werte liegen hat, nicht einmal die sichersten: die fundierten Tabak-, — bleibt das französische Kapital, neben Portugal selbst, die stärkste Eigentümerin all dieser Papiere. Indessen in Paris, wo die Beziehungen zum Tajolande alteingefahrene Wege wandeln, und wo man die Überredungen des Königs Eduard gegenüber seinem Freunde Dom Carlos zu einem verfassungsmäßigen Regiment intimer als anderswo kannte, wurde die Lage schon seit Monaten mit Mißtrauen verfolgt. Das Ultimogeschäft ist dort erlaubt, Stücke sind entweder an Ort und Stelle, oder auch von Lissabon und Oporto (man muß eben die Quellen kennen!) zu leihen, und alle diese Gelegenheiten hatte die Pariser Spekulation zu umfangreichen Leerverkäufen in portugiesischen Werten gereizt. Als daher an jenem Montag an der place de la bourse die Attentatsnachricht einzuwirken hatte, fiel sie in einen — verfixten Markt. Den naturgemäßen Abgaben traten sofort zahlreiche Rückkäufer gegenüber, und der Ausgleich einer Panik war wie von selbst gegeben. Das ist das Geheimnis, weshalb die Kurse dieses Gebietes eine so geringe Änderung zu erfahren brauchten. — Eine außerordentlich eindringliche Lehre über den Nutzen der so verpönten Kontermine, für alle, die ihre Augen noch nicht ganz verschließen und bisher nur die Berechtigung zu einer guten, aber keineswegs zu einer schlechten Meinung über Börsenpapiere zuzulassen beliebten. Im übrigen darf man schon sagen, daß 3 prozentige Portugiesen auch schon vor jener fatalen Wagenfahrt nach der Hauptstadt verhältnismäßig recht hoch gewesen sind. Sie rentieren sogar nach ihrem gegenwärtigen Kurse noch mit ca. 4½ Prozent, warum sollten da nicht Viele unsere Schatzscheine, die 5 prozentigen Russen und, wenn ein ganz barocker Vergleich erlaubt ist, selbst Venezuela vorziehen. Letztere Schuld steht wenigstens unter europäischer Kontrolle, was hier natürlich keineswegs zur Empfehlung, sondern nur zu einem bedeutsamen Hinweise auf den portugiesischen Anleihedienst gesagt sein soll.

* * *

Die erfahrenen Leute wollen unsern Privatdiskonto von unter 4¼ % als künstlich niedrig gehalten ansehen und zwar von den Banken, so lange, bis diese die neuen 4 %igen deutschen Fonds wirklich gut klassiert finden. Vielleicht reichen aber die Gedanken unserer Hochfinanz noch weiter, indem sie den Markt überhaupt jetzt bei guter Laune halten wollen, wegen neuer Aktienausgaben oder da, wo es nicht anders geht, neuer Obligationen. Diejenigen, welche es sich mit populärem Wortschwall bequem machen, werden natürlich immer dabeibleiben, daß der Zinssatz möglichst niedrig bleiben müsse, aber es ist möglich, daß wohl zu-

Digitized by Google

wollen das Gegenteil davon zu erwägen wäre. Und somit dürften auch Praktiker anzunehmen sein, nach deren Urteil ein Privatsatz von 5 % unsern gegenwärtigen Verhältnissen besser entsprechen würde, als alles, was darunter ist. Hauptsache bleibt, daß unsere Großbanken auf geraume Zeit ihre alte Politik, sich in jeder Art von Geschäften zu engagieren, aufgeben. Eine solche Abstinenz drückt sich keineswegs bloß in dem Nichtunterschreiben von fremden Anleiheprospekten aus, wobei ja die öffentliche Meinung Wach- und Schließgesellschaft spielt, sondern nach ganz anderen Richtungen hin. U. a. sind es in deutschen Groß- und Weltstädten jene riesigen Luxusbauten, die bereits in der Anlage, d. h. durch die notwendigen (!) Aufkäufe von Grund und Boden, eine Überkapitalisierung darstellen. Hierzu sind unsere Großen nämlich fast immer bereit, entweder, weil sie sich von dem Gigantischen dabei wirklich blenden lassen, oder weil sie den „Andern" als schwarzen Peter zu sehen hoffen, oder aber weil ihnen nahestehende Kreise mit dieser neuen Transaktion ein gewinnbringendes Geschäft bereits abschließen. Kein Wunder, daß auf diese Weise auch unter Provisionen sehr stattliche Ziffern aufgestellt werden können, so lange als vielleicht die Forderung noch nicht hervorgetreten ist, buchmäßig zwischen r e i n e n Provisionen und Provisionen zu unterscheiden. Nur auf die ersteren beziehen sich übrigens die Verhandlungen, eine allseitige Erhöhung durchzuführen. So rasch jedoch wie dies gemeldet wurde, sind sämtliche Banken dabei keineswegs unter einen Hut zu bringen, da die wichtigen Provinzinstitute noch ihre Bedingungen stellen dürften. Jene unaufhörlich neu sich gebärenden Finanzierungen können nicht genug gezeichnet werden, schon wegen des bedeutsamen Beweises, daß der Hauptsache nach in dem Fangballspielen mit höchst umfangreichen Summen nichts geändert ist. Es sind eben doch nicht mehr die alten Männer an der Spitze, sondern „reiche Erben", die auf den Erfolgen ihrer Vorgänger stehen und eine wahrhafte Blutentleerung, wie z. B. in den Jahren nach dem Wiener Krach, nicht miterlebt haben.

* * *

Die 55 Millionen Mark, welche die Regierung für drei Doppelschächte im Dortmunder Kohlenbezirk erhält, haben zu einer jener sattsam bekannten Debatten über die Kohlenteuerung geführt. Der preußische Fiskus soll seine Zechenerweiterung zu einer Verbilligung der Kohlen benutzen, was natürlich sogleich abgelehnt wurde, aber leider nicht unter der offenen Begründung, daß solche Gewinne bei uns keinen sozialpolitischen, sondern vorläufig noch einen militärischen Charakter haben. Und wer sich z. B. die Agitationskarten unseres Flottenvereins, selbst auf den kleinsten Bahnhöfen, ansieht, welche Berechnungen Deutschlands Milliardenreichtum bis in den Himmel erheben, der weiß auch, wohin später alle Überschüsse aus dem Staatseigentum abfließen, nein: abstürzen. Hätte der Handelsminister nur die Gelegenheit benutzt, um das Syndikat wegen seines, man könnte fast sagen arroganten, Schweigens öffentlich festzunageln; wo dieses Syndikat doch wenig zu verschweigen hat! Denn tatsächlich ist ihm sein wichtigster Abnehmer: die Eisenindustrie, immer mehr entschlüpft. Und wenn nun noch in absehbarer Zeit auch die Eisenbahnen ihre eigenen Zechen haben werden, so bleibt als Kundschaft hauptsächlich nur das Publikum — das fabrizierende und das heizende. Das erstere ist bisher von Essen aus so gleichgiltig behandelt worden, daß z. B. die wichtigsten chemischen Fabriken oft gar nicht zu einem direkten Syndikatsabschluß kamen, weil diese Konsumenten ausgesuchte Sorten beanspruchen, was einfach als zu weitläufig angesehen wurde. Sogar die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft inklusive der Berliner Elektrizitätswerke mußten schon einmal wegen zu hoher Preisforderungen vom Bezug der Ruhrkohle absehen. Verbleibt nur noch der Hausbrandbedarf, der allerdings so notwendig ist, daß seine Verbraucher keine andere Wahl haben, als in Preise zu willigen, die sie wenigstens von ihrem Standpunkte als zu hoch ansehen. In dieser Beziehung wächst die Erbitterung, der Erfolg aber bleibt noch aus, trotzdem sogar die Düsseldorfer Handelskammer gegen das Syndikat gesprochen hat.

* * *

Digitized by Google

Auf den Gang der deutschen Industrie werfen die Zeitungsnachrichten eher einen ungünstigen Schein. Denn indem nur die Preisermäßigungen gemeldet werden, die unveränderten Sätze aber nichts Neues darstellen, also auch nicht extra mitzuteilen sind, wird die Luft nur mit Abwärtsdepeschen erfüllt. Das prägt sich der ganzen Stimmung, zum mindesten der Börse, auf, die ja ihrem Wesen nach bezüglich fremder Gebiete stets nach oben oder nach unten blickt. Tatsächlich nehmen aber die Fachkreise selbst, für die deutsche Montanindustrie statt des so eifrig kolportierten Stillstandes nur eine bedeutende Abschwächung an, und sie gehen sogar soweit, dem Stahlverbande gegenwärtig die Tendenz, richtiger: die Politik einer absichtlich ungünstigen Marktschilderung zu unterschieben. Es hänge das mit dem Geldstande zusammen, den man unbedingt erleichtern wolle. Jedenfalls ist einer einzigen Stelle, wie sie z. B. heut im Stahlverbande, resp. in Herrn Thyssen existiert, fast alles möglich, was sonst bei einer Vielheit von Interessen und — selbständigen Interessen ganz außer Betracht kam. Es sind jetzt gleichsam einzelne bedeutende Schachspieler großgezogen worden, in deren Züge wir uns unfreiwilligerweise vertiefen müssen. Dabei sagte man bis vor noch nicht langem dem Direktorium bei Thyssens manche persönliche Temperamentsfehler nach, im Gegensatz vor allem zu der angeblichen Objektivität der Leiter vom Stinnes'schen Concern. Je rascher übrigens später ein Wiederaufschwung angängig ist, desto näher rückt auch der Moment, wo Thyssen und Stinnes ihre Wege trennen. Merkwürdig genug verharrt gerade das Ausland in seinem ungünstigen Urteil über den Stand unserer Industrie, was aber vielleicht mit der Mißstimmung an sich gegen Deutschland zusammenhängt. Etwas Politik unterläuft ja stets bei derartigen Antipathien, wie denn Deutschland einmal als Hort aller Reaktion zu gelten scheint. Indessen die eigentliche Wurzel des Hasses faßt sich gröber an und betrifft unsere allenthalben hervortretende Konkurrenz, notabene mit starken Unterbietungen. Ob Sir Ernest Cassel als Bankier sagt: ich mache nicht gerne mit Deutschen Geschäfte, da ich nicht für ein halb pro Mille arbeite! oder ähnlich ein Fabrikant in Sheffield, ein Exporteur in Liverpool: die Klagen über jene unaufhörlichen Unterbietungen mehren sich auf allen Gebieten. Auch über unsere Elektrotechnik scheint sich das Ausland übertriebenen Vorstellungen hinzugeben. So kann man von sehr gut unterrichteten fremden Kaufleuten neuerdings über das rapide Sinken unserer elektrischen Aufträge mit großer Sicherheit reden hören. Tatsächlich erklärt man aber auf unsern Gesellschaften selbst, sie hätten so „wahnsinnig" zu tun, daß sie vor lauter Arbeit krank würden. Auch nach einer anderen Richtung eilt das Ausland, wie man wohl annehmen darf, der Entwicklung der Tatsachen voraus. Das zielt gegen unsere sieghafte Überlegenheit in zahlreichen technischen Zweigen, denen angeblich auch die fremden Chemiker, Elektriker und Ingenieure nunmehr endlich nachgekommen seien. Gesetzt nun, das alles wäre wahr, so würde es sich dabei doch immer nur um die gleichwertigen Generäle handeln, während unser Heer von tüchtigen technischen Soldaten schon mittels unserer Übervölkerung nur äußerst schwer zu übertreffen wäre. Die Feldherren geben den Laboratorien Glanz, das große geschulte Heer selbst ermöglicht jedoch erst unsere so riesenhafte Fabrikation.

* * *

Über Herrn Belmont ist die Newyorker Skandalchronik still geworden. Nur daß Herr Walter Rothschild aus London, der jahrelang in diesem Geschäfte tätig war, sogar seine amerikanischen Verwaltungsratsstellen niederlegen mußte — auf Befehl seines Vaters. Die Rothschildschen Häuser würden in den siebziger und achtziger Jahren schon gerne eine eigene Filiale in Newyork errichtet haben, da gerade ihnen die amerikanischen Chancen nahegerückt waren. Indessen besannen sie sich noch rechtzeitig auf die Kraft und die Kühnheit der dortigen Milliardäre, denen gegenüber selbst sie nur eine zweite Rolle gespielt hätten. Und anders als in einer ersten Ranglage konnten die Rothschilds auch in der Neuen Welt nicht gut thronen.

* * *

Bisher haben wichtige Aktiengesellschaften ihre alten Aktionäre sehr oft festzuhalten gesucht, indem sie ein Bezugsrecht auf die jungen Aktien

Digitized by Google

stipulierten. Die „Harpener Bergbau", gewiß eines unserer besten Unternehmen, ist aber diesem Grundsatze wieder untreu geworden. Das mag scheinbar einen Gewinn ergeben, aber es gibt auch dabei einen moralischen Verlust, die Einschränkung des bisherigen Aktionärstammes. Dieser, dessen Dividendeverringerung durch eine Kapitalsvermehrung immerhin möglich bleibt, hätte dann doch in seinem Bezugsrecht eine Art Ersatz gefunden. An die Stelle einer großen Zahl von Interessenten tritt nunmehr aber das übliche Bankenkonsortium, d. h. die Hochfinanz, was in harmlose Worte gekleidet sich dahin ausdrückt, daß die Verwaltung ermächtigt werde, die Einzelheiten der Ausgabe festzusetzen und die Aktien zu begeben. Das beschließen natürlich die Großen selbst, welche im Aufsichtsrate sitzen und die Majorität dank der Folgsamkeit der Kundschaft in ihren Aktiengewölben besitzen. Dieses Konsortium zieht wiederum Unterbeteiligte heran, in Erwartung baldiger Gegenseitigkeit, und schließlich tritt da eine Handvoll Geldleute und Direktoren die Vorteile zahlreicher ernster Aktionäre an. Gerade jetzt, wo so manche große Firma innerhalb und außerhalb Europas an schweren Verlusten leidet, tritt der Vorteil einer bisherigen Beliebtheit zutage. Und andererseits gibt es mächtige Häuser, denen gerade jetzt der alte Umstand schadet, daß sie nur höchst ungern an sich verdienen ließen. Auch bei Aktiengesellschaften — und je größer, desto sicherer — kann sich einst eine derartige Kleinlichkeit rächen. Übrigens hatten die Herren es bequemer zu Zeiten, da es noch Termingeschäft gab. Damals pflegte oft der leitende Bankier knrz vor der noch unbekannten Kapitalsvermehrung den ganzen Betrag zu fixieren und denselben hierauf unter dem Eindruck des veröffentlichten Beschlusses gleichsam von der Aktiengesellschaft selbst billiger zurückzukaufen. Es hieß dann offiziell: Die neuen Aktien seien bereits an ein Konsortium fest vergeben.

Das Wunder der Mimi Aguglia.

Von **Max Hochdorf.**

Paris, im Februar 1908.

Wer inbrünstig an die Kraft des Herzens glaubt, wer sich grämig und enttäuscht in die Winkel verkriecht, wenn ihm in menschlichen Dingen die frostige Alltäglichkeit, Unbedeutendheit und gefühlsleere Gleichgültigkeit begegnen, der flieht entsetzt vor dem heutigen Pariser Theaterleben. Das ist, wie schon vor zwei Jahrhunderten Voltaire geklagt hat, so ein ewiges Getändel um das Liebeln, so ein mehr oder weniger oberflächliches Herumrechnen mit der Dürftigkeit der Seele. Nicht die große Leidenschaft wird gespielt und offenbart, sondern das verpuffte Feuer, die arme Salonbeschäftigung mit Gemütsplänkeleien. Alles sind Stücke, die sich ähneln, alles sind Schauspieler, die außer ihrem Drill und ihrer Technik keinen rührenden Ton lieben. Schaltet man zwei Männer und eine tüchtige Frau, die Suzanne Desprès, aus der Schar aller lebenden französischen Komödianten, dann bleibt eine Menge zum Teil hochberühmter Gaukler, die ganz zu Unrecht den Lorbeer des echten Künstlers tragen.

Das ist jetzt nicht anders geworden. Aber das Pariser Theaterleben hat jüngst eine tiefe Bewegung durch eine bisher fast unbekannte Frau erfahren. Schade ist nur, daß dieses reich begabte Weib keine Französin ist. Sie heißt **Mimi Aguglia.** Sie stammt aus Sizilien. Sie ist das Kind fahrender Schauspieler. Wie sie unverhofft aufgetaucht ist, so hat sie auch ganz Unerwartetes gebracht. Sie hat wieder gezeigt, aus welchem Stoffe die obersten Schauspieler geformt sind. Sie hat das Verständnis für die seltsame Wahrheit eröffnet, daß viele Theatergenies nichts als Schauspielerstücke machen wollten, und daß den so niedrig Wollenden dennoch so Mächtiges gelang. Die hatten nämlich in der Erfahrung und im Blute das Gefühl für leidenschaftliche, heilig passionierte Komödianten, nicht für Konservatoristen französischer Schulung, nicht für Anhänger der Altgoethischen Doktrinen. Mimi Aguglia hat die Regeln ihrer Kunst nie gelernt, und sie herrscht doch über diese Regeln.

Man kennt das Geheimnis der indischen Jogis,

Digitized by Google

jener Brahmanjünger, die sich leicht und schwer nach Belieben machen können, die auf Minuten das Leben einstellen und den Atem anhalten, denen man nachsagt, daß ihnen sogar die Macht des Fliegens gegeben sei. Dem Wunderbaren gehören diese Legenden an, und die Psychologen haben sich bemüht, einiges Licht in derartige Priestertaten zu bringen. Sie treffen auch auf große Rätsel bei der Mimi Aguglia. Ihr Äußeres ist ganz das einer gewöhnlichen Frau. Ein Weib von einiger Weichlichkeit in den Linien. Sie ist nur mittelgroß. Sie verrät den Typus ihrer südlichen Heimat nicht stark. Etwas derb ist sie anzuschauen, etwa von jener herben Anmut, die in frühen italienischen Madonnenreliefs gefesselt ist. Sie hat ein gleichgültiges Kinn, Arme ohne Beredsamkeit, geradezu dicke Finger und eine Haltung, die verrät, daß sie als behäbige Hausfrau sich recht wohl fühlt. Dazu zeigt ihr Blick noch, daß in ihr keine tobende Sinnlichkeit wütet. Kurz, wer der Mimi Aguglia auf der Straße begegnet, der hebt kaum zu ihr die Augen empor, und wäre er auch ein sehr bescheidener Draufgänger.

Aber diese für den oberflächlichen Beobachter ganz nebensächliche Frau ist imstande, ihre Seele vollständig umzustülpen und aus ihrem Körper etwas ganz Fremdartiges zu machen. Daß ein Schauspieler mit dem Wort und auch mit dem Blicke über seine Empfindungen gebietet, ist nichts so Seltenes. Er hat den angeborenen Schmelz oder die klingende Ehrwürdigkeit in der Kehle; und so ist alles schön und voll anzuhören, was er spricht. Er hat die Heiterkeit oder die majestätische Größe im Blick, und so sind seine Gesten von anmutender Liebenswürdigkeit oder von bewältigender Wucht. Aber die Mimi Aguglia besitzt solche Gaben der Natur gar nicht. Da ist es um so wunderbarer, daß sie auch keiner Regung des Frauenherzens den letzten Ausdruck schuldig bleibt. So kann diese behäbige Frau über ihr Gesicht eine Lieblichkeit und eine fröhliche Leichtigkeit zaubern, die ohnegleichen sind. Und so wuchtige, erschütternde Tragik kann in einer hurtigen Sekunde über dies eben verzückte Antlitz fahren, daß ihre Züge denen der Meduse ähneln, daß man erschrickt vor der Aguglia, daß uns die Bangigkeit über ihr Entsetzen anfaßt, daß wir wieder geführt werden an den Born der echtesten und der ernstesten Tragik. Solche Macht einer Künstlerin ist nicht das Erzeugnis irgendwelcher Erziehung. Dazu ist sie bei weitem zu ursprünglich. Solche Macht ist nur angeboren, und wie bei vielen Tugenden und genialen Fähigkeiten der Menschen alle vernünftige Erklärung versagt, so kann man nur Besessenheit im alten, gruseligen Märchensinne als den Grund derartiger Begabung annehmen.

Mit ihren ordinären, dicken Fingern versagt die Aguglia oft, sofern sie ein weiches Wort zeichnend begleiten soll. Dann ist es, als wenn sie nicht genug achtsam wäre, auf den Dämon ihres Gemütes zu hören. Aber sie berauscht sich an den Worten, sie wird inniger und ergriffener, behender und belebter wird das Spiel ihrer Finger. Da werden sie zart, fein, weiß und blumenhaft, so, wie nur Finger sind, die von der Stirne den Schmerz streicheln, die auf den Lippen des lächelnden Kindes ein zärtliches Neckespiel treiben. Die Aguglia ist traurig. Sie wird in irgendeiner Rolle gedemütigt. Sie hat sich klein zu machen. Ihre Seele solle einschrumpfen, weil sie beleidigt wird. Die Frau soll sich einducken, weil man mit Gehässigkeit nach ihrer Ehre schlägt. Man verfolgt die Phasen dieser Demütigung. Man sieht die Aguglia so im Jammer, daß man ihr Schicksal mit dem eigenen vermischt, daß auch der abgebrühteste Kulissenkenner ganz in dem Ereignis untergeht, daß er mit der Aguglia seufzt und stöhnt. Dann springt sie auf, um den Angreifer und Vernichter ihrerseits fortzuhetzen. Und eine so heftige Energie von Teufelei, von Hexenhäßlichkeit, von Vampyrwut und Gespensterschrecklichkeit sprüht aus der Frau, daß wir zu allen Greueiträumen unserer verworrensten Jugend zurückgerufen werden. Auf der Bühne wird die Aguglia von hysterischen Starrkrämpfen befallen. Sie bildet mit ihrem Körper den berühmten Bogen der hysteroepileptischen Menschen. Sie verweilt minutenlang in dieser gefährlichen Lage. Dann senkt sich der Vorhang, und lächelnd wirft sie Kußhände denen allen zu, die mit ihrem Beifall nicht aufhören wollen.

Einer könnte sagen, solche Kunst ist nichts, sie ist nur berechnete Ausnutzung der viehischen Natur, ein Akrobatenkniff. Wer das sagt, der hat aber nicht gemerkt, wie unter diesen physischen Mirakeln das Seelische der Aguglia ständig lebt.

Digitized by Google

Sie hat eben gar keine Individualität, weil alle Individualitäten in ihr verborgen sind. Sie ist nie in Gefahr, einen Stil herauszubilden oder eine Sonderart. Sie ist stets und ohne Eigenwillen das, was der Dichter will. Sie ist mit einem Worte ein vollkommener Schauspieler, nicht nur ein großer oder ein pathetischer oder ein lieblicher oder ein beredter. Sie ist alles, alles, die Mimi Aguglia, das Wunder.

Im Vergleich zu ihr sind ihre Genossen nur brave Leute. Einer von ihnen muß aber noch besonders gerühmt werden, weil er sich zu einer edlen und innigen Sprechkunst erzogen hat. Das ist der Cavaliere Grasso. Wenn man ihn jedoch hört, ihn, der in rührenden Momenten sehr schön wirkt, der in angenehmer Herzlichkeit und in zitternder Verhaltenheit redet, dann kann man erst den ganzen Reichtum der Aguglia ermessen. Dem Grasso gehört ein Vorzug, sie meistert alle Tugenden. In italienischen Bauernstücken, in der „Tochter des Jorio" d'Annunzios, in einer ländlichen Tragödie des Capuana, leistet sie ihr Bestes.

Sie hat die Franzosen nicht nur überrascht, sie hat sie auch erzogen. Denn sie nehmen sich seit altersher das Recht, den Schauspieler zum kalten Virtuosentum zu verleiten. Wie der verlotterte Tenor hat der Komödiant irgend eine Paradestelle seiner Rolle gewandt und gefällig hervorzubringen. Dann hat er artig eine Pause zu machen und abzuwarten, daß ihn der Beifall des Theaterfreundes überschütte. So wird durch die unerzogene Einmischung des Zuschauers der französische Schauspieler zur Virtuosität, zur seelenlosen Spielerei verführt. Die Aguglia kümmert sich nicht um diesen Mißbrauch. Sie unterdrückte derartige überflüssige Gunstbeweise unkultivierter Theaterbesucher, die ganz zu Unrecht im Rufe stehen, der Bühne die Kultur gebracht zu haben. Voltaire hat einmal die Adligen von der Szene vertrieben, die zu pöbelhaft das Spiel der Künstler störten. Die Aguglia hat die Spießer zum Unterdrücken eines häßlichen Gelüstes gebracht. Sie will auch nach Deutschland kommen. Man soll sie dort mit Ehrfurcht begrüßen.

Revue der Revuen.

Frankreich.

Frankreich hat als wichtigste Frage seiner inneren Politik gegenwärtig diejenige der Einkommensteuer auf dem parlamentarischen Programm. Aber es ist charakteristisch für dieses Land mit dekorativer Vergangenheit und dekorativen Neigungen, daß sich für eine progressive und obligatorische Einkommensteuer sehr wenige Freunde finden. Nicht das tatsächliche Einkommen muß versteuert werden, sondern das in der äußeren Lebenshaltung sichtbare. Die Höhe des Wohnungszinses ist die Norm für die Höhe der jetzigen Steuer. So zahlt ein reicher, im beschränkten Hause wohnender Knicker, wenig, so wird ein Mann zu hoher Steuer gezwungen, der vielleicht aus geschäftlichen Rücksichten eine große Wohnung gemietet hat. Man will nicht große Veränderung dieser Zustände, und der ehemalige Minister Baudin beharrt in einem viel gelesenen Artikel der Grande Revue auch in der konservativen Reserve. Die Zeitschrift „Armée et Marine" begrüßt sympathisch die Bemühungen des Militärbudgetberichterstatters in der Kammer, des Herren Messimy, der bei dieser Steuerreform für den gemeinen Soldaten eine Besserung anstrebt und die Bezüge der Offiziere auch gleichmäßiger gestalten will. Die Revue „De Politique extérieure" bespricht die Krise im deutschen Flottenverein, aber sie hütet sich, irgendwie Partei zu nehmen. Sie neigt nur dazu, die Spaltung innerhalb des Vereines als eine für Frankreich kaum wichtige Überflüssigkeit anzusehen. Auch mit dem Wohlstande Frankreichs beschäftigt sich ein literarischer Artikel des Mercure de France (1. Februar). Dort stellt Arnold Bennett fest, wie England im Gegensatze zu Frankreich seine literarischen Autoren und auch die minderen Götter glänzend leben lasse, wie die glänzende Organisation des englischen Buchhandels allen Beteiligten ein anständiges Einkommen sichere. Was würde der Verfasser erst sagen, wenn er Deutschland mit England vergliche?

England.

Das Parlament ist eröffnet, und mit voller Macht wendet sich das öffentliche Interesse den

Digitized by Google

großen innerpolitischen Aufgaben zu, die dringend ihrer Lösung harren. Kaum jemals hat eine Regierung eine solche Majorität gehabt, und doch steht sie vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. In der Februarnummer der Contemporary Review legt der Abgeordnete George White die Grundsätze der liberalen Schulvorlage dar, die ja schon einmal an dem Widerstand des Oberhauses gescheitert ist. Er fordert die Ausschaltung jedes kirchlichen Einflusses aus Staatsschulen. Keine konfessionellen Schulen sollen mehr unterstützt werden. — Über die kommende Altersversicherung spricht in Nineteenth Century James G. Hutchinson. Er bezweifelt es, daß der Staat heute in England dieses Problem lösen kann und fordert einen Ausbau der Selbstversicherung der Arbeiter in ihren Organisationen, vielleicht mit Unterstützung der Regierung. — Über „Arbeit und Tarifreform" verbreitet sich in derselben Zeitschrift der Graf von Dunraven. Er sieht die soziale Zukunft in schwärzestem Lichte. Die free-breakfast-Politik habe bankrott gemacht. Heute könne man die Zahl der Beschäftigungslosen in England auf 1½ Millionen schätzen. Es gibt 100 000 Auswanderer jährlich, Deutschland importiert Arbeiter, England muß sie ausführen. Noch ausführlicher behandelt in der National Review L. J. Maxse diesen Gegenstand. Er sagt, gegen die 60 Millionen Deutschen und fast 100 Millionen Amerikaner könne England mit seinen 44 Millionen nicht mehr lange den Zweimächtestandard aufrecht erhalten. Die Flottenpolitik müsse notwendigerweise zum Imperialismus, zu einer Einigung sämtlicher englischen Länder mit Zollabschluß führen. Dazu komme, daß der Boom, der große geschäftliche Aufschwung, seinen Höhepunkt überschritten habe, daß jetzt schon, wie die neuesten Veröffentlichungen zeigen, die Löhne in England unter den Durchschnitt der letzten zehn Jahre gesunken seien. Und es würde noch viel schlimmer werden. — Über die Reise der amerikanischen Flotte spricht Sydney Brooks in einem bemerkenswerten Artikel der Fortnightly Review. Nichts sei für einen ausländischen Beobachter in den letzten zehn Jahren so interessant gewesen, als die langsame Verschiebung der amerikanischen Interessen vom atlantischen zum stillen Ozean. Wenn nun jetzt 10 große Kriegsschiffe nach dem Westen führen, so sei das nicht einfach nur eine Übungsreise, sondern ein politisches Ereignis von vielleicht großer Tragweite. Wenn auch unmittelbar nichts für den Frieden zu befürchten sei, so würden doch die Kalifornier, sobald erst die Flotte am Goldenen Tor ankerte, darin eine Unterstützung ihrer japanfeindlichen Gesinnung sehen und vielleicht neue Kundgebungen herbeiführen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenbahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Heber Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W, Potsdamerstr. 127-128

Digitized by Google

NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

ERSTES MÄRZ HEFT

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD. BONDY U. FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

№ 9

1908

Digitized by Google

Ostende * Belgien

Die Königin der Seebäder.

Der schönste Kursaal der Welt. Symphonie-Kapelle ersten Ranges (150 Künstler).

Täglich **zwei Symphoniekonzerte** unter Mitwirkung von Sängerinnen und Sängern der ersten Bühnen Europas.

Orgel-Konzerte. **Soirées dansantes.**

Im Kgl. Theater — großartiger Neubau — gibt eine Truppe ausgewählter Künstler I. Ranges allabendlich Vorstellungen auf dem Gebiete der Oper, Operette, großen Ausstattungsstücke, Lustspiele etc.

Jeder Sport hat in Ostende seine Heimstätte:

Pferde-Rennen (800000 Frcs. an Preisen), Taubenschießen, Polo, Golf, Lawn-Tennis, Segel-, Ruder- und Motorbootregatten, Automobil-Rennen etc. etc.

Jährlich eine Million Besucher. Vom 1. Oktober ab Wintersaison.

Sandow's Buch frei

Eben erschienen.

Dieses neue Buch zeigt, wie Eugen Sandow, der weltberühmte Gründer des Sandow-Körperpflegesystems, zu Kraft und Ruhm gelangte, ist herrlich illustriert und zeigt jedermann, wie man durch körperliche Uebung Gesundheit und Kraft erlangen kann. Spezialangebot: Jeder Leser, der sofort an nachstehende Adresse schreibt, erhält ein Exemplar dieses Buches kostenlos und portofrei zugesandt.

SANDOW COMPANY, Abt. A.,
Berlin W. 9, Potsdamerstraße 127.

Heyser & Rudolff

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 20.

(VI, 4081)

Kunsthandlung

Original-Gemälde, Copien, Reproductionen etc. Sculpturen, Kunstgewerbe etc.

Einrahmungen in eigener Werkstatt

Digitized by Google

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES MÄRZHEFT. 1908.

INHALT:

	Seite
* * *, Österreichische und deutsche Balkanpolitik	622
Walther, Kolonialbahnen im englischen Parlament	627
Marcel Herwegh und Victor Fleury, Unveröffentlichte Briefe Georg Herweghs	629
J. Berstl, Drei Gedichte des Bhartrihari	637
Victor Tausk, Zulija Merkez	638
Alfred v. Radio-Radiis, Weihnachtstage im Hochgebirge (Illustriert)	655
Friedrich Adler, Der Ketzer	663
Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)	669

Rundschau:

Plute, Finanzpolitische Glossen	682
A. Wirth, Was sich Eduard Meyer von Geschichte denkt	683
M. Freiherr von Stetten, Das hamidianische System	685
Paul Stauber, Der Direktionswechsel in der Wiener Hofoper	687
Ein deutscher Stifter	688
Revue der Revuen	689

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

Digitized by Google

Österreichische und deutsche Balkanpolitik.

Von

* * *

In der Balkanpolitik der Großmächte hat eine neue Epoche begonnen. Andere Männer, andere Zeiten. Der Quietist Graf Goluchowski ist nicht mehr. Ein neuer, ehrgeiziger Minister, Baron Aehrenthal, leitet die auswärtigen Angelegenheiten der österreichisch-ungarischen Monarchie, und hinter ihm taucht die Gestalt seines Protektors, des österreichischen Thronfolgers, Erzherzogs Franz Ferdinand auf. Was der österreichische Botschafter in Konstantinopel Baron Calice im Jahre 1898 ohne Erfolg betrieben hat, den Bau der Anschlußbahn an die bosnischen Linien durch den Sandschak Novibazar, das hat jetzt sein junger und rühriger Nachfolger, der Markgraf Palavicini, unter Aehrenthals Leitung durchgesetzt.

Man muß den Wert der Bahn von Uwatz nach Mitrowitza, die das österreichisch-bosnische und das türkische Eisenbahnnetz verbinden soll, nicht überschätzen. Sie geht durch Gebirgsland und muß den Ragoza-Balkan erklettern; ihr höchster Punkt, der allerdings von großer strategischer Bedeutung ist, ragt über die Tausendmetergrenze hinaus. Das Wesentlichste ist: Die Bahn wird schmalspurig sein, wie ja auch die bosnischen Linien nur schmalspurig gebaut sind. Waren, die aus dem Innern Österreichs (und aus Deutschland) auf diesem Wege nach dem Südosten wandern sollen, müßten zweimal umgeladen werden. Die dadurch entstehende Frachtverteuerung wird die Konkurrenz mit den auf dem billigen Seewege heranschwimmenden französischen und italienischen Waren nicht gerade erleichtern.

Der „Temps" sieht in einer Fieberphantasie Saloniki schon als einen neuen österreichisch-deutschen Kriegs- und Handelshafen und nennt es ein zweites Triest. So schnell galoppiert man nicht in der Türkei. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Paris, Graf Khevenhüller, hat die Franzosen, die die Verbindung zwischen Berlin-Wien und Saloniki so sehr beunruhigt, daran erinnert, daß Wien schon jetzt mit Saloniki durch einen Schienenweg (über Belgrad und Üsküb) verbunden ist, der fast um 200 km kürzer ist als die neu zu kombinierende Linie. Obendrein ist die schon bestehende Bahn eine Vollbahn und nicht schmalspurig wie die neue Strecke, die dafür allerdings in ganz anderem Maße unter österreichischer Kontrolle stehen wird. Auch ihre militärische Leistungsfähigkeit ist begrenzt; diese Kleinbahn nach Mitrowitza, bei der es sich nur um den Ausbau von 140 km handelt, kann also unmöglich eine Umwälzung aller Zustände auf dem Balkan herbeiführen.

Aber sie ist die Einleitung einer neuen und voraussichtlich gewaltigen Kulturarbeit, an der Deutschland mit seiner hochentwickelten Industrie als Nachbar und Bundesgenosse Österreich-Ungarns bedeutenden Anteil haben wird. Auch dieses Ding will

Digitized by Google

Weile haben. Die Türken werden ihren Wahlspruch „Jawasch! Jawasch!“ (Langsam, langsam!) nicht so bald ändern, um so weniger, als er sich gerade jetzt gegenüber dem Drängen der Großmächte so ausgezeichnet bewährt hat. Aber die wirtschaftliche Gewalt, die auf eisernen Gleisen hereinbrausen wird, wird stärker sein als die zähe Passivität des Türkentums. Durch die Ankündigung der neuen und vom Sultan schon genehmigten Bahn im Sandschak Novibazar hat Freiherr von Aehrenthal eine Losung ausgegeben, deren Kraft weit über das vorliegende Projekt hinausreicht. Österreich-Ungarn und Deutschland mögen zur Beschwichtigung des Lärms, der sich in Petersburg, Paris und — wenn auch schwächer — in London und Rom erhoben hat, offiziös noch so feierlich versichern, daß sie die gemeinsamen Reformbestrebungen der Signatarmächte des Berliner Vertrags auch weiterhin kräftig unterstützen werden: Diese ganze wichtigtuerische Reformaktion war im wesentlichen zuletzt ein schöner Selbstbetrug, und die famose Justizreform ist soeben in einem Meer von Papier ersoffen. Die Herren der Konstantinopeler Botschafterkonferenz haben ihre Ohnmacht gegenüber der Schlauheit des Sultans, der sich im kritischen Augenblick hinter religiösen Bedenken verschanzt, nie so deutlich erkannt, wie gerade jetzt.

Deshalb wirkte Aehrenthals Ankündigung in den letzten Januartagen mit der ganzen Überlegenheit eines planvollen Gedankens, einer festen Tat gegenüber pathetischen Reden und nutzlosen Demonstrationen. Aehrenthal sagte nicht mehr und nicht weniger als: Ihr könnt euer Paragraphenspiel in Konstantinopel ruhig weitertreiben. Österreich wird kein Spielverderber sein. Aber es will sich von jetzt ab an Greifbareres und Nahrhafteres halten. Diese kleine Sandschakbahn haben wir schon so gut wie in unserer Tasche. Das heißt: Österreich-Ungarn will nicht mehr in unergiebigem Wettbewerb mit den andern Mächten auf dem Umweg über erpreßte und dann wieder abgeleugnete Reformen die wirtschaftlichen Vorteile erschleichen, die von allen so heißhungrig ersehnt werden, sondern es will logischerweise mit einer starken, wirtschaftlichen Expansion anfangen, die dann von selbst zur Pazifizierung Nordmazedoniens führen muß. Daß dies ein zweckmäßigeres Vorgehen ist, werden im stillen alle Signatarmächte und in erster Reihe die Engländer, die es oft erprobt haben, zugeben. Ihr Schmerz ist nur, daß bei dieser Methode Österreich-Ungarn durch das Übergewicht seiner nachbarlichen Vorrechte von vornherein am günstigsten gestellt ist. Dazu kommt, daß es schon vor 30 Jahren und just auf Antrag des englischen Bevollmächtigten, Salisbury, vom Berliner Kongreß ausdrücklich die Vollmacht zu alldem erhalten hat, was es jetzt unternehmen will.

Der Artikel 25 des Berliner Vertrages vom 13. Juli 1878, in dem Österreich das Recht zugestanden wird, Militär- und Handelsstraßen im Sandschak Novibazar zu besitzen, ist so unanfechtbar, daß selbst Iswolski in seiner offiziösen Note in der „Russia“ daran nicht zu deuteln versucht. Freiherr von Aehrenthal aber beruft sich nicht einmal so sehr auf das historische Recht. Als Vertreter der Interessen eines „Fünfzig-

Digitized by Google

Millionenreiches" — so kann er nach dem Abschluß des österreichisch-ungarischen Ausgleichs sprechen, und man hat seit langem von Wien aus nicht so selbstbewußte Worte gehört — leitet er ganz einfach aus der Nachbarschaft das Recht auf eine Art pénétration pacifique, auf eine allmähliche wirtschaftliche Erschließung des unmittelbaren Grenzgebiets ab. Darum kann ihn das Diplomatengezänke darüber, ob die Betreibung des Bahnprojektes jetzt „opportun" war oder nicht, recht kühl lassen. Auch der russisch-französische Zeitungslärm, ob durch die Sandschakbahn die österreich-ungarische Entente, die nach dem Petersburger Besuche des Kaisers Franz Josef im Jahre 1897 zustandekam, und das Mürzsteger Programm vom Jahre 1903 „durchlöchert" seien, wird ihn nicht sehr erschüttern.

Die österreichisch-russischen Vereinbarungen galten nur der Erhaltung des politischen status quo auf dem Balkan und einem gemeinsamen Vorgehen zur Verwirklichung der Reformen in Mazedonien. Bei dem vom Sultan gebilligten Bau der Sandschakbahn kann von einer österreichischen Gebietserweiterung keine Rede sein, und Österreich-Ungarn und Deutschland erklären sich bereit, gemeinsam mit Rußland und den andern Mächten am Reformwerk weiterzuarbeiten. Unter diesen Umständen haben die verantwortlichen Leiter der russischen Auslandspolitik keine Handhabe, um gegen das von Deutschland unterstützte österreichische Projekt vorzugehen und sich über Vertragsbruch zu beklagen. Waren schon die Kriegsdrohungen der russischen Panslawisten gegen die Türkei angesichts der gegenwärtigen Lage Rußlands mehr als komisch, so wäre es noch lächerlicher, jetzt an die Möglichkeit eines ernsten russisch-österreichischen Konfliktes wegen der kleinen Mitrowitza-Bahn zu glauben.

Ob Rußland in der Balkanpolitik wieder zur alten Rivalität mit Österreich zurückkehren, ob die Entente zwischen Rußland und Österreich-Ungarn von jetzt an nur noch ein Scheindasein fristen wird? Verträge gelten ohnehin nur so lange, als sie für die eine und die andere Partei nützlich oder unvermeidlich sind. Niemand kann voraussagen, was aus dem Balkanchaos werden wird. Aber selbst durch das schon jetzt an die Wand gemalte Gespenst einer russisch-englisch-französisch-italienischen Orient-Allianz kann sich Österreich-Ungarn nicht abhalten lassen, seiner durch den inneren Zwist nur allzulange gehemmten Wirtschaftskraft den einzigen natürlichen Weg nach dem Südosten zu bahnen. Und ebensowenig kann sich Deutschland darin beirren lassen, Österreich-Ungarn die Bundestreue zu halten und seine Bestrebungen auf dem Balkan zu fördern, die indirekt der deutschen Industrie und dem deutschen Handel zugute kommen werden. Die selbstverständliche Voraussetzung ist nur, daß Österreich-Ungarn nicht bloß die Forderungen einer Großmacht erhebt, sondern auch die Pflichten einer solchen erfüllt und dem Zustande ein Ende macht, für den der Kriegsminister jüngst in der österreichischen Delegation die furchtbaren Worte gefunden hat: „Die Armee verdorrt."

Die großen Entscheidungen auf dem Balkan sind heute wohl noch in weiter Sicht.

Digitized by Google

Aber der allgemeine Tumult, der sich gleich jetzt bei diesem kleinen, wenn auch für die weitere Entwicklung maßgebenden Anfang erhebt, wird für die beiden Bundesgenossen Österreich-Ungarn und Deutschland eine nicht mehr zu vergessende Mahnung bleiben: mit geschlossener Kraft und vorsichtiger Beharrlichkeit die Zukunft vorzubereiten. Die Habsburgische Monarchie hatte nur zu lange den Ehrgeiz, die von allen Großmächten gelobte, anspruchslose Tante zu sein. Kaum aber hat sie sich nach dem Ausbau des bosnischen Bahnnetzes und nach der Festlegung der wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Reichshälften zueinander bis zum Jahre 1917 endlich auf ihre Kulturaufgaben im Südosten und auf die ihr völkerrechtlich zustehenden handelspolitischen Eroberungen besonnen, so zeigen ihr England und Frankreich gleich ein ganz neues Gesicht.

Schnell genug hat sich das Bild geändert. Hie Freund! Hie Feind! Baron Aehrental hat in den Delegationen ganz offen auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die sich beim neuen Kurs der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik ergeben können: „Es wird nicht immer leicht sein, das Schiff des Friedens durch die Klippen zu pilotieren, welche alte, längst bestandene Probleme und gegensätzliche Auffassungen schaffen." Und im selben Atemzuge hob er das gegenseitige Interesse Österreichs und Deutschlands an der Erhaltung (und, wie man im stillen hinzufügen kann, an der Stärkung) ihrer Großmachtstellung hervor. Vielleicht wirkt der aus schwerer Lethargie neuerwachte weltpolitische Geist im österreichisch-ungarischen Völkergemisch Wunder. Vielleicht erweist sich der wirtschaftliche Expansionsdrang stärker als alle Beschwörungen der Krone und der gemeinsamen Minister zur Sammlung der Kräfte. Keine diplomatischen Erfolge, keine fruchtbare Ausnützung der Bündnisfähigkeit ohne ein starkes, modernes Heer. Nur wenn der Notruf des Kriegsministers, Feldzeugmeisters Schönaich, in Ungarn gehört und — wie zu hoffen ist — noch in diesem Sommer beherzigt wird, kann die österreichisch-ungarische Diplomatie ihre Forderungen auch tatsächlich vor aller Welt beglaubigen.

An Geschicklichkeit fehlt es ihr jetzt nicht. Daß die italienischen Blätter sich beim letzten papierenen Feldzug Zurückhaltung auferlegt haben, trotzdem der neue Weg von Wien nach dem Ägeischen Meere unter Umgehung Serbiens und Bulgariens gerade den Italienern wenig willkommen sein wird, ist eine Folge der klugen Vorarbeit Aehrentals in Desio und auf dem Semmering. Seine schnelle Zustimmung zu dem Gegenprojekt der altjüngferlich pikierten russischen Regierung, zur Donau-Adria-Bahn, war auch kein übler Schachzug. Diese Bahn soll bekanntlich von der Donau, von Radujevatz, wo der Strom seine Schiffbarkeit verliert, nach Nisch, dann die serbisch-türkische Grenze entlang nach Kurschumlje gehen, das Guljak-Gebirge durchschneiden, die schon bestehende Linie Ueskueb-Mitrowitza und die neue Bahn von Uvatz nach Mitrowitza kreuzen, über Prisrend nach Skutari und von hier aus, (da Österreich gegen jede Bahn im Küstengebiet von Antivari nach dem Artikel 29 des Berliner

Digitized by Google

Vertrages Protest erheben könnte), bei San Giovanni di Medua das adriatische Meer erreichen.

In Wirklichkeit würde diese von Rußland kontrollierte Transversalbahn, die von den Gegnern Österreich-Ungarns und Deutschlands schon seit mehr als einem Jahrzehnt dem Sultan angelegentlich empfohlen und besonders heiß von Serbien ersehnt wird, die österreichischen Absichten vereiteln. Sie würde den Verkehr von der — auch in ihrem strategischen Wert beeinträchtigten — Sandschakbahn und von den bosnischen Linien ablenken und dem serbischen Export einen von Österreich-Ungarn unabhängigen Zugang zum Meere verschaffen. Aber Baron Aehrenthal hat das Jrade, durch das der Sultan die Trassierung der Bahn nach Mitrowitza genehmigt, schon in Händen, und er hat lange genug die Luft in Konstantinopel geatmet, um zu wissen, wie schwer es sein wird, Abdul Hamid die Zustimmung zu neuen Bahnprojekten abzuringen, die er im Gegensatz zur Sandschakbahn für gefährlich hält.

Und selbst, wenn diese Zustimmung erteilt würde, wer sollte die ungeheuren Geldmittel für diese vom ersten Tage an zur Unrentabilität verurteilte Bahn aufbringen, die durch die armseligsten Landschaften der ganzen Balkanhalbinsel, durch die unwirtlichsten Gebiete des albanischen Hochlandes führen und sich durch die fast unzugänglichen Felsenengen des Drin hindurchkämpfen müßte? Man braucht nur an die klägliche Blamage des im Rutschsand erstickten Baus der Bahn von Zaitschar nach Paratschin auf serbischem Boden denken, die als eine Teilstrecke der erträumten Balkantransversalbahn geplant war, um die Chancen des russischen Gegenprojektes zu würdigen. Die Donau-Adria-Bahn wird noch lange, lange eine wirtschaftliche und technische Unmöglichkeit bleiben. Deshalb konnte Baron Aehrenthal zur Beruhigung der russischen Diplomaten, die noch immer gern, wenigstens zum Schein, die alte Rolle wie vor dem großen Kriege spielen möchten, auf den Gegenvorschlag Rußlands erwidern, er sei ihm willkommen, denn eine Vermehrung der Eisenbahnverbindungen in der Türkei könnte auf die wirtschaftliche Expansion Österreich-Ungarns nur fördernden Einfluß ausüben. Er fand dadurch eine Formel, der nach vielen Krümmungen und Wendungen auch der englische Unterstaatssekretär Lord Fitzmaurice beipflichten mußte.

Noch viele Schwierigkeiten werden zu überwinden sein. Dafür werden die Russen, Franzosen, Engländer und die Balkanstaaten sorgen. Aber die Bahn von Uvatz nach Mitrowitza wird gebaut werden. Das ist der erste Erfolg des neubelebten österreichischen Selbstbewußtseins. Es ist wahrscheinlich, daß Freiherr von Marschall von allen Schritten, die Markgraf Palavicini bei der Pforte unternahm, unterrichtet war und ihnen mit Sympathie folgte. Die ruhige Entschiedenheit, mit der Deutschland in den letzten lärmvollen Wochen die Balkanpläne seines österreichischen Bundesgenossen gebilligt und unterstützt hat, zeigt, daß man in Berlin den klar vorgezeichneten, geraden Weg zu gehen entschlossen ist. Unbekümmert um Verleumdungen und Ver-

Digitized by Google

dächtigungen. Der „Figaro“ spricht schon von einer Lösung der Orientfrage zugunsten der Germanen gegen die Slawen.

Deutschland ist nun einmal das wirtschaftliche Hinterland Österreich-Ungarns und wird nur die natürlichen Vorteile genießen, die sich aus dieser Tatsache ergeben. Die österreichisch-ungarische Industrie braucht seine Konkurrenz auf dem Balkan, wenn sie ihr auch in diesem und jenem Falle unbequem sein wird, nicht zu fürchten. Es ist schon wiederholt gesagt worden: bei der Verwandtschaft der Kulturen, Geschmacksrichtungen und Fabrikationsmethoden bahnt der regsame deutsche Kaufmann dem österreichischen den Weg und umgekehrt. Der Österreicher hat den Vorzug der größeren Nähe, der Deutsche den der höheren Entwicklung seiner Industrie. Der Wettbewerb, der selbstverständlich schon jetzt besteht, wird nur intensiver und dabei für beide Teile einträglicher werden. Die große österreichisch-deutsche Handelsstraße nach dem Osten wird nicht in Mitrowitza und nicht in Saloniki enden. Drei Tagereisen zur See führen von Saloniki zum Ausgangspunkt der Bagdadbahn. Im türkischen Osten winken der österreichischen und der deutschen Industrie die nächsten und sichersten Erfolge. Die notwendige Entwicklung wird sich vollziehen. Die Sandschakbahn ist nur der verheißungsvolle Anfang.

Kolonialbahnen im englischen Parlament.

Von

Walther,

Fregattenkapitän z. D.

Die soeben erschienene Denkschrift über Ostafrika berichtet erfreulicherweise über recht bedeutende Fortschritte der Kolonie. Die Einnahmen der Kolonie sind gegen das Vorjahr um über 1 Million gestiegen, die Zölle haben die des Vorjahres um 664 000 Mk. überschritten, an Kaffee wurden aus Tanga in diesem Jahre 497 000 Kilogramm gegen 400 000 Kilogramm exportiert usw.

Daß all diese Fortschritte durch weiteren Ausbau von Eisenbahnen noch unendlich gesteigert werden könnten, ist eine Tatsache, die nach den Erfahrungen aller afrikanischen Kolonien wohl kein Mensch mehr bestreiten dürfte. Es ist daher auch zu erwarten, daß die Kostenbewilligung zu den geforderten Eisenbahnen für unsere Kolonien im Reichstage nicht auf Hindernisse stoßen wird. Angesichts der bevorstehenden Debatten dürfte aber die Art und Weise von Interesse sein, wie vor kurzem im englischen Parlament eine Bahn zur Erschließung von North Nigeria bewilligt worden ist, einer Kolonie, die mit unserem Ostafrika manche Vergleichspunkte aufzuweisen hat.

Digitized by Google

Der Flächenraum North Nigerias ist zirka ein Achtel kleiner als unser Ostafrika, die Einwohnerzahl hingegen mit 8—9 Millionen um zirka 1 Million größer. Der Staatszuschuß betrug im letzten Jahre 6 Millionen Mark, also genau ebensoviel wie der unsrige für Ostafrika. Letztere Tatsache sei hier für diejenigen angeführt, die glauben, daß die englischen Kolonien alle auf eigenen Füßen stehen.

Die neue, in Frage kommende Bahn nimmt ihren Anfang von der am Niger gelegenen Stadt Baro, 70 englische Meilen stromaufwärts. Sie ist schmalspurig und führt von Baro über die volkreichen Orte Zungaru und Zaria nach der Hauptstadt Kano als Endziel, das sie 1911 erreichen soll. Die ganze Strecke beträgt zirka 500 englische Meilen.

Die Bewilligung des Parlaments zum Bau dieser wichtigen Bahn erfolgte am 25. August auf Grund folgender Ausführungen, die ebensogut auch für unsere Bahnen hätten gemacht sein können.

Nachdem der Unterstaatssekretär Runciman darauf hingewiesen hatte, daß durch den Bahnbau die Verwaltungskosten der Kolonie sich verringern würden, nahm der Kolonialminister Churchhill das Wort und begründete die Notwendigkeit des Bahnbaus folgendermaßen: „England sei mit Besitznahme der ausgedehnten Gebiete mit über 8 Millionen Einwohnern auch für deren Verwaltung verantwortlich. An hierzu erforderlichen Truppen seien nur Eingeborenentruppen vorhanden, und die militärische Lage bliebe äußerst prekär, solange nicht die Hauptgarnisonen durch Eisenbahnen zu erreichen wären. Der Hauptgrund für den Bahnbau beruhe demnach auf strategischen und administrativen Rücksichten; dazu käme dann noch die finanzielle Seite. — Der Staat zahle jetzt für die Kolonie eine Beihilfe von 6 Millionen Mark und er sähe kein Mittel, die schwere Last zu verringern, wenn die Gebiete nicht erschlossen, Kapital und Unternehmungsgeist herangezogen würden.

Nach Fertigstellung der Bahn würde es auch möglich sein, die Ausgaben für die Truppen zu verringern und die Transportkosten wesentlich herabzusetzen. Aber ganz abgesehen von der Entwicklung der Kolonie spräche bei dem Bahnbau auch die Versorgung der Baumwollspinnereien in Lancashire mit, für die die Ausdehnung der Baumwollkultur in den eigenen Kolonien von enormer Wichtigkeit wäre. Die Baumwollindustrie sei gegenwärtig viel zu sehr abhängig von dem amerikanischen Baumwollmarkt. Bei ungenügendem Vorrat ließen sich die Preise jetzt beliebig von der Spekulation in die Höhe treiben, und die Folgen seien Ungewißheit und Geschäftsstockung.“

Diese letzten Ausführungen decken sich übrigens genau mit denen unseres Staatssekretärs, der die Notwendigkeit der Baumwollkultur in unseren Kolonien ebenfalls überall hervorhebt. In einem von ihm im Januar 1907 gehaltenen Vortrag führte er aus, daß Deutschland gegenwärtig je nach den Preisschwankungen 150 bis 200 Millionen Mark jährlich an die auswärtigen Baumwollproduzenten allein an

Digitized by Google

Mehraufwand zu zahlen hat, eine Summe, die etwa das 5—6 fache von dem, was das Reich jährlich für seine Kolonien ausgibt.

Nach den Angaben Churchhills wurden aus Lagos, dem gemeinsamen Hafen North und South Nigerias, im Jahre 1903 500 Ballen, 1905 3200, 1907 aber bereits 12 000 Ballen Baumwolle exportiert, die jedoch noch sämtlich aus South Nigeria stammen. Ihre nördliche Nachbarin wird von Sachverständigen aber für ähnlich geeignet zur Baumwollkultur angesehen. Es ist daher auch kein Wunder, daß außer den bereits in Angriff genommenen Eisenbahnen noch weitere Projekte im Werke sind, deren Bewilligung ohne Zweifel ebenso glatt vonstatten gehen dürfte, wie die letzte.

Dieser Bahnbau sowie seine projektierten Zweiglinien geben wieder von neuem den Beweis dafür, wie man in England die Erschließung der Kolonien nur durch den Bau von Eisenbahnen für möglich hält und die Bauten ohne Bedenken zur Ausführung bringt. Man weiß dort ganz genau, daß ein Risiko nicht damit verbunden ist, daß vielmehr alle Kolonialbahnen, insbesondere der Tropenkolonien, als eine vorzügliche Kapitalanlage anzusehen sind.

Von der betreffenden Parlamentsverhandlung, in der die angeführten Reden gehalten wurden, sei zum Schluß noch kurz angeführt, daß die Bewilligung für so selbstverständlich angesehen wurde, daß die Forderung vor fast leeren Bänken und ohne Debatte angenommen wurde.

Georg Herwegh an seine Frau.

Unveröffentlichte Briefe aus den Jahren 1861—1862.

Herausgegeben

von

Marcel Herwegh und Victor Fleury.

(Nachdruck verboten.)

Dreizehn Jahre waren verlaufen, seitdem der Dichter Herwegh an der badischen Revolution teilgenommen hatte; seit 1851 lebte er in Zürich, von den politischen Strömungen nicht mehr unmittelbar berührt. Bewährte Freunde, Dichter und Gelehrte, umkreisten ihn; sein Heim hatte sich in einen sicheren Hort der Wissenschaft und der Kunst verwandelt. Einen Doktor Faust in seiner Klause nannte ihn Franz Liszt, der ihn 1853 und 1856 besuchte, über die Tiefe seines Wissens und die Universalität seiner Kenntnisse erstaunte, und das „Königliche Zelt“ nicht genug rühmen konnte, wo Herwegh nach vollendeter Arbeit seine Vertrauten um sich

Digitized by Google

versammelte. Zu denselben gehörten damals vor anderen Richard Wagner, der verbannt und noch ruhmlos in der Schweiz lebte, der Baukünstler Gottfried Semper, der Physiologe Moleschott und Wilhelm Rüstow, der geniale Militärschriftsteller. Im Sommer 1861, zur Zeit, wo Herwegh aus Gesundheitsrücksichten auf der Ärzte Anraten sich zum erstenmal nach Karlsbad zur Kur begab, war Wagner nach dem Fiasko der Tannhäuservorstellung in Paris und dem Scheitern seiner Hoffnungen auf eine Tristanaufführung in Wien wie verschollen für seine Freunde. Semper und Rüstow verkehrten aber immer im Hause des Dichters, und sie werden auch in dem folgenden Briefwechsel wiederholt erwähnt. Semper mußte gleich Wagner nach Unterdrückung des Dresdener Maiaufstandes im Jahre 1849 die sächsische Residenz verlassen, da er, der frühere Hofbaumeister, mehr aus Schönheitsgefühl als aus politischer Überzeugung, wie behauptet wird, den Barrikadenbau zur Verteidigung der Altstadt geleitet hatte.

Was ihn während seines Aufenthalts in der Schweiz an Herwegh fesselte, war das ungewöhnlich feine Verständnis des Dichters für alle Kunstfragen. Wilhelm Rüstow hatte bis 1850 als Offizier im preußischen Heer gedient; nachdem er das Büchlein über den deutschen Militärstaat vor und während der Revolution, in welchem er dem Kastengeist der stehenden Armee die Volksbewaffnung gegenüberstellte, veröffentlicht hatte, wurde er zu 31jähriger Festungshaft verurteilt; es gelang ihm, aus seinem Kerker zu entfliehen, und er lebte seitdem in Zürich als hochgeschätzter Offizier, später als Stabsoffizier, an seinen umfangreichen Werken über die Kriegskunst und -geschichte arbeitend. Als Garibaldi den 1860er Feldzug im Königreich Neapel unternahm, trat Rüstow an der Spitze der schweizerischen Freiwilligen in das italienische Revolutionsheer; seine Brigade kämpfte so tapfer in den Schlachten bei Capua, daß sie „col diavolo rosso alla testa" der Schrecken der königlichen Truppen wurde. Erst seit kurzer Zeit war Rüstow aus dem Krieg zurückgekehrt, als Herwegh nach Österreich ins Bad reisen mußte.

Herwegh wurde im Jahre 1862 genötigt, die Karlsbader Kur wieder zu gebrauchen. Zwischen seinen beiden Badereisen traf ihn die unerwartete Nachricht, daß an der neuorganisierten Hochschule der Stadt Neapel der Lehrstuhl der vergleichenden Literatur und Philologie ihm angetragen werde. Keiner schien in der Tat berufen, wie er, diese Stelle würdig zu bekleiden, und schon freuten sich alle Freunde und Bekannte des Dichters über die Wahl des italienischen Unterrichtsministers. Es wurde aber nichts aus dem Versprechen: De Sanctis blieb nicht im Amt, und sein Nachfolger Mateucci ließ die Sache fallen, weil Frankreich und Preußen, d. h. Napoleon der Dritte und die preußischen Diplomaten, die Berufung hintertrieben. Emma Herwegh berichtete, ihr Gatte habe sich das Fehlschlagen des glänzenden Projekts nie zu Herzen gehen lassen, sondern es ganz gelassen aufgenommen: Du siehst, äußerte er zu ihr, daß ich dazu geboren bin, keine Anstellung zu haben.

Digitized by Google

Das psychologische Interesse der Briefe aus den Jahren 1861—1862 liegt darin, daß sie das Charakterbild des Dichters vervollständigen, über dessen Weiterentwicklung bis jetzt nur dürftige Quellen Aufschluß geben. Von dem jungen Stuttgarter Flüchtling, der sich, nachdem er die theologischen Studien aufgegeben hatte, auch vom Kasernenzwang befreien wollte und sich in die Schweiz flüchtete, ist öfters die Rede gewesen. Vom berühmten Verfasser der Gedichte eines Lebendigen, die zur Zeit ihrer ersten Veröffentlichung die Gemüter begeisternd ergriffen, von dem weiß jedermann. Über den „Freischärler", der im April 1848 mit der Pariser deutschen Legion über den Rhein fuhr, um die republikanische Erhebung Struves und Heckers im Großherzogtum Baden zu unterstützen, haben offizielle und nichtoffizielle Historiker viel, zu viel gefabelt. Was folgt, schwebt im unklaren und wird von den Gegnern geflissentlich verfälscht; über den reifen Dichter sind die näheren Auskünfte aus sicherer Quelle nur noch spärlich in die Öffentlichkeit gedrungen.

Wohl kaum hätte man damals in dem Vierziger (Herwegh, 1817 in Württemberg geboren, war zur Zeit seiner Karlsbader Reise volle 44 Jahre alt) den wehmütigen Sänger, der einmal die herrliche Elegie gedichtet: Ich möchte hingehen wie das Abendrot, oder auch den Revolutionär erkannt, dessen Lieder vom Kreuzaufreißen, vom Tyrannentod strotzten und von glühendem Haß sprudelten. Das Haupthaar war etwas dünner geworden, die Stirne höher und breiter, eine mächtige Stirne, die feste Entschlossenheit, heitere Ruhe zum Ausdruck brachte; um die Mundwinkel spielte ein witziges und mitleidiges Lächeln; der schwarze Bart, aus welchem wenige graue Haare blickten, hing tief über die Brust herunter. Es verrät alles die Willensstärke, den Ernst, den Stolz des Denkers, der in einem erfahrungsvollen Leben viele Wunden getragen, aber sich nicht unter der Bürde gebeugt, der, auf alle Täuschungen verzichtend, seine Mitmenschen ohne Nachsicht, aber ohne jede Bitterkeit beurteilt, und, ein Stoiker in seiner Entrüstung, bei aller Weltverachtung das Vertrauen erweckt, denn er ist weiser, aber eigentlich kein anderer geworden. Wer die folgenden Briefe liest, darf nicht von Ver- und Mißstimmung sprechen. Alles ist Licht, alles Heiterkeit und gesunder Humor.

Victor Fleury.

Karlsbad Sonntag 16. Juni 1861.

Liebe Emma.

Seit Freitag endlich bin ich hier und sitze in dieser eleganten Menschenwüste wenn nicht auf so doch sehr passend im „Kameel", auf der Höhe über der Kirche, nicht sehr weit vom Auge Gottes, Prager Straße, nahe beim Dr. Hochberger der mich sehr artig empfangen und meinen Besuch bereits erwidert, aber mich leider nicht getroffen hat. Nicht so billig, als ich erwartet, wohne ich wenigstens in einem großen, luftigen Zimmer. Die Vermiether sind, wie alle Leute hier von einer exquisiten

Digitized by Google

Höflichkeit und Aufmerksamkeit. Es fehlt mir an Nichts als eben an Euch und an einem guten Freunde, um die nöthigen Randglossen zu dem albernen Text, den man hier vor Augen hat, nicht blos im Stillen für mich machen zu müssen. Stoff genug im buchstaeblichen Sinn ist dazu vorhanden.

Alle Schaufenster der Welt haben ihre chiffons hierher geschickt, um mehr oder weniger die Blößen der Natur zu verhüllen. Alte Koketten wie Sand am Meere, in Crinolinen wie die Peterskuppel, auch so ein Dutzend wahrhaft schöner Maedchen, und andere gerupfte und ungerupfte Gaensehen. Ich möchte einmal all das Zeng vor unserm Oberst am Mühlbach*) defilieren lassen. Die militaerische Musterkarte laeßt auch Nichts zu wünschen übrig.

Indessen herrscht doch im Ganzen ein Ton der Ungezwungenheit und Gleichheit, der mir nicht mißfaellt. Die Herren Erzherzöge besuchen dieselben Kneipen und müssen dasselbe schlechte Essen genießen, wie die übrigen Sterblichen. Unsterbliche hab' ich noch keine gesehen. Selbst Laube**) scheint noch nicht eingerückt zu sein. Wohl aber Graefe-Ladenberg***), den ich nicht die Ehre habe zu kennen. Die Crelinger†) steht in der Kurliste. Prinz Adalbert amüsirt sich mit der Therese Elsler,††) einer ganz netten Erscheinung ohne Crinoline. Der Bruder des Koburgers promenirt die ehemalige Karlsbader Schauspielerin Geiger als seine Gemahlin. Der ehemalige Reichsminister Heckscher kurirt die Zuckerkrankheit d. h. seine eigene.

Berlin ist in seiner ganzen schnarrenden Nichtigkeit an jedem Kaffeetisch vertreten. Kurz eine Welt von Frivolitaet, wie man sie nicht so leicht wo anders beisammen sehen kann. Zwei Drittel derselben sollte man lieber an einen Gift- als einen Heilbrunnen senden. Ich bin seit gestern durch den Schwiegersohn des alten Baur, der jedes Jahr hieher kommt, unter eine Heerde Hamburger und Cölner Kaufleute gerathen, mit denen ich auch nichts anzufangen weiß und die ich allmälig wieder abzuschütteln gedenke.

Der Müßiggang gibt Einem hier unglaublich viel zu thun. Man behaelt nicht so viel Zeit übrig, einen ordentlichen Brief zu schreiben. Eine schoenere und bequemere Gegend ist mir aber auch noch nicht vorgekommen. Man muß Virtuose im Bummeln werden. So hab' ich denn auch, ich weiß nicht wie, zwei Tage seit meiner Ankunft verstreichen lassen, ohne Euch zu schreiben.

Meine Reise war etwas verkehrt eingerichtet, und wenn wieder Jemand aus Zürich Lust hat, nach Karlsbad zu gehen, so möge er ja die Eisenbahn über Zwickau

*) Der eidgen. Oberst Rüstow (in Zürich).
**) Heinrich Laube.
***) Geheimrat von Graefe, ältester Bruder Albrechts v. Graefe.
†) Auguste Crelinger, geb. Düring, berühmte Tragödin (1795—1865).
††) Schwester der Fanny Elsler, ebenfalls Tänzerin.

Digitized by Google

bis Schwarzenberg benützen, von wo man in fünf Stunden hieher fährt. — Feuerbach*) hatte mich am Mittwoch bis Bamberg begleitet, wo er mir nach der Inspektion des Doms einige Ueberreste von 1848 vorsetzte. Abends wurde eine kleine Gesellschaft zusammen getrommelt, der ich Gelegenheit hatte über Manches die Augen zu öffnen und die Exemplare der Unità und des Popolo, die sich wohl noch nie in diese edle Gegend verirrt hatten, zurücklassen mußte. Die beiden Nummern müssen also von De Boni**) auf's Neue reclamirt werden. Im Übrigen koennt Ihr mir's glauben, daß Alles entsetzlich dickköpfig wird, sobald man Baiern, und noch dickköpfiger, sobald man Oestreich betritt. Karlsbad ist noch eine Insel der Intelligenz. Der Rest sind Botokuden.

Ich habe wenigstens die Finanzen des Landes mit vier Gulden Strafe für „verschwiegene Cigarren" aufgebessert. Das war mein Eintritt in Oestreich und ich hatte diese Annehmlichkeit einem Esel von Mitreisenden zu verdanken, der eine ganze Kiste voll Glimmstengel, die er in seinem Koffer mit sich führte, trotz meinem Rath nicht declariren wollte und natürlich abgefaßt wurde, was die Durchsuchung des Wagens veranlaßte, in dem auf dem Sitz ganz offen und unschuldig mein Päckchen mit 25 Stück lag, waehrend ihrer nur 10 zu freier Einfuhr erlaubt sind. Der Kerl von Douanier hielt uns zwei Stunden mit Schreibereien und Protokolliren hin, und ich mußte ihn am Ende noch mit klingender Münze bezahlen, die er nur nach ihrem Nominalwerth annahm, „da", wie er sich ausdrückte, „die Douane keinen Cours kennt". „„Da ist wenigstens die Douane sehr glücklich in Oestreich"", erwiderte ich ihm.

Den Wagen von Hof hatte ich nur bis Eger genommen, das Franzensbad, kahl, langweilig, praetentiös, über die Dauer eines Mittagessens mit meiner Gegenwart beehrt, in Eger die Theilung der Arbeit bewundert, d. h. die Art und Weise wie sich ein Dutzend böhmischer Lazzaroni um Einen Reisenden verdient zu machen suchen, und Abends endlich die kleine Retourpost nach dem noch zwei Stationen von Karlsbad entfernten Falkenau benützt wo man mir, da alle Zimmer, d. h. ihrer 6 oder 7, besetzt waren, das Bett in einem etwa 80 Fuß langen Tanzsaale aufschlug. Freitag um 11 Uhr kam ich endlich in dieser Wasserzwangsanstalt an und hoffte einen Brief von dir vorzufinden, traf aber nur eine Nummer des Courrier du Dimanche, den Madame Eugénie***) sehr pünktlich abgesandt hatte. Soll ich oder soll ich nicht — nämlich die Unità und den Popolo mir schicken lassen? Da ist guter Rath theuer. Bei einzelnen Zeitungen machen sie Schwierigkeiten, nehmen Einem wenigstens das Ehrenwort ab, daß man dieselben nicht weiter ver-

*) Der Philosoph Ludwig Andreas Feuerbach.

**) Filippo De Boni (1816 bis 1870), bekannter italienischer Schriftsteller, Freund Mazzinis und Garibaldis, damals Mitarbeiter an der Unità.

***) Madame Eugénie Foa, Freundin Challemel-Lacours.

Digitized by Google

breitet u. s. w. Journal de Genève (und Confédéré) wünsche ich jedenfalls. Das Übrige sei deiner Inspiration und Verpackung überlassen. — Den Brunnen, und zwar den Schloßbrunnen, trink' ich seit gestern, vier Glaeser. Den Kaffee nehm' ich nicht in der Stadt, sondern im Freien, im Posthof oder Schweizer Hof. Die Natur ist über alle Beschreibung schoen, und nur die haute volée kann so geschmacklos sein, sich zu diesem Geschaeft in der stinkenden alten Weise hinzuräkeln. — Gott, wie schön koennt' es hier sein, wenn unser kleiner Züricher Kreis hier beisammen waere! Sag' das nur Allen. Sag' Rüstow, wie sehr ich ihn vermisse; zum Schreiben bin ich zu müd' und zu gedankenlos. Aber dankbar werd' ich für jede Zeile sein, die mir von Euch kommt. —

— —

Wie geht es Frau Rüstow? Wenn ich nur Etwas von dieser himmlischen Luft in diesen Brief schließen koennte.

Adieu, mein liebes, gutes Herz. Grüße Alle, küsse die Kinder.

Dein Georg.

Empfiehl mich dem Dr. Rahn!

Leg' doch dem naechsten Brief 2 oder 3 Exemplare des Schützenfestgedichts bei, um das mich hier einige Langweiler gebeten.

Laengster Tag. 1861.

Mein lieber Schatz. Wenn die Kur in dem Maaße anschlaegt, als der höhere und niedere Blödsinn bei mir zunimmt, so hab' ich allen Grund mit mir zufrieden zu sein. Eine solche Last des Vergnügens hab' ich noch nicht ertragen. Ich wollte eigentlich dem letzten Brief sogleich einen zweiten auf dem Fuße nachsenden, aber er waere wahrlich das Porto nicht werth gewesen.

Für deine liebenswürdige lange Epistel tausend Dank! Alles kommt richtig und ohne Anstand in meine Haende. Nur schick' mir um Gotteswillen nicht die dicke Mineralquelleniehre von Lasch, die ich mir allerdings vor Wochen zur Einsicht ausgebeten hatte. Remittire vielmehr dieselbe und bitte Schulthess*) in ein Paar Zeilen, seine Zusendungen bis zum 1. August zu sistiren, sehr Interessantes aber gefaelligst bis dahin zurückzulegen. — Der Kreis meiner Bekanntschaften erweitert sich natürlich mehr als mir lieb ist; denn ich bin eigentlich nur von 11—2 Uhr Herr meiner Zeit, und alsdann schon so ermüdet, da ich um 4 oder 5 Uhr aufstehe, daß ich kaum die Zeitungen zu lesen und heute diesen Brief an dich zu schreiben im Stande bin. Um 2 Uhr, von Morgen an um 3 Uhr, dinire ich, sehr wenig, sehr schlecht und sehr theuer, in der Regel im Hannöverischen Hof, wo wir zu Fünfen oder Sechsen einen kleinen Tisch für uns in Beschlag genommen haben. Gleichgültige, gute Menschen, denen Alles, was ich sage, etwas wie böhmische Dörfer

*) Züricher Buchhändler.

Digitized by Google

vorkommt, die sich aber gerne belehren lassen und auch nicht die geringste Veranlassung zu irgend einer lebhafteren Diskussion geben. Ich haette gerne einige militaerische Bekanntschaften gemacht; es wollte sich aber bis jetzt nicht schicken. Rüstow kennt gewiß einen oder den andern dieser Herrn. Frag' ihn z. B. einmal nach dem Major Teicher, der einzige und wie du siehst bürgerliche Adjutant des Erzherzogs Karl Ferdinand, an dem eben darum was sein koennte.

Aus den Ungarn, die hier herumwandeln, koennte man ungefaehr eine Garibaldi'sche Legion bilden. Sie tragen alle die Hosen in den hohen Lederstiefeln und mögen auch sonst ledern sein. Wo ich hin höre, keine Sympathien mehr für sie. Im Übrigen wird von Politik nicht laut, und selten einmal leise gesprochen. Alles hat zu viel mit dem eigenen Cadaver zu thun, um sich mit dem gesellschaftlichen beschaeftigen zu koennen. Dazu haben gewiß nennundneunzig Prozent der hiesigen Gesellschaft überhaupt nie gewußt, was in der Welt vorgeht, und sind wahrlich nicht nach Karlsbad gekommen, um es da zu lernen.

Liebe Emma, verlange von einem Menschen, der so und so viel Glaubersalz im Leibe hat, kein attisches Salz und ertrage in Geduld die Oede dieser Zeilen! Fahre fort an meinem Tische so geistreich zu sein, als ich fortfahren werde, dem Charakter des Kameels, in dem ich wohne, und nebenbei auch dir getreu zu sein. In der That getreu! Die Toiletten haben auch den letzten Reiz für mich verloren, seit ich das „unreinliche" Geschlecht mir des Morgens bei den Brunnen besichtige. Man soll sich, wie bekannt, die Zaehne erst nach dem Trinken putzen; ich glaube, die Mehrzahl dehnt diese Vorschrift auch auf die übrigen Theile des Körpers aus. Die Maenner scheinen auch etwas problematischer Natur zu sein; wenigstens haben neulich zwei Privatdocentinnen aus Paris, die man ausgewiesen, der Polizei erklaert, sie waeren schon von selbst gegangen, da mit diesen Wassertrinkern Nichts anzufangen sei. — Eben bringt man mir eine Karte von Dr. Claessen aus Köln, den wir in Neapel gesehen haben. Er hat seitdem zwei Frauen unter die Erde gebracht und ist dadurch so reich geworden, daß er die übrige Praxis aufgesteckt hat. — Buchhaendler Wigand streicht ebenfalls herum; bis jetzt kennen wir uns nicht. Ich will es ihm überlassen, den Anfang zu machen. — Brockhaus sendet trotz dem Rüstow'schen Brief nichts. Doch hab' ich das letzte Feuilleton auf dem hiesigen Lesekabinet, das sehr dürftig für ein Weltbad bestellt ist, aufgetrieben. Und da faellt mir auch ein, daß das Buch von Hoff, welches dir Schabelitz zugeschickt hat und das du verkreuzbändelt hast, bis zur Stunde nicht eingetroffen ist. Die Carlsbad betreffenden Bücher, die ich von Schulthess erwarte, sind ganz klein; das eine von Hochstetter, das zweite von Reuss, das dritte — ein Paar Blaettchen von Warnsdorff. Indeß bin ich noch nicht zum Steinklopfen gekommen. Trotz aller Vorbereitungen, die ich dazu schon in Zürich gemacht habe. Wir haben 24 Grad Hitze im Schatten — Karlsbader Granit und

Digitized by Google

Hornstein nebst Feldspatzwillingen koennen mir gestohlen werden, solang nicht ein Donnerwetter in dieses Thal faehrt. Sag das Stöhr*)! Wird er kommen oder nicht! In meinem Hause sind viele Wohnungen; selbst in meinem Zimmer steht noch ein Bett. Ich wollt' ich koennt es dir anbieten, nebst dem kleinen Marcel**). Der würde sich amüsiren, die Grossen***) auch, versteht sich; ich habe diese eifersüchtige Bande nicht weniger lieb. Aber die soll noch ein Paar Jahre tüchtig in's Zeug gehen. Horace rufe ich auch von hier namentlich das Privatstudium in's Gedächtniß. Sag mir irgend einen geheimen Wunsch von ihm, den ich erfüllen kann; ein Hauptvergnügen der Bademenschen ist ja, Empletten zu machen und sich betrügen zu lassen. — Eine Geschichte, die ich in meinem Briefe vergessen habe, muß ich dir noch erzaehlen. Der dir schon wohlbekannte Douanier hatte zweimal beharrlich in seinem Protokoll George Hernagh†) statt Herwegh geschrieben. Ich traute meinen Augen und Ohren kaum und weiß es mir bis jetzt noch nicht zurechtzulegen. — Ich werde übrigens vollstaendig unbehelligt gelassen. Popolo, Unità, Alles scheint in Karlsbad erlaubt zu sein. Es ist ja auch gar kein Material zum Verführen hier. Wie geht es Schw.? Tausend Grüße an den Mühlbach! Karlsbad ist nicht Caserta oder Capua. Was soll man schreiben? Schickt mir das zweite Heft des italienischen Kriegs††) sobald Ihr koennt. — Ich kann leider Maulefer noch keinen Rapport über meinen Gesundheitszustand senden, und dir ebensowenig. Die „Krise" wie's die hundert Narren von Doktoren nennen, ist noch nicht eingetreten. Die verfluchte Hitze im Gesicht und das naechtliche Zusammenfahren wollen noch nicht aufhören. Büllietins werden erst spaeter ausgegeben. Doch hoff' ich das Beste, für mich und für dich. Adieu

Dein Georg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dr. Emil Stöhr (Bergmann), Freund G. Herweghs.

**) Marcel Herwegh.

***) Horace und Ada Herwegh.

†) NB. Felice Orsini reiste mit dem Paß G. Herwegh's im Jahre 1853 vor seiner Gefangenschaft in Mantua und er hatte, da das Signalement auch auf ihn anwendbar war, nur den Namen Herwegh in Hernagh verwandelt, um sein Inkognito zu bewahren, was später von der österreichischen Regierung entdeckt worden ist.

††) „Der italienische Krieg" von Rüstow.

Digitized by Google

Drei Gedichte des Bhartrihari.

Aus dem Indischen frei übertragen von J. Bersti.

„Das Licht."

Sieh, so neige ich mein Gesicht
Still und tief
Vor jenem ruhigen Licht,
Das keiner bei Namen nennt,
Das nicht im Raum,
Noch in der Zeit
Leuchtet und brennt
Und dennoch glüht bis in Ewigkeit!
Das wie ein Traum
Ganz Duft und Geist
Die Kraft aus eigener Quelle speist,
Leise und traumhaft trunken spricht:
„Ich leuchte!
Ich bin das Licht!"

„Des Lebens Trank."

Hier singt die Laute sich in meine Seele —
Dort schrillt ein Wehgeschrei aus wunder Kehle.

Hier springt des Dichters Quelle rein und golden —
Dort kreischt ein Zank von wüsten Trunkenbolden.

Hier prunkt ein Weib mit ihrer Schönheit Segen —
Dort hinkt das Alter hüstelnd und verlegen.

So reicht des Lebens Strom dir seinen Trank:
Ist's Gift?! Ist's Nektar?! — Trink und sage Dank!

„Resignation."

So gleitet uns das Leben aus den Händen:
Einst Fest der Freude an des Weibes Brust,
Genuß und Schönheit, Rausch und junge Lust —
Dann Abkehr, Irrfahrt, Tappen, Suchen, Wenden
Und jene klare Ruhe reifen Lebens.

Digitized by Google

Und dennoch als die Frucht des höchsten Strebens:
Am Strom der Götter hocken wir und rufen
Hinauf zu denen, die uns schufen,
Und kreischen laut und hilflos:
„Siwa! Siwa!! Siwa!!! — —*)

Zulija Merkez.

Eine Erzählung aus Bosnien.

Von

Victor Tausk.

Ich rückte die blauen Amtsbogen zurecht.

„Zulija Merkez, wie alt bist du?“

„Sie wissen es ja.“ Die junge Türkin hatte den Kopf zurückgelehnt und starrte vor sich hin. Der kleine Mund war ein wenig geöffnet, die blassen Finger mit den rotgefärbten Nägeln lagen lässig auf der Tischkante.

Arme, kranke Blume, dachte ich. Sie konnte die Größe ihres Leides gar nicht ermessen.

„Du mußt antworten,“ sagte ich einfach.

Fast unmerklich bewegte sie die Lippen.

„Sechzehn Jahre.“

„Bist du schuldig?“

„Schuldig. Sie wissen es ja.“

„Hast du das Kind umgebracht?“

„Geschlachtet. Sie wissen es ja.“

Ihre Augen folgten langsam meiner Hand, die ihre Worte auf das blaue Papier brachte. Der Kopf lehnte unbeweglich an der Stuhllehne.

„Warum hast du es getan?“

„Aus Schande. Ich mußte. Sie wissen es ja. Es ist besser zu sterben, als vom ganzen Dorfe angespieen zu werden.“

„Du bist ein armes Mädchen,“ sagte ich, anstatt sie auf die Stirn zu küssen.

„Ein armes Mädchen,“ wiederholte sie. Dann heftete sie die Augen auf meine große, blonde Haarmähne.

„Warum hast du so lange Haare?“ fragte sie. Sie fragte wie ein Kind, zwischen Freude und Neubegier.

---

*) Gott des Todes.

Digitized by Google

Sie griff mit den langen, schlanken Fingern nach meinen Haaren, liebkoste sie ganz leise und freundlich und sagte mit einer Stimme, die aus einer besseren Welt kam: „Du hast schöne Haare."

Zwei Frauen schon hatte Mula Haschim begraben, als er um Fata Merkez warb. Die erste hatte er genommen, als er neunzehn Jahre alt war. Die gebar ihm fünf Kinder, zuerst vier Mädchen und dann einen Sohn. Die Mädchen starben, als sie noch in der Wiege lagen. Als der Sohn zur Welt kam, da war er das einzige Kind. Der Bursche wuchs heran wie ein Baum im Walde, und als er neunzehn Jahre alt war, spaltete ihm jemand bei einer Rauferei den Kopf mit einem großen Zaunpflock. Mula Haschim begrub den Sohn und bald darauf auch die Frau, mit der er fünfundzwanzig Jahre gelebt hatte.

Im nächsten Jahre nahm er sich ein junges, achtzehnjähriges Mädchen zur Frau. Aber diese Ehe blieb zwei Jahre lang kinderlos. Die Frau kränkte sich die Augen trüb wegen des Unsegens, der auf ihr lastete. Mula Haschim aber verlor die Geduld und sagte ihr, daß er sie wegjagen werde, wenn sie nicht zum nächsten Neumond schwanger würde.

Die Frau konnte es ihm nicht zuliebe tun, denn sie starb noch im selben Monat an irgend einem bösartigen Fieber, gegen das die Amulette und Verschreibungen des Hodscha *) und der Wratscharitza **) ebensowenig helfen wollten, wie gegen die Unfruchtbarkeit.

Und dann blieb Mula Haschim lange ohne Weib. Erst als er sechsundsechzig Jahre alt wurde, freite er die Fata Merkez.

Nun war er siebzig Jahre alt geworden. Aber die Jahre hatten ihm nichts angehabt. Über den Durchschnitt hoch gewachsen, trug er im Sommer wie im Winter die Brust offen. Und es tat ihm nichts, daß sich die Haare auf seiner Brust in dicke Eiszapfen verwandelten, wenn der Nordwind ging und die Bäume vor Kälte barsten.

Den Kopf trug er etwas nach vorne geneigt. Mit seinen kleinen, durchdringenden grauen Augen schaute er unter den zottigen Brauen stets geradeaus und vor sich hin. Er schaute die Vorübergehenden prüfend an, sein Blick heftete sich rasch und sicher an des Nachbars Scheune oder Kuh, und wenn er einen Gruß gab oder erwiderte, so tat er es nicht mit der mechanischen, unbewußten Bewegung, mit der die Hand die Ahmedija ***) berührt, um sofort wieder interesselos am Körper hinabzubaumeln. Mula Haschim grüßte mit Tendenz, anziehend oder abstoßend, lang und fest oder beleidigend kurz. Man sah es Mula Haschim an, was sein Gruß zu bedeuten habe.

---

*) Türkischer Lehrer, Gelehrter, auch Vorbeter in der Moschee. Die Hodschas treiben oft Quacksalberei und verkaufen Amulette gegen Krankheiten und bösen Zauber.

**) Zauberin, Medizinfrau.

***) Das Tuch, das um den Fez geschlungen wird und mit diesem zusammen den Turban bildet.

Digitized by Google

Das war ein schlechtes Zeichen für Mula Haschim. Das zeugte von innerer Abhängigkeit und Unruhe, das bewies, daß Mula Haschim noch nicht die große Ausgeglichenheit und Unberührbarkeit erlangt hatte, die einem gläubigen Moslem in seinem Alter geziemt hätte. Mula Haschim hing noch mit seinem halben Herzen an den Freuden dieser Welt und jagte ihnen ganz unbesonnen und unbekümmert nach.

Mula Haschim war darum im Dorfe auch gar nicht geachtet. Er war noch nie Muktar*) gewesen, und niemand dachte daran, daß er es jemals werden könnte. Man grüßte ihn nicht gern und wich ihm aus. Seine Gesellschaft bestand ausschließlich aus dem wilden und ungezügelten Teil der Dorfjugend, der die altväterliche Tugend beim Militär zuschanden geritten hatte und jetzt den letzten Rest moslimischer Tugend zu Tode soff.

Mula Haschim hatte in dieser Gesellschaft auch die Freuden der Stadt wünschen gelernt, denn die Burschen erzählten von ihren nächtlichen Abenteuern mit schwabischen**) Mädchen, die in der Garnisonstadt, da oben in des Kaisers Residenz, so leicht zu haben wären und die man nie satt bekäme.

Und die Augen glänzten und der Branntwein floß — — — Haj, hoj! Hatte der Prophet doch nur den Wein verboten!

In Mula Haschim war der Teufel gefahren, ganz und gar. Wenn er so über die Straße ging, mit dem kaum angegrauten, kurz gestutzten Bart, die rotbraunen, baumstarken Arme von blutgeschwellten Adern durchzogen, man hätte ihm kaum mehr denn fünfzig Jahre zugemutet.

Er liebte es, ganz nahe an den jungen Mädchen vorüberzustreichen, ihnen fest und lüstern in die Augen zu schauen und im Vorbeigehen ihre Hand zu berühren. Und wenn solch ein Mädchen ihm mit abgewandtem Kopfe „ekelhafter Teufel", zurief, dann zog es listig um seine Augen und seinen Mund, als wollte er sagen:

„Du, mein Täubchen, hier ist nicht der richtige Ort, aber ich nehme es auf mit dir.'

Wenn er zwei Oka***) Rakija†) getrunken hatte, dann kam die große Jugend über ihn, und er ging auf Mädchen aus. Die christlichen, unverhüllten, mit den halbnackten Brüsten und stämmigen Beinen lockten ihn ganz besonders. Da griff er manchmal auch nach einer jungen Mädchenbrust, wenn ihm die Gelegenheit günstig ersehien, und wich dem vom Zorn geführten Schlage der derben Mädchenfaust mit einem hurtigen Seitensprung aus. Manchmal aber gab es auch Steine, die plötzlich von irgendwo um seine Ohren geflogen kamen, manchmal hieß es auch einem wohlgeschleuderten Prügel geschickt auszuweichen, ja manchmal ging es auch an den Kopf. Aber Mula Haschim kam stets unversehrt davon, ging für einige Zeit aus dem Dorfe, trieb sich einige Wochen

*) Behördlich bestellter Ortsältester.
**) Die Bosniaken nennen alle Österreicher „Schwaben'
***) Oka = 1,28 Liter.
†) Rakija = Branntwein.

Digitized by Google

in der Umgebung herum, wo er gegen ein kleines Entgelt, ein Nachtlager, eine Mahlzeit, den Leuten die Kleider flickte und kam dann wieder, kräftig und trotzig, aber offenbar beruhigt, nach Hause.

Bis es ihn wieder übermannte.

In diesem Zustande der erwachenden Sünde war Mula Haschim, als Fatas Schwester, die junge Zulija, in sein Haus kam, um sein Weib zu betreuen, das ihm vor drei Tagen einen Sohn geboren hatte.

Fata schleppte sich mit aufgetriebenem Unterleib und geschwollenen Füßen in der Stube umher. Es dämmerte zum Abend.

Zulija ging in den Stall, um der Kuh die Spreu zu erneuern und frisches Wasser zu geben. So war sie es nun schon seit einer Woche gewohnt, seit sie bei der Schwester war.

Sie trug die Blechkanne in der linken Hand und ging über den abschüssigen Hof mit kurzen, raschen Schritten, von der Schwere der Kanne seitlich gebeugt und zur Eile gedrängt. Mula Haschim trat aus dem Stall und blieb in der Türe stehen.

„Da bin ich schon," rief Zulija der Kuh zu und wollte sich an Mula Haschim vorbeidrängen. Mula Haschim verstellte ihr den Weg.

„Sprich nicht mit der Kuh, schau lieber mich an," sagte er scherzend und erhob langsam die Hand zu einer Liebkosung, während seine Augen deutlich den Zweifel am Erfolge seines Vorhabens ausdrückten. Zulija schob sich kräftig am Türpfosten vorbei und sagte halblaut mit zorniger Stimme:

„Geh du zu deiner Frau!" Mit einem heftigen Stoß schleuderte sie die Türe in den Pfosten und machte sich bei der Kuh zu schaffen.

Mula Haschim blieb vor der Türe. Dann sagte er so laut, daß es Zulija hören mußte:

„Ach was, die Frau."

Und dann schaute er eine kleine Weile vor sich hin. Es war wieder gekommen. Das alte Herz fing an hart zu klopfen. Nachdenklich und erregt schritt er über den Hof und ging zur Ahmetova Kafa.

Fatas Stimme scholl zornig über den Hof.

Zulija tappte nach der Wasserkanne, riß die Stalltür auf und rannte zum Hause. Von der nahen Moschee verkündete der Mujezzin die Jacija. *)

Der Hofhund stand mit gespreizten Vorderbeinen vor der Stubentür und schaute ihr ins Gesicht.

„Was schläfst du da unten," schalt Fata. „Du hast doch nicht gekalbt! Ich will weggehen und du liegst im Stall!"

Zulija trat in die rauchige Stube. Fata hatte den Jaschmak **) umgelegt, bereit

---

*) Abendgebet.

**) Weiße Umhüllung, die den Kopf, das Gesicht und den Oberkörper verhüllt.

Digitized by Google

auszugehen. Im Zimmer stand der kleine, zehnjährige Sohn des Hodscha und hielt eine ungeheure Laterne in der Hand.

„Ich gehe zur Hodschinitza zum Sijelo.*) Sie hat den Mujo nach mir geschickt. Bleib beim Kind. Wenn Mula Haschim kommt, sag' ihm, er soll mich abholen." Fata schob den kleinen Mujo vor sich her und wandte sich zum Gehen. Zulija drückte die Tür ins Schloß.

Ein fahles Licht brach durchs offene Fenster. Vom irdnen Herd stieg ein unterbrochenes, rotes Flackern auf. Ein beizender Geruch von verbranntem Holz erfüllte die Luft.

Auf dem Boden lagen bunte Halbwollfetzen, Decken und Schaffelle. Das waren die Betten. Alles hatte einen Stallgeruch. Neben der Mangala**) lag eng zusammengeschnürt, die Hände und Füße mit starken, breiten, roten Bändern fest umwickelt, ein kleines Bündel Menschenkind. Das rote Licht vom Herd beleuchtete unruhig das große, aufgedunsene Gesicht mit den verquollenen Augen. Bis in die Stirn hinein wucherte eine garstige Flechte über den spärlich mit dünnen, hellen Haaren bewachsenen Kopf.

Kein Zug dieses kranken, elenden Gesichtes bewegte sich. Ein übler, sauerer Geruch schlug Zulija entgegen, als sie sich zu dem Kinde neigte. Das war die Frucht, die aus dem mit Branntwein durchsetzten Blute des siebzigjährigen Mula Haschim aufgegangen war.

Zulija verfolgte das unruhige Spiel des roten Lichtes auf den fahlen Zügen des Kindes. Wie sonderbar! In ihrem Kopfe lag alles so nebeneinander, das Kind, der Herd und die Mangala, und dazwischen stand sie selbst und alles das hatte keinen Sinn und Zusammenhang. Was hätte das auch alles sein können? Früher war etwas nicht und jetzt war es. Und so auch mit dem Kinde. Früher war es nicht und jetzt war es. Und wie es dalag. So bleich, verquollen und krätzig. Es tat ihr so leid, so leid. Langsam flossen ihr die Tränen über die Wangen. Der letzte Dämmerschein des Tages war verschwunden. Unter dem Fenster wetzte sich der große Hofhund am Boden herum.

„Er kann sich nicht zurechtlegen," dachte Zulija ganz klar und ruhig, hob den Kopf und richtete den Oberkörper auf. Aus dem Stalle hörte man ein eisernes Rasseln.

„Die Kuh geht schlafen," sagte Zulija halblaut. Das Kind wimmerte leise. Und sie war so müde wie noch nie. Die Augen fielen ihr zu. Aber Mula Haschim könnte kommen, ehe die Schwester zurück ist. Nein, sie muß wach bleiben. Sie wird das Kind beruhigen.

Sie setzte sich neben das Kind auf den Boden und wälzte es leise hin und her. Bald lag es wieder still und leblos da.

Von der Stubendecke begann es langsam herabzurieseln wie Spinnengewebe, aber ganz helle und glitzernd. Die Tür tat sich ganz leise auf, und das Rieseln versiegte.

*) Abendunterhaltung; wörtlich: Sitzung, Zusammenkunft.

**) Kohlenbecken.

Digitized by Google

Ein breiter weißer Streifen Mondlicht fiel durch das Fenster, gerade auf den Türspalt. Mula Haschim trat leise zur Tür herein.

Ein großer, harter Block schien ins Zimmer gefallen zu sein und alle Luft daraus verdrängt zu haben. Es gab keine Luft zum Atmen im Zimmer, alles war wie in einen Felsen hineingewachsen, starr, machtlos, unbeweglich.

Mula Haschims Schritte schlürften durch das Zimmer, sie kamen von tief, tief unten, unbezwingbar, unaufhaltsam.

Ein Schritt, noch ein Schritt, so lange Schritte. Wie lange man horchen muß, bis einer nach dem anderen folgt! Nein, nein!

„Ooh, du, weg, weg . . . .!" Zulija griff verzweifelt nach Mula Haschims Brust. Mit aller Kraft wollte sie sich aufrichten, da riß ein langer Streifen von seinem Hemde ab und blieb ihr in der Hand. Sie fuhr stürzend zurück.

„Das Kind, das Kind," keuchte sie zwischen den harten Fingern der Hand, die ihren Mund verschlossen hielt. Aber Mula Haschim hatte bereits etwas großes, weiches unter seinem Fuße verspürt, etwas hatte geknackt, dann kam ein leises Gurgeln — — —

Mit aller Schwere stürzte er sich auf das Mädchen, das mit dem Hinterkopf hart aufschlug. Ein blitzendes Licht durchzuckte ihre Augen, dann wurde es ganz finster, der Kopf sank bleiern zurück.

Erst kam etwas wie ein rötlicher Nebel aus der Ferne. Dann brüllte und polterte es rings herum und schwere harte Gegenstände schlugen ihr an die Stirn und Hände. Das konnte leicht ein großes Tier sein, das auf ihr herumstampfte, oder ein Leiterwagen, der über sie fuhr. Dann rief es: „Zulija."

Fata rüttelte und zerrte an dem Mädchen und rief: „Was schläfst du wie ein Holz? Du, Unglück, du, was ist mit dem Kind?"

„Das Kind, das Kind," hörte Zulija schreien. Sie richtete sich auf und blickte erschrocken umher.

„Das Kind, a—a—a—." Fata heulte wie ein Wolf beim Vollmond. Sie riß sich das Tuch vom Kopf und schlug sich in die Brust. Dabei rannte sie im Zimmer herum wie ein suchender Hund. Mula Haschim kniete im Schein der großen Laterne neben dem Kinde und wickelte die Bänder von dem kalten steifen Körperchen.

Fata hatte eine zinnerne Pfanne ergriffen und schlug auf Zulija los und kreischte und jammerte verzweifelt: „Was hast du mit dem Kind gemacht, du Unglück! daß deine Hand verdorre, daß deine Seele zu Stein werde!"

Zulija wehrte mit beiden Händen die wütenden Schläge ab, stöhnte und schluchzte und rief: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht — — — —"

„Was weißt du nicht?" schrie Fata, warf das Zinngefäß weg und stürzte mit beiden Händen auf den Kopf des Mädchens zu. „Du hast es fallen lassen, du hast es erdrosselt." Wie eine Wahnsinnige vergrub sie die Hände in Zulijas Haare und riß

Digitized by Google

Büschel auf Büschel aus dem Kopfe. Das ganze Zimmer war mit einem Gewoge von Jammern, Heulen, Kreischen und Poltern angefüllt. Mula Haschim kauerte allein ganz still und wortlos neben dem toten Kinde. Seine Hände hielten den Wickel und zitterten.

Jemand klopfte mit Gewalt an das Fenster, dann wurde die Tür aufgerissen. Zwei Nachbarinnen, eine Türkin und eine Christin, kamen herein und beteiligten sich am Schreien. Der Hund bellte furchtbar.

Fata ließ Zulijas Haare los und schrie:

„Dieses Unglück, diese Pest, kommt mir mein Kind umzubringen! Ach, meine Mutter, warum hast du mich geboren! Warum hast du diese Pest geboren!“ und zu den Nachbarinnen sagte sie: „So ein großes Tier, sie könnte schon selbst Mutter sein, läßt mir mein Kind fallen und schlägt es tot.“ Nun sie es den Nachbarinnen gesagt hatte, war sie auch selbst davon überzeugt, daß Zulija das Kind fallen gelassen habe, als ob sie es selbst mit angesehen hätte.

Zulija lag auf dem Boden und hatte das Gesicht in die Decken vergraben. Der ganze Kopf brannte ihr wie von loderndem Feuer. Die Haare schienen glühend zu sein, die Hände waren zerschlagen und schmerzten bei jeder Bewegung.

Mula Haschim stand langsam auf und ging ohne ein Wort zu sagen zur Tür hinaus.

Die christliche Nachbarin war um die Wratscharitza Staka gegangen und kam bald mit dem alten Weib wieder herein.

Die Wratscharitza hob das Kind vom Boden auf und die anderen Weiber stellten sich um sie herum. Die türkische Nachbarin leuchtete dem Kinde mit der Laterne ins Gesicht.

Das Gesicht des Kindes hatte eine fahle, bläuliche Farbe. Die Augen waren halboffen. Unter der Nase und auf den Lippen war etwas Blut und Schaum. Die Wratscharitza befühlte dem Kinde den Magen und die Brust. Dann zwängte sie ihm den Zeigefinger in den Rachen und zog ihn blutbeklebt wieder heraus.

„Gott verzeih uns,“ sagte sie, „es ist tot. Sie hat es fallen lassen und da ist ihm das Herz abgerissen. Es war zu schwach angewachsen, weil der Vater zuviel Branntwein trinkt, Gott verzeih ihm.“ „So war es auch bei der Schemsibegowitza,“ sagte die türkische Nachbarin, „Schemsibeg hat zuviel Branntwein getrunken, und wie das Kind einmal aus der Wiege gefallen ist, hat es sich gleich das Herz abgerissen. Von so einem Mann soll man keine Kinder haben, weil man sie nicht großziehen kann.“

Auch die Wratscharitza war dieser Meinung.

Zulija saß währenddessen auf dem Boden und zitterte vor Angst, daß man ihre Schande erfahren könnte. Aber man fragte sie nichts. Man wußte, daß sie das Kind fallen gelassen habe.

Nachdem man das Kind begraben hatte, kam Mula Haschim nach Hause, hockte sich neben den Herd und begann einen Kaffee zu brauen. Er hatte noch kein Wort

Digitized by Google

gesprochen seit jener Stunde, in der er neben dem toten Kinde in der halbdunklen Stube gekauert hatte.

Mula Haschim war nicht wieder zu erkennen. Sein Bart war grau geworden, sein Kopf zitterte auf dem Halse, die Hände zitterten und vergossen den Kaffee, die Augen waren matt und ausdruckslos, der Gang schlottrig und langsam. Er murmelte von Zeit zu Zeit etwas Unverständliches und blickte niemanden an.

Fata lag bäuchlings auf dem Fußboden und stöhnte. Zulija war nicht in der Stube.

Nachdem Mula Haschim den Kaffee ausgetrunken hatte, drehte er sich eine Zigarette, erhob sich leise ächzend vom Boden und ging langsam, die Füße gleichsam nachschleifend, zur Tür hinaus. Niemand blickte ihm nach.

Das große Alter war über Mula Haschim gekommen. Er war hundert Jahre alt geworden. Immer gleichmäßig langsam, die Füße nachschleifend, ging Mula Haschim die Dorfstraße entlang, immer gleichmäßig langsam. . . . .

Muharem brachte einen Brief nach Hause und führte zugleich den kleinen Moscho, den Sohn des spaniolischen Kaufmanns, ins Haus, damit er ihm den Brief vorlese.

„Liebe Mutter und lieber Bruder," las der Kleine vor.

„Gott gebe ihr Gesundheit," sagte die alte Merkez.

„Laß ihn lesen," sagte Muharem.

„Gut, gut, er soll lesen," sagte die alte Merkez.

„Diesen Brief schreibe ich euch durch den Hodscha Fejzo," las der kleine Moscho.

„Gott gebe ihm Gesundheit," sagte die alte Merkez.

„Du läßt ihn nicht lesen," sagte Muharem ungeduldig.

Die Alte murmelte noch etwas Freundliches und setzte sich zur Ruhe.

„Ich sende Euch viele Selams durch den Hodscha und wünsche, daß Ihr gesund seid. Auch die Fata ist gesund und Mula Haschim ist in die Dörfer gegangen. Wir haben noch keinen Haber*) von ihm. Ich bitte Dich, lieber Bruder, daß Du mich in meinem Unglück abholen kommst. Das kleine Kind haben wir vorige Woche begraben, weil es gestorben ist. Ich habe es fallen lassen, weil es das Unglück so gewollt hat, und da hat es sich das Herz abgerissen, weil es zu schwach angewachsen war. Dann ist es gestorben. Verzeiht mir, liebe Mutter und lieber Bruder. Ich weine sehr viel. Die Fata hat mich auch geschlagen, weil ich es verdient habe. Die Fata weint auch sehr viel, denn sie glaubt, daß sie keine Kinder mehr haben wird. Ich bitte Dich, lieber Bruder Muharem, daß Du mich in meinem Unglück abholen kommst, denn hier kann ich nicht bleiben. Ich sende Euch viele Selams durch den Hodscha und verzeiht mir. Das schreibt Euch

Euere Zulija,

und daß Du schnell kommst, lieber Bruder Muharem. Auch von der Fata viele Selams

---

*) Nachricht.

Digitized by Google

für die Mutter und den Bruder. Sie sagt, ich soll nach Hause gehen, weil sie mich nicht sehen kann."

Dann kam ein Tag stiller Wanderung, und als die Sonne unterging, kam Zulija mit ihrem Bruder Muharem zu Hause an. Als sie an die Schwelle kam, zitterten ihr die Kniee.

Der große, zottige Hofhund sprang mit freudigem Gebell an ihr hinauf, und sie beugte sich nieder, um ihn zu streicheln und zu beruhigen. Das Herz tat ihr so weh und sie weinte und schluchzte. Der Mutter küßte sie die Hände und stammelte: „Das Unglück, das Unglück."

Im Zimmer saß die alte Wratscharitza des Dorfes, die einäugige Hankija. Das eine Auge war ihr ganz verklebt und hatte rote, feuchte Ränder. Das andere Auge blickte wie aus einer roten Höhle heraus. Das untere Augenlid reichte nicht bis zum Augapfel und kehrte einen breiten Rand heraus. Eine große Hasenscharte auf der Unterlippe ließ einen Schneide- und einen Eckzahn sehen, ganz schwarze, zerbröckelte Stümpfe. Ein unverständliches Zischen und Gurgeln war die Sprache, mit der sie das junge Mädchen begrüßte und willkommen hieß.

Zulija kannte die Alte gut, aber noch nie hatte sie einen solchen Schrecken vor ihrer Häßlichkeit empfunden wie jetzt. „Wie die schwarze Pest sieht sie aus," dachte Zulija. Dann antwortete sie auf die Begrüßung mit furchtsamer Freundlichkeit und legte ihr Bündel Kleider auf die geschnitzte Nußholzkiste, die ihre Ausstattung und Wäsche enthielt. Die Mutter brachte süße Milch und saure Milch und Maisbrot. Muharem hockte sich neben die Mangala und braute Kaffee.

„Ihr seid alle noch gut zu mir", sagte Zulija und begann wieder zu schluchzen. „Verzeiht mir, ich bringe euch nur Herzweh."

Die Mutter weinte und sagte: „Weine du nicht, das Unglück ist es. Es ist beschieden."

Die alte Hankija gurgelte eine Geschichte durch das Loch zwischen den Lippen hervor, aus der man entnehmen konnte, daß sich auch das Kind der Hasanaginitza das Herz abgerissen habe, und daß das nichts Seltenes sei.

Muharem schwieg, und als er den Kaffee fertig gebraut hatte, brachte er der Schwester einen Fildschan*) und stellte ihn auf das Kistchen und blickte sie freundlich an.

Zulija fing den Blick auf und neues Weh zog ihr durchs Herz. Schließlich weinte auch die alte Hankija und ein unsäglicher Jammer und Schmerz lastete auf allen. Dann ging Hankija weg.

Zulija war müde vom vielen Weinen. Ihre Augen brannten und schlossen sich ruhedurstig. Die alte Mutter und Muharem hatten schon begonnen sich auszukleiden.

*) Kleines türkisches Schälchen.

Digitized by Google

Ganz aufgelöst in Schmerz und Tränen legte sich Zulija nieder und schlief wie ein müdes, krankes Kind bis zum späten Morgen.

„Du lügst, du Hündin," schrie Zulija, ganz aschfahl im Gesicht.

„Eine Hündin hat das gesagt," gurgelte Hankija aus dem Loch zwischen den Lippen hervor. Dann schob sie den Unterkiefer vor, daß sich die ganze Oberlippe in den Mund versenkte und machte ein Gesicht, wie ein gräßliches, boshaftes Tier. „Wen man zu bitten hat, den darf man nicht ärgern, meine Kleine. Eine Alte sagt dir die Wahrheit und du beschimpfst sie dafür."

„Oh, oh, wie kann das wahr sein," jammerte Zulija.

„Das wirst du am besten wissen, Täubchen, jedes Kind hat einen Vater."

„Hankija, Gott steh dir immer bei, und wenn es wahr ist, kannst du mir helfen?" Das Mädchen rang die Hände.

„Helfen, helfen," zischte die Alte. „Da könnte ich mir leicht auf die Karaula*) verhelfen und noch weiter. Hättest die Dimije**) fest binden sollen, dann brauchtest du jetzt keine Hilfe."

Rote Glut übergoß das Gesicht Zulijas.

„Wie du ekelhaft sprichst," sagte sie empört.

„Ich spreche nur, was du getan hast. Brauchst dich vor mir nicht zu schämen, wenn du dich vor dem Mann nicht geschämt hast," entgegnete die Alte.

„Ich habe ja nichts getan, nichts getan," stöhnte Zulija.

„Nichts hat sie getan, das Lämmchen, ein Kind ist ihr vom Birnbaum in den Bauch gefallen," krächzte die Alte und riß den ungeheuren Mund zum Lachen ganz auf.

„Getan oder nicht getan. Weißt du bestimmt, daß es wahr ist?"

„Wie soll ich es nicht wissen, bald wird es das ganze Dorf wissen!"

„Niemand darf es wissen, eher springe ich ins Wasser." Zulija knöpfte aus einem Eck des Tuches ein Goldstück heraus. Es war eine Medjidie, ein großer türkischer Dukaten mit einem Loch im Rande. Diesen hatte sie heimlich aus ihrem Stirnschmuck herausgenommen.

„Kannst du mir für die Medjidie helfen?" sagte sie, und reichte der Alten das Goldstück hin.

Die Alte stürzte wie eine Elster auf das Goldstück los und besah es von allen Seiten.

„Es könnte sein, es könnte sein," sagte sie dann ganz sanft und knüpfte das Goldstück gleich in ein Tuchende ein.

Zulija stand und wartete klopfenden Herzens. Die Alte humpelte zu einem Dolaf***)

---

*) Gendarmeriestation.

**) Weibliche Hose.

***) In die Wand eingelassener Schrank.

Digitized by Google

und brachte ein Fläschchen mit einer grünen Flüssigkeit, auf deren Grunde sich erbsengroße Körner befanden.

„Wenn das nicht hilft," sagte sie, „hilft nur Gott. Aber mir hat es geholfen," setzte sie mit einem Gurgeln, das ein Kichern bedeuten sollte, hinzu.

Zulija nahm das Fläschchen mit beiden Händen und barg es in den Dimije.

Nachdem sie sich noch genau hatte erklären lassen, wie man das Ding trinken müsse, damit es, wenn Gott will, helfen soll, ging sie mit erleichtertem Herzen nach Hause.

Es war schon Mitte Oktober. Fast drei Monate waren vergangen, seit sie Mula Haschims Haus verlassen hatte und wieder daheim war. Als der Mond zum letzten Male sich verjüngte, da stiegen bange Zweifel in ihr auf. So etwas hatte es noch nicht gegeben, seit sie zur Jungfrau herangewachsen war. Die Mutter hatte zum Glück nichts bemerkt. Aber jetzt, jetzt .....

Nun, das wird helfen, dachte sie, und fühlte sich wie von einer schweren Krankheit genesen.

Der Herbst lag rot, braun und goldgelb im Tal. Die Kühe gingen friedlich die Straße entlang. Zulija drückte von Zeit zu Zeit an die Dimije und fühlte das Fläschchen an. Es war da. Sie hätte nicht sterben mögen. Es war ihr gar nicht zum Sterben. Sie wollte noch daheim bleiben bei der Mutter. Sie war so jung, so jung wie ein Tautropfen, noch nicht sechzehn Jahre.

Sie ging rasch auf ihren hohen Nanule*), die bei jedem Schritt laut auf den Boden klopften, daß es von ferne anzuhören war wie das Traben eines Pferdes. Wenn ein Bursche ihr einen Blick zuwarf, zog sie das große, rotkarierte Umhängtuch über das Gesicht und wandte den Kopf nach der andern Seite. Was kümmerten sie die Burschen! Wenn bei einer Tschesma**) Mädchen beisammenstanden und kicherten, blieb sie bei ihnen stehen und kicherte mit. Es gab ja immer etwas, worüber alle Mädchen des Dorfes sprachen und lachten.

So war sie nach Hause gekommen. Das Fläschchen vergrub sie hinter der Scheune. Denn erst am fünfzehnten Tag des Ramazan***) durfte sie den Saft trinken, und bis dahin waren noch zwanzig Tage.

Beim Gartentor blieb sie stehen. Von einem Acker klang eine kräftige, tiefe Mädchenstimme herüber. Zejna, die Tochter des Muktars, sang ein altes bosnisches Volkslied:

Nicht versinke, nicht ertrinke!
Ach, wer wird dich denn beweinen?
Brüderchen wird mich beweinen.
Brüderchen beim Wasserlein
Weint ein wenig und geht heim.

*) Holzschuhe mit sehr hohen hölzernen Sohlen und Absätzen.
**) Brunnen.
***) Dreißigtägige Fastenfest.

Digitized by Google

Nicht versinke, nicht ertrinke!
Ach, wer wird dich denn beweinen?
Oh, mein Liebster, der wird weinen!
Liebster kommt zum Wasserlein,
Weint ein wenig und geht heim.

Nicht versinke, nicht ertrinke!
Ach, wer wird dich denn beweinen?
Mütterchen wird mich beweinen.
Mutter kommt zum Wasserlein,
Weint und stürzt sich selbst hinein.

Warum war das Lied denn so traurig?

Alle vergessen, nur das Mütterchen nicht. Das war es. Sie hätte auch Mutter werden sollen, und was hatte sie vor?

Aber es war gar nicht auszudenken. Und von wem, von wem war denn dieses Kind!

„Zulija, oj!“ tönte plötzlich Fatas Stimme aus dem Hause. Zulijas Blut erstarrte im Herzen. Das war nicht geträumt. Wie war das möglich? Und noch einmal hart hinter ihr, leiser und bestimmter: „Zulija!“

Fata war da und umarmte sie und schluchzte heftig.

Aber Zulija konnte die Liebkosungen der Schwester nicht erwidern. Ihr war ganz kalt im Herzen. Es war, als ob ein Toter aus dem Grabe auferstanden wäre.

Fata zog die Schwester in die Stube und streichelte ihr die Schultern und das Gesicht.

Und Fata sollte jetzt zu Hause bleiben, bis sie sich wieder verheiraten würde. Mula Haschim hatte da unlängst einen Bevollmächtigten ins Dorf geschickt, der hatte alle Papiere in Ordnung und verkaufte alles, Vieh und Gebäude und Vorräte um einen Spottpreis, gab der Fata fünfunddreissig Dukaten, soviel, als sie dem Mula Haschim in die Ehe gebracht hatte, und sagte ihr, sie könne gehen, von Mula Haschim werde sie nichts mehr hören, denn er sei in die Türkei ausgewandert. Und Fata war gegangen. Mein Gott, ihre Wäsche hatte sie, und ihr Heiratsgut auch. Und jetzt war sie da, und fühlte sich ganz wohl und hatte den Zorn gegen die Schwester vergessen. Aber bleich war sie und schwach, die Füße schmerzten sie und der Rücken tat ihr weh. Das alles hatte sie mit wehklagender Stimme erzählt und dabei mit den Händen in der Luft herumgefuchtelt. Und wenn sie von Mula Haschim sprach, sagte sie immer: „daß er verrecke, Gott gebe es,“ denn man verkauft sein Gut nicht um ein paar Groschen und schickt die Frau nur so weg mit dem Heiratsgut. Er hätte ja nicht lange mehr gelebt, und sie wäre seine einzige Erbin gewesen. Aber wer einer Schlange vertraut, wird von ihr gebissen.

Digitized by Google

Und die alte Mutter rief einmal über das andere: „Gott hat ihm den Verstand genommen, diesem Teufel, das Unglück möge ihn schlagen."

Zulija aber sagte kein Wort. Alle Hoffnung war aus ihrem Herzen geschwunden. Jetzt war wieder alles, als ob es erst gestern geschehen wäre. Das Dunkel des Zimmers verdichtete sich vor ihren Augen und aus dem Winkel hinter dem Herde schaute ein Kinderkopf hervor, ganz blau und grün, mit Blut und Schaum auf den Lippen, mit halbgeöffneten Augen. . . . . .

Zulija schrie auf.

„Gott verzeih mir's, sie hat den Verstand verloren," sagte Fata. „Sie muß einen schwarzen Kaffee trinken und sich drei Kohlblätter ans Kreuz binden. Der Neumond schadet ihr."

In diesem Winter war Zulija sehr stattlich geworden. Ihre Brüste hatten an Fülle gewonnen und ihre Hüften waren breit. Sie hielt sich wie ein reifes Weib, aufrecht und üppig. Ihr Gang hatte etwas von seiner Leichtigkeit verloren und sie wiegte sich in den Hüften. Ihr Gesicht war bleicher als sonst, von den Nasenflügeln zogen sich zwei leichte Falten zu den Mundwinkeln.

„Man muß sie verheiraten," sagte die Mutter, und Fata stimmte bei.

Der Winter war hart und trocken. Zulija saß tagsüber meistens still beim Fenster und arbeitete an einer Goldstickerei. Die Mutter hatte Reißen in den Füßen, lag auf einem Minder*) und strickte Strümpfe.

Fata besorgte zankend und keifend das Hauswesen. Muharem war beim Vieh und im Holz und saß in der Kafana. Ein Tag glich dem anderen. Am Abend gab es zuweilen ein Sijelo; dann trank man schwarzen Kaffee und Slatko von Rosenblättern und Sirup.

Hier erfuhr man die neuesten Ereignisse, die sich im Dorfe zugetragen hatten. Hier vermittelte man einander die Kenntnis verschiedener Heilmethoden gegen Herz- und Magenkrämpfe und gegen Schlaflosigkeit der Kinder. Man diskutierte die Wirksamkeit verschiedener Amulette und Liebestränke. Die Mädchen sangen, und Zejna, die Tochter des Muktars, begleitete den Gesang auf einer ungeheuren Ziehharmonika. Die verheirateten Frauen erzählten die tiefsten Geheimnisse des Ehebettes, und die älteren unter ihnen gaben Ratschläge aus dem Vorrate ihrer reicheren Erfahrung in diesen Dingen.

An solchen Abenden nahm Zulija teil an der allgemeinen Heiterkeit. Sie sang mit den anderen, lachte und plauderte und ließ nichts von dem merken, was sachte und sicher in ihrer Seele vorging und eine immer klarere und festere Gestalt annahm.

Die Last ihres Körpers trug sie leicht. Sie war kräftig und jung, die Straffheit

*) Niedriges türkisches Sofa (Ottomane).

Digitized by Google

ihrer Muskeln verriet sie nicht. Niemand konnte ahnen, daß sie ihr tägliches Brot mit einem Kinde unter dem Herzen teile.

Das Fläschchen der alten Hankija hatte den Dienst versagt. Und ehe die Alte für eine neue Medjidie einen neuen Trank brauen konnte, starb sie.

An jenem Tage, an dem die alte Hankija begraben wurde, war in Zulijas Herz etwas hart worden, steinhart. Es lag ganz drinnen, mitten im Herzen und drückte immerzu, bei Tag und bei Nacht, beim Wachen und Schlafen. Zulija mußte immer und immer daran denken, und es wuchs und wuchs und nahm immer mehr Raum im Herzen ein und drückte immer mehr. Und wenn Zulija mit anderen Mädchen lachte und sang, da wußte sie es ganz bestimmt, tief drinnen im Herzen. Und wenn sie sich des Abends zu Bette legte, da wußte sie es sicher und hart. Und wenn sie mit den Mädchen das Eis am Bache aushackte und unter Singen und Lachen die Wäsche schwemmte, da drückte und mahnte es sie, und sprach zu ihr, immerzu, immerzu, daß sie manchmal plötzlich zu singen vergaß und nur noch auf die Stimme ihres Peinigers im Herzen hörte. Und sie antwortete. Wirst du es tun? Ja, ich werde es tun, tun, tun. Und wenn sie so zu ihrem Peiniger gesprochen hatte, da wuchs er immer mehr und wurde noch größer und härter. Und als die schwere Stunde ganz nahe war, als die Muskeln ihres Gesichtes schlaff und bleich wurden und die Augen trübe, da war das ganze Herz ein harter Stein geworden, und nichts, gar nichts konnte mehr darin wohnen als nur der eine Gedanke: Ich werde es tun.

Eines Tages nahm sie, wie auf einen unabänderlichen Entschluß hin, ein Messer in der Küche und vergrub es hinter der Scheune. Als man nach dem Messer suchte, half sie suchen. Als die Mutter ganz ratlos fragte, wo es denn hingekommen sein mag, sagte sie ganz fest und hart: „Man hat es wohl gestohlen."

Alles das tat sie wie im Traume. Manchmal schien es ihr, als ob eine andere in ihrer Gestalt alles das täte, schlafen, essen, arbeiten, lügen. Ihre Augen sahen für sie, ihre Ohren hörten für sie, ihr Mund sprach für sie. Sie aber hatte mit alledem nichts zu tun. Nur wenn Fata sie verdächtigend anschaute, oder wenn die neue Wratscharitza, die Jovanka, die neben ihrem Hause wohnte, schmunzelnd an ihr vorüberging, da kam ein lähmender Schrecken über sie und ihre Kniee zitterten und ihr Herz pochte zum Zerspringen. Aber in solchen Augenblicken kam sie zur Besinnung und beherrschte sich mit vieler Kraft.

Wie lange das noch dauern könnte? Noch wenige Tage. Und dann ist alles vorüber. Dann wird das Kind tot sein. Mehr wußte sie nicht.

Der März war tief im Frost. Die Luft war weiß und schneidend. Der Bach fest zugefroren. Zum Bache ging Zulija jetzt öfters. Sie ging einfach hinunter hinter die Scheune, und dort starrte der eisige Bach mit Reif bedeckt zwischen kleinem Weidengesträuch. Dann ging sie wieder ins Haus an der Scheune vorbei und warf einen Blick nach der Stelle, wo das Messer begraben war.

Digitized by Google

Die Mutter war sehr besorgt um die Tochter. Fata hatte ein böses Wort fallen lassen. Sie meinte, daß Zulijas Leib verdächtig wachse. Die Mutter sagte, es gäbe solch eine Krankheit und man müsse die Wratscharitza Jovanka holen. Und so wurde die Jovanka geholt.

Zulija war wieder beim Bache gewesen. Heute war es ihr schwer geworden. Die Last verlangsamte ihren Gang. Heute fühlte sie die Schwere des neuen Lebens, das in ihr ausgereift war. Sie blieb öfters stehen. Merkwürdig, sie schien wieder zu leben. Sie fühlte Schmerzen im Leibe, die ihr das Atmen verschlugen, und die kalte Luft strich um ihre Stirn.

Die Luft war angenehm. Das hatte sie schon lange nicht empfunden. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn. Die Hand war warm. Neugierig besah sie sich die Hand, wie einen fremden Gegenstand. Die Finger waren ganz weiß und durchsichtig, die rotgefärbten Fingernägel stachen grell ab von der weißen Haut. Der Hund kam wedelnd und buckelnd den Abhang herunter und rieb sich an ihren Beinen. Sie wollte sich bücken, um ihn zu streicheln. Sie konnte sich nicht bücken.

Mein Gott, da war es wieder, sie mußte sich aufrichten. Die Finger drückten sich krampfhaft in die Handfläche. Dann hörte es wieder auf und sie ging dem Hause zu, schwer und langsam. Als sie in die Stube trat, brachen die Frauen plötzlich das Gespräch ab. Jovanka saß da und rauchte eine Zigarette. Zulija fühlte aller Blicke auf sich und empfand ganz klar: jetzt wissen sie es alle.

„Warum seid ihr verstummt," fragte sie unbefangen. Aber ganz unten in der Kehle mischte sich ein leises Zittern in ihre Stimme. Sie wußte, daß alle das entnommen haben.

„Pa, wir haben etwas gesprochen," sagte Jovanka und kniff das linke Auge zusammen. „Es gibt genug Dinge auf der Welt, über die man sprechen kann."

„Gebe Gott, daß nicht alle wahr wären," sagte Fata bedeutsam. Die Mutter stierte schweigend auf die Tochter.

„Du siehst schlecht aus, Zulija," sagte Jovanka wieder, „ich bemerke das schon lange. Die schwarzen Gruben unter den Augen!"

„Der Winter, ja, und dann, und dann."

Zulija bemerkte, daß sie ihre eigenen Worte nicht verstand. Sie nahm alle Sinne zusammen und schaute angestrengt vor sich hin, als ob sie entziffern wolle, was sie zu sagen habe. „Und dann," setzte sie fort, „auch tut mir das Herz und der Magen weh."

Nun schien es ihr, als ob sie das wirklich gesagt habe, was sie jetzt gehört hatte. Mit diesen Gedanken beschäftigt, vergaß sie alles ringsherum, schüttelte verwundert den Kopf und wandte sich mechanisch zum Gehen. Ein wilder Schmerz verzerrte plötzlich ihre Gesichtszüge. Sie biß sich krampfhaft in die Unterlippe und vergrub die Finger in die Faust.

„Dir ist schlecht," sagte Fata. „Du willst vielleicht sauere Äpfel?" Oh, wie das geklungen hatte. Und sauere Äpfel, das hätte sie mögen. Das hatte ja Fata gesagt.

Digitized by Google

Der Schmerz hörte auf, der Krampf ließ nach. Zulija riß die Augen auf. Sie sah und hörte wieder.

„Wie?“ sagte sie dann.

Fata war aufgestanden und hatte sich hart vor Zulija hingestellt. Die beiden Gesichter waren einander ganz nahe, das eine fühlte die Wärme des anderen.

Aber aus Zulijas Gesicht wich in diesem Augenblick alles Blut. Sie wurde kreideweiß und schüttelte sich wie im Fieber.

Fata schrie:

„Von wem hast du das Kind, du Hure, ha? Schwanger bis zum Hals bist du, ha? Und wie sie einhergegangen ist, gerade wie eine Paschinitza, aufrecht wie eine Lilie, und kann sich gar nicht bücken, weil sie ein Kind im Bauch hat. Ha?“ Und dann fiel Schlag auf Schlag auf Zulijas Gesicht, auf die Augen, auf die Schultern, auf die Brust.

Zulija hielt die Hände schützend vor die Fülle ihres Leibes und stand starr wie ein Stein. Wenn ein Schlag aufs Auge fiel, sah sie einen Blitz und bemühte sich, ihn zu verfolgen. Aber er verschwand schnell. Die anderen Schläge sah sie auch fallen, aber sie taten ihr gar nicht weh. Die fielen ganz hinein aufs Herz, und das war hart wie ein Stein und auf jeden Schlag antwortete das Herz: Und dann wird es tot sein, und dann wird es tot sein.

Und als die Schläge aufhörten, da ließ sie die Hände sinken. Dann wandte sie sich zur Tür. Da war die Tür, richtig. Durch die Tür kommt helles Licht und niemand steht davor. So, jetzt ist sie draußen. Da steht ja auch Mula Haschim. Nein, wie der klein geworden ist. Und ganz weiß. „Mula Haschim,“ sagte sie, „du nimm auch dein Kind mit! Das Messer ist bei der Scheune.“

Mula Haschim aber geht nicht mit, und wird immer kleiner und kleiner. Und dann bekommt er ein ganz blaugrünes, blasses Gesicht, und Schaum und Blut steht ihm vor dem Munde und die Augen sind halb offen . . . . .

Sie verschließt die Augen vor dem Bild und geht zur Scheune. Wie schlecht man da geht! Man muß stehen bleiben. — Wird es ein Knabe oder Mädchen sein? Und das Blut wird ihm aus der Kehle rinnen. Wie war das nur mit Fatas Kind? Ja, das liegt ja da oben vor der Tür und niemand sieht es. Da legt sie auch ihr Kind hin. Das ist gut, daß es dort niemand sehen kann!

Das Messer ist da. Es liegt ganz obenauf. Der Hund muß es ausgescharrt haben. Sie bückt sich danach. Oh, sie muß sich aufrichten. Wie das die Eingeweide zerreißt. Und wieder Ruhe. Erschöpft lehnt sie sich an die Bretterwand der Scheune. Es ist kalt. Sie schüttelt sich vor Frost. Wie der Himmel grauweiß ist und undurchsichtig. Und am anderen Ufer des Baches stehen zwei Mädchen mit Wäsche im Arm. Sie haben das Eis ausgehackt und die Wäsche geschwemmt. Jetzt gehn sie die Anhöhe hinauf und kehren ihr den Rücken. Die eine ist Zejna, die Tochter des Muktars. Die andere erkennt sie nicht. Dann singen die Mädchen in langen, klagenden Tönen:

Digitized by Google

Mutter kommt zum Wasserlein,
Weint und stürzt sich selbst hinein.

Sie gehen nach Hause. Zu Hause ist es warm. Und sie steht da, ganz allein hinter der Scheune, im Frost, in der Kälte, und niemand, niemand ist bei ihr, und das Herz ist so schwer, oh, oh . . . .

Und wieder. Im Kreuz beginnt es, und zieht sich wie ein glühender Draht zum Herzen durch die Eingeweide.

Und dann wird es immer breiter, eine ganze Flamme lodert in ihr, die Füße strecken sich krampfhaft, als wollten sie aus den Gelenken springen. Die Hände sind zu Fäusten geballt und die Nägel graben sich ins Fleisch. Die Augen treten hervor, als ob sie etwas Furchtbares, unmenschlich Entsetzliches sähen, der ganze Leib reckt sich nach vorn, zum Bersten. Und sie beißt die Zähne auf die Unterlippe, daß das Blut hervorquillt. Und zwischen den Zähnen preßt sich ein leises, abgerissenes Stöhnen durch, aber niemand kann es hören.

Tausend Schlangen, glühende Schlangen knäulen und winden sich in ihrem Leibe. Jetzt stöhnt und ächzt sie immer lauter, sie kann es nicht mehr verbeißen. Und dann, als ob man sie entzwei gerissen hätte. Aus einem erstickenden Gewirr von Gurgeln, Stöhnen und Ächzen entwindet sich ein entsetzlicher, jammernder Schrei . . . .

Wie es rot war, das Knäblein! Den Mund hatte es ganz kreisrund aufgerissen und schrie und schrie mit einer fadendünnen, schneidenden Stimme, und das Gesicht wurde ganz braun und blau vom Schreien.

Der große Kopf hing von dem dünnen Halse herunter wie ein Stück Blei an einem Faden. Sie faßt das Kind mit der linken Hand und preßt es an den Leib. Mit der rechten rafft sie die Dimije zusammen und hält sie zugleich mit dem Messer. Dann läuft sie zum Bach. Der Hund kommt von irgendwo herzu und springt an ihr hinauf. Er glaubt, sie renne, um mit ihm zu spielen. Vom Hause her tönt die wütende Stimme der Jovanka.

„Du wirst es nicht schlachten, nicht schlachten!“

Dann hört sie das rasche Gepolter von Nanule den Berg herunter kommen.

Fast hätte die Jovanka sie erreicht. Nein, nein, sonst ist es nicht tot.

Sie preßt das Kind fest an sich, mit dem Gesicht an den Leib. Damit es nicht schreien könne. Aber es piepst und zischt, wie eine kleine Giftschlange . . .

„Nicht schlachten, nicht schlachten!“ schreit Jovanka.

Sie mag nur schreien! Zulija schließt die Augen und sticht zu. Gerade in den Hals. Und dann fliegt das Kind und das Messer auf die Eisdecke des Baches, daß es laut aufschlägt. Der Hund stürzt auf den Körper los und kläfft laut und freudig und wedelt mit dem Schweife.

Zulija faßt die Dimije mit beiden Händen und jagt die Anhöhe hinauf zur Scheune. Vom Bach tönt das Gebell des Hundes und der klagende Jammer der Jovanka. Dann beginnt sich der Boden unter den Füßen zu senken. Alles dreht sich von oben nach unten.

Digitized by Google

Dann wird alles ganz schwarz. Mit dem Gesichte vornüber schlägt Zulija auf die hartgefrorene Erde.

Zulija hatte das rotkarierte Umhängetuch ganz ins Gesicht gepreßt, so daß nur die Augen zu sehen waren. Sie stand da und weinte unaufhörlich. Sie verstand gar nichts. Nur als der Vorsitzende fragte: „Hast du das Kind umgebracht?" da antwortete sie schluchzend: „Sie wissen es ja."

Vor dem Verhandlungssaale stand der Bruder Muharem. Zulija warf sich ihm an die Brust und Muharem streichelte ihr den Kopf. Zwei dicke Tränen flossen ihm über die Wangen.

„Sag der Mutter, ich werde sie nie mehr sehen," schluchzte sie. „Und grüß mir Fata, sie soll mir verzeihen. Es war nicht meine Schuld. Und grüß mir Garonja, den Ochsen, und den Hund und alle! Ich werde sie nie mehr sehen, oh, nie, nie mehr!"

Sechs Monate später berichtete die Strafanstalt auf einer Drucksache:
Zulija Merkez, 16 Jahre alt, gestorben am ....

Weihnachtstage im Hochgebirge.

Eine Skitour im Ferwall.

Von

Alfred v. Radio-Radiis.

Am Vortage des Christfestes 1905 war ich vormittags mit einem Freunde in St. Anton eingetroffen. Bald waren wir für unsere Bergfahrt gerüstet. Da die Sonne den Schnee auf der Arlbergstraße in blankes Eis verwandelt hatte, so zogen wir es vor, die Skier nicht anzulegen, sondern sie nach Art des Langholzes einherzuziehen. Unter stetig schönerer Fernsehau nach Süden steigt die Straße an. Bevor man noch zum „Kalteneck", dem schönsten Aussichtspunkte der Straße gelangt, zweigt ein Weg linkerhand gegen den Talboden ab. Es ist der bezeichnete Weg in das Rosannatal und zur Konstanzerhütte. Diese war unser heutiges Ziel. Kaum war die Straße verlassen, so begann die ununterbrochen gleichmäßige Schneelage, dank welcher wir schon hier unsere Skier an die Schuhe schnallen konnten. Eine kurze Fahrt talab brachte uns auf den ebenen Weg, welcher neben dem tiefeingeschnittenen Bette der Rosanna an deren orographisch linkem Ufer in Windungen talein führt. Durch die froststarre Landschaft tönt aus der Tiefe das Rauschen und Tosen des Baches. Je mehr wir dem Talgrund uns nähern, desto mehr macht sich die Wirkung der kalten

Digitized by Google

Wasserdünste bemerkbar. Auf der weiten Schneefläche wie an den zartesten Ästen der Bäume glitzert die eisige Hülle des Rauhfrostes. Wie schön sind Wald und Wiesen in diesem weißen Kleide!

Das Bachbett wieder nach rechts übersetzend, folgt nun ein etwas steileres Wegstück, wobei das blanke Eis der herabfließenden Seitenbäche manchmal der Fahrt ein Hindernis in den Weg stellt. Bald haben wir den ebenen innersten Talboden, bei welchem sich der Flußlauf gabelt, erreicht. Von nun an aber ragt gigantisch das kühne Felshorn des Patteriols auf, all die umgebenden Berge beherrschend.

St. Anton.

Ein weiter Talast zieht südlich zur Linken hinein. Er ist es, der in seinem Hintergrunde jenen Gletscher birgt, über den wir morgen unsere Fahrt zur Höhe antreten wollen.

Nur mäßig hoch an der orographisch rechten Seite dieses Tales steht unweit von uns mitten zwischen dunklen Fichten in 1768 m Höhe die Konstanzerhütte des Deutsch-österreichischen Alpenvereins. Wir gleiten über sanfte Gelände hinan und erreichen nach $3^1/_4$ stündiger Wanderung von St. Anton das gastliche Dach.

Als wir die Schwelle der Hütte betraten, bemerkten wir, daß wir in der Weih-

Digitized by Google

nacht nicht Alleinherrscher im Hause sind. Außer uns hatte sich noch eine Gesellschaft von acht Skifahrern vom Rhein und von der Isar hier eingefunden, die uns auf das freundlichste empfing. Nachdem bis zur einbrechenden Dämmerung in der Umgebung der Hütte, die als Übungsplatz glänzend geeignet ist, von der vielköpfigen Gesellschaft Übungsfahrten unternommen worden waren, ging dann bald ein emsiges Arbeiten an. Wir alle waren Gäste und Gastgeber zugleich. Da mußten nun die Einen Wasser vom nahen Bache holen, die Anderen wurden als Köche angestellt,

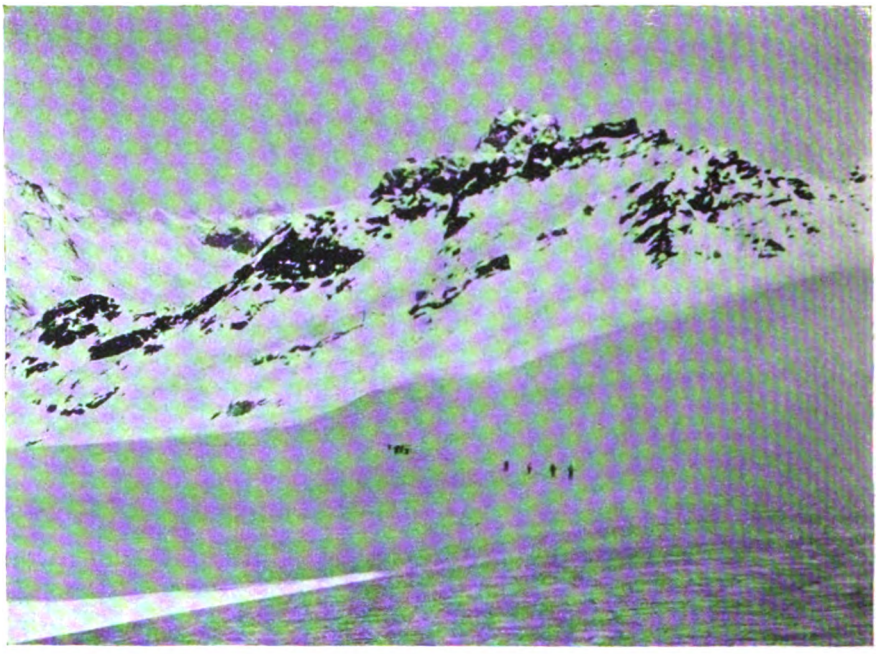
Frühstücksrast während des Aufstieges.

während andere wieder Zimmermädchen- und Kellnerdienste versehen mußten. Die stärksten wurden verwendet, die großen Holzscheite zu verkleinern. So war alles fleißig daran, in den nun bald warmen Räumen das Festessen für den Christabend vorzubereiten. In aller Stille wurde im Hause ein allerliebstes Tannenbäumchen mit Kerzen, Flitter und Backwerk behangen, und zur siebenten Abendstunde wurde bei dampfendem Tee der Weihnachtsbaum gefeiert und besungen. So hatte die Einsamkeit und des Festes Weihe so verschiedene Menschen, die sich vielleicht vorher nie gekannt noch gesehen hatten, in harmonischer Weise geeint.

Dann aber gemahnte die Nacht an die Ruhezeit, und bald herrschte der schweigende Schlaf im Hause.

Digitized by Google

Als der nächste Morgen graute, waren einzelne zähneklappernd sofort aufgesprungen, während andere, die sich in warme Decken gehüllt hatten, mehr als genug mit dem Aufstehen zögerten. So kam es, daß die vielköpfige Gesellschaft erst nach 8 Uhr vollzählig die Hütte verließ. Gleich zu Anfang bot die Überschreitung des nur teilweise zugefrorenen Baches ein Hindernis, und es dauerte geraume Zeit, bis alle glücklich drüben gelandet waren. Einige Eifrige waren bemüht, um ein rascheres Vorwärtskommen zu ermöglichen, eine gute Spur herzustellen. So bewegte sich



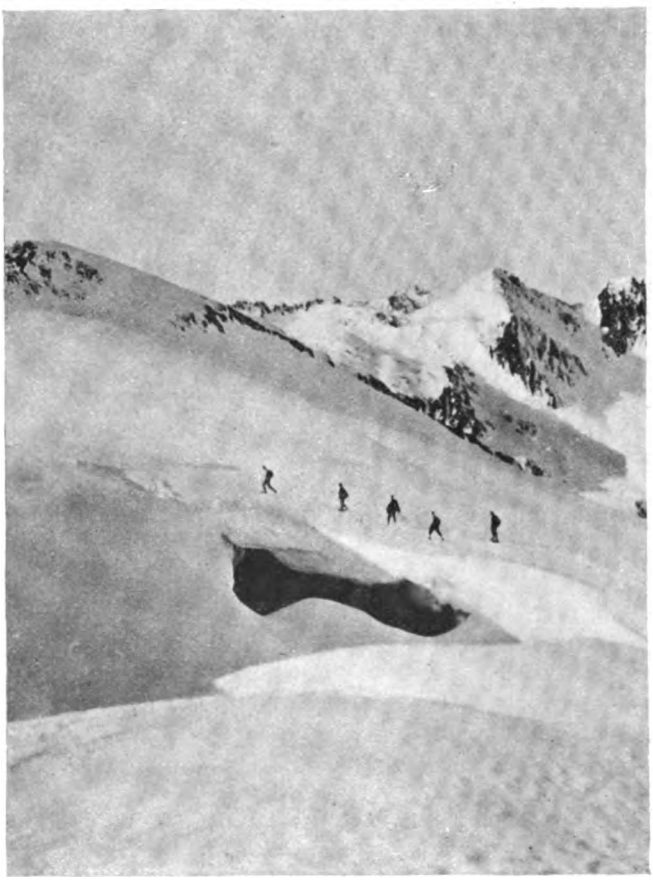
Skifahrer am Fasulferner.

die Karawane als Schlangenzug talaufwärts. Das lange, nur mäßig ansteigende Tal weist zwei steilere Stufen auf. Die erste derselben wurde an den rechtsseitigen Hängen erklommen. Oben trifft man dann ebenen Boden und hat nun den Bach zu überqueren. Dann beginnt der Anstieg an den linksseitigen Hängen zur letzten höchsten Talstufe. Als diese erklommen war, ging's noch ein Stück eben hin und dann rechts hinan. Hier endlich gelangten wir in den Schein der warmen Sonne.

Auf einer schneefreien Felsplatte hielten wir hier nach nahezu dreistündiger Wanderung unsere erste Rast. Wie herrlich war's da zu ruhen! Ringsumher lag alles in blendend weißem Kleide: das Tal mit seinen kleinen Seen, die Bergeshänge und

Digitized by Google

die großen Gletscher. Bis auf die schroffsten Bergesspitzen selbst war alles glitzernder Schnee. Rechts von uns gegen Westen zieht ein enges Tälchen empor, und in seinem Hintergrunde wölbt sich eine runde Kuppe. Wir erkannten in ihm sofort den untersten Steilabfall des Fasulferners, über den unser weiterer Weg uns führen sollte.



Gletscherspalte am Fasulferner.

Wieder begann sich der lange Zug vorwärts zu bewegen, und steiler als bisher im Haupttale wurde die Bahn bergan. Kaum war der Übergang vom Berghange zur Moräne und zum Gletscher wahrzunehmen, so gewaltig waren die Schneemassen, die in diesem Kessel lagerten. Überall herrlichster Pulverschnee, der für die Talfahrt großen Genuß bringen sollte.

Digitized by Google

Erst hier im steileren Gelände zeigten sich die Vorteile der Geübten gegenüber den Mindergeübten, hauptsächlich darin, daß einzelne einen großen Vorsprung gewannen. So kam es, daß, während die anderen noch im engen Talkessel hinanfuhren, wir bereits die höchste Wölbung der Gletscherzunge überwunden hatten. Immer auf herrlichem Schnee glitten wir mitten über den ziemlich spaltenarmen Gletscher. Über dem steilen Ende weitete sich dann der Gletscher zu einer großen, mäßig geneigten Fläche, an deren oberstem Ende ein langer zackiger Felskamm gleichsam als Krone

Skifahrer am Fasulferner im Aufstiege entlang einer Gletscherspalte.

den Eismauern entragt. Es ist der Zug der Brüllerköpfe. Jene Spitze, zu welcher sich der Gletscher und der Schnee am höchsten hinaufzieht, war von uns als Ziel erkoren.

Hatte ich es bisher vorgezogen, mich der mittleren Hauptkolonne anzugliedern, so wirkte das nahe Ziel so anspornend, daß ich mich nunmehr an die Spitze des Zuges stellte und bald einen großen Vorsprung vor allen übrigen gewonnen hatte.

Herrlich glatt und eben ist der Gletscher in seinem mittleren Teile; nur ganz oben, da lugen schon von der Ferne einige hausgroße dunkle Schlünde herab. Da

Digitized by Google

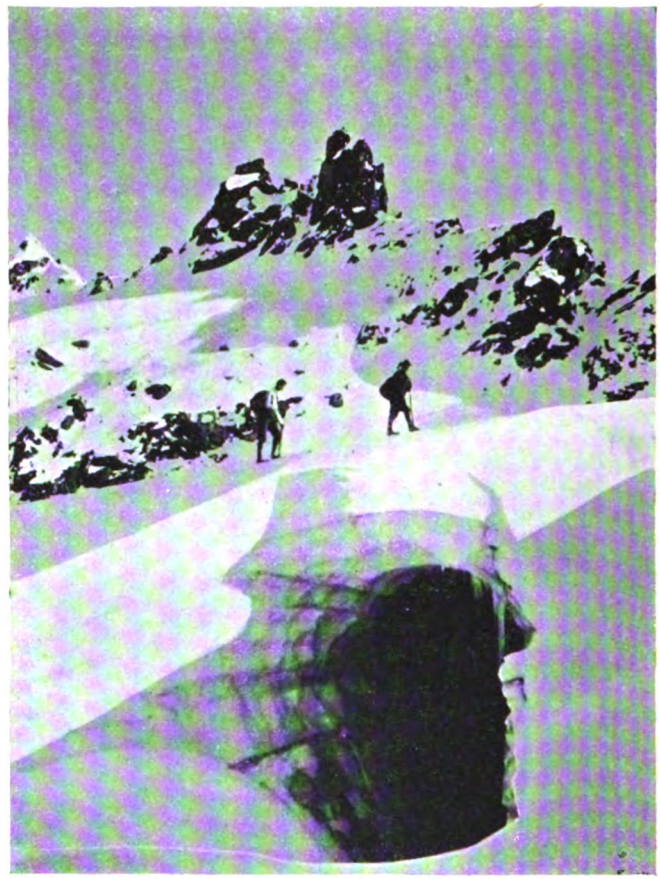
mich ihr Anblick reizte, so zog ich just an diesen vorbei. Wohl mehr als 20 Meter tief klaffen die wuchtigen Spalten im grünlich blauen Schimmer des Eises. Eine weite Bogenbrücke alten Firnes spannt sich weiter hinten zwischen beiden Wänden, darauf liegt dann der Schnee des Winters und kein Auge vermag die drohende Gefahr zu erkennen.

Brüllerköpfe vom Gletscher gesehen.

Wer nichtsahnend so eine Schneebrücke dann betritt, der ist der Willkür der Natur preisgegeben. Wir aber überschritten an einer sicheren Stelle diese Klüfte und fuhren dann über den obersten steileren Gletscher der Kammhöhe zu. Am Ende der am höchsten hinaufreichenden Schneezunge angelangt, schnallen wir unsere Schneeschuhe ab und stürmen um 2 Uhr nachmittags die stark verschneiten Felsen zum Gipfel hinan.

Digitized by Google

Vollkommene Windstille herrscht hier oben und der Sonne warme Strahlen machen den Aufenthalt höchst behaglich. Wir sind in einer anderen Welt. — Unter uns in der Tiefe schimmert im Sonnenschein der Gletscher herauf, über den als langer Strich unsere Bahn, die wir genommen haben, erkennbar ist. Bei der durchsichtig klaren

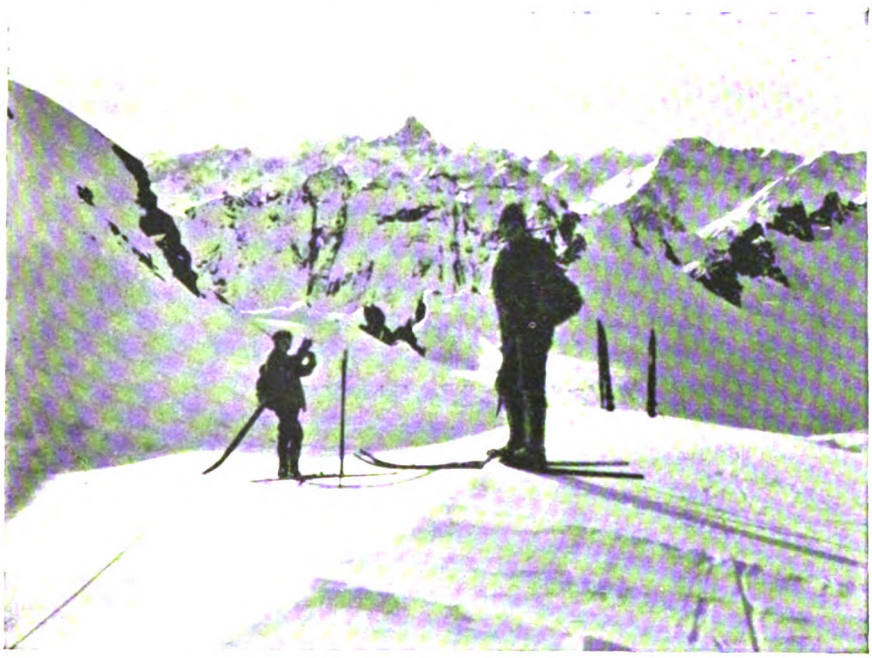


Gletscherspalte am Fasulferner.

Luft ist die Wirkung der Sonnenstrahlen so stark, daß wir ruhig unsere Überkleider ablegen können. In den Tälern lagern blaugrüne Frostnebel, welche die wohltuende Wirkung der Sonnenstrahlen verhindern. So ist es erklärlich, daß unten im Tale übergroße Kälte herrscht, während auf den Höhen die Sonne wohltuende Wärme wie im Sommer spendet.

Digitized by Google

Klar ist die Fernschau: Außer den umgebenden Gebirgsgruppen reicht der Blick bis tief in das Herz der Schweizer Hochgebirgswelt, während andererseits der größte Teil von Tirols Bergen vor unsern Augen liegt. Was gilt es auch hier Namen zu nennen, in dem Wirrsal von Spitzen und Zinken? Es ist das Schauen, das allein ergötzt; das große Behagen und das überschwängliche Gefühl, das man empfindet, fern von der Alltäglichkeit. Das Loslösen von all dem Kleinlichen des Lebens ist schon ein Gewinn. In den Bergen gilt aber noch der Einzelne, und in den

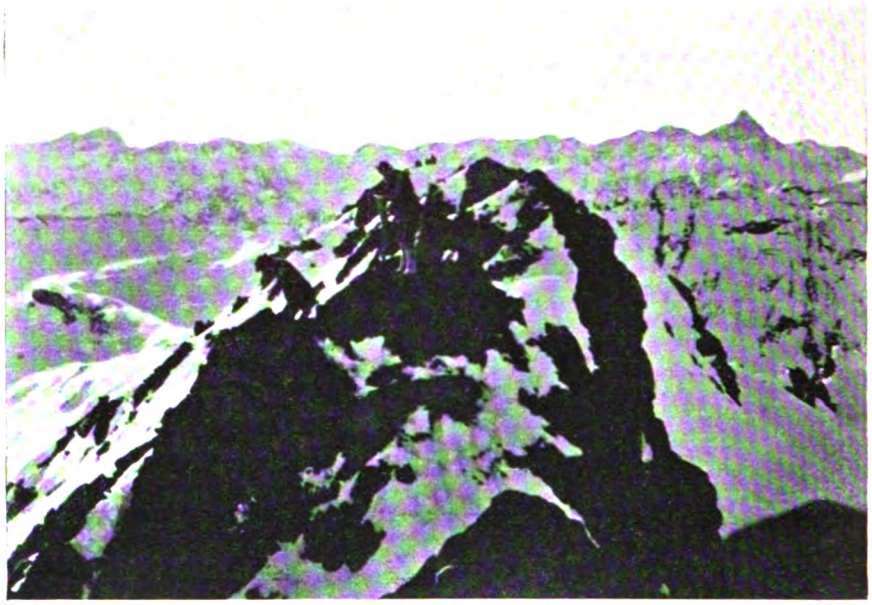


Anschnallen der Skier am Fuße der Felsen.

Bergen kommt die Erkenntnis des eigenen Ichs. Deshalb bringen die Berge, wo die Natur das Schönste und Gewaltigste in einem vereint, wo alle vollkommene Fülle erscheint, das Beste, das seligste Heil dem Menschen.

Eine volle Stunde weihevoller Bergesandacht ist uns vergönnt, dann aber gemahnt die unaufhaltsam vorrückende Zeit zum Abschied. Einige Eifrige erklettern noch den benachbarten, kaum höheren Gipfelzacken in verschiedenartigster Kletterei, die unter den Schneeverhältnissen nicht ganz leicht sich gestaltet. Durch den Kamin, den wir im Aufstiege durchklettert hatten, gelangen wir dann bald zu unserer Skierkolonie. Wer der rascheste ist, beginnt vorerst seine Talfahrt. Das

Digitized by Google



Am Nordgipfel der Brüllerköpfe.

Am Südgipfel der Brüllerköpfe.

Digitized by Google

erste Stück des steilen Aufstieges wird durch einen weiten Bogen gegen Süden umfahren, dann folgte eine energische Schwenkung gegen Norden. Wie im Fluge gleiten wir zwischen den haustiefen Spalten hindurch bei immer besser werdender Pulverschneelage am Gletscher dahin. Ein kurzer Rückblick belehrt mich, daß ich den

Patteriol vom Rosannatal.

anderen voraus bin. Welche Entfernung liegt nun schon in den wenigen Minuten der Fahrt zwischen dem jetzigen Standpunkt und dem Gipfel! Um das Gefälle des Gletschers gründlich auszunutzen, fahre ich bis nahe an sein nördliches Ende, dann geht es im großen Bogen südöstlich. Im nächsten Augenblick saust ein Gefährte, von der anderen Seite kommend, den Pulverschnee hoch aufwirbelnd, mir

Digitized by Google

entgegen. Gleich ist er knapp vor meinen Skispitzen vorbei in weiter Ferne. Beim Gletscherbruche und der sich steil zu Tal wälzenden Gletscherzunge treffen wir uns wieder. Ich gleite in genußreichen Schlangenbogen sanft hinab. Er ist rascher als ich, ist bald mitten im Moränenhochtal und entschwindet über die folgende Taltiefe meinen Blicken. Ich bin auch gleich unten und gleite weiter hinab zu unserem Frühstücksrastplatze, wo wir uns wieder treffen; gleich nach mir folgt ein zweiter und ein dritter. Fünfzehn Minuten Fahrt für eine Strecke,

Hörnerschlitten zur Talfahrt bereit.

die im Aufstiege ohne besondere Hindernisse zwei Stunden beanspruchte! Das war eine genußreiche, eilige Fahrt. Länger werden nun die Abstände zwischen den einzelnen Eintreffenden. Während der vorletzte durch das Ziel fährt, erscheint eben noch einer am oberen sich wölbenden Rande der Gletscherzunge. Bald sind wir alle vereint und weiter geht's talab. Eine lange Reihe gleitender Hölzer fährt zutal. Wieder giebt es Eiligere und Verzögernde. Über die ebene Talstufe führt die Fahrt dann über steilere Gehänge an blanken Eisflächen, die grünlich schimmernd über die Felsen herabglänzen, vorbei, auf den ebenen Talgrund. Über die nächste Talstufe geht's wieder flotter hinab, dann wieder mäßig geneigt und abermals über

Digitized by Google

stärkeres Gefälle, bis schließlich der tiefste Punkt und gleich darauf das berüchtigte Bachbett folgt. Dämmerung ist hereingebrochen und langsam ein Stück aufwärts fahrend, erreichen wir um 5 Uhr abends wieder die Hütte. Ein glanzvoller, herz- und sinnerfrischender Tag, eine zum Teil herrliche Talfahrt liegt hinter uns! — Wieder sinkt die Nacht herein und bald leuchten die Sterne durch die kaltklare Nacht. Wir aber fühlen uns wohl im warmen Hüttenraume, den heitere, fröhliche Menschen füllen.

Am folgenden Tage fuhren wir talwärts nach St. Anton. Herrlich wie seine Vorgänger war auch dieser Tag geworden: Sonnenglanz flutete auf den Höhen. Scharf hoben sich die Umrisse des gewaltigen Patterlois von den benachbarten Schneegipfeln ab, und seine im Schatten liegenden nördlichen Abstürze fesselten lange den Blick. Durch den Wald mit seinem Rauhreiffilimmer führt wieder unser Weg.

Unsere Gefährten hatten zwei Tage vorher einen Hörnerschlitten mitgenommen, der uns nun rasch nach St. Anton bringen sollte. Bei näherer Betrachtung aber stellte es sich heraus, daß das Fahrzeug höchst primitiv war und jeder Bremsvorrichtung entbehrte. Das hinderte uns nicht, dennoch die Talfahrt anzutreten, ein kräftiger Holzprügel sollte uns das Fehlende ersetzen. Ein Versuch gelang. Als wir die Arlbergstraße erreicht hatten, wurde der Schlitten bepackt. Fünf Skier, fünf Rucksäcke und fünf Mann hoch! Mit einigem Bangen ging's gegen Mittag an die Reise, denn blankes Eis deckte die sonst so gut fahrbare Straße. Bald war das Fuhrwerk im Schwung; immer eiliger wurde seine Fahrt — da plötzlich folgt ein Krach — der Bremsbaum war gebrochen. Mit aller Macht versuchen wir die eilige Fahrt zu hemmen, aber es hilft nichts. Der Bremsmann wendet mit dem übriggebliebenen Stumpf seine ganze Kraft auf, der Lenker tut das Seine, die Fahrtrichtung gut einzuhalten, die übrigen sitzen machtlos auf dem dahinrasenden Fahrzeug. Nach wenigen Minuten schon ist St. Anton in Sicht. In der völligen Machtlosigkeit, die Fahrt zu hemmen, können wir nur durch ein fürchterliches Geheul alles uns in den Weg Kommende warnen. Schon folgt die schwache Wendung der Straße zwischen den Häusern — wir sehen noch den sich schon senkenden Bahnschranken und schon sind wir unter diesem durch auf der mählich ebener werdenden Straße. Vor dem Gasthofe endlich kommen wir zum Stillstand, nach 8 Minuten, die unsere Fahrt gewährt hatte. Das war eine tolle Fahrt, von der wir die weise Lehre zogen, künftighin vorsichtiger zu sein.

So wären unsere Weihnachtstage zu Ende. Sie hatten uns um eine schöne Erinnerung bereichert.

Digitized by Google

Der Ketzer.

Von

Friedrich Adler.

Cajetan, der Atheist,
Der den Weg der Sterne mißt,
Weiß auf Erden auch Bescheid,
Liebt Gelag und Lustbarkeit.

Und wenn er beim Weine sitzt,
Fühlt er gern sein Blut erhitzt,
Und er wettert, leicht entflammt:
„Gott verdamm' Euch allesamt!"

„Wer?" ruft seiner Freunde Spott,
„Wer? Du hast doch keinen Gott!"
Und er lacht: „Den Teufel auch!
„Ach was — das ist Redebrauch!" —

Dunkle Wolken steigen auf,
Immer dichter wird ihr Hauf,
Und der Eifrer dumpfer Wahn
Trifft auch Meister Cajetan.

Ruhig steht er vor Gericht:
„Einen Leugner nennt mich nicht!
Daß die Wahrheit Wahrheit bleib',
Leben setz' ich dran und Leib!"

Und das Urteil lautet: Tod!
Um den Holzstoß, züngelnd rot,
Zucken Schlänglein ohne Zahl
Und der Meister steht am Pfahl.

Da, wie von dem Wind bewegt,
Heiß die Flamme um ihn schlägt,
Dringt aus seiner Brust ein Schrei:
„Herr des Himmels, steh mir bei!"

Digitized by Google

„Halt!“ — tönt's laut — „erstickt den Brand!“
Alle Knechte sind zur Hand
Und der Beichtiger tritt vor:
„Gnädig neigt der Herr sein Ohr!

Du rufst Gott — du glaubst ihn, sprich!“
Doch der Ketzer wendet sich
Und, umwallt von Glut und Rauch,
Spricht er: „Das ist Redebrauch!“

Henriette Jacoby.

Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem jungen Jahr 1840. Der Regen hörte auf, als er den letzten Rest von Schnee von den Straßen beseitigt hatte, ohne sich nun gerade noch darauf zu versteifen, daß noch die allerletzten paar grauen Flecke schwänden, die hinter Gartenmauern im Winkel auf dem welken Laub oder unten an der Böschung des Königsgrabens, allwo einstmals die Veilchen gestanden hatten, ihr bescheidenes Leben fristeten. Es gab fürder eine weiche Luft, und milde Abende mit sanft verschleierten Himmeln, die den Mond wie in zarte, gelbe Seidentücher hüllten. Und die Tage mit ihrer flüchtigen Sonne waren so lind, daß man fast schon an den Frühling glauben konnte, der doch noch so fern war. Vor allem aber gegen Abend, wenn die Dämmerung einsetzte und der Himmel immer noch grün leuchtete, während unten noch die Häuserreihen in Dunkelheit lagen, und die Dächer mit ihren Figuren und die Kirchtürme aussahen, als wären ihre Umrisse mit scharfer Schere aus schwarzem Glanzpapier geschnitten . . . vor allem dann spürte Jettchen, die am Fenster lehnte, ganz deutlich so etwas wie den sehnsüchtigen Gruß des Frühlings, der doch noch so fern lag.

Eines Vormittags aber sagte Jason Gebert — und Jettchen erschrak darüber — Jettchen solle sich fein machen, sie wollten zusammen zu Onkel Salomon ins

Digitized by Google

Kontor gehen und mit ihm reden. Man müsse sich nun endlich entscheiden. Und Jettchen zog klopfenden Herzens die pelzverbrämte Sammetjacke über und nahm den großen Muff, den ihr Onkel Jason noch geschenkt hatte, und der musterte sie von Kopf bis Fuß und sorgte noch dafür, daß sie ihre schwedischen Handschuhe anzog. Er müsse Ehre mit ihr einlegen, er müsse zeigen und beweisen, daß Jettchen bei ihm sich wohlbefinde. Sie müsse gute Figur machen; heute vor allem. Er wolle stolz auf sie sein.

Und Jason Gebert selbst zog sich an wie ein Bräutigam und band mit besonderer Sorgfalt seine Krawatte und nahm aus dem Schränkchen „Sibirien" eine Busennadel, ein spitziges Blumenkörbchen aus Goldgerank mit einem Bukett von farbigen Blüten in Diamanten, Rubinen, Saphiren — die hatte schon sein Vater getragen; — und er bürstete und glättete seinen Zylinder mit verdoppelter Zärtlichkeit, gerade so, wie man auf ein Kind, das einem geblieben ist, auch noch die Liebe überträgt, mit der man einst die umschloß, die man verloren hat.

Das erstemal seit langen, langen Wochen und Monaten gingen Jettchen und Onkel Jason nun zusammen an den weißen Türen vorbei, die Treppe hinunter, die sie in jener Novembernacht langsam und lautlos heraufgegangen waren, während die Dunkelheit mit kalten Sternen durch die hohen, vielfenstrigen Flurfenster blickte; durch die gleichen, durch die jetzt ein weißblauer Himmel hineinsah, besetzt mit ganz zarten, grauen Wölkchen wie mit einem Reiherflaum, durch die gleichen, durch die jetzt eine weiße Helligkeit hereinbrach, die alles sauber und vornehm erscheinen ließ — die breiten Stufen, die alten, geschnitzten und geschweiften Gitter und Geländer und die Messinggriffe an den weißen Türen und Stuckengel, die über die Decke flatterten.

Jason aber tat ganz würdig, wie er mit Jettchen auf die blanke Straße trat in den klaren, milden Wintertag hinein. Sie selbst gingen im Schatten, aber die Häuser drüben lagen mit vielen blitzenden Scheiben in der weißen Sonne, und die Bäume hinten mit ihren feinen Zweigen waren ganz erfüllt vom Lärm der Spatzen. Die ganze Königstraße hinunter, die im Licht der schrägen, weißen Winterstrahlen lag, schoben sich die Menschen, und Jason hinkte ganz stolz zwischen all denen neben Jettchen her. Und er schwankte nur, ob er ihr nicht den Arm bieten sollte. Der und jener, der Jason kannte, grüßte tief, und die und jene, die Jettchen kannte, beeilte sich, so freundlich den Kopf zu neigen, wie sie es nur vermochte, und verbindlich zu lächeln, als wollte sie damit sagen: ich bin ja immer auf Deiner Seite gewesen. Denn da natürlich die Kunde davon durchgesickert war, daß Julius Jacoby an der Börse — und hatte vielleicht ein Lederhändler etwas an der Börse zu suchen! — schief lag, so schief, daß es fraglich war, ob er je wieder auf die Beine käme, selbst wenn ihm Salomon Gebert stützend unter die Arme griff, da war nun mit einemmal dieser Julius Jacoby

Digitized by Google

ein ganz verworfenes und lästerliches Geschöpf geworden. Und Jettchen Gebert, die ihn ja vorher kannte, hätte eben schon guten Grund gehabt, von ihm fortzulaufen. Alles, was der Klatsch Jettchen noch vor wenigen Wochen nachgesagt und angehängt hatte, hatte er ebenso schnell wieder vorgessen. Und ohne daß Jettchen es selbst wußte, waren ihr plötzlich alle Herzen zugeflogen, und es fehlte nur wenig, daß wie ehedem wieder irgend ein zartsinniger Auskultator in der „Eleganten Welt" um sie und ihr Schicksal einen Sonettenkranz flocht.

Drüben an der Ecke des Hohen Steinwegs stand aber, mitten in der Sonne, Onkel Eli. Er stand breitbeinig da und stützte sich mit beiden Händen auf sein Palmenrohr mit dem Goldknopf. Jetzt war es Onkel Eli noch zu kühl für seinen blauen Frack und er trug deshalb einen langen, zimmtbraunen Überrock mit zwei Reihen silberner Knöpfe. Aber den hatte er offen, damit man seine Berloques sah, die kleinen Pferdchen und Wägelchen, und damit man die Busennadel oben sah im gefälteten Brusttuch, den großen gesprenkelten Karneol. Und andere als gelbe Stulpenstiefel hätte Onkel Eli nie angezogen, und wenn es Fensterladen geregnet hätte. Aufmerksam und unbewegt stand Onkel Eli also am Straßenrand; auf die Menschen um sich achtete er nicht, aber die Pferde sah er sich an, und er folgte mit großem Interesse zwei ostpreußischen Wallachen vor dem Prenzlauer Wagen, die beinahe seinen Beifall gefunden hätten —, wenn sie nicht eben doch ein bißchen zu stark in den Fesseln gewesen wären.

Jettchen und Jason sahen Onkel Eli und kamen über den Damm zu ihm herüber, ihn zu begrüßen. Jettchen war verlegen, denn sie hatte Onkel Eli seit jener Novembernacht nicht gesehen, und es fiel ihr im Augenblick ein — und sie mußte darüber lächeln —, daß sie sich ja nicht einmal für sein Geschenk bedankt hatte und daß sie es bis heute nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte.

„Nun," rief Eli schon von weitem, „das ist wohl so was für dich, Jason, mit so einer hübschen jungen Frau hier in der Königstraße spazieren gehen?"

„Ja," sagte Onkel Jason und er lachte, „siehst du, wenn ich wie du verheiratet wäre, dürfte ich das nicht."

„Weshalb?" meinte Onkel Eli und schüttelte den Kopf, daß der Puder stäubte, „alle Frauen sind doch nicht so komisch, wie ausgerechnet gerade meine Mine. Und hat sie bei mir vielleicht Grund?"

„Jetzt soll ich nein sagen," versetzte Jason Gebert und wandte sich zu Jettchen.

„Nun, meine Tochter," meinte der alte Onkel Eli und reichte Jettchen die Hand, „wir haben uns beide doch so lang nicht gesehen. Du hast dich doch damals bei deiner Hochzeit so französisch gedrückt, ohne mir adieu zu sagen? Nun ja, ich verstehe, du hast es eilig gehabt, aber warum bist du nicht inzwischen mal zu mir gekommen? Ich wohn immer noch auf'm Hohen Steinweg. Wir

Digitized by Google

sind doch früher beide miteinander nicht so förmlich gewesen. Und wie lange meinst du denn, daß du deinen alten Onkel noch wirst besuchen können? Eines schönen Tages zupft der da oben doch mal an der Strippe."

„Ja," meinte Jettchen verlegen, „ich wußte nicht, ob es gerade —"

„Unsinn!" unterbrach sie Eli und stieß mit dem Stock aufs Pflaster, „meinst du vielleicht, Dummchen, ich hab dir je unrecht gegeben? Wenn meine Goldmine eine andere Meinung darüber gehabt hat, da bin ich nicht dran schuld. Dafür ist sie ein Frauenzimmer."

„Wie geht's denn Tante Minchen?" fragte Jettchen.

„Sie ist sehr komisch, deine Tante," versetzte Eli und schüttelte den Kopf. „Sie wird sogar immer komischer. Jetzt verlegt sie immer alle möglichen Dinge und setzt dann das ganze Haus in Aufruhr, sie seien ihr gestohlen worden."

„Und was machst du, Onkel?" fragte Jason, „du warst doch ein paar Tage nicht ganz wohl, wie mir Ferdinand sagte."

„Na, soweit geht's mir ja schon wieder. Aber mit den Beinen will's nicht recht mehr weiter. Hörst du, ich muß mir wirklich mal ein paar neue anschaffen."

„Wenn du die Adresse weißt, bist du wohl so freundlich, mir sie mitzuteilen," sagte Jason. „Eins würde ich dann auch von dort beziehen."

„Ich würd's an deiner Stelle nicht tun," versetzte Eli, und der Schalk saß ihm im Nacken. „Das macht dich doch gerade interessant. De Lavallière hat auch'n bißchen gehinkt, und der große englische Dichter Byron, hab ich mir sagen lassen, der soll doch sogar einen Gang gehabt haben wie ein Schaukelpferd, und er hat doch so verschiedene Erfolge zu verzeichnen gehabt. Hab ich nicht recht mit dem, was ich da sage, Jettchen?"

„Ja," sagte Jettchen und sah ihren Nachbar an. „Ich wünsche mir Onkel Jason garnicht anders."

Jettchen war soeben fast erstaunt gewesen, als sie an Onkel Jasons schlechten und steifen Gang erinnert worden war. Denn jetzt, da sie Monate mit Onkel Jason und nur mit ihm zusammen gelebt hatte, hatte sie das ganz vergessen. Und noch erstaunter wäre Jettchen gewesen, wenn man ihr etwa gesagt hätte, daß das Haar Onkel Jasons nicht mehr braun, sondern fast grau war, und daß es an den Schläfen sogar schon rein weiß schimmerte. Für sie hatte sich Onkel Jason nicht verändert.

„Du sollst wirklich bedankt sein," rief Onkel Eli, „so einen Onkel sollst du dir nochmal suchen, wie Jason ist. Ein anderer Herr wie sein Bruder Ferdinand."

„Was hast du denn mit einem Mal gegen Ferdinand?" fragte Jason lachend.

„Ich hab mich schon den ganzen Morgen über ihn geärgert," knurrte Eli und bekam einen ganz roten Kopf.

Digitized by Google

„Aber warum denn, Onkel?“ fragte Jettchen sanft und beschwichtigend.

„Warum? Haste nicht gehört? Dein Onkel Ferdinand ist doch Kommissionsrat geworden“!

„Ach!“ rief Jason, „Ferdinand — Kommissionsrat? Sieh mal an, Jettchen. Na das ist doch gut für ihn. Nächstens meine ich —“ Jason kniff das eine Auge ein — „wird er noch einen Orden bekommen.“

„Man wird nicht Kommissionsrat“! schrie Eli und stieß wieder seinen Stock aufs Pflaster. „Dein Vater, Jason, war ein anderer Mann wie Ferdinand. Der ist nicht bei Hofe rumgekrochen, er hat auch keinen Titel gekriegt. Kennst du die Geschichte? Wie sie ihn rausgerufen haben nach Charlottenburg, er soll der Königin Luise Ringe und Tabatièren vorlegen, die saß in einem kleinen Spiegelsaal bei Tische, und er hat draußen warten müssen. Da hat der Haushofmeister gesagt, wir wollen uns doch mal mit dem Juden Gebert ein Scherzchen machen. Ich nehme hier ein Stückchen Brot nnd wickel es in Kantenpapier und geb's ihm und sage: Hier, Herr Gebert, schickt Ihnen Majestät ein Bonbon von der Königlichen Tafel. Und die Königin ist auch auf den Scherz eingegangen. Aber Dein Vater, Jason, hat doch durch den Spiegel von draußen alles gesehen, und wie der Haushofmeister rausgekommen ist, hat er ihm das Papierchen abgenommen, hat's vor seine Augen aufgebrochen, hat's Brot rausgenommen und hat zum Haushofmeister ganz laut gesagt: Ich danke Ihnen, Herr von Treskow, das ist auch das erstemal, daß Sie einem Bürgerlichen ein Stückchen Brot zukommen lassen. Die Königin war doch eine kluge und gute Frau und hat sehr gelacht. Aber — aber — sie sie haben ihm von da an nicht recht mehr was abgekauft, und geworden ist er schon garnichts. Ferdinand natürlich, Ferdinand — der muß ja Kommissionsrat werden!“

Jettchen und Jason mußten über den Zorn des alten Onkel Eli lachen, und Jason versuchte Eli zu überzeugen, daß ein Kommissionsrat, was man auch gegen ihn haben möge, doch noch ein Mensch wäre. Aber Eli wollte keinen von Jasons lustigen Beweisen gelten lassen und rief nur einmal über das andere, daß so eine Schande wirklich in seiner Familie ihm noch nicht vorgekommen sei.

Jason bat Eli, er solle sie ein Stück begleiten. Eli dürfe auch die Vergünstigung beanspruchen, auf der rechten Seite von Jettchen zu gehen. Denn es lag Jason Gebert daran, daß sie alle drei zusammen gesehen würden. Aber Eli sagte, er bliebe hier noch ein bißchen stehen und humple dann nach Hause. Das viele Gehen strenge ihn an. Und da Jettchen und Jason ja zu Salomon wollten, so verabschiedeten sie sich lachend von dem Alten, trugen ihm Grüße an Minchen auf, und als sie ein ganzes Stück von ihm fort waren, drehten sie sich noch einmal nach ihm um und winkten ihm zu.

Aber da stand der alte Onkel Eli schon wieder, beide Hände auf dem goldenen

Digitized by Google

Stockknopf vereint, steif und starr, den Mund halb offen und die Augen weit vor, ganz in den Anblick eines englischen Traberhengstes versunken, der vor einem Kabriolett einhertänzelte, Kopf zurück, Schweif hoch. ‚Das war mal ein Pferdchen! Etwas andres wie Nagler seine Wallache. Fast so schön wie das vom Prinzen Karl.'

Jettchen war doch seltsam beklommen zumute, daß sie das Haus, Onkel Salomons und Tante Riekchen und alles nun wiedersehen sollte, und mit jedem Schritt, den sie der Spandauer Straße näher kam, wurde ihr das Herz schwerer und bedrückter.

Jason aber schien nichts von Jettchens Stimmung zu merken — oder er wollte nichts merken; er ging ganz heiter neben Jettchen her, durch die Frische des hellen Wintertags und sprach ganz unbefangen auf Jettchen ein.

Und da war es wieder, das graue Haus mit den Kränzchen unter den Fenstern, und auf den beiden Spionen — auf dem Tante Riekchens und dem Onkel Salomons — denn sie hatten sich immer um den Vorrang gestritten, solange es nur einen Fensterspiegel gab, und da hatte Onkel Salomon eines schönen Tages seine Frau mit einem zweiten überrascht — auf den beiden Spionen blitzte die Sonne. Der Türflügel ging nicht leichter auf als früher, und im Hausflur auf den zwei Gipsreliefs hielten sich immer noch Amor und Psyche bräutlich umschlungen, und Bacchus erteilte immer noch dem jungen Liebesgott seine Unterweisungen.

Jettchen dachte an das letztemal. Als sie zwischen ihnen durchgeschritten war, verängstigt und verzweifelt, kaum noch ihrer Sinne mächtig, und ganz noch in diese Erinnerungen verfangen, öffnete sie die Tür, sah wieder die langen Regale mit den Seidencoupons, die langen Tische mit den farbigen Stapeln, die Buchhalter mit den Gänsekielen hinter den Ohren, die sich an ihren Stehpulten in den Fensterecken auf den Füßen wiegten wie Pferde vor den Krippen.

Keiner grüßte sie. Keiner schien sie zu beachten. Kaum daß einer nach ihr den Kopf von seiner Kladde wegwandte. Wie oft hatte Jettchen durch Jahre und Jahre denen da das Essen an den Winterabenden heruntergebracht, war beim Onkel Fürsprecherin für ihre Wünsche geworden. Der wollte eine Uhr, der einen guten Anzug und der ein schwarzseidenes Kleid für seine Frau. Und nun wandte keiner von ihnen den Kopf. Nur weil keiner wußte, wie sie der Chef aufnehmen würde.

„Siehst du," flüsterte Jason, der das bemerkte, Jettchen zu, „siehst du, Jettchen, der Mensch ist doch schlechter als das Tier. Wenn die Viehmagd, die man weggejagt hat, später wieder durch den Stall geht, dann sehen sich doch wenigstens die Kühe nach ihr um, denen sie früher immer das Futter vorgeworfen hat."

Jettchen nickte.

Digitized by Google

Aber da kam schon Onkel Salomon aus dem Glasverschlag seines Privatkontors. Er schien Jettchen erwartet zu haben, denn er hatte nicht seinen gewöhnlichen Haus- und Arbeitsrock mit den komplizierten Landkarten von Flecken an, sondern Salomon trug einen neuen braunen Gehrock und eine ganz neue Seidenweste vom Lager dazu, so neu, daß Jettchen nicht einmal das Muster kannte. Onkel Salomon hatte seine Kontorfarbe, sah blaß aus, aber sein graues Haar war scharf an den Seiten zurückgebürstet, und auf seinem glatten Gesicht lag noch der Hauch des Reispuders vom Rasieren her, und das ließ ihn jünger erscheinen als er war.

Jettchen klopfte doch sehr das Herz. Oh, sie hatte sich eine so schöne Rede zurechtgelegt — und nun war das alles wie weggeblasen. Hätte Onkel Salomon ihr jetzt ein böses Wort gegeben, sie hätte keine Silbe der Entgegnung gefunden.

„Na, Jettchen," sagte Onkel Salomon, und man hörte seiner Stimme die Freude an, Jettchen wiederzusehen, „na, hast du endlich einmal den Weg hergefunden, mein Kind? Wie geht's dir denn nun eigentlich bei deinem neuen Pflegevater?"

Jettchen war über und über rot, und es stach ihr in den Augenwinkeln. Sie kam sich so undankbar und schlecht vor. Sie empfand die ernste Güte Onkel Salomons wie einen Vorwurf, und sie vermochte kaum zu antworten vor Erregung.

„Ja," sagte Onkel Salomon und bot Jettchen auf dem ganz verdrückten alten Polsterstuhl einen Platz an, während Jason stehen blieb und, die Hände auf dem Rücken, gegen den offenen Sekretär sich lehnte. „Ja, wir hätten das eben nicht tun sollen, mein Kind. Dann wären dir und mir viel Ungelegenheiten erspart worden".

„Nein, nein, Onkel, ich hätte vorher zu dir kommen müssen, nicht wahr? Du warst ja immer so gut zu mir. Aber ich wußte ja nicht mehr, was ich tun sollte. Ich dachte immer, du würdest mich fragen. Aber dann — wie ich plötzlich erkannte, daß es nun zu spät war, da konnte ich nicht anders, da bin ich fortgelaufen."

Onkel Salomon ging zu Jettchen hin und streichelte ihr die Wangen. „Nun, nun, Jettchen," sagte er beschwichtigend, denn er liebte keinen Gefühlsüberschwang, „es scheint ja wirklich, als ob du damit nicht unrecht gehabt hast. Ich glaube schon, ich hab' diesmal einen Fehler gemacht, Jettchen. Eigentlich kann einem das ja auch mal passieren. Früher, wie du noch bei uns warst, weißt du ja selbst, habe ich nie einen großen Abschluß gemacht, ohne ihn vorher mit dir besprochen zu haben. Das erstemal, da ich es nicht getan habe, verlieren wir wirklich unser Geld dabei."

Digitized by Google

Onkel Salomon meinte es gewiß nicht schlecht, aber da er gewohnt war, als alter Kaufmann das Leben in all seinen Lagen und Äußerungen zuerst einmal als ein rentables oder ein unrentables Geschäft aufzufassen, so wählte er eben diese etwas befremdende Ausdrucksweise.

„Na," klang es vom Sekretär her, „endlich stand bei der Sache doch etwas andres auf dem Spiel als nur Geld, und wir hätten um ein Haar dabei mehr verlieren können — als nur Geld. Was sich mit Geld noch gutmachen läßt, lieber Salomon, ist noch nie das schlimmste."

„Das weiß ich, Jason. Aber so weit meine Erfahrung reicht, habe ich gefunden, daß das Geld die Grundlage für alles andre bildet, und ich bemühe mich deshalb, immer in allen Dingen zuerst ein glattes Konto zu haben; das andre kommt dann von selbst."

Jetzt fand Jettchen die Worte. Sie sagte, daß sie Onkel Salomon ja so sehr danke, und daß sie wohl fühle, daß er gut an ihr handle, daß sie aber doch so bedrückt sei und daß sie so gern aus ihrer unglücklichen Lage endlich befreit sein wollte.

Salomon unterbrach sie. „Du brauchst dich gar nicht mehr zu verteidigen, Jettchen. Du hast hier" — er wies auf Jason — „einen so eifrigen Fürsprecher gehabt, daß ich nun wirklich ganz und gar auf deiner Seite bin. Aber sieh einmal, Jettchen, wir können heute noch nicht die nötigen Schritte einleiten. Es geht nicht. Da sind noch, das weißt du nicht, hundert Dinge geschäftlich zu erledigen, ehe wir das so machen können, wie ich das gern haben möchte."

„Aber warum, Salomon", klang es vom Sekretär her. „Das Gesetz würde uns doch Handhaben genug geben."

„Du verstehst das nicht, Jettchen", fuhr Salomon unbeirrt fort. „Vielleicht brauchst du die Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Ich hoffe es sogar — aber du kennst unsere Gerichte nicht. Wenn heute jemand von mir behauptete, ich hätte ihm silberne Löffel gestohlen und ich käme vor das Kammergericht, dann würde man mich nur freisprechen, nicht weil ich keine silbernen Löffel gestohlen habe, sondern weil man mir nicht nachweisen kann, daß ich silberne Löffel gestohlen habe. Und, Jettchen, genau so wird es mit dir sein. Und das wirst du mir doch nicht antun, wo du zwanzig Jahre in meinem Hause gelebt hast."

Jettchen hatte die Tränen in den Augen und Jason hatte seinen Platz am Sekretär verlassen und humpelte erregt auf und nieder.

„Jettchen," sagte Onkel Salomon, nahm Jettchens Kopf zwischen die Hände, so daß sie den breiten Reif seines Siegelrings an ihren Schläfen spürte, „sieh mich mal an, — du brauchst ja nicht zu weinen, — hier vor Jason verspreche ich dir, daß wir alles gut ordnen werden, so wie du es willst. Aber du mußt dich eben noch gedulden. Vielleicht acht Tage, vielleicht zwei Monate — das läßt sich jetzt

Digitized by Google

noch gar nicht absehen und vorher bestimmen. Sei versichert, Jettchen, ich lasse dich dann nicht einen Tag mehr warten. Hier hast du die Hand drauf, mein Kind."

Jettchen hörte das alles, und doch rannen ihr immer noch die Tränen über die Backen. Sie wollte Onkel Salomon danken, aber sie vermochte es nicht.

Jason hielt in seiner Wanderung an.

„Ja," sagte er, „weißt du, Jettchen, Salomon hat eigentlich mit allem recht. Ich sehe das jetzt auch ein. Und wenn wir so lange gewartet haben, werden wir auch noch ein paar Wochen warten können. Die Hauptsache ist doch nun, daß du selbst einmal hörst, wie Salomon darüber denkt und daß er auf deiner Seite ist."

„Siehst du, Jettchen, nun gehörst du wieder ganz zu uns," sagte Salomon, beugte sich nieder und küßte Jettchen auf die Stirn.

Und Jason Gebert ergriff Salomons Hand und schüttelte sie, als ob er ihn beglückwünschte.

„Höre mal, Salomon," rief Jason dann, „wir haben doch noch gar nicht über unsern hochgestiegenen Bruder Ferdinand gesprochen. Was sagst du denn dazu?"

„Was soll denn mit Ferdinand sein?" fragte Salomon erstaunt und nahm eine Seidenprobe, zerrte rechts und links an ihr und hielt sie dann ans Licht.

„Er ist doch Kommmissionsrat geworden!"

„Kommissionsrat?" fragte Salomon und zog das Wort etwas lang.

„Ja", sagte Jason. „Dachtest du vielleicht, unser Bruder Ferdinand würde Geheimer Hofrat werden?"

Da kam Tante Riekchen hereingestürzt. Kam so schnell sie ihre Füße trugen, kam so schnell es ihre umfängliche Breite, die in einem violetten Kaschmirmorgenrock sich verdoppelt hatte — es nur zuließ.

„Hast du gehört, Salomon, von Ferdinand? Hast du gehört?" rief sie, fast noch draußen, mit dem Knopf der Tür in der Hand. „Eben schickt doch Hannchen das Mädchen rum! Dein Bruder hat doch'n Titel gekriegt!"

Jettchen, die sich erhoben hatte, zitterten die Kniee, als sie Tante Riekchens Stimme hörte. Aber auch Tante Riekchen fuhr im ersten Augenblick zurück. Dann aber warf sie sich in ihrer ganzen Breite, wie eine Ringerin, auf Jettchen und küßte sie rechts und links auf den Mund, ohne viele Worte zu machen. Denn Frauen haben unter sich eine andere Sprache als Männer.

Es war nun durchaus keine Komödie von Tante Riekchen, sondern sie freute sich wirklich von Herzen, Jettchen wiederzusehen, denn sie hatte ihr in den Monaten recht sehr gefehlt. Auch war in der Zeit ihre scheinbar unerschütterliche Zuneigung zu dem einzigen Sohne ihres verstorbenen Bruders Nero, zum Vetter Julius, arg ins Schwanken geraten. Denn einen schlechten Kursstand verzeiht man endlich selbst dem liebsten und nächsten Anverwandten nicht. Und so hatte Tante Riekchen nun mit einem Mal gegen Jettchen garnichts mehr einzuwenden.

Digitized by Google

Und auch Jettchen ging es seltsam. Kaum daß sie noch ein paar Worte gesprochen hatten, so war all ihre Befangenheit von ihr gewichen, nichts war ihr mehr fremd; sie atmete wieder ihre Luft, jedes Stück war ihr vertraut, und im Laufe des Gesprächs wischte sie ganz heimlich mit einem Tuch den Staub von der roten, geschliffenen Wasserkanne, die auf dem kleinen, braunen Tischchen stand. Wer machte jetzt bloß hier rein?

Man sprach über Ferdinand, daß ihm der Titel sicher nützen werde und von Wolfgang, daß der Winter doch noch so lang wäre. Wenn er sich nur erholen wollte! Jetzt solle es ihm ja nun, Gott sei Dank, ein bißchen besser gehen. Aber mit Eli — er sei doch eben sehr alt. Salomon könne in keiner Weise klagen, und er fange jetzt schon an, Frühjahrsneuheiten zu versenden.

Jason sagte — und sein Ton war noch verschleierter und deutungsreicher denn sonst — daß er gleich zu Ferdinand gehen wolite, ihn zu der Ehre beglückwünschen. Und Jettchen meinte, sie wolle ihn begleiten, weil sie auch gern mal Wolfgang einen Krankenbesuch machen wollte.

Salomon und Riekchen aber brachten ihren Besuch beide höchst feierlich durch die grauen Regale mit den Seidenkupons hindurch, und zwischen den Tischen hindurch, auf denen die farbigen Stoffballen hoch aufgeschichtet lagen. Tante Riekchen küßte Jettchen noch zum Abschied, und Onkel Salomon sagte, daß sie nun wieder ganz zu ihnen gehörte.

Und alle Buchhalter und Lagerverwalter und Expedienten, die wie Pferde vor den Krippen sich vor ihren hohen Stehpulten in den Fensterecken auf den Füßen wiegten, hörten mit der Arbeit auf, legten die Gänsekiele hin, wandten sich um und grüßten Jettchen. Und der alte Demke kam sogar auf Jettchen zu und gab ihr die Hand. Wie es denn der Madame eigentlich so ginge. Der Hausdiener Gustav aber, der in seinem Kellerverschlag Kisten packte, kam hervor wie ein Dachs aus seinem Bau, kam mit hochgestreiften Ärmeln und wischte sich die mächtige Hand verlegen an seiner blauen Schürze, ehe er sie Jettchen reichte.

Und Jason lächelte und tuschelte Jettchen im Hinausgehen zu: „Siehst du, mein Kind, das sind die Menschen".

Draußen aber war immer noch der helle, klare Wintertag, mit seiner weißen, milden Sonne über den Häusern. Und Jettchen ging neben Onkel Jason her, und sie war froh, daß nun alles wieder im alten Geleise war. Denn die Entfremdung von Onkel Salomon und Tante Riekchen und all den andern hatte ihr doch wehgethan, und sie hatte sich vereinsamt und ausgestoßen gefühlt. Die Leute sahen wieder auf sie, und die Bekannten beeilten sich, zu grüßen, selbst die, mit denen sie früher garnicht auf dem Grüßfuß gestanden hatte, sondern die sie nur so vom Sehen kannte.

Die Ecke vom Hohen Steinweg war leer. Der alte Onkel Eli war schon

Digitized by Google

nach Hause gegangen. Er mußte doch wirklich nicht gut dran sein, denn sonst war er um diese Zeit immer noch auf seinem Posten. Er ging erst sieben Minuten nach dreiviertel auf eins nach Hause, weil um ein Uhr Mittag gegessen wurde.

Und da waren sie auch schon bei Onkel Ferdinand in dem breiten und dunklen Torweg, der sich nach den langen Höfen mit seinen grauen Remisen öffnete. Man merkte, daß hier Hunderte und Hunderte von Wagen hindurchgefahren waren, denn die Dielen zeigten tiefe Furchen und waren ganz zerrissen und splitterig.

Hinten auf den Hof liefen weiße Tauben in der Sonne, zwischen den holprigen Steinen, gurrten und pickten in den Fugen nach verwehten Haferkörnern. Und ganz nahe am Haus rutschten scheu und schnuppernd mit schlaffen Ohren ein paar große Königshasen entlang, diese ewigen bescheidenen Stallgenossen von Vieh und Pferden. Ein paar unbeleuchtete Stufen, auch am Tage stockdunkel, führten hinan zur Wohnung, und man merkte oben die Tür erst, wenn man mit dem Kopf gegen sie stieß; und sobald man etwa auf der falschen Seite nach dem Klingelzug tappte, war man verraten und verkauft und bekam nie Einlaß.

Aber Jason kannte das und tastete nach der rechten Seite, faßte die Perlenschnur, fand den Handgriff und die Klingel schlug an, und alsbald öffnete sich die Finsternis.

Ob der Herr Rat zu Hause wäre, fragte Jason.

„Der Herr Rat," sagte das Mädchen — und man hörte es ihrem Ton an, daß sie sich dadurch gehoben fühlte, das sagen zu können — werde gleich vorkommen. Der Herr Gebert möchte nur solange in die jute Stube jehn. Und damit öffnete das Mädchen die Tür und machte ganz wider ihre sonstige Art eine runde, einladende Handbewegung, denn sie empfand, daß sie jetzt in einem vornehmen Hause war.

Ferdinand Geberts Putzstube war nun nicht so schön wie die seines Bruders Salomon, mit den weißen Lackmöbeln und der mattgrünen Seide an den Wänden; oder etwa die Jasons, in der alles von schwerem Mahagoni und hellen Porzellanen glänzte, sondern sie war gar einfach mit ihren geschnitzten Stühlen aus hellem Apfelholz, mit ihren Schlummersesseln und ihren Kommoden aus Birke, die von schwarzen Strichen umrahmt waren, und ihrem flammigen Eckschrank mit den Goldtassen: „Wandle auf Rosen," „Aus Freundschaft" und „Dem Hausherrn." Aber überall standen in Goldrahmen gestickte Paravents umher, auf denen der Rhein in grünen und blauen Wellen dahin floß und ein heldenhafter Harfner und eine melancholische Schloßdame in winzigem Nachen sich ihrer Liebe versicherten. Überall lagen gestickte Kissen und Rollen; auf den Sesseln und der flachgepolsterten Sitzbank, auf der Erde und an den Fensterborden. Und in Antimarkassars war ein Überfluß, daß man einen Ausverkauf hätte machen können. Auf dem Sofa, auf

Digitized by Google

den Sesseln, an den Stuhllehnen, auf den Hockern lagen ihre breiten, schweren Häkelmuster, hier winzig wie ein Taschenspiegel, und da umfänglich wie ein Wagenrad, Aber all das machte das Zimmer nicht unbehaglich, und dadurch, daß von draußen die Sonne hereinkam, und es in dem weißen Porzellanofen dabei friedsam sprühte und knisterte, erschien Ferdinand Geberts Putzstube bei all ihrem kleinbürgerlichen Ungeschmack doch warm, licht und freundlich.

Noch in der Tür wollte Ferdinand Gebert den Ärmel seines blauen Gehrocks anziehen, aber vor Erstaunen, als er Jettchen sah, fand er nicht die rechte Stelle und schob und schlenkerte den Arm hin und her. „Herrgott," rief er, „das ist aber hoher Besuch!"

„Ja," sagte Jettchen, „ich wollte doch unter deinen Gratulanten nicht fehlen."

„Na, es freut mich, daß du überhaupt mal kommst," sagte Ferdinand Gebert, ging auf Jettchen zu und küßte sie höchst resolut trotz ihres Lachens und Sträubens. Denn das war von je sein onkelhaftes Vorrecht gewesen, das er sich nicht rauben und verkümmern ließ. Und — sei es nun, daß Jettchen wirklich noch schöner geworden war oder daß es ihm nur so erschien, weil er sie so lange nicht gesehen hatte — sie gefiel ihm ganz ausnehmend; — und sein altes verliebtes Herz war zudem heute in einer Verfassung, daß er alle Welt umarmen mochte. Und was befahl ihm, sich Zwang aufzuerlegen?

Endlich trat Ferdinand Gebert zurück und rieb sich die Hände.

„Na," sagte er, „das Eine freut mich nun doch, Jettchen, daß du klüger gewesen bist als wir alle zusammen. Du hast gleich gesehen, daß an dem Herrn Vetter nichts dran war, wir sind die Dummen gewesen. Ich sage ja immer: beim Heiraten und beim Pferdekaufen kann man nicht vorsichtig genug sein, und am Ende ist man doch immer und ewig angeschmiert."

„Na, Herr Rat," unterbrach Jason, der bisher stumm dabeigestanden hatte, Ferdinand, um ihn auf einen andren Gesprächsstoff zu bringen, „na, Herr Rat, wie ist dir denn nun zumute?"

„Gott, wie soll einem denn zumute sein," antwortete Ferdinand und strahlte über das ganze Gesicht — „mau! — Meinst du, ich bin ein andrer als ich gestern war? Ich mache mir gar nichts draus. Ich selbst lege auf den Titel gar keinen Wert. Aber fürs Geschäft ist's gut. Früher sind die Leute gekommen: ‚Herr Gebert' und es ist eine Liebenswürdigkeit gewesen, wenn sie mir was abgekauft haben. Jetzt werden sie eben ‚Herr Rat' sagen und tun, als ob es eine Liebenswürdigkeit von mir wäre, wenn ich ihnen was verkaufe. Und verstehst du, Jason, billiger werde ich auch nicht mehr." Und dabei ging Ferdinand mit großen Schritten zwischen all seinen Paravents auf und nieder und rieb sich die Hände.

„Na," sagte Jettchen, und die Frage fiel ihr schwer, „wie geht's denn Wolfgang?"

Digitized by Google

„Ach," sagte Ferdinand, „es geht ihm Gottlob jetzt besser. Ich hab nun nachgerade genug von den Dokters. Die bringen ihn ja noch ganz runter. Ich geb jetzt dem Jungen einfach nur noch Liebertschen Tee, und da sollt Ihr mal sehen, wie er mir wieder auf die Beine kommt. Und dann, wißt Ihr, lasse ich ihn noch so sechs, acht Wochen ruhig im Stall stehen, ehe ich ihn wieder in die Schule schicke. Und in der Schule, meine ich, wird er es nachher schon besser haben. Denn als Sohn vom Königlichen Kommissionsrat Gebert nimmt er doch eine ganz andre Stellung ein wie einfach als der Sohn vom Fabrikanten Gebert."

„Mir scheint, das wird ihm doch wohl wenig nützen," warf Jason skeptisch ein.

„Man kann nicht wissen. Er wenigstens erzählt doch immer, daß die und die Jungens vorgezogen werden, ob sie was wissen oder nicht — nur weil ihr Vater einen Titel hat. Das ist nun überall in der Welt gleich, und im Grauen Kloster ist das eben auch nicht anders."

Damit mochte ja Ferdinand Gebert gar nicht unrecht haben. Unrecht hatte er nur darin, daß er die Tragweite und Machtsphäre gerade *seines* Titels überschätzte. Und endlich war ja auch das gleichgültig. Denn die Frage wurde gar nicht weiter zum Austrag gebracht, und der kleine Wolfgang kam eben nie mehr in die Lage, die geheimnisreich wirkende Fürsprache des väterlichen Titels in Anspruch zu nehmen.

Da rappelte es im Nebenzimmer, und Hannchen rauschte herein, mit ihrem schweren Moirékleid, knatternd wie eine Fahne auf Halbmast. Und die kleinen Jacobyschen Jetaugen waren vor Glück und Wohlgefallen ganz in dem breiten Kindergesicht verschwunden. Aber als sie Jettchen erblickten, weiteten sie sich plötzlich zu bedeutsamem Staunen. Doch das war nur der Schatten eines Augenblicks. Dann zogen sie sich schon wieder zusammen und blitzten vor Freude und schimmerten vor Liebenswürdigkeit. Und Hannchen zog Jettchen an sich und preßte sie zärtlich gegen ihren weiten und bewegten Busen.

Denn wenn es Tante Hannchen auch wohl nicht ganz so ums Herz war, wie sie sich Jettchen gegenüber gab, so beugte sie sich doch vor der Beweiskraft der Tatsachen und war von Natur schon immer auf der Seite der Mehrheit. Und deshalb war es ihr jetzt nicht schwer angekommen, ihren Neffen fallen zu lassen; vor allem, da man behauptete, daß Julius auch mit der „roten Person" viel Geld durchgebracht habe. Und in allem, was Moral anbetraf, dachte Tante Hannchen unerbittlich streng.

Wir aber, die wir hier authentisch sind, müssen in dieser Hinsicht Julius Jacoby durchaus in Schutz nehmen und können versichern, daß es ein völlig unbegründetes Gerücht war. Im Gegenteil. Der Vetter Julius gab für die rote Person nicht einen Taler mehr aus, als unbedingt nötig war, um sich ihre Freundschaft und Zuneigung zu erhalten. Leichtsinnig war er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rundschau.

Finanzpolitische Glossen.

Von Pluto.

Wo in der Welt es irgend einem Gebiete schlecht geht, ertönt der Ruf nach Neuerungen, denn man hat dann dazu — die Zeit. So gewinnt es den Anschein, um weitläufige Depeschen nicht als allzusicher zu charakterisieren, als ob die Londoner Stock-Exchange ihre alten Scheidewände zwischen Brokers und Jobbers lockern wolle. Die ersteren sind reine Makler, die aber niemals mit Maklern abschließen dürfen, sondern nur mit Händlern — Jobbers. Auch die letzteren sind keine einfachen Spieler, wie sich z. B. Herr Roeren einbildete, als er Herrn Dernburg einen rechten Schimpf antun wollte, sondern Leute, die wieder nach außen mit Banken handeln, auch nach andern Plätzen sogar der Provinz arbitrieren. Der Broker kommt mit seinen festen Aufträgen zur Börse und hat gewöhnlich für die verschiedenen Papiere seinen eignen Jobber. An diesen tritt man mit der Frage heran, ob er etwa in Canadian zu tun habe. Da nun der also Befragte, falls er darin überhaupt heute noch operieren will, — eine Offerte jedenfalls annehmen muß, so läßt er vorsichtigerweise bei seiner Antwort zwischen Brief und Geld einen Spielraum von mehreren Prozent: das ist der Grund, weshalb der Laie zu seinem Befremden im Londoner Kurszettel so starke Unterschiede herausliest, während in Paris Brief und Geld oft nur 5 Centimes auseinandergehen. Sogar an jenem Montag, als alle Welt auf den Portugiesen-Kurs neugierig gewesen ist, erfolgte die große Veränderung an der Stock-Exchange nur aus den vorhin angeführten Gründen. An der Themse, wo neben den Securities des ungeheuren Kolonialreiches auch fast alle übrigen wichtigen großen Werte täglich gehandelt werden, besteht jedenfalls der größte Börsenverkehr, nur, daß dessen regelmäßige Gangart das Ausland weniger zum tätigen Mitarbeiter hat, ausgenommen etwa in amerikanischen Shares, oder, wenn es einmal wieder so weit kommt — in Minenaktien. Bisher zeigte aber dieses letztere, einst so glänzende Gebiet noch die ärgste Stagnation und wird auch durch so willkürliche Größe wie Mr. Robinson nicht gebessert, der jüngst den Markt mit sechs Transaktionen zugleich, man kann wohl sagen: überfallen wollte. — Sollten die Brokers wirklich das Recht bekommen, ihre Aufträge über die Jobbers hinaus auszuführen, so würde der kontrollierbare Börsenverkehr natürlich an Bedeutung verlieren. Denn in die Stock-Exchange, der in seiner Exklusivität schon oft ein indischer Götzentempel genannt wurde, dürfen nur Brokers und Jobbers herein. Es würde also von bisher legitimen Besuchern ein starker Außenhandel etabliert werden, der dann wohl in die vielen Tausende untertauchen müßte, die Throgmortonstreet anfüllen. Dabei geht es den Brokers schon gut genug, viele sind sichere Millionäre, trotzdem sie im Falle einer Courtage auch von der andern Seite, dies ausdrücklich auf ihrer Schlußnota zukünftig anzugeben haben und trotzdem sie, sobald ihnen eine Kursübervorteilung nachgewiesen werden kann, unfehlbar ihren Posten verlieren.

* * *

In der Union, wo die Unfehlbarkeit des Dollars als Axiom gilt, so daß Viele nicht einmal den Kampf gegen die Trusts ganz ernst zu nehmen vermochten, hat neuerdings Roosevelt furchtbare Anklagen gegen die Großen seines Landes veröffentlicht. Diese beginnen endlich den Ernst ihrer Lage einzusehen, der sich zunächst in recht bedrohlichen Prozessen kundgibt. Viele fürchten nun, daß inmitten der reißenden Strömung gegen die Plutokratie Herr Bryan Oberwasser gewänne. Natürlich nicht im Sinne seiner früheren Silberagitation, die in diesem Lande, wo noch dazu das Silber produziert wird, also nicht erst gekauft zu werden braucht, ein für allemal unmöglich geworden ist. Indessen, der Genannte ist Demokrat und seine Partei muß naturgemäß den Reichen zu Leibe gehen. Wie sich übrigens Herr Roosevelt die

Digitized by Google

Unterbindung künftig der so tollen Warenspekulation denkt, ist von ihm noch keineswegs offenbart worden und gerade durch diese alljährlichen Ausschreitungen, die diesmal noch unter der Geldkrisis litten, kranken bekanntlich am allermeisten die europäischen Kaufleute. Augenscheinlich in seiner Verlegenheit nach wirksameren Abhilfsmitteln, hat der Präsident auch von dem eventuellen Verbot gesprochen, für derartige „Unternehmer" Depeschen und Telephongespräche anzunehmen, sowie auch den Terminhandel zu untersagen. Es gibt aber drüben vor allem in Effekten gar keinen erlaubten Terminhandel, was natürlich ein ungemessenes Spiel keinen Augenblick hindert. Denn dem Verkäufer gelingt es gleichzeitig, sich sofort die Stücke zu leihen oder dem Käufer, sich das Geld auch bis zu 60 Tagen zu verschaffen. Die Effekten werden eben in Depot gegeben, von Tag zu Tag prolongiert und bei Kursunterschieden von selbst nur 1 Prozent läßt der Bankier die Differenz sofort einkassieren. Dieses „Margin" wächst natürlich in hochgehenden Zeiten zu einer gefährlichen Handhabe, um zahllose Vermögen über Nacht zu kürzen. —

* * *

Von Frankreich aus arbeitet in der Stille die alte, hartnäckige Partei für eine Republikanisierung Portugals. Dies nicht aus Vorliebe für den Radikalismus, sondern in dem seit Jahrzehnten festgehaltenen Wahne, daß eine Republik in den drei romanischen Ländern Italien, Spanien und Portugal der französischen eine wichtige Allianz schaffen würde. Hieran ändert auch das noch junge Bündnis zwischen England und Frankreich wenig. Denn die so oft betonte britische Vormundschaft bewegt sich innerhalb sehr weiter Grenzen, während der französische Einfluß ein wirklicher Kultureinfluß ist und in zahllose Einzelheiten des portugiesischen Lebens von altersher unaufhörlich und NB.: alles eher als unter nationalem Widerstand eingreift. Das hat sich am deutlichsten gezeigt, als in den neunziger Jahren die Affäre der Portugiesischen Eisenbahnen von eingeborenen Finanzmännern bis zum Betrug verwickelt wurde und z. B. unser Gesandter bei allem Eifer nichts auszurichten vermochte. Da tickten die französischen Großinteressenten bei Casimir Périer an; dieser hieß seinen Gesandten Lissabon verlassen und hierauf entstand eine Bestürzung, unter deren Druck jene Banditen im Frack sofort nachgaben. Bezeichnend genug hatte aber damals Périer vorher auf einen Besuch des deutschen Delegierten bestanden, der denn auch wegen weniger höflicher Worte, die dabei gewechselt wurden, die Reise von Lissabon nach Paris nicht scheute. — Als sich Portugal inmitten seiner übergroßen Anleihen bankerott erklären mußte, schoben Kenner der Verhältnisse den Pariser Baissiers einen großen Teil der Schuld zu, weil ihre fortwährenden Verkäufe den ganzen Portugiesenmarkt nicht aufkommen ließen. Vor einem ähnlichen Drucke scheint man diesmal wohl sicher zu sein.

Was sich Eduard Meyer von Geschichte denkt.

Von Dr. A. Wirth.

Vor einem halben Jahrtausend suchte Ibn Chaldun das bunte Farbenspiel der Geschichte in seine Elemente zu zerlegen. Vor hundertzwanzig Jahren trachtete Herder nach dem gleichen Ziel. Heutzutage ist nun eine wahre Sintflut geschichtsphilosophischer Betrachtungen über uns hereingebrochen. Es ist dies ein Zeichen des Lebens, gesteigerten Erkenntnisdranges und überlegener Forscherkraft. Auch Eduard Meyer kann sich dem Strom der Zeit nicht entziehen, wenn er ihm auch sichtlich ungern folgt. Er selbst hält wenig von der Blässe der Theorie. Er glaubt nicht an geschichtliche Gesetze. Für Massenbewegung hat er nur Verachtung. Geschichte ist ihm das Zusammentreffen verschiedener Zufälle. Warum also diese einleitende Studie? Ja, das wäre in der Tat schwer zu sagen. Vermutlich, weil es Mode ist. Gehen doch auch die bittersten Antiwagnerianer in Wagnersche Opern. Allerdings auch, um sich recht entsetzen und um tüchtig nörgeln zu können. Der berühmte Professor scheint nur deshalb gern die Gelegenheit zu theoretischen Untersuchungen wahrzunehmen, um Meinungen von Kollegen zurückzuweisen. Es ist ja nun wunderschön, wenn jemand kriegerisch gesinnt ist. Das ist dramatisch,

Digitized by Google

und ein bißchen scharmutzieren frischt das Blut auf. Allein das muß doch mit einigem Geist geschehen. Nicht durch Trockenheit haben Rabelais, Voltaire, Heine und Giusti ihren Ruf erlangt. Der Berliner Professor erläßt bloß Ukase. Wenn irgend jemand eine andere Meinung hat als er, so ist das ein Irrtum, ein Wahn, eine Naivetät, und damit ist der Jemand erledigt. Schon der deutsch-italienische Forscher Holm hat sich über diese hoheitsvolle Art Meyers lustig gemacht. Wenn ihm gar etwas ganz gegen den Strich geht, so erklärt er es für „vollkommen gleichgültig", ein Ausdruck, der mit so beängstigender Häufigkeit wiederkehrt, daß er auf das Urteil über sein eigenes Buch abzufärben droht.

Die ganze Weltanschauung des Autors läuft in letzter Linie auf einen nihilistischen Anarchismus hinaus. Nichts steht fest. Nichts muß sein. Alles ist Zufall. Gesetze gibt es nicht. Nur was einzelne Individuen tun, ist Geschichte. Wesen und Wirken des Individuums ist aber Zufall. Ja, nicht einmal die Größe der Tat läßt auf eine große Persönlichkeit schließen. Denn häufig ist das Talent, ist das Genie zur Unfruchtbarkeit verdammt, und ein Schwachkopf gibt den Anlaß zu den gewaltigsten Ereignissen. Also auch darin nur Zufall. Wahrlich eine beglückende, eine hoffnungsvolle Lehre! Ungefähr als wenn ein Kind einen Revolver abschösse, und so gefährlicher würde, als ein großer starker Mann, der nur mit einem Stock bewaffnet ist. Wirklich eine erhebende Geschichtsauffassung.

Meyer kämpft mit gänzlich veralteten Mitteln. Die selbstverständliche, abweisende und selbstgenügsame Art, mit der eine rückständige Anschauung verteidigt wird, erinnert an eine Größe aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, an Cooley. Der Engländer Cooley war seinerzeit der Papst der Geographie. Nun waren die deutschen (in britischen Diensten befindlichen) Missionare Krapf und Rabmann auf einer ostafrikanischen Erkundigungsreise nach dem Kilimandscharo geraten. In ihren Berichten erwähnten sie, daß sie dort Schnee gesehen. Ganz bescheiden — noch nicht einmal die Prätension, daß es ewiger Schnee sei, stellten sie auf; sie erzählten einfach, was sie erschaut. Die Sache machte einiges Aufsehen. In dem heißen Afrika, und das noch in der Nähe des Äquators, Schnee! Sehr wunderbar! Nun setzte sich Papst Cooley hin, und schrieb eigens ein Buch, um den Wahn zu entkräften, als ob in Zentralafrika wirklich Schnee oder Eis denkbar sei. Er bewies nicht nur aus seinen Quellen, daß dies nicht der Fall sei, sondern bewies auch a priori, daß es nie und nirgend sein könne. Ähnlich zieht Eduard Meyer gegen die Errungenschaften der babylonischen Schule zu Felde. Er erklärt sie für Hirngespinste. Dabei sind sie bereits ein dauernder Bestandteil der Wissenschaft geworden, und Hugo Winckler hat leichtes Spiel, wenn er fast allmonatlich von dem hohen Pferd, auf das Professor Meyer sich zu setzen nicht müde wird, ihn herunterzuwerfen unternimmt. Wie grimmig hat sich doch der selbstbewußte Verfasser der Geschichte des Altertums mit seiner Pelasger-Hypothese geirrt! Er meinte, die Pelasger seien nur eine Fata Morgana, seien nur ein Schemen, entstanden in den luftigen Köpfen der Literatoren. Heutzutage weiß jeder Urteilsfähige, daß die Pelasger im Fleische gewandelt haben, und daß sie eine den Hethitern näher oder weiter verwandte Rasse darstellen. Nicht viel anders wird es Eduard Meyer mit seinem Windmühlenstreit gegen die Entwicklung der Massen und gegen die geschichtlichen Gesetze gehen. Es ist doch wirklich ein starkes Stück, einfach zu verneinen, daß den Massenbewegungen irgend eine geschichtliche Einbildung innewohne. Die Auswanderung von dreißig Millionen Europäern nach Amerika ist doch wahrhaftig eine historische Begebenheit, und ist wichtiger als die Karlsbader Beschlüsse oder selbst die Demütigung von Olmütz, und steht sogar an Bedeutung nicht hinter dem großen amerikanischen Bürgerkriege zurück. Wenn Meyer glaubt, daß lediglich der Mangel einer tüchtigen Nachkommenschaft Alexanders des Großen ein dauerndes griechisches Weltreich verhindert habe, so bedeutet das nur eine völlige Verkennung der maßgebenden Faktoren. Nämlich folgendermaßen. Die Franzosen haben wohl ein großes zusammenhängendes Imperium in Nordafrika aufbauen können, dagegen sind die Weltherrschaftsgelüste, sowohl Ludwig XIV. als auch Napoleons, in Europa gescheitert. Warum? Weil es sich im europäischen Falle um alte Kulturnationen, im afrikanischen

Digitized by Google

Falle dagegen um die Unterwerfung schlecht zivilisierter und schlecht bewaffneter Eingeborenen handelt. Aus demselben Grunde ist den Römern die dauernde Bezwingung der iberischen, gallischen und rätischen Horden geglückt, derart, daß die Besiegten Sitte, Sprache und Religion der Sieger annahmen. Allein weder den Römern noch den Griechen ist die militärische und kulturelle Unterjochung Vorderasiens auf die Dauer geglückt, weil die alte Kultur des Orients dem Geiste des Occidents einen unüberwindbaren Widerstand entgegensetzte. Alexander hätte dreißig erwachsene Söhne hinterlassen können: das Schicksal Vorderasiens und Indiens wäre niemals in den Bann einer griechischen Weltmonarchie gepreßt worden.

Demosthenes war gewiß nicht unbedeutend, wenn er auch für eine verlorene Sache stritt. Eduard Meyer redet zwar nicht mit Engelszungen, aber er kann immerhin, wie einst der viel weiter blickende Alfred von Gutschmidt, das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er durch beißende Kritik allzu tollkühne Hypothesen, allzu phantastische Theorien der neuen Schule in ihrer Entfaltung behindert habe. Auch Meyer ist nicht unbedeutend. Würde man sich sonst mit ihm beschäftigen?

Das hamidianische System.

Türkische Studie.

Von N. Freiherr von Stetten.

Noch hat die Geschichte ihr Schlußwort über die Persönlichkeit des Sultans Abdul Hamid nicht gesprochen. Hingegen liegt das von ihm geschaffene und getragene System, als abgeschlossenes Ganze, dem zeitgenössischen Urteile vor. Das hamidianische System, das aller Voraussicht nach seinen Schöpfer nicht überleben wird und daher nur mehr auf eine kurz beschränkte Lebensfrist Anspruch hat, besteht bekanntlich im Innern, in einer geradezu beispiellosen Zentralisierung aller Gewalten eines großen Reiches — bis zu den subtilsten Einzelheiten herab — in den Willen eines Individuums und nach außen hin in der Tendenz, durch diplomatische Schlauheit und politische Kniffe, die um das Alttürkentum gezogene chinesische Mauer um jeden Preis vor Einbrüchen und Breschen zu bewahren. Beide Ziele sind nur mit einem beträchtlichen Aufwand an Intelligenz und wohl auch an Wahllosigkeit der Mittel zu erreichen: das hamidianische System im Inneren des Halbmondreiches, die vollständige Entmündigung des türkischen Volkes konnte nur unter Anwendung von Druck in allen Formen, unter äußerster Ausnutzung des fatalistischen Zuges in der islamitischen Weltanschauung durchgesetzt und durch ein Polizei- und Denunziantenregime extremster Richtung aufrechterhalten werden. Es zog denn auch als natürliche Folgeerscheinungen die Korruption des ganzen öffentlichen Lebens in der Türkei, die krasse Unzulänglichkeit der gesamten Exekutive, den Mangel an autonomer Selbständigkeit in Handel und Wandel nach sich. Das seltsame Schauspiel, das ein kränklicher, schwächlicher Puppenspieler alle Drähte einer kerngesunden starken Masse, wie sie das Türkentum unzweifelhaft vorstellt, in seiner Hand vereint, dürfte sich in der Geschichte nicht oft wiederholt haben. In der äußeren Politik hat das hamidianische System wohl einige empfindliche Schlappen hinnehmen müssen. Gebietsverluste (Bulgarien, Ostrumelien, Bosnien, Herzegowina und Kreta), die ausländische Kontrolle über einen Teil der Finanzen, über das makedonische Polizeiwesen und bevorstehend auch über die Rechtsverhältnisse des makedonischen Wilajets. Aber im großen und ganzen hat das System, das Europa so viele Sorgen bereitet, im Sinne seines Schöpfers durch schlaue Spaltung und Differenzierung jeder Frage und jeder Forderung, in der Einzelbehandlung mit den verschiedenen Faktoren des europäischen Konzertes, in der Ausnutzung der Verschiedenheiten der Interessen der einzelnen Großmächte — immer noch erreicht, daß keine einzige, mit scheinbar noch so festgefügter Einmütigkeit des Auslandes gestellte Forderung an die Türkei in der ursprünglichen Form und Ausdehnung durchgebracht werden konnte. Immer wieder ließ sich Europa unter den verschiedensten Titeln, zeitweise auch nur aus Besorgnis, die Einmütigkeit der Mächte, in die das hamidianische System geschickt Keile einzutreiben verstand, nicht länger erhalten zu können, Zugeständnisse abringen. Insbesondere der Einwand,

Digitized by Google

die Nachgiebigkeit des Sultans könnte innertürkische Gegenströmungen religiösen und nationalen Charakters auslösen, verfehlte niemals seine Wirkung, obwohl die europäische Diplomatie bei einigermaßen tieferer Einsicht in das hamidianische System ganz gut wissen konnte, daß der innere Mechanismus dieses Systems, eben die schon erwähnte, vollständige Entmündigung des Türkentums, solche Gefahren a priori ausschloß.

Die Orientpolitik aller Großmächte, ob sie sich jetzt nur in wirtschaftlichen Geleisen bewegt, wie jene Deutschlands, oder auch politische und nationale Momente zu berücksichtigen hat, muß mit der sicheren Voraussicht rechnen, daß mit dem Tode des regierenden Sultans der ganze Bau des Systems in sich zusammenbrechen wird. Wie sich das über ein ganz bedeutendes Ausmaß an latenter lebendiger Kraft verfügende Türkentum bei dem plötzlichen Freiwerden von der hamidianischen Bevormundung verhalten wird, ist eine politische Sorge ersten Ranges, die sich alle am Balkanfrieden interessierten Mächte stets vor Augen halten müßten.

Das kritische Urteil der Öffentlichkeit hat manches scharfe Wort für die Freundschaft gefunden, welche der größte Kulturstaat für den Schöpfer des kulturfeindlichen, hamidianischen Systems an den Tag legt. Die wirtschaftlichen Erfolge, welche deutschem Handel und deutschem Unternehmungsgeist aus dieser politischen Freundschaft erwuchsen, erleichtern schon die Entgegnung, vollends aber ließe sich die Kritik dieser Beziehungen durch die Erwägung lahm legen, daß die deutsche Orientpolitik damit den Beweis tatsächlichen Verständnisses für die nächste Zukunft der Türkei liefert. Nicht überall, auch nicht dort, wo neben wirtschaftlichen, wie sie Deutschland verfolgt, auch politische Interessen zu wahren sind, weiß man, daß die Fortdauer des hamidianischen Systems, des Tauschhandels von realen Werten gegen doch nur akademische, politische Zugeständnisse, zeitlich kurz begrenzt ist und daß es zugreifen hieß, rasch und kräftig zugreifen, um den eigenen Handel dort auf feste Basis zu stellen. In richtiger Erkenntnis des Systems führte dieser Weg über die Person Abdul Hamids. Weder Politik, noch Handelspolitik lassen sich nach der Kulturskala zutreffend beurteilen.

Selbst die etwas überhastete Ausnützung und Flüssigmachung der Vorteile aus deutschen Unternehmungen in der Türkei lassen sich aus der richtigen Erfassung der Kurzlebigkeit des jetzigen türkischen Systems, dessen Nachfolge ein noch unbeschriebenes Blatt der Zukunft ist, herleiten.

Ich weiß nicht, ob man sich in allen europäischen Kanzleien ein halbwegs klares Bild darüber macht, was in der Türkei geschehen wird, wenn der kranke Mann, der schon so oft Totgesagte, einmal tatsächlich und unwiderruflich in Mohameds Paradies abgegangen und damit auch das hamidianische System wieder gebrochen sein wird. Keiner seiner Nachfolger wird so viel Intelligenz, so viel Arbeitskraft, so viel Menschenkenntnis an eine so schlechte Sache wenden, wie Abdul Hamid. Nur wer je Gelegenheit hatte, den Berg von Arbeitsleistung, wovon allerdings neunzehntel auf die Erledigung von Angebereien, Spionage-, Polizei- und Informationsagenden entfallen, welche in Yildiz zusammenlaufen, auch nur flüchtig zu überblicken, von dieser kaum faßbaren Unmenge von Entscheidungen in selbst ganz unwichtigen Fällen, die alle aus Besorgnis vor Autonomie- und Selbständigkeitsregungen in irgend einem Ressort der staatlichen Verwaltung vom Zentralpunkte aus gefällt werden, zu hören, kann sich einen ungefähren Begriff einerseits von der Arbeitsfähigkeit des jetzigen Sultans, der auch seinen intimen Mitarbeitern, den Palastsekretären, gründlich mißtraut, andrerseits von der Schwerfälligkeit, Rückständigkeit und Unzulänglichkeit der ganzen Verwaltung machen, die hin und wieder direkt ein Stocken der Regierungsmaschine bedeutet.

Das hamidianische System kann demnach wohl als von der Zeitgeschichte gerichtet angesprochen werden. Ihm sind ja auch die — nach unserem Maße — so verwerflichen Greuel und Unmenschlichkeiten zuzuschreiben, die immer nur verzweifelte Mittel des Systems waren und nicht Ausflüsse von Unduldsamkeit, religiösem Fanatismus oder Rassenhaß seitens des Türkentums. Mit dem Fall des hamidianischen Systems wird Europa mit einem ganz neuen Faktor im nahen Osten zu rechnen haben, mit dem erwachenden, im Kern gesunden und starken Türkentum. Dann erst wird die Probe aufs Exempel zu machen sein, ob die Türkei reformfähig in unserem Kultur-

Digitized by Google

sinne ist oder nicht. Was jetzt als Jung- und Reformtürkentum gilt, ist ja fast durchaus — Humbug oder niedere Spekulation.

Der Direktionswechsel in der Wiener Hofoper.

Von Paul Stauber.

Direktor Felix von Weingartner hat mit Beginn des Jahres festlichen Einzug gehalten, umrauscht von den Lobeshymnen feierlich gestimmter Reporter und erwartungsvoller Feuilletonisten. Ein Bruchteil der Fachkritik stand abseits in der Ecke, mit düsterer Miene, Gewehr bei Fuß. Gleich bereit, ins Feuer gegen den neuen Direktor zu gehen, der die unverzeihliche Kühnheit unternommen hatte, das Erbe Mahlers anzutreten. Ein schmales Erbe, wie ich der Clique zum Trotz behaupten muß, um ehrlich und wahr zu sprechen. Gustav Mahler weilt bereits jenseits des Großen Ozeans. Aber seine Fahnenträger liegen nach wie vor im heftigen Streit mit den Gegnern des genialen Mannes, dessen zehnjährige Tätigkeit als Leiter der Wiener Hofoper mit ein paar Worten charakterisiert werden soll.

Mahler brachte das Kaiserliche Institut in kaum fünf Jahren auf ein außerordentlich hohes Niveau, um in der gleichen Zeit die geleistete Arbeit wieder zu zerstören. Als er im Jahre 1898 die Direktionsführung übernahm, fand er ein in Hinsicht der Disziplin vollständig verwahrlostes Ensemble vor, das aber — und dies ist der springende Punkt — fast die schönsten Stimmen vereinigte, die zu dieser Zeit in Europa aufzutreiben waren. Die Disziplin war rasch gefestigt dank der unbeugsamen Energie Mahlers. Seinem tyrannischen Willen jedoch gehorchten bloß die „kleinen Leute", Sänger und Sängerinnen dritten Ranges. Unbestreitbar blieb sein Verdienst, Wagners Idee des Gesamtkunstwerkes, dem sich Musik, Darstellung und Malerei unterordnen sollten, ins Reale und Tatsächliche transponiert zu haben. Während jedoch Wagner stets darauf Bedacht nahm, bei Wahrung der künstlerischen Einheit jede Rolle mit einer großen Individualität zu besetzen, die sich im Rahmen des Kunstwerkes je nach Persönlichkeit und Talent ausleben konnte, nivellierte Mahler alle Sänger, brachte seine Auffassung der Oper derart in den Vordergrund, daß gar oft die Intentionen des Komponisten verschoben, immer aber die verschiedenen Individualitäten des Personales unterdrückt und an einer Entfaltung ihres Könnens und Wollens verhindert wurden. Allmählich geriet Mahler überdies in eine derartige Abhängigkeit vom rein Dekorativen, daß er diesem zuliebe sogar musikalische Effekte und Steigerungen aufopferte. Nur allzu gütige Freunde des Direktors konnten diesen Widerspruch übersehen. Hand in Hand mit der Hegemonie des Theatermalers und Historikers ging der Verfall der Gesangskunst an unserer Oper. Seitdem Reichmann gestorben und Winkelmann in Pension geschickt worden ist, wird bei uns Wagner nicht mehr gesungen, nur geschrien. Die dramatische Geste, der Sprechgesang dominiert. Leicht erklärlich scheint dieser Übelstand, wenn man hört, daß Mahler von der Kunst des Gesanges und Behandlung der Stimme keine Ahnung hatte. Die natürlichen Grenzen zwischen Bariton und Baß, Sopran und Alt wurden verwischt. Der lyrische Tenor sang heroische Partien, der Heldentenor wurde in lyrischen Rollen beschäftigt, der seriöse Baß für das Buffofach verwendet und so fort. Die hervorragenden Mitglieder des Ensembles schieden zum Teil freiwillig, teils wurden sie durch die Rücksichtslosigkeit Mahlers hinausgedrängt. An ihre Stelle traten Provinzgrößen zweiten und dritten Ranges, die sich freilich weit eher für die Zwecke Mahlers eigneten als kraftvolle Persönlichkeiten. Die Verwahrlosung des Spielplanes nahm überhand, auf eine schöne von Mahler selbst geleitete Vorstellung kamen 10 Aufführungen, die auch für die Provinz kaum gereicht hätten. Es ist notwendig, all das gelegentlich des Direktionswechsels zur Sprache zu bringen, weil uns die Mahlerianer strengster Observanz gerne noch glauben machen möchten, wir hätten bisher in der besten aller Welten gelebt, und jetzt erst kämen böse Zeiten. Was übernimmt nun Weingartner von Mahler? Ein großes Heer

Digitized by Google

von Mittelmäßigkeiten und Utilitäten, ein kaum dreißig Opern umfassendes Repertoir und die paar berühmten „Mustervorstellungen" Mahlers, von welchen bloß „Die Zähmung der Widerspenstigen", Glucks „Iphigenie" und Mozarts „Entführung", „FigarosHochzeit", „Cosi fan tutti" und „Die Zauberflöte" als Musteraufführungen gelten können, wenngleich auch in diesen Opern manche Rollen mangels bedeutender Künstler zweitklassig besetzt sind. Über den mißglückten „Don Juan" will ich nicht weiter sprechen, und über den mit offenen Schalltrichtern der Lobesposaunisten gepriesenen „Fidelio" gehen die Meinungen auch auseinander.

Wer könnte darob dem neuen Direktor es übelnehmen, wenn er just mit „Fidelio", dem Glaubensbekenntnis jedes wahren Musikers, seine Ära eröffnete. Poetischer und abgetönter war die Mahlersche Aufführung, echter, dem Fidelio Beethovens näher kommend die Weingartners. Daß Weingartner als zweites opus seiner direktorialen Tätigkeit just „Der Widerspenstigen Zähmung" neu studierte, war überflüssig und läßt sich auch durch den geänderten Schluß nicht erklären. Aber die Mahlerclique öffnete bereits ihr Arsenal und lauerte schußbereit auf die erste „Affäre", deren es ja unter dem Regime Mahlers so viele gegeben. Und siehe da, die „Affäre" kam. Der von Direktor Mahler kurz vor seinem Abschied noch abgeschlossene Kontrakt mit Fräulein Bland sollte am 1. März in Kraft treten. Direktor Weingartner hatte die Dame zweimal gehört, fand, daß sie ihm infolge ihrer mangelhaften Gesangstechnik nicht genügte, und lehnte die Erneuerung des Vertrages ab. Das war schließlich sein gutes Recht. Er darf und muß sich sein Haus nach eigenem Gutdünken bestellen, und da er findet, daß der prachtvolle Sopran der erwähnten Sängerin seinem künstlerischen Empfinden nicht entspricht, tut er nur recht daran, wenn er von einem neuerlichen Engagement absieht. Die Form allerdings, in welcher die Absage erfolgt, war unhöflich, taktlos, meinetwegen sogar rüde. In merito ist gegen den Fall nichts einzuwenden.

Weil nun die Feinde des neuen Direktors in dieser Affäre nicht künstlerische Gegengründe ins Treffen führen konnten, benutzten sie bedauerlicherweise die nationale und konfessionelle Abstammung der genannten Sängerin, um einen förmlichen Zeitungskrieg in Szene zu setzen. So wurde aus einem internen Vorgang des Operntheaters eine „Affäre" konstruiert und gegen Weingartner ein heftiges Kesseltreiben veranstaltet. Er tat das Klügste, was er tun konnte, er schwieg sich gründlich aus und ließ die Tatsache nebst allen häßlichen Begleiterscheinungen für sich sprechen.

Man muß allen Ernstes wünschen, daß der durch den Abgang Mahlers kaum gewonnene Friede im Opernhaus auch weiterhin bestehen bleibt, und im Namen der objektiven Kritik energisch gegen die Präpotenz der königlosen „Clique" protestieren, die dem neuen Direktor a priori seine Stellung verbittern und verekeln möchte. Ob Weingartner der richtige Mann für den verantwortungsvollen Posten des Opernleiters ist, läßt sich gegenwärtig noch gar nicht feststellen. Man gönne ihm Zeit und Ruhe. Nach seinen Taten soll er gerichtet werden. Warten wir also.

Ein deutscher Stilist.

Der Fürst Wrede, der sich die Aufgabe gesetzt hat, in großen, sozialen Romanen alle Standesklassen des deutschen Volkes zu schildern, nannte seinen letzten Roman: „Das Liebesleben des Menschen". In diesem Meisterwerk finden sich einige so wunderbare Stilblüten, daß wir nicht versäumen wollen, sie kunstfrohen und bildungsfreudigen Lesern zu vermitteln:

Von einem deutschen Gelehrten, der sich in Frankreich Ansehen verschaffte, wird ebenso malerisch wie kühn gesagt:

„Vor seinem seltenen Talente habe eben selbst der glühende Chauvinismus des gedemütigten gallischen Hahns die Fahne streichen müssen."

Als mustergültiges Beispiel psychologischer Charakteristik gelte das folgende:

„Gleich Jerichos Mauern durch Posaunenschall, war damals das Bollwerk seiner hypo-

Digitized by Google

kritischen Moral vor der logischen Forderung des Gelehrten, die Ethik müsse der naturwissenschaftlichen Erkenntnis angepaßt sein, eingestürzt."

Wer die schwere Kunst lernen will, die Seelengemeinschaft zweier Liebenden kurz, aber erschöpfend zu zeichnen, ahme dem Fürsten nach. Er schreibt:

„Das Verhältnis der beiden keuschen Menschen glich jenen schönen poetischen Kameradschaften, die oft ganz junge Leute verbindet und die — schillernde Eintagsfliegen der Liebe — spurlos zerflattern, da ihnen die Kraft mangelt, sich zu einer wirtschaftlichen Form zu kristallisieren."

Der fürstliche Stilist ist mit diesen Stichproben noch nicht genügend charakterisiert. Wer seinen ganzen Reichtum kennen lernen und sich ab und zu totlachen will, der lese das ganze Buch, das bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin als ein Muster deutscher Sprachverderbnis gedruckt worden ist. h—f.

Revue der Revuen.

Frankreich.

Wir haben mit unserem Artikel über den Verfall der französischen Armee eine Bewegung in Frankreich hervorgerufen, die noch nicht zur Ruhe gelangt ist. Die einzelnen Zeitungen und Zeitschriften sind bewogen worden, ihre militärischen Mitarbeiter von neuem über die innere Konstruktion der französischen Armee nachdenken zu lassen. Im Februarheft bringt die „Nouvelle Revue" einen Artikel des Generals Bonrelly über das Thema der Militärdisziplin. Er meint, daß sich der Kriegsminister mehr von seiner parlamentarischen Mitregierung emanzipieren müsse, damit er sich ein besseres Offizierkorps und bessere Mannschaften erziehe. Das Parlament sei die große Gefahr jedes Kriegsministers, vor der man sich hüten müsse. Clemenceaus elegante und vorsichtige Rede bei der Einweihung des Scheurer-Kestner-Denkmals hat das Interesse für die Frage der deutsch-französischen Geistesnäherung von frischem aufgeweckt. Wie sehr man auf deutscher Seite in dieser Frage auch warm und optimistisch sein mag, in Frankreich steht man ihr viel abwartender, viel skeptischer gegenüber. Man glaubt nicht an die Möglichkeit irgendwelcher großen Freundschaft, und wenige Schwärmer zählen nicht. Wo man etwas herablassend auf Deutschland schauen kann, da schämt man sich dessen nicht. Auch in ästhetische Untersuchungen schleicht sich eine derartige Neigung hinein. Im ersten Februarheft des „Mercure de France" spricht z. B. Louis Dumur über Nietzsche und die Kultur, und der Interpret des Philosophen verzeichnet es mit Behagen, daß Kultur nach der Meinung Nietzsches etwas in Deutschland Fremdes und Verwaistes sei. Schon liebenswürdiger, auch gerechter sieht Herr Jean Findt, der Herausgeber der „Revue", der Entwicklung unseres Geisteslebens zu. Er läßt oft in seiner Zeitschrift über deutsche Dinge schreiben. Er hat jetzt eine neue populäre Wochenschrift „Roman et Vie" begründet, und in ihr kommt neben den französischen Autoren auch Arthur Schnitzler zum Wort. Eine Novelle von ihm ist übersetzt.

Italien.

Das letzte Heft der „Nuova Antologia" ist fast ausschließlich der Politik gewidmet. Der Leutnant Cerboneschi fordert zu einer noch in diesem März vorzunehmenden militärischen Besetzung des dem Namen nach seit zwanzig Jahren italienischen Somalilandes auf. Abessinien braucht nach seiner Meinung einen Hafen und wird die Kolonie wie einst Erythräa zu überrumpeln suchen; das fruchtbare Gebiet von Lugh darf nicht in den Händen bleiben, denn der Rest wäre nach seiner Meinung ein nutzloser Küstenstrich. Über weitgehende Pläne und Gesetzentwürfe zur Ausgestaltung des Wasserstaßennetzes schreibt der Deputierte Cadolini: Das Wichtigtse ist die Regulierung der Pomündung zwecks Kommunikation des Lago Maggiore mit dem Meere neben der endlichen Verbindung Roms mit der See, etwa durch einen der Tiber parallellaufenden Kanal und die Anlage eines Hafens in Fusano. Die Entwässerung und die Industrialisierung von Latium könnten mit diesem Werk

Digitized by Google

allmählich Hand in Hand gehen; der Gesetzgeber will aber unter Aufgabe eines früheren grundsätzlichen Standpunktes einen Teil der Kosten auf besonders zu bildende Interessengemeinschaften abwälzen und im ganzen nur elf Millionen — davon nur sieben Millionen direkt — aufwenden. Einen Fünfmillionenfonds für staatliche Ankäufe verlangt die neue parlamentarische Vorlage über die Vorzugs- und Einspruchsrechte des Staates an Kunstschätzen und Altertümern, deren schnelle Verabschiedung Leonardi verlangt. Der Direktor der Staatsschuld Mortara endlich trägt unter der nationalistischen Flagge der Vollendung des Einigungswerkes ziemlich entwickelte Grundsätze eines nur sehr höflichen Staats- und Agrarsozialismus vor. Er verbeugt sich vor dem Privateigentum, will dasselbe aber zugleich als eine Art von Mandat der Nation betrachtet wissen, die durch das Organ ihrer Landwirtschaftskammern das Minimum des ländlichen Grundbesitzes, die wirtschaftliche Benutzung großer Bodenflächen, die Form des Pachtvertrags mit Gewinn und Verlustbeteiligung des Eigentümers und das bäuerliche Kreditwesen in die Hand nehmen und festsetzen kann und dem pflichtvergessenen oder ungeeigneten Besitzer seinen Besitz durch das Mittel der Expropriation zu entwinden vermag. Eine ähnliche Bestimmung gilt bereits für den ager romanus im Umkreise von zehn Kilometern von der Hauptstadt. Italien dürfte unter Anspannung seines Kredits seine eigenen Zinsersparnisse für die Meliorisation seines Gebietes anwenden und alljährlich zehn- bis fünfzehntausend Mann seines Heeres zur Dienstleistung auf den Feldern kommandieren. — Rassegna Nazionale gibt einer patriotischen Aufrufung des Schiffkapitäns Ansaldo Raum: Das Vaterland soll endlich eigene Reedereien und große überseeische Verbindungen haben. Die Rivista d'Italia bringt einen neuere Forschungsresultate vermittelnden wissenschaftlichen Aufsatz von Georgi über das Alter des Menschen, der hiernach in der Tertiärzeit und vor vielleicht einer Million Jahren gleichzeitig mit den anderen europäischen Primaten entstanden ist, die alle die verschiedenen, zusammen hundertfünfzigtausend Jahre währenden, Eiszeiten nicht mehr erlebt haben.

Spanien.

In der vorliegenden Nummer der „Espana Moderna" spricht M. Marfil über den Schaden oder größeren Nutzen der besonders in Spanien verrufenen Auswanderung. Eine Bevölkerung kann trotz zahlreicher Abwanderer zunehmen, wie die Beispiele Deutschlands und der französischen Normandie zeigen. Catalanien und der ganzen iberischen Mittelmeerküste wird durch die Rückwanderung mehr an Gütern zugebracht als durch die mittellosen Auswanderer entzogen, diese können in Südamerika den Besitzstand der spanischen Rasse gegen die Monroemänner wahren helfen und der Staat sollte seine wirtschaftliche Fürsorge auch auf die Arbeitsverhältnisse nach der Landung seiner Angehörigen ausdehnen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolf in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W, Potsdamerstr. 127-128

Digitized by Google

GRAMMOPHON

Die grössten Künstler der Welt, wie:

Caruso
Battistini
Kraus
Knote
Knüpfer
Jörn

Melba
Farrar
Herzog
Patti
Galvani
Götze usw.

singen nur für „Grammophon".

Apparate und Platten

nur echt

mit untenstehenden Schutzmarken.

Vorführungen der **neuesten Aufnahmen bereitwilligst.**

Kataloge kostenlos.

„Grammophon"
H. Weiß & Co.
BERLIN W. 8.
Friedrichstraße 189.

Digitized by Google

Seidenhaus Michels & Cie.

Hoflieferanten

43/44, Leipzigerstraße, Ecke Markgrafenstr., BERLIN SW. 19.

Grösstes Spezialgeschäft Deutschlands für Seidenstoffe und Sammete.

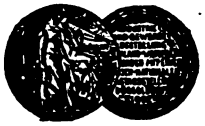
Fabrikation von seidenen Blusen, Jupons, Morgenröcken, Matinées, Kostümröcken und abgepaßten halbfertigen Roben.

Spezial-Abteilung für Liberty-Artikel, seidene Tricotagen, Federboas, seidene Tücher, echte Spitzen, Kragen, Schärpen etc.

Neu aufgenommen:

Herren-Cravatten (Selbstbinder) vornehmsten Geschmacks.

Muster nach auswärts umgehend und portofrei.



Das Lieblingsblatt jedes Theaterfreundes ist:

„Bühne und Welt"

Illustrierte Zeitschrift für Theaterwesen, Literatur und Musik

die am 1. Oktober 1907 ihren **X. Jahrgang** begonnen hat.

Monatlich erscheinen zwei reich illustrierte Hefte à 60 Pfennig.

Bezugspreis vierteljährlich 3,50 Mark.

Hervorragende Vertreter von Kunst und Wissenschaft urteilen über „Bühne und Welt".

Professor Dr. Otto Francke, Weimar:

„Mit ganz besonderem Nachdruck möchte ich noch auf die bildende, um nicht zu sagen künstlerisch erziehende Kraft hinweisen, die für unser kunstliebendes und kunstspendendes Volk in dieser Zeitschrift enthalten ist. Darum sei „Bühne und Welt" auch fernerhin unserem Volke als wertvolle Führerin auf das dringendste empfohlen."

Max Grube, Oberregisseur der Königl. Schauspiele zu Berlin:

„Das trefflich redigierte, glänzend ausgestattete Blatt . . . . Ich kann mir das Blatt nicht mehr aus unserem Kunstleben fortdenken."

Direktor Alfred Halm, Berlin:

„Seit seinem Bestehen bin ich Abonnent Ihres Blattes. Es wird in seiner vornehmen sachlichen Art für die Theatergeschichte der Gegenwart eines der wertvollsten Dokumente werden. Daß sein Inhalt, fern von aller Fachsimpelei, auch dem Laien Anregung und Unterhaltung bietet, berührt heute, wo sich die Mittelmäßigkeit durch ödes Geistreicheln so oft zur Genialität aufblähen will, doppelt erfreulich. Möge Ihnen und dem glänzenden Stabe Ihrer Mitarbeiter der Erfolg noch lange treu bleiben."

Dr. Paul Lindau:

„Sie haben wirklich Vortreffliches geleistet; ich persönlich verdanke Ihrer Zeitschrift vielfache Anregung u. Belehrung."

Professor Dr. Alexander von Weilen, Wien:

„Was ‚Bühne und Welt' in meinen Augen besonders auszeichnet, ist die außerordentlich geschickte Verbindung eines Fachblattes für die Interessen des heutigen Theaters und der in gefälliger Form vorgetragenen Belehrung über historische und ästhetische Probleme, die sich an das Bühnenwesen knüpfen, aber oft an bedeutsame Fragen der Wissenschaft streifen. So dürfte das vornehm gehaltene und trefflich geleitete Blatt mit Recht den Anspruch erheben, sowohl den Jüngern der dramatischen Kunst, als deren Freunden in ganz Deutschland unentbehrlich zu werden."

Probebände

enthaltend je 4 verschiedene Hefte älterer Jahrgänge, kosten 60 Pfg.

Probehefte

liefert auf Verlangen gratis und franko der Verlag von „Bühne u. Welt" (Otto Elsner) Berlin S. 42.

Abonnements durch jede Buchhandlung oder durch den Verlag von „Bühne u. Welt" (Otto Elsner), Berlin S. 42.

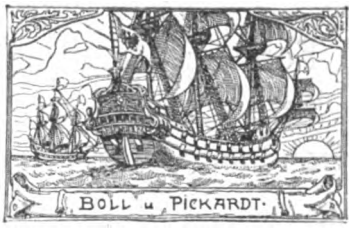
Digitized by Google

Elegante Herrengarderobe
nach Maß.
S. Klinkowski
Berlin W. 66, Leipzigerstrasse 119/120
Fernsprecher Amt I 3522.

!Kein Verwechseln der Wäsche mehr!
Garantiert waschechte Tinte ::: für Kragen und Manschetten samt Monogramm - Stempel, Cassette, Druckkissen etc. Mk. 1.70.
Julius Bettelheim, Wien I, Weihburg-Gasse 18.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfg., Stuttgart u. Berlin

Soeben erschienen:
Österreich von 1848 bis 1860
von Heinrich Friedjung
In zwei Bänden
Erster Band: Die Jahre der Revolution und der Reform 1848 bis 1851
Geheftet M. 11.50. In Halbfranzband M. 14.—
Seinem berühmten, von der gesamten Kritik anerkannten und hochgeschätzten Werke über die Entstehung unseres heutigen Deutschlands läßt der Verfasser nunmehr ein neues über die Vorgeschichte folgen, die Österreich zu dem Staatswesen gestaltet hat, als welches es seiner Zeit in jene Kämpfe getreten ist.
Umfassendes Studium der Quellen, darunter solche, die einzig dem Verfasser zu Gebote standen, bildet die Grundlage des neuen Werkes, worin Friedjung wiederum die seltene Kunst zeigt, in die großzügige Darstellung reiches Detail zu verweben und so ein ungemein farbiges, lebensvolles Bild vergangener Zeiten herzustellen.—
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen



Unser illustrierter Verlags-Katalog steht auf Wunsch kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin N W. 7.

Digitized by Google

BENZ

gewinnt die

Herkomer-Konkurrenz 1907

Herkomer - Wanderpreis

Erster Herkomer - Preis

Fünfter Herkomer - Preis

Siebenter Herkomer - Preis

Zweiter Forstenrieder Park - Preis

Zweiter Kesselberg - Preis

Dritter Schönheits - Preis

ausserdem 8 goldene Herkomer - Schilder.

BENZ & Cie.

Rheinische Gasmotoren - Fabrik

Aktiengesellschaft * Mannheim.

Digitized by Google

„Eine Geschichte der modernen Kunst
läßt sich nicht mehr schreiben, ohne auf die

Deutsche Kunst und Dekoration

Bezug zu nehmen“ schreibt Prof. Dr. **Vetterlein** in der **Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.** In einer Betrachtung der **Berliner Volkszeitung** heißt es:

„. . . die Waffen der ästhetischen Bildung sind: Anschauung, Schulung des Blickes, bewußtes Erwecken der künstlerischen Gefühle, Übersicht über das, was geleistet wird, was geleistet worden ist. **Solche Waffen liefert die Zeitschrift:**

Deutsche Kunst und Dekoration

Das **Dresdner Journal** urteilt, daß „dem sogenannten modernen Stil **mit ebensoviel Energie wie weiser Mäßigung in hervorragendem Maße**“ die

Deutsche Kunst und Dekoration

diente. Nach **Otto Schefflers-Dessau** ist „das getreueste Spiegelbild für die Entwickelung der neuen Kunst innerhalb der letzten zehn Jahre“ die

Deutsche Kunst und Dekoration

So und ähnlich äußerte sich anläßlich des kürzlich abgeschlossenen **10. Jahrganges** von

Deutsche Kunst und Dekoration

die Presse des In- und Auslandes einstimmig voller Lob und in Worten schmeichelhaftester Anerkennung über diese alles Ähnliche weit überragende Kunstzeitschrift.

Deutsche Kunst und Dekoration

Ein Dokument deutscher Kunst und deutscher Kultur.

Jährlich zwölf reich illustrierte Hefte M. 24.—

Oktoberprobeheft mit 100 Illustrationen M. 2.—

Prospekte gratis und franko von der

Verlags-Anstalt Alexander Koch, Darmstadt.

Digitized by Google

Probenummern gratis!

Echtem kernigen Humor

ist im „Sporthumor“, früher Schnauferl genannt, eine Stätte bereitet.

Erstklassige Künstler und Humoristen bürgen für gediegene Ausstattung in Text und Bild.

Verlag des „Sporthumor“,
Berlin W. 35.

Abonnement M. 1,50 vierteljährlich.

„Na, mein Junge, wo willst Du denn mit den Kötern hin?“
„Nach Hause!“
„Nach Hause, so? Du bist wohl ein großer Liebhaber von Hunden?“
„Nee, ick mach' mir nich ville draus, aber Vater eßt se lieber als Schweinefleesch.“

HUGO & VAN EMMERIK, HAMBURG.

Unsere Handbücher für Passagiere werden auf Wunsch gratis zugesandt.

Regelmäßiger Passagierdienst zwischen

HAMBURG UND SCHOTTLAND.

Von HAMBURG nach LEITH jeden Montag und Freitag vermittels der bekannten Schnelldampfer dieser Linie „Breslau“, „Coblenz“, Vienna“, „Weimar“ etc. der „The Leith“, Hull and Hamburg Steam Packet Company Limited“.

Überfahrt einschließlich Beköstigung: I. Kajütte Hamburg—Leith £ 2.10, Retourbillett £ 4.4, gültig bis Ablauf des Kalenderjahres; Durchbillette nach Glasgow mit entsprechender Erhöhung. — Fahrtdauer 35—40 Stunden.

Vorzügliche Gelegenheit für Passagiere zum Besuche SCHOTTLANDS, zumal die Verbindung von Leith nach den Handelszentren Schottlands und Nord-Englands, eine gleich bequeme und gute als nach den verschiedenen Plätzen des Hochlandes ist.

Rundreisebillette zum Besuche der schottischen Hochlande.

Näheres hierüber ist aus einem gratis bei uns zu erhal enden Handbuche zu ersehen.

Ausgezeichnete Verbindung für Güter nach allen Plätzen Schottlands und Irlands.

Von HAMBURG für Waren jeden Montag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend nach Leith, jeden Sonnabend nach DUNDEE direkt, jeden Mittwoch und Sonnabend nach GRANGEMOUTH (Glasgow); nach GREENOCK direkt nach Bedarf.

Weitere Auskunft, betreffend Überfahrt und Fracht, erteilen **Hugo & van Emmerik, Zippelhaus 4, Hamburg 8.**

Digitized by Google

L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius) Berlin SW. 68, Zimmerstrasse 94.

Heiderauschen.

Preis Mark 5.—. Märkische Gedichte von Paul Risch.

Mit Illustrationen von Willy Obronski.

Die „Vossische Zeitung" schreibt: „Aus dem reichen Schatze märkischer Sagen hat der Verfasser die schönsten und interessantesten herausgegriffen und in wohlklingende Reime gekleidet, dann wendet er sich aber auch den Ereignissen der neuen Zeit zu, gedenkt des Jahres 1870 und läßt seine Stimme als Herold des regierenden Kaisers erklingen.

Der Berliner „Lokal-Anzeiger" schreibt: „Die Liebe zur engeren Heimat wurzelt auch in unserem Gemüt und ist die Wurzel des alle deutschen Stämme umfassenden Nationalgefühls. Diese Heimatliebe findet in den Gedichten und Gesängen des vorliegenden Buches beredten Ausdruck. Die Verse sind gehaltvoll und zeugen von einem tüchtigen Talent. Der Verleger hat das Buch mit Geschmack ausgestattet."

Das „Berliner Tageblatt" schreibt: „In seiner Gedichtsammlung ‚Heiderauschen' bringt Paul Risch eine Reihe guter mit warmem Gemüt geschriebener Gedichte, die alle die Schönheiten, die Eigenarten oder die Sagenstoffe der Mark Brandenburg besingen. Besonders glücklich ist der Dichter in den erzählenden Schöpfungen. Der Verlag L. Oehmigke - Berlin hat dem Buch eine kostbare Ausstattung und vortrefflichen Bilderschmuck (von Willy Obronski) gegeben.

Helene Lange **Schillers philosophische Gedichte.** Eine Einführung in ihre Grundgedanken. Zweite durchgearbeitete Auflage.

Preis geheftet Mark 1,60, eleg. gebunden Mark 2,50.

H. Jantzen sagt über das Buch in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" vom 25. Oktober 1904:

„Es ist eigentlich recht schade, daß ein so tüchtiges und brauchbares Büchlein achtzehn langer Jahre bedurfte, um eine zweite Auflage zu erleben; denn es ist sehr geeignet, weitere Kreise für das Verständnis der schwierigeren Gedichte Schillers empfänglich zu machen und ihnen den Weg zu dem Dichter zu weisen, der gar nicht so schwer ist, wie man gemeinhin glaubt. Die Verfasserin zeigt, daß man auch ohne allzugroße Vertiefung in philosophische und ästhetische Probleme dem Dichter so folgen kann, daß man ihn versteht und an seinen Werken Genuß findet. Das Buch ist für die gebildete Allgemeinheit des Volkes, dem entspricht denn auch die Darstellung, die überall leicht verständlich, glatt und einfach ist und entbehrliche Einzelheiten und gelehrte Grübeleien absichtlich übergeht. Wir wünschen der zweiten Auflage mehr Glück, als der ersten beschieden war, und möchten das Buch insbesondere auch als Lektüre für Schüler und Schülerinnen der obersten Klassen empfehlen."

L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius) Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Michael Servetus

Ein Trauerspiel

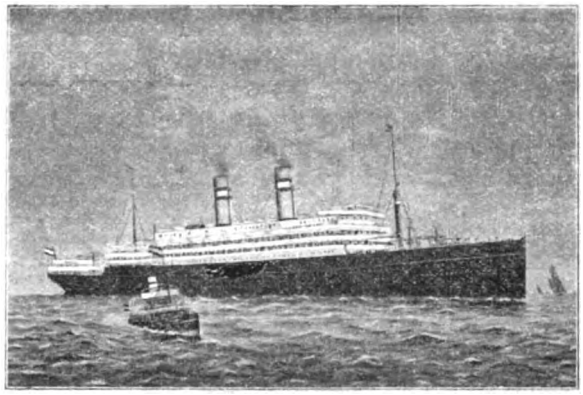
Preis M. 3.—. von Preis M. 3.—.

Richard Paasch.

Der spanische Arzt Michael Servetus, der im Jahre 1553 im Kampf für seine Weltanschauung der Unduldsamkeit Calvins zum Opfer fiel, steht heutigem Empfinden ganz besonders nahe. Aber auch die berüchtigte Tat des Reformators erscheint uns in der Beleuchtung, die ihr Richard Paasch in seiner Dichtung zu teil werden läßt, menschlicher und verständlicher. Das Trauerspiel Michael Servetus, dramatisch bewegt und reich an poetischen Schönheiten, verdient auch wegen seiner auf gründlichem Studium fußenden Schilderung der Ort- und Zeitverhältnisse allseitige Beachtung. Das Werk ist von Literatur- und politischen Zeitungen auf das Eingehendste besprochen und warm empfohlen worden, auch wurde häufig der Wunsch ausgesprochen, daß das Werk der Bühne zugängig gemacht werde, ein Wunsch, der angesichts dessen, was heutzutage die deutsche Bühne verunziert, nur zu gerecht erscheint. Richard Paasch hat sich im „Servetus" als sehr ernst zu nehmender Dramatiker erwiesen, wir sehen seinen ferneren Veröffentlichungen mit großem Interesse entgegen.

» Jede Buchhandlung ist imstande, das Buch zur Ansicht vorzulegen. «

Digitized by Google



Holland-Amerika Linie

Königlich Niederländische Postdampfschiffahrt zwischen

ROTTERDAM und NEW YORK

über

BOULOGNE sur MER

(3½ Stunden von Paris und London).

Doppelschraubendampfer:

„NIEUW-AMSTERDAM", 17,250 Tonnen.

„STATENDAM"	„POTSDAM"	„RYNDAM"	„NOORDAM"
10 491 Tonnen.	12 606 Tonnen.	12 527 Tonnen.	12 531 Tonnen.

Sämtliche Dampfer sind mit Einrichtungen für drahtlose Telegraphie (System Marconi) und mit Unterwasser-Schall-Apparaten versehen.

Doppelschraubendampfer „ROTTERDAM", 24,170 Register-Tonnen, 37 190 Tonnen Wasserverdrängung, im Bau.

Wegen Auskunft wende man sich an die **Holland-Amerika Linie** in

Rotterdam, Wilhelminakade. Telegramme: **Americano**
Amsterdam, Damrak 23 . **Americano**
Haag { Crans & Co., Groenmarkt 23. Telegramme: **Crans**
Eykensluyters & Tromp, Anna Paulownastraat 11
Telegramme: **Eykensluyters,** Paulownastraat
Boulogne-sur-Mer, Rue des Ecoles 32 bis Telegr.: **Nasm**
Paris, Rue Scribe 4 Telegramme: **Nasm**
Berlin, Unter den Linden 6 . **Cabinticket.**
Dresden, Christianstrasse 31 . **Americanos**
Leipzig, Blücherstrasse 15 . **Americano**
Wien, IV Wiedener Gürtel 16 . **Nasm**
Genf, Grand Quai 24 . **Nasm**
New York, Broadway 39 . **Netherland.**
Chicago Jlls., Dearborn Street 69 . **Netherland.**

oder an ihre bevollmächtigten Agenten.

Digitized by Google

Die „NEUE REVUE“

ist eine völlig unabhängige Zeitschrift, die allen Kulturinteressen und einem kräftigen politischen Aufschwung des deutschen Volkes im Innern wie nach außen dienen will.

Inhalt des zweiten Januar-Heftes:

* * * Harden und sein Prozeß. — Victor Fuchs, Kolonialpolitik. — v. Woinovich, Radetzky. — Christian Morgenstern, Im Bozener Batzenhäusl. — Rudolf Gottschall, Die Führer des jungen Deutschland. — Honoré de Balzac, Die Gattin des Connétable. Übers. von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. — Walter Behrend, Heinrich Mann, ein Künstlerproblem. — Georg Hermann, Henriette Jacoby, (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)

Rundschau:

Pluto, Finanzpolitische Rundschau. Eberhard Schalden, „Wissenschaftlich“ und „Populär“. Ignotus, Die Kartellfrage in Österreich. — Der moderne Staatsanwalt. — Max Messer, Eine gestohlene Novelle. — Revue der Revuen.

Inhalt des ersten Februar-Heftes:

Wilhelm Cremer, Der Feminismus der Amerikaner. — Bamberger, Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen. — S. v. H., Über die Grenzen der Staatsanwaltschaft. — Emil Kolben, Aus Thomas Alva Edisons Werkstatt, illustriert. — Heinrich Mann, Der Tyrann. — Josef Adolf Bondy, Kaiser Karls Geisel. — Fritz Wolff, Schlesien. — Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)

Rundschau:

Pluto, Finanzpolitische Rundschau. — Eine Erklärung des „Berliner Tageblatts“. — Paul Stauber, Goldmarks „Wintermärchen“. — Paul Westheim, Zahltag. — Revue der Revuen.

Inhalt des zweiten Februar-Heftes:

Ph. Stauff, Kindersterblichkeit und Zentrumspolitik in Bayern. — Albrecht Wirth, Parteien. — Ludwig von Hatvany, Taines Briefe. — Gustav Wied, Im Familienhause. — Richard Batka, Eine Komposition Franz Grillparzers (Noten und Text). — Paul Westheim, Historische Plakatkunst (illustriert). — Fritz Wolff, Von britischer und deutscher Kunst. — Georg Hermann, Henriette Jacoby. (Jettchen Geberts Ehegeschichte. Roman. Fortsetzung.)

Rundschau:

Pluto, Finanzpolitische Rundschau. — Max Hochdorf, Das Wunder der Mimi Aguglia. — Revue der Revuen.

Digitized by Google

Die Finanz-Chronik

Wochenschrift für finanzielle und wirtschaftliche Interessen.

■ Begründet 1895 ■

HAUPT-BUREAU: **LONDON E. C.** 38, Coleman Street.

Telegramm-Adresse: TREUHAND LONDON.

Gen.-Repräsentanz für Deutschland: Reichmann & Co., G. m. b. H.
Berliner Bureau: W. 9, Potsdamerstraße 127/128.
Fernspr.: VI, 6336. — Telegr.-Adresse: Seguridad Berlin.

Die reichhaltigste, gediegenste, völlig unabhängige Revue des wirtschaftlichen Lebens.

Unentbehrlich für jeden Bankier, Privatkapitalisten, Industriellen, Großkaufmann, Politiker usw. usw.

Bezugspreis M. 20.— im Jahr frei ins Haus. Erscheint jeden Sonnabend.
Probenummern postfrei von der Geschäftsstelle.

Unter Deutschen im Auslande weitestverbreitete Zeitschrift.

Anzeigen von sicherster Wirkung.

Aussenseite 550 M. (£ 27), Innenseiten 450 M. (£ 22)
Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile 1 Mark (1 s.).

Agenturen an allen bedeutenden Plätzen der Welt.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064054495

Digitized by Google

Digitized by Google